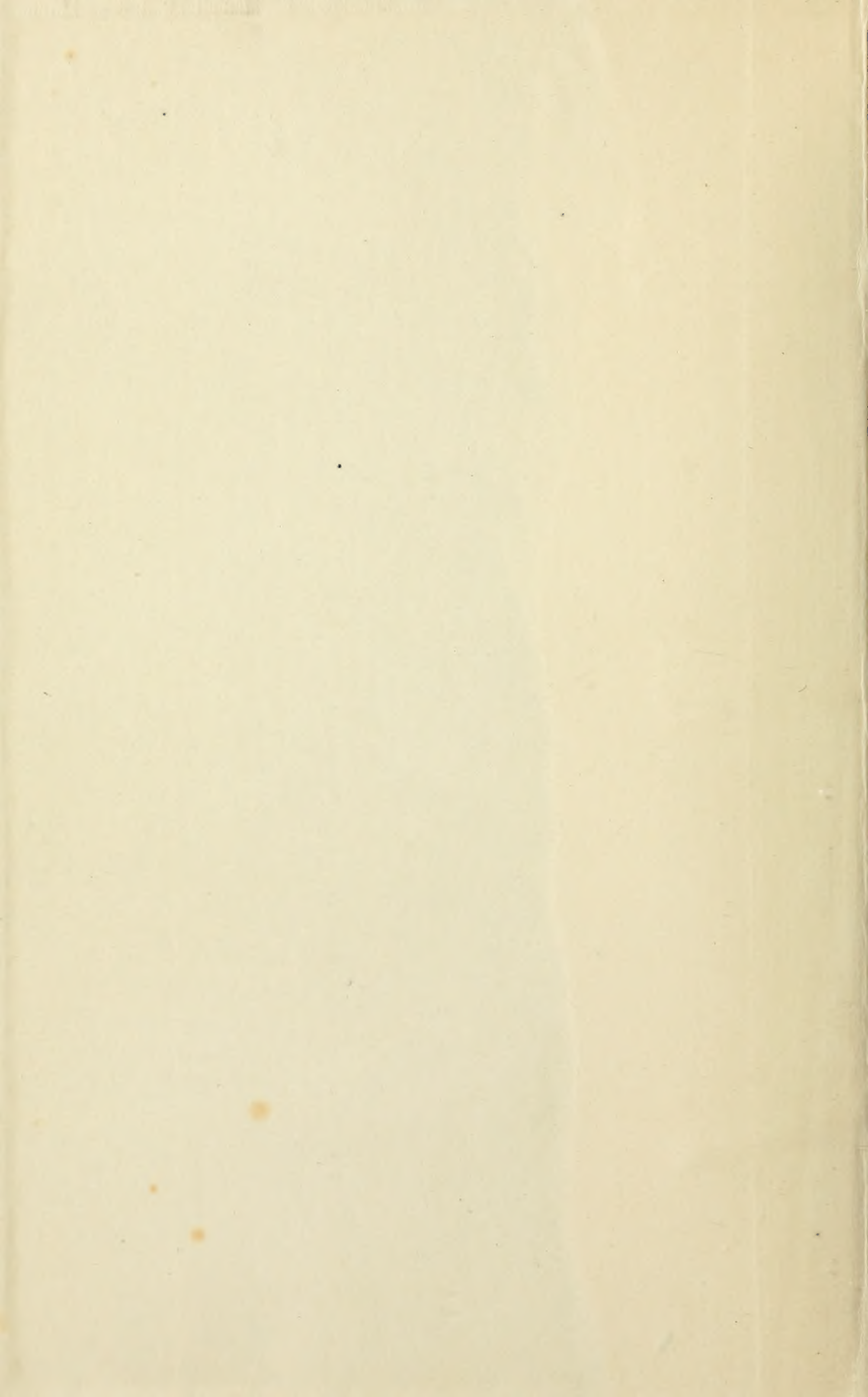
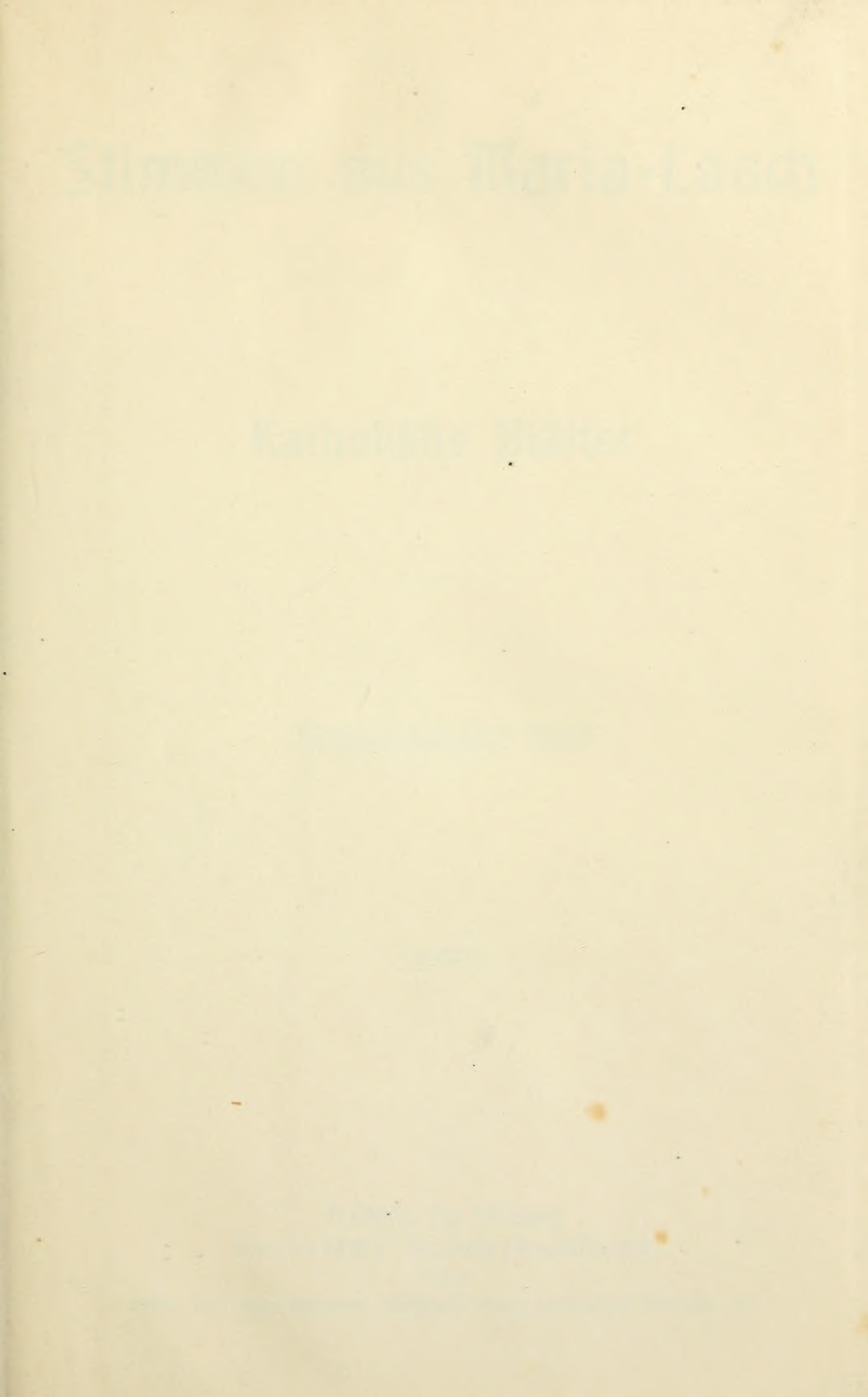
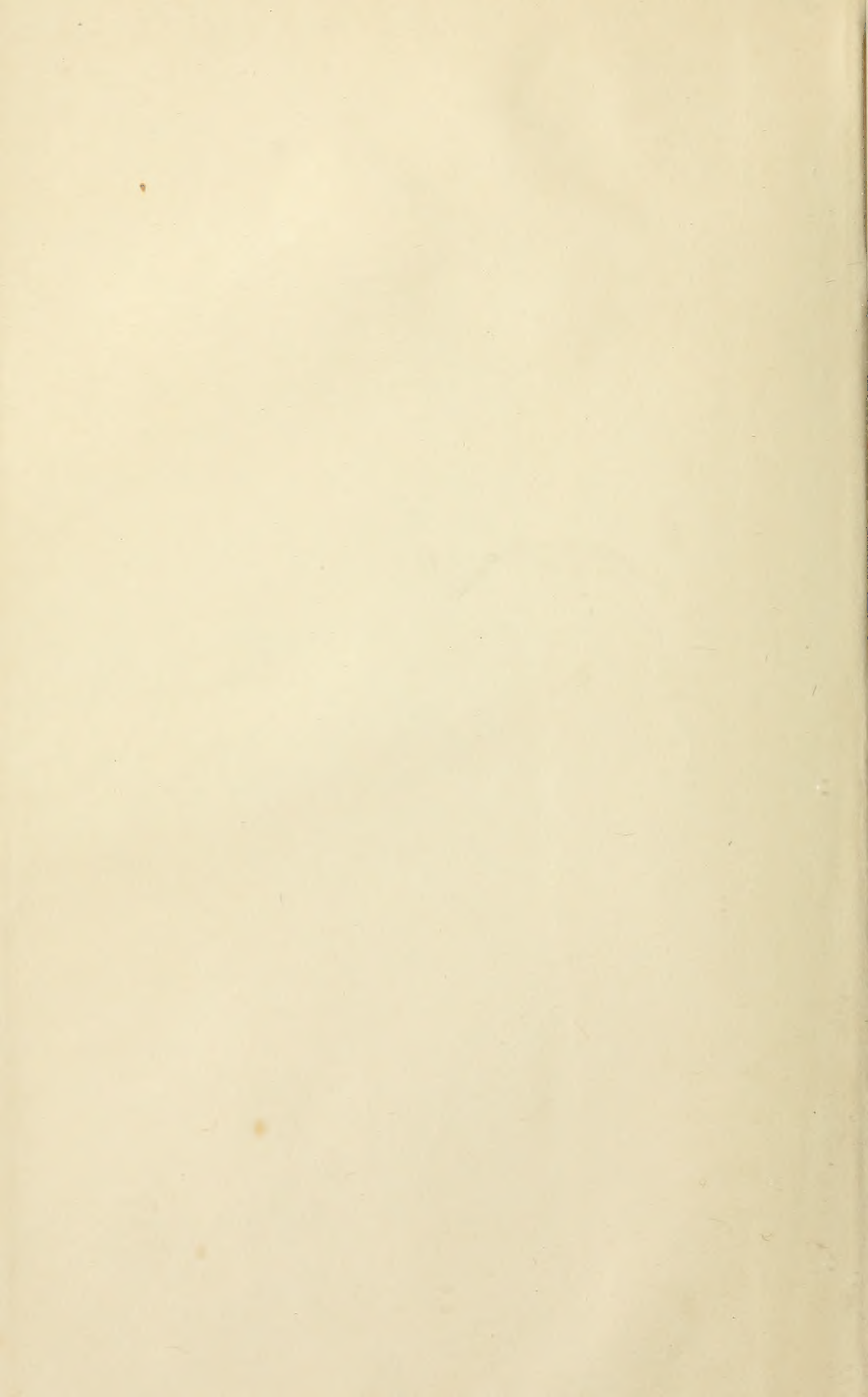
Stimmen aus Maria-Laach

Jahrgang 1913

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung







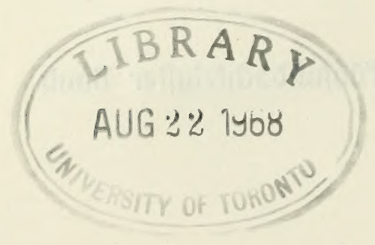
Stimmen aus Maria-Laach

Katholische Blätter

Fünfundachtzigster Band

□□□

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung
1913
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Inhalt des fünfundachtzigsten Bandes.

Miszellen.

Verzeichnis der beigegebenen Abbildungen.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Kirchenmusikalische Fragen der Gegenwart.

Extreme rufen die entgegengesetzten Extreme wach. Das gilt in der moralischen Ordnung ebenso wie in der physischen. Je weiter man ein Pendel nach der einen Seite zieht, um so weiter schlägt es nach der andern aus. Der Überspannung folgt eine entsprechende Entspannung, der Überanstrengung eine Übermüdung, der lebhaften Aktion eine Reaktion; der Skrupulant fällt leicht in Gewissenlosigkeit, ein aufrichtig Bekehrter ohne feste und kluge Leitung leicht in ein Übermaß von Frömmigkeitsübungen.

Sind nicht auch die Ideale Extreme? In sich ja gewiß nicht, denn Ideale sind Vollkommenheiten, Extreme Unvollkommenheiten. Kann es aber nicht kommen, daß das rücksichtslose Verfolgen eines Ideals unter harten Widerständen und tief wurzelnden Gewohnheiten wirklich zum Extrem wird? Deckt sich das theoretische Ideal immer und überall mit dem praktischen? Ist nicht die Erfahrung von Jahrhunderten in dem Satz, daß das Beste oft ein Feind des Guten sei?

Die Fragen sind längst beantwortet, von der Lehrmeisterin Geschichte sowohl wie von persönlichen Enttäuschungen hier und dort. Man wird also vorsichtig sein müssen gegenüber den Idealen und darf nicht blind darauf losstürzen; man hat zu untersuchen, was augenblicklich erreichbar ist, und ob die Schultern auch stark genug sind, die Last, die man ihnen aufbürden will, bis zum Ziel des Weges zu tragen. Mancher schon ist auf halbem Wege zusammengebrochen, weil er zu schwere und hohe Ideale trug, weil er seine Kräfte nicht kannte und nicht die Kräfte derer, denen er Lehrer und Führer sein wollte. Er hat das Größte nicht erreicht, das er wollte, und nicht das Große, das er sollte. Der Eifer darf nie aus dem Hause gehen, ohne an der einen Hand die gütige, wohlwollende Liebe, an der andern die weise berechnende Klugheit zu führen.

Ein solch übereifriges Idealstreben ruft dann, wenn es auch in die Interessensphären anderer eingreift, meist einen heftigen Widerstand hervor, der sich ebenso tief unter der erreichbaren Mitte festklammern möchte, als der Idealist nach oben zieht. Und so wird es dann der Fall sein, daß von den zwei streitenden Parteien keine ganz recht hat, daß die eine ebenso

zu weit geht im Bindungsbestreben, wie die andere im Freiheitsdrang. Wer sich da nicht einmischt in der Parteien Kampf, sondern ruhig Gründe und Gegengründe abwägt, dürfte dem praktischen Ideal am nächsten kommen.

Vielleicht ist das auch der beste Weg, um über die kirchenmusikalische Frage, die neuerdings in Fachkreisen wieder stark entbrennt, klar zu werden. Wir wollen zwischen den Parteien stehen und einzig das Gewicht der Gründe gelten lassen.

Dem stillen Beobachter der kirchenmusikalischen Reformbewegung konnte es nicht entgehen, daß dieselbe, so verdienstlich und notwendig sie auch war, in den letzten Jahrzehnten ganz gegen die Intention ihres Begründers Dr Witt, eine stark extreme Richtung genommen hat, die in ihrer Konsequenz jeden künstlerischen Fortschritt unterbinden und der Kirche den Ehrentitel einer Förderin — nicht bloß Pflegerin — der Künste rauben müßte. Ambros Kienle O. S. B. hat in dem seinerzeit viel besprochenen und mit vielen oberhirtlichen Empfehlungen versehenen Buche „Maß und Milde in kirchenmusikalischen Dingen" (Freiburg 1901, Herder) mit allem Ernste darauf hingewiesen und auch die Reaktion bereits vorausverkündet, die in den letzten Jahren sich immer mehr und mehr bemerkbar macht. „Ein gewisser Rückschlag in der ganzen reformatorischen Bewegung wird menschlicherweise nicht ausbleiben können, und die stark angestrengten Fibern werden nachlassen. Das liegt in der Natur der Dinge. . . . Es handelt sich bei der sichtlich eingetretenen Ermattung darum, ob die Schwenkung zum Rubrizistischen, Rigoristischen und Archäologischen bleibt oder ob man besseres, tieferes Fahrwasser wiederfindet."

Wir möchten, indem wir dieses Buch zitieren, durchaus nicht alles unterschreiben, was darin steht, besonders, da das berühmte Motuproprio vom 22. November 1903 über manche damals noch unklare Fragen Licht verbreitet hat. Insbesondere haben wir keine Veranlassung, uns auf rubrizistische Streitpunkte einzulassen, und auch die praktisch-musikalischen Fragen möchten wir nur soweit berühren, als sie augenblicklich allgemeineres Interesse beanspruchen können. Die Leser brauchen nicht zu fürchten, daß wir sie in die tiefen Schächte der Fachwissenschaft geleiten wollen; unser Weg soll ein leichterer und angenehmerer sein. Daß wir uns in allem an die von der Kirche gegebenen Weisungen halten, dürfte sich von selbst verstehen, aber die Freiheit, die sie läßt, wollen wir nicht einengen, sondern in ihrem vollen Umfang zu erkennen suchen.

I. Choral.

Die eigentliche Musik der Kirche, mit der Liturgie unzertrennlich verbunden, ist der gregorianische Choral. Er ist das glitzernde Juwelengeschmeide, das funkelnde Prachtgewand, in dem sie ihre Feste feiert. Seine Herkunft ist in starkes Dunkel gehüllt und alle Bemühungen, seine Genealogie festzustellen und seinen Entwicklungsgang aufzudecken, haben nur wenige Fragmente des Grundrisses zutage gefördert, die uns einen weiten, leider nur allzu weiten Spielraum für vage Vermutungen und subjektive Rekonstruktionsversuche lassen. Das sieht man seiner Physiognomie an, daß griechisch-jüdisches Blut in seinen Adern fließt; geschichtliche Quellen wissen auch zu berichten, daß an seiner Erziehung die Jahrhunderte viel gearbeitet aber auch viel gefehlt haben, wenngleich eine gewisse heilige Scheu vor seinem ehrwürdigen Alter und seiner unvergleichlich hohen Bestimmung allzu einschneidende Maßnahmen und ein rücksichtsloses Aufdrängen des Zeitkolorites verhindern mochten. Aber all die stürmischen Fragen über Zusammenhänge von früher und später, die sich auf unsere Lippen drängen, bleiben unbeantwortet; überall finden wir Grenzen und verschlossene Türen. Wie viel Menschengeist wurde schon geopfert bei den Versuchen, jene geheimnisvollen Neumenrätsel zu entziffern, die uns aus den literarischen Denkmälern des ersten Jahrtausends anstarren! Vielleicht glückt es unserem historisch so stark interessierten Zeitalter, das Dunkel zu lichten und die Schlüssel zu finden zur Urgeschichte des Chorals. Für uns und unsere praktischen Zwecke ist sie gleichgültig; wir brauchen die frühen Jahrhunderte nicht aufzurütteln aus ihrem tiefen Schlaf.

Es war gerade das Zeitalter der klassischen Polyphonie, also der Schluß des 16. und der Anfang des 17. Jahrhunderts, eine musikalisch sehr hochstehende Epoche, ein Gipfelpunkt der auf- und absteigenden Entwicklungssilhouette, wo man an der Redseligkeit des traditionellen Chorals keinen Gefallen mehr fand. Ein anderes Ideal war maßgebend geworden, das der palestrinensischen, an der Polyphonie großgezogenen Melodie mit ihrer wohlabgewogenen Prägnanz, ihrer Vorliebe für kleine Tonschritte, ihrer Scheu vor Dreiklangsfortschreitungen in der melodischen Linie. Diese palestrinensische Melodie ist für den traditionellen Choral das große Unglück geworden. Er mußte sich schließlich den immer dringender werdenden, auch von Kirchenfürsten und Päpsten unterstützten Forderungen der Zeit fügen, wollte er überhaupt noch in der Kirche zu Worte kommen. Er durfte nicht mehr sprechen, wie ihm ums Herz war, und mußte seinen

Gedankenreichtum in das enge, palestrinensische Schema bannen. Überall hat man ihm das Wort abgeschnitten, wo es noch nicht zu Ende war, und schien er einmal so recht ins Feuer zu kommen, ertönte allsogleich die strenge Glocke des Präsidenten und der gestrenge Befehl: „Bitte, zur Sache!"

So kam jene gekürzte Choralform zustande, die von Pius IX. und Leo XIII. als authentisch erklärt wurde, und die wir noch vor zehn Jahren in unsern Kirchen gehört hatten[1]. Niemand hätte gedacht, daß ihr Ende so unmittelbar bevorstünde trotz aller ungünstigen Diagnosen der Historiker.

Aber da kam Pius X. mit seinem starken Reformwillen und gab in seinem bereits erwähnten Motuproprio dem altehrwürdigen Choral wieder seine rechtmäßig ererbten und unbeschränkten Rechte zurück. Jetzt darf er wieder jubilieren, wie er es von alters her gewohnt war, und die ganze Fülle seiner Eingebungen über die Gläubigen ergießen. Das war das Ende jenes status violentus, den die frühere authentische Ausgabe darstellte.

Der Choral in seiner jetzigen wiedereroberten Form ist ein hohes Kunstwerk voll Glanz und Pracht, in seinen einfacheren Formen, wie den Psalmtönen, Hymnen, Vesperantiphonen voll stiller Größe. Daß nicht alle Gesänge auf derselben Höhe künstlerischer Vollendung stehen, ändert nicht die allgemeine Charakteristik. Der leise Goldglanz ravennatischer Mosaiken pocht an unsere Seele und läßt jene langen Prozessionen hoher, aszetischer Heiligengestalten einziehen, die ein drängendes Sehnen wecken nach Überirdischem und Ewigem. Wie ein leichter Engelreigen Fra Angelicos schweben jene zierlichen Notengruppen an unserem Ohre vorüber, wie der geheimnisvolle Klang weltentfernter Sphären. Selbst der Text ist entmaterialisiert; er hat seine Ansprüche auf Selbständigkeit überall dort aufgeben müssen, wo sie in Konflikt mit dem ruhigen Fluß der Melodie geraten wären[2].

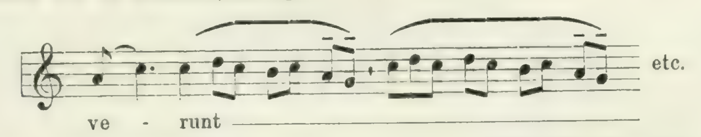
Eine der schönsten Eigenarten der choralischen Melodie ist die öftere eindringliche Wiederholung von Motiven, aus denen ein künstlerischer

---

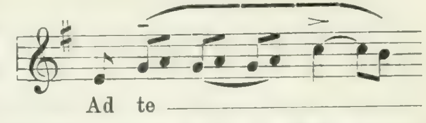
[1] Wer sich über die Geschichte dieser verwickelten und in manchen Punkten recht unerfreulichen Reform ausführlicher unterrichten will, möge die Artikel lesen, die sich darüber in den Bänden LXV und LXVI (1903—1904) dieser Zeitschrift finden, oder das große und bedeutungsvolle Werk des P. Raphael Molitor O. S. B. „Die nachtridentinische Choralreform" (2 Bde, 1901—1902), das den genannten Artikeln als Grundlage diente.

[2] Hier wäre in der vatikanischen Ausgabe noch vieles zu bessern; die Textunterlage ist oft so unnatürlich, daß auch der beste Vortrag ein unangenehmes Gefühl im Hörer nicht zu verhindern vermag.

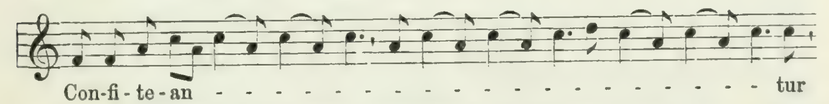
Vortrag zündendes Leben wecken muß, z. B. ordinaverunt aus dem Graduale des 2. Adventssonntags:



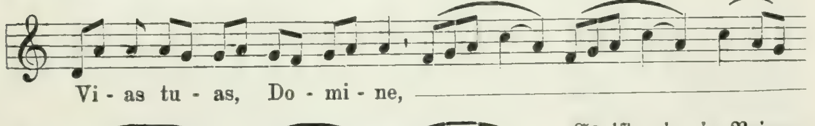
oder der Anfang des Offertoriums Ad te, Domine, levavi vom 1. Adventssonntag:

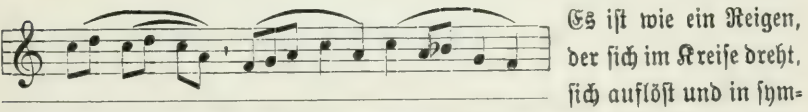


Das immer intensiver werdende Bemühen, das Herz zu Gott emporzuheben, könnte kaum markiger wiedergegeben werden, als es mit diesen wiederholten Notenpaaren geschieht. Was läßt sich ferner nicht alles machen aus jenem Auf- und Abwogen zwischen a und c im Versikel des Graduale vom 2. Sonntag nach Epiphanie:



Wenn ein Künstler mit seinem Zauberstab an solche Stellen rührt, dann sprudelt ein Quell klarsten, köstlichsten Wassers hervor. Dazu rauscht ein ganzes Meer latenter Harmonie seinen Wogengesang. Herrlich ist auch z. B. die Stelle im Graduale des 1. Adventssonntags:





Es ist wie ein Reigen, der sich im Kreise dreht, sich auflöst und in symmetrischer Ordnung wieder zusammentritt. Die moderne Musik hat dieses Kunstmittel der Motivwiederholung längst als eines ihrer wirksamsten in Anwendung. Die zuletzt notierte Stelle erinnert geradezu an Edvard Grieg[1], den großen norwegischen Lyriker:

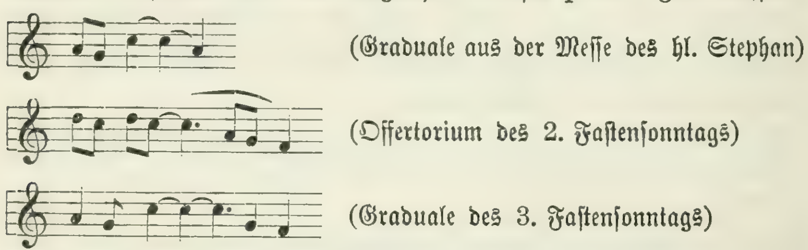


[1] Aus Opus 46. Peer Gynt, Suite I, 1. Morgenstimmung.

Noch sei kurz hingewiesen auf jene herrliche Motivwiederholung im letzten Kyrie der Missa de Angelis (in festis Duplicibus):



Eine weitere Eigentümlichkeit, die den traditionellen Choral vor dem früheren gekürzten auszeichnet, ist die Dehnung mancher Noten, die der Melodie einen ganz eigenartigen Reiz verleiht, wenn die Sänger es verstehen, das darin verborgene Leben zu wecken, sei es durch Steigern der Kraft oder durch Abschwächen, durch gleichmäßiges Schwebenlassen des Tones, durch Anhalten in starkem forte oder umgekehrt in leisem piano. Zum Beispiel:



(Graduale aus der Messe des hl. Stephan)

(Offertorium des 2. Fastensonntags)

(Graduale des 3. Fastensonntags)

Alles hängt bei solchen Stellen wieder von einem kunstvollen, von subjektiver Empfindung beseelten Vortrag ab, und ein bloßes Absingen der Noten würde beim Zuhörer dasselbe Gefühl wecken wie etwa der Anblick eines starren Leichnams. Anderseits ist die Gefahr eines affektierten Vortrags bei solchen und ähnlichen Stellen nicht zu leugnen, und nur ein feines Gefühl, wie es etwa die Beuroner Choralsolisten besitzen, wird die richtige Mitte zwischen Trockenheit und Affektiertheit finden.

Das sind alles Blüten der Choralmusik, die man um nichts missen möchte und die in ungeahnter Weise den uralten Choral mit der modernen Musik und ihrer „fließenden Melodie“ in Berührung bringen. Um so mehr empfindet man, daß gerade sie dem Beschneidemesser der Reformatoren des 17. Jahrhunderts zum Opfer fallen mußten. Es war nicht bloß die Sucht, zu kürzen, sondern auch das Bestreben, den Choral möglichst zu objektivieren und von allen subjektiven Akzidentien zu reinigen.

Ist also der Choral subjektiv? Gewiß nicht in allem. Aber solche Stellen, wie die mitgeteilten, die sich im Choral massenhaft finden, verdanken zweifellos einer sehr gesteigerten subjektiven Gemütsstimmung ihr Entstehen. Vieles am Choral ist dekorativ-ornamentale Musik, zierliche Girlanden, die um die Säulen des Textes geschlungen sind; vieles andere

ist lyrischer Natur, vom materiellen Wort losgelöst wie die Seele von den Gesetzen der Gravitation. Die Rede vom objektiven Choral sollte nicht mehr blindlings nachgesprochen werden. Fürchtet man etwa die Konsequenzen?[1]

Noch etwas hat der Choral durch die Pianische Restauration wiedergewonnen, was ihn unsern modernen Ohren mehr empfiehlt: jene klangvollen Melodieschritte zwischen Akkordtönen besonders in den langgedehnten melismatischen Ausläufen. Man vergleiche z. B. das blütenreiche Graduale Specie tua der Messe Dilexisti. Bei solchen Stellen liegt es oft nahe, an instrumentalen Ursprung zu denken. Wir möchten diesen Gedanken hier nur andeuten. Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß die kommende Forschung noch manches überraschende Resultat auch über die instrumentale Choralbegleitung der früheren Jahrhunderte, vielleicht sogar über instrumentale Zwischen- und Nachspiele zu tage fördern wird.

Somit haben wir allen Grund, uns über den vatikanischen Choral zu freuen und ihm alle Kirchen zu erschließen, von der weiträumigen Kathedrale bis zum schlichten Dorfkirchlein. Aber da legt sich auch schon ein düsterer Schatten über das Ideal. Die erfahrungsreiche Praxis erhebt sich und bittet ums Wort. Sie erzählt uns, wie sie sich gleich mit Feuereifer an die neue Aufgabe gemacht, keine Mühe und keinen Verdruß gescheut habe, das herrliche Ideal restlos zu verwirklichen. Aber von seltenen Ausnahmen abgesehen, habe sie kaum mehr erreicht als ein materielles Absingen der Noten; sie mit Geist und Leben zu erfüllen sei ihr nur gelungen, wo sie nicht nur empfängliche, sondern auch künstlerisch geschulte und empfindende Kräfte gefunden habe. Aber selbst dort sei sie beim Großteil der Zuhörer einer empfindlichen Interesselosigkeit begegnet.

Was sollen wir nun sagen? Dürfen wir alle diese Schwierigkeiten für eitel Einbildung halten?

Wir wissen selbst aus Erfahrung, daß gerade bei den feinsten und köstlichsten Kunstwerken der ästhetische Genuß von einem entsprechenden

---

[1] An sich ist jede Musik subjektiv, und eine Unterscheidung zwischen subjektiver und objektiver Musik kann nur relativen Sinn haben. Die Erfinder der gregorianischen Melodien würden sich sehr darüber wundern, daß wir in ihren Werken dekorative und lyrische Partien zu finden glauben. Allein vieles, was im Zeitalter der rein melodischen Musik die stärksten Empfindungsreize auslöste, dringt bei unserer durch die blendenden Reize der Harmonie etwas abgestumpften Empfindungsfähigkeit nur mehr in unser Ohr, nicht mehr in unser Herz; es wirkt nur mehr ein ähnliches ästhetisches Gefallen wie ein hübsches Rankenornament.

Einfühlungsvermögen und von einer künstlerischen Wiedergabe abhängt. Ein Dorforchester mag vielleicht alle Instrumente besetzen können und wird doch nie eine große Symphonie aufzuführen vermögen, ohne ein Zerrbild daraus zu machen. Solche Dilettantenkräfte müssen ihren Eifer an einfacheren Stücken erproben. Auch der Choral ist ein solches Kunstwerk, aus dessen Tiefen ein gewöhnlicher Chor nur Steine herausholt und kein Gold. Das leise, flüchtige Hingleiten über längere Notengruppen fordert eine Stimme, die nicht mehr auf der Erde schreitet, sondern darüber wegschwebt mit sanften Fittichen. Und nun hören wir unsere Durchschnittschöre! Aus dem ätherischen Engelreigen Fra Angelicos wird ein Wettgang mit polternden Schuhen, aus dem mysteriösen Klang weltentrückter Sphären eine holperige, rasselnde Kirmeßmusik, aus den feinen lyrischen Empfindungsergüssen ein ödes, einförmiges Tongeleier ohne Sinn. Wie soll ein solcher Choral Freunde finden! Da hilft alles Zureden nichts, und alle ästhetischen Einführungsversuche finden bei denen, die nicht aus den Noten selbst den inneren Geist herauslesen können, taube Ohren. Solche werden von ihrer Abneigung gegen den Choral erst dann geheilt werden, wenn sie einmal ein gutes Choralstück mustergültig vorgetragen hören. Mögen sie auch mit Musik modernster Art gesättigt sein, die weihevolle Choralmelodie wird ihnen dann tief in die Seele dringen.

Für diese Schwierigkeiten, die in dem hochkünstlerischen, zum Teil auch unserem modernen Ohr etwas fremdartigen Wesen des Chorals und in dem Dilettantencharakter unserer meisten Kirchenchöre begründet sind, läßt sich auch nicht leicht eine Abhilfe ausdenken, es sei denn das billige, unkünstlerische Rezitieren oder das Radikalmittel einer starken Kürzung und Beschneidung, die von praktischer Seite immer dringender in Vorschlag gebracht wird. Aber eine solche Kürzung gäbe dem Choral unfehlbar den Todesstoß. Es müßte dann gerade das Feinste am Choral weggeschnitten werden, da ja davon die großen praktischen Schwierigkeiten ausgehen. Möchte doch selbst Griesbacher[1] gerade „jene eigenartigen, klaviermäßigen Melismen", denen wir oben so großen lyrischen Gefühlsgehalt zugeschrieben haben, „auf ihren melodischen Grundgehalt" zusammengezogen wissen. Dann hätte man doch lieber gleich beim Alten bleiben oder doch den Gebrauch des früheren und neuen Chorals dem Belieben des Chorleiters überlassen können. Das Kürzen und Vereinfachen eines Kunstwerkes

[1] Kirchenmusikalische Formenlehre und Stilistik I, Regensburg 1912, 70.

nicht aus inneren, sondern aus äußeren Gründen ist unter allen Umständen eine widernatürliche Prozedur, die sich am Resultat rächen muß. Wenn man einen Baum beschneidet, dann opfert man gerne gerade die zartesten Triebe, weil man weiß, daß sie dann um so reicher und üppiger nachwachsen; ein beschnittenes Kunstwerk bleibt verstümmelt. Also lieber etwas ganz Neues!

Will man aber überhaupt einmal einen beschnittenen Choral gelten lassen, dann hat man kein Recht, Steine zu werfen auf die Choralreformatoren des 17. Jahrhunderts. Die haben ihre Sache gar nicht so schlecht gemacht, wie manche Choraltheoretiker klagen.

So hat man es übel genommen, daß diese Reform von Musikern ausgegangen ist, nicht von Historikern. Aber wer ist denn geeigneter, die Bedürfnisse einer Zeit, die praktischen Schwierigkeiten, die ästhetischen Unvollkommenheiten eines Gesanges herauszufinden, als der praktische Musiker? Darum: wollen wir den traditionellen Choral, dann gehen wir zum Historiker; wollen wir einen praktisch ausführbaren, dann klopfen wir an der Tür nebenan, beim ausübenden Musiker. Die damalige Reform wollte aber das letztere. Und ist es denn so schlimm, daß dieselbe besonders auf eine sinn- und akzentgemäße Textwiedergabe sah, daß sie den melodischen Reim nicht immer als wortgetreue Wiederholung derselben Melodiephrase verstand, sondern mit künstlerischer Freiheit waltete, daß sie ein und dieselbe Melodie, wo sie öfters auftrat, mäßig variierte, daß sie ein stärkeres Gewicht auf Tonalität legte? Wir könnten es niemand verargen, der in diesen Punkten gerade Vorzüge, wirklich künstlerische Reformen erblickte. Wir wollen aber den früheren Choral nicht mehr weiter in seiner Grabesruhe stören, und da wir ihn auch nicht in allem loben möchten, wenigstens schweigen. De mortuis nil nisi bene. Indirekt hat er ja genug mit bekommen.

Nun hätten wir noch ein Wort zu sprechen über Choralbegleitung, eine Frage, die in den letzten Monaten manchen bajuwarischen Waffengang veranlaßt hat. Wir müssen offen gestehen, daß uns der Choral unbegleitet am schönsten scheint. Nur so kann die latente Harmonie mit ihren Zauberfingern die ganze Fülle ihrer geheimnisvollen Stimmungen aus dem Saitenspiel unseres Gemütes hervorlocken; durch eine materielle Begleitung wird diese ungleich feinere, vergeistigte Harmonie völlig erstickt. Wer würde es nicht als eine rohe Materialisation, als eine Profanation des herrlichen Exultet empfinden, wollte man Stellen wie:



mit dem Bleigewicht einer Orgelbegleitung belasten. P. Ambros Kienle O.S.B. hat uns in seinem Briefe an Raimund Schlecht (mitgeteilt im Septemberheft 1911 der Musica Sacra) ganz aus der Seele gesprochen, wenn er schreibt: „Alte Melodien, die wir immer ohne Orgel singen, haben eine sehr eigentümliche tiefe Farbe erhalten, die ich nur zu empfinden, nicht zu schildern weiß."

Aber wie die Dinge nun einmal liegen, müssen wir uns praktisch mit einer Orgelbegleitung abfinden. Daß eine solche nicht mit plumpen Füßen der leichtbeschwingten Melodie nachhumpeln und jeden Ton mit einem neuen Akkord versehen darf, ist heute kein Streitpunkt mehr. Welches Akkordmaterial kommt aber in Betracht? Nur leitereigene, d. h. aus den Tönen der betreffenden Kirchentonartskala gebildete Dreiklangsharmonien, oder auch dissonierende Vierklänge oder gar chromatische, d. h. mit Hilfe von nichtleitereigenen Halbtonstufen gebildete Akkorde? Das ist die Frage, um deren Lösung man sich hin und her streitet. Griesbacher und Dr Möhler treten entschieden für eine chromatische Begleitung ein, ebenso Professor Springer, der früher den rigorosesten, aber in der Richtung nach dem Strengen hin einzig konsequenten Standpunkt verteidigt hatte. Und in der Tat, wer einmal unserem modernen Ohr zuliebe in den Abschlüssen chromatische Töne einschmuggelt oder gar die palestrinensische Chromatik erlauben will, hat bereits sein Prinzip auf die schiefe Ebene gestellt und seinen Gründen die Stoßkraft entzogen. Dem Samson sind die Haarlocken abgeschnitten. Ein bloßes Behaupten und Fordern von seiten einer althergebrachten Theorie imponiert heutzutage niemand mehr. Unser kritisches Zeitalter fordert Beweise, die es nötigenfalls sogar unterm Mikroskop besieht. Das ist ihr gutes Recht.

Daß eine chromatische Choralbegleitung kein liturgisches Unrecht in sich schließt, wird selbst von der Partei der Strengeren zugestanden. War doch selbst die Choralmelodie im ersten Jahrtausend stark chromatisch[1]. Mit

[1] Das Chroma wurde später ausgemerzt nicht etwa aus ästhetischen oder liturgischen Gründen, sondern aus rein äußerlichen Notwendigkeiten, nämlich infolge der allmählichen Ausbildung der Tonartenlehre und des Guidonischen Liniensystems, in dem man die außerhalb der Leiter liegenden kleineren Tonschritte nicht zu fixieren wußte (vgl. Wagner, Elemente des gregorianischen Chorals, Regensburg 1909, 82 ff 97). Doch finden sich auch jetzt noch unter dem Schleier einer Transposition manche es und fis (ebd. S. 100—102).

Recht schreibt darum Dr Gmelch (Musica Sacra, Oktober 1911): „Da nun ... der Choral in früheren Zeiten chromatisches Gepräge hatte, in den Vierteltonstufen als selbständige Tonstufen sogar hochchromatisch war, darf die gesamte Kirchenmusik das Chroma in weitem Umfange benützen. Wir brauchen nicht strenger zu sein als das erste christliche Jahrtausend.“ Somit können wir der Frage nur von der künstlerischen, ästhetischen Seite her beikommen.

Da sagt man, es würde der Charakter der Kirchentonarten verwischt, wenn man in die Begleitung Töne einführe, die in der Melodie nicht grundgelegt seien. Der Charakter der Kirchentonarten ist aber im neuen Choral ohnehin nicht so streng gewahrt wie im früheren, und daß eine Begleitung nur die Töne der melodiebildenden Tonleiter haben dürfe, wird durch die eklatantesten Beispiele aus den Schätzen der klassischen Komposition widerlegt. Übrigens wird auch unser Dur- und Moll-Charakter durch chromatische Begleitung nicht unkenntlich gemacht. Man mag das Lied „Großer Gott, wir loben dich“ oder „Mein Zuflucht alleine“ noch so chromatisch begleiten, es wird über den Dur-Charakter des ersteren und über den Moll-Charakter des letzteren kein Zweifel aufkommen können.

Es soll ferner die Einheit des Kunstwerkes gestört sein, wie wenn etwa bei einem Gemälde die eine oder andere Figur archaisch streng, die übrigen modern gehalten seien. Allein der Vergleich paßt sehr schlecht für das Verhältnis von Melodie und Harmonie, die zwei ganz verschiedene Dinge sind und nach ganz verschiedenen Gesetzen behandelt werden müssen. Wenn z. B. bei einem Choral-Kredo die eine Hälfte diatonisch komponiert wäre, die andere chromatisch, dann könnte man einen solchen Vergleich hinnehmen. Im übrigen müßte eine solche Störung der künstlerischen Einheit von jedem feinfühligen Musiker empfunden werden, auch wenn er von der Geschichte des Chorals nichts weiß. Auf eine Probe käme es an. Wir sind freilich der Überzeugung, daß sie zu gunsten der Chromatiker ausfallen würde. Die historischen Assoziationen sind ein großes Hemmnis für ein unparteiisches Urteil. Will man aber nun einmal absolut historisch denken, dann ist die Einheit des Kunstwerkes durch jede Art von Begleitung gestört; denn als der Choral entstand, gab es auch noch keine diatonische Begleitung; jede bedeutet einen Anachronismus, wie Dr Haberl mit Recht hervorhob.

Aber besitzt die Chromatik mit ihrem weichen Charakter jene Monumentalität, die der Kirchenmusik ebenso eigen sein soll wie der bildenden

Kunst? Kehrt man nicht auch in der kirchlichen Malerei, nachdem man mit fein abgestuften Farben keine guten Erfahrungen gemacht hat, wieder zu einfachen, kräftigen Farbflächen, zum scharfen Betonen des Konturs zurück, womit sich in der Harmonie sehr gut die einfachen Dreiklangskombinationen vergleichen ließen?

Der Chromatik kann man nicht ohne weiteres weichen Charakter zusprechen. Sie ist ein indifferentes Kunstmittel, für den Ausdruck zartester Weichheit ebenso geeignet wie für herbe Energie. Wer möchte Max Regers hochchromatische Kompositionsweise weich nennen! Der Grund, warum man bei der kirchlichen Malerei wieder mehr auf kräftige Umrisse sieht als auf fein differenzierte Farbe ist das Dienstverhältnis, in dem die Malerei zur Architektur stehen und deren Charakter an sich tragen soll, ferner der Umstand, daß in einem großen Raume feinere Farbendifferenzen doch nicht wahrgenommen werden können und darum überflüssig sind. Nicht allein für Kirchen, sondern für alle großen Räume empfiehlt sich darum eine vereinfachte, durch starke Umrisse wirkende Malerei. Wer möchte aber behaupten, daß Chromatik auch für große Konzertsäle unpassend sei?

Daß der neue Choral stark subjektiv gefärbt ist, haben wir bereits hervorgehoben. Damit fällt aber auch der Einwand, daß für den objektiven Choral die Chromatik ein zu subjektives Begleitungsmittel sei. Man kann vielmehr sagen, gerade weil sie ein subjektives Begleitungsmittel sei, darum sei sie so geeignet, alle jene Gefühlsnuancen wenigstens einigermaßen zum Ausdruck zu bringen, die in den vielen lyrischen Passagen verborgen sind. Reine Dreiklangsharmonien dürften hierzu kaum ausreichen. Einen gewissen Grad von Subjektivität hat übrigens jede Begleitungsart, denn auch beim diatonischen Verfahren sind die Wahlmöglichkeiten noch groß genug.

Hat also Griesbacher recht, wenn er (Stilistik I S. 86) die Forderung stellt, die Choralbegleitung müsse in modernster Chromatik ausgeführt sein, solle das mysteriöse Wesen der Melodie voll und ganz enthüllt werden? Da möchten wir vor allem nochmals darauf hinweisen, daß uns keine Begleitungsart das mysteriöse Wesen der Choralmelodie voll und ganz zu erschließen vermag. Was ist ferner modernste Chromatik? Die eines Strauß, eines Delius, eines Debussy, eines Schönberg? Versteht Griesbacher unter modernster Chromatik das abstrakte Mittel, dann können wir ihm unter obigem Vorbehalt nicht unrecht geben, möchten aber darauf hinweisen, daß es eine „modernste" Chromatik in diesem Sinne nicht gibt,

da das abstrakte Mittel, die unbeschränkte Zahl aller möglichen Halbtonstufen und jede mögliche Enharmonik, schon längst fertig vorliegt und auch von den modernsten Komponisten keine Bereicherung mehr erfuhr. Versteht er die Art und Weise, *wie* diese Modernsten das Kunstmittel handhaben, dann sagen wir: nein. Diese Kunst, die fast lediglich mehr auf das Charakteristische ausgeht und auf alle Schönheit und allen Wohlklang am liebsten ganz verzichten möchte, deren Bestreben es ist, auch die krankhaftesten psychopathischen Stimmungen aus der Seele des Komponisten in die Seele des Zuhörers zu projizieren, kann für den Choral nicht in Betracht kommen. Der von solchen Zwecken um eine ganze Weltweite entfernte Zweck der kirchlichen Musik erfordert auch eine ganz andere Handhabung der Mittel. Wenn wir aber das Kunstmittel, in sich genommen, nicht abweisen, so tun wir das deshalb nicht, weil sich aus ihm nach unserer Überzeugung bei dem fast unendlichen Reichtum von Ausdrucksmöglichkeiten Schönes und Erhabenes bilden läßt, wenn kirchlicher Geist und starke Begabung sich in einer Künstlerseele einen. Wem aber der Puls einer solchen Künstlerseele nicht schlägt, der wage es nicht, die Harfensaiten der Chromatik zu rühren; der Genius der Kunst würde trauernd sein Haupt verhüllen und St Cäcilia aus dem Gotteshaus flüchten. Ein Maler mag mit ganz denselben Farbmitteln ein Bild voll leuchtender Pracht hervorzaubern, mit denen ein anderer nichts fertig brachte als ein schreiendes disharmonisches Chaos. Ecce, die Chromatik ist diese gemeinsame Farbenpalette, dem einen zum Segen, dem andern zum Fluch.

(Schluß folgt.)

Joseph Kreitmaier S. J.

Öffentliche Betriebe und Monopole.

Die heißumstrittene Frage des Petroleummonopols hat neuerdings wiederum einmal klar gezeigt, wie weit noch die Ansichten über das Verhältnis des Staates zur Volkswirtschaft, insbesondere über die prinzipielle und praktische Zulässigkeit öffentlicher Monopolisierungen und Verstaatlichungen auseinandergehen.

Der demokratische Sozialismus begrüßt jede Verstaatlichung, weil er in ihr einen weiteren Schritt zur Verwirklichung der kollektivistischen Zukunftsgesellschaft erblickt.

Auch in seinen weniger extremen Formen, wenn er die gänzliche Ablösung des Privateigentums und der privaten Produktion durch öffentliches Eigentum und öffentliche Produktion nicht gerade als das Endziel der geschichtlichen Entwicklung des historisch gegebenen Staates bezeichnet, dem kollektivistischen Sozialismus sogar schroff ablehnend gegenübersteht, entbehrt ferner der Staatssozialismus einer richtigen, grundsätzlichen Auffassung der staatlichen Intervention in wirtschaftlichen Dingen. Er wird ungehalten, wenn man von prinzipieller und praktischer Begrenzung der Staatsaufgaben spricht, Bedenken äußert über die Zulässigkeit und Zweckmäßigkeit einer Einschränkung oder Verdrängung bürgerlicher Tätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete durch öffentliche Betriebe. Er ist von vornherein geneigt, der Annahme technischer und ökonomischer Möglichkeit solcher Betriebe nicht gerade enge Grenzen zu ziehen, tritt ein für den weitgreifenden Ersatz der Privatwirtschaft durch gemeinwirtschaftliche Veranstaltungen, sieht vielleicht gar in der öffentlichen Regie die an sich vollkommenere und erstrebenswertere Form wirtschaftlichen Betriebes, führt wohl auch „sozialpolitische Gründe", die wünschenswerte Rücksichtnahme auf bessere Verteilung der Güter u. dgl., für seine Auffassung ins Feld.

Den ganz entgegengesetzten Standpunkt nehmen die Anhänger des liberalen Individualismus alter Fasson ein. Sie wollen das Wirtschaftsleben ausschließlich auf die freie, private Einzelkraft, private Gesellschaften und Einigungen stellen, die Produktion lediglich auf das Privateigentum gründen, alle produktive Tätigkeit dem privaten Unter-

nehmertum vorbehalten. Völlige Konsequenz zeigt der Liberalismus in diesen Fragen und Forderungen allerdings nicht, wie die rauhe Wirklichkeit ihn ja auch in der Zeit seiner Vorherrschaft nötigte, der im Prinzip nahezu unbegrenzten wirtschaftlichen Freiheit mancherlei Schranken zu ziehen.

Sowohl der demokratische Sozialismus und Staatssozialismus wie der individualistische Liberalismus stellen Extreme dar, welchen, sei es durch Verkennung, sei es durch Überspannung der Aufgaben, Rechte und Pflichten der öffentlichen Körperschaften fehlen. Wollen wir diesen Auffassungen gegenüber in der Frage der öffentlichen Betriebe und Monopole den prinzipiell richtigen Standpunkt gewinnen, dann wird es notwendig sein, auf die Lehre vom Staatszweck zurückzugreifen.

Der Staat, als staatliche Gesellschaft verstanden, ist in der natürlichen Sphäre die höchste, letzte, aber nicht die einzige, erste, natürliche Gesellschaftsform. Die Familie geht dem Staate voraus mit ihren in der Natur begründeten Aufgaben und Rechten. Auch das Individuum hat Rechte und Aufgaben, die ihm nicht erst im Staate und durch den Staat verliehen sind, deren Erfüllung und Durchführung aber in der staatlichen Gesellschaft und durch diese Gesellschaft geschützt und erleichtert werden sollen. Dazu gehört unter anderem für Individuen und Familien das Recht, sich die für die materielle Existenz, das materielle Wohlbefinden notwendigen Güter zu beschaffen, zu erarbeiten, im Verkehr ein- und auszutauschen, das Recht, sich mit andern zu wirtschaftlichen Zwecken zu verbinden usw. Kurz, die Sphäre wirtschaftlicher Betätigung ist nicht erst in dem Staat und durch den Staat entstanden. Der Staat hat dieselbe vielmehr vorgefunden als ein Gebiet notwendiger menschlicher Betätigung, in dem die Einzelnen, die Familien usw. für ihre Existenz sorgen, und dieses Gebiet bleibt darum auch innerhalb des Staates an sich ein Feld bürgerlichen Strebens und Wirkens. Fehlt aber dem Staate jede Beziehung zu dem Gebiet wirtschaftlicher Tätigkeit? Keineswegs!

Mag für die geschichtliche Begründung der Einzelstaaten vielfach Gewalt und Unterdrückung Anlaß und Mittel gewesen sein, den eigentlichen Grund der Staatsbildung überhaupt, ihre Erklärung nicht für den konkreten Einzelfall, sondern als einer allgemeinen geschichtlichen Tatsache, kann man nur in dem offenbaren und wirksamen Bedürfnis nach Vereinigung für diejenigen Zwecke suchen, zu deren Erreichung die Kraft der Einzelnen, der Familien, der Gemeinde nicht ausreichten. Damit ist zugleich das richtige Verhältnis der Bürger und der innerstaatlichen

Organisationen zum Gesamtstaate gegeben. Sie verlieren durch ihren Eintritt in den Staat keineswegs die volle Berechtigung auf Freiheit, auf Verwirklichung ihrer natürlichen Zwecke, auf Selbständigkeit und Selbstverwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten. Die Gesamtkraft der staatlichen Gemeinschaft tritt nur ein, wo die Kraft der Bürger und ihrer Vereinigungen nicht ausreicht. Anderseits steht das Recht der Gesamtheit über den Einzelnen und deren Verbänden, soweit der Staatszweck, die Wohlfahrt des Volkes, eine solche Unterordnung und Beschränkung notwendig macht. „Weder das Individuum noch die Familie noch die engere Familiengruppierung in der Gemeinde [noch sonstige bürgerliche Verbände] sind also dem Staate als bloßes Material zur Verfügung gestellt, um vermittelst desselben und auf Kosten dieser organischen Bestandteile seine universale Macht und Größe als eine selbstzweckliche Herrlichkeit ins Unendliche zu erhöhen. Der Staat hat den natürlichen Beruf, seine sozialen Bestandteile auf dem Wege öffentlicher Ordnung zu potenzieren, deren inneres, wesentliches Interesse zu schützen und zu fördern; aber letzteres in sich selbst zu absorbieren, ist er weder berufen noch befugt." [1] Der Staat muß sich also für die Ausübung seiner Funktionen in sich selbst konstituieren, befähigen, kräftigen, Recht, Sicherheit, Ordnung gewährleisten; er soll, wo das allgemeine Interesse es erfordert, helfen, fördern, dort eintreten, wo die bürgerliche Initiative fehlt, nicht ausreicht, nicht ausharrt, wo es mit Rücksicht auf die öffentliche, allen gemeinsame Wohlfahrt des staatlichen Eingriffes bedarf, um die Einheitlichkeit und Harmonie einer notwendigen Aktion herzustellen. Der Staat soll sich aber nicht an die Stelle der Gesellschaft setzen. Er wird mit seiner pflegenden, fördernden Tätigkeit lediglich ergänzend einzutreten haben, wo und soweit die Kräfte der Einzelnen und der innerstaatlichen Verbände nicht ausreichen oder versagen.

Der Staat hat somit in der Tat wichtige Aufgaben, Rechte und Pflichten, auch mit Bezug auf das wirtschaftliche Gebiet, dessen Ordnung, Pflege, Förderung gemäß den Anforderungen der Volkswohlfahrt oder des Volkswohlstandes als des materiellen Teiles der allgemeinen Volkswohlfahrt. Die wirtschaftliche Sphäre ist keineswegs ein Noli me tangere für den Staat, die absolute Zurückweisung staatlicher Intervention vom wirtschaftlichen Gebiete, im Sinne des individualistischen Liberalismus,

[1] Theodor Meyer S. J., Die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts, Freiburg 1868, 126.

ebenso verfehlt wie die durch den Staatssozialismus befürwortete, übermäßige Ingerenz des Staates oder gar die kollektivistische Verdrängung und Ausschaltung der Wirtschaft des Volkes durch die Wirtschaftsgenossenschaft einer halbkommunistischen „Gesellschaft".

Es wäre indes ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, Inhalt und Umfang der Staatstätigkeit seien von Anfang an, zu allen Zeiten, in allen Ländern und Verhältnissen tatsächlich die gleichen gewesen. Das Bedürfnis nach Ergänzung durch die Gesamtkraft der höheren staatlichen Gemeinschaft wächst vielmehr allmählich und wechselt mannigfach, wie auch die Leistungsfähigkeit des Staates eine sehr verschiedene Weite und Größe aufweist. Das gilt nicht bloß von der historischen Ausbildung des Staates und der Staatsgewalt, nicht bloß von längst verflossenen Zeiten, wenn man sie mit dem Staatsleben der Gegenwart vergleicht. Auch heute können z. B. gewissen südamerikanischen Staaten manche Leistungen, die einem europäischen Staate möglich sind, nicht zugemutet werden; und was jetzt in Deutschland vom Staate erwartet und gefordert wird, entspricht keineswegs den z. B. in England und Amerika herrschenden Auffassungen hinsichtlich der Staatstätigkeit und des Verhältnisses der Bevölkerung zum Staate[1].

Die großen Reiche des Altertums blieben sogar vielfach nur Bündnisse von Stadtbezirken oder Militärdiktaturen über eine mehr oder minder große Anzahl solcher Bezirke[2]. Findet sich im römischen Reiche größere Zentralisation, und wird hier die Zentralgewalt einigermaßen schon in den Dienst der Gesamtheit, der salus publica, gestellt, so ist jene Gesamtheit doch nur ein engerer Kreis, das römische Staatswesen Rechtsstaat bloß mit Bezug auf die vollberechtigten Bürger, auch als Kulturstaat dem Dienste der herrschenden Klasse gewidmet. Und weitgehende Freiheit für sich selbst auf wirtschaftlichem Gebiete lag natürlich im Interesse dieser herrschenden Klasse.

Wenn vom mittelalterlichen Staatswesen und Wirtschaftsleben die Rede ist und darauf hingewiesen werden kann, daß Sprache, Kirchen-, Militär- und politische Verfassung schon etwas größere Gemeinwesen gebildet, daß auch der Handel bereits etwas weiterreichende Verbindungen geschaffen hatte, daß es schon einen Fernverkehr, interlokale

---

[1] Vgl. Lexis, Art. „Staat", im Wörterbuch der Volkswirtschaft II³ 914.

[2] Schmoller, Art. „Volkswirtschaft", im Handwörterbuch der Staatswissenschaften VIII³ 427.

Arbeitsteilung, Geldwirtschaft gab, so muß anderseits doch hinzugefügt werden, daß die Eigenproduktion für lange Zeit wesentlich im Vordergrunde stand, daß das Kommunikationswesen wenig entwickelt, das Wirtschaftsleben lokalisiert blieb, daß eine Wirtschaftspolitik zwar in nachbarlich verbundenen Gemeinschaften sich ausbildete, der Staat aber jeder strafferen Zentralisation entbehrte, und demgemäß eine staatliche Verwaltung nur in sehr beschränkter Weise sich vorfand. „Der mittelalterliche Staat", sagt Ferdinand Schmid[1], „leistete [auf dem Gebiete der Verwaltung] nur das Notdürftigste, was unumgänglich war, um sein und der Seinigen Dasein zu sichern. Im Rechtsschutz nach außen und im Innern erschöpfte sich im ganzen seine Lebenskraft und Tätigkeit, und was damals sonst noch für die Kultur geschah, besorgte die Kirche. Nur die karolingische Monarchie stand in ihrem Gefüge einem modernen Staate einigermaßen nahe, und ebenso finden wir in den großen Territorialstaaten des Westens bereits im späteren Mittelalter manche Ansätze einer Verwaltung, soweit dieselben nicht auch hier wiederum durch die unaufhörlichen Kriege und Unruhen erstickt oder unter dem Schutt des Lehenswesens begraben wurden. Weit bedeutsamer ist die öffentliche Verwaltungstätigkeit ... während dieser Zeit bereits in den Städten entwickelt. Nachdem die städtischen Ansiedlungen zu selbständigen Trägern von Rechten und Pflichten geworden und Organe erlangt hatten, welche nicht kraft eigenen Rechts, sondern im Namen der neuen Gemeinwesen handelten, entsteht hier die erste intensivere öffentliche Verwaltung. Dieselbe ist durchdrungen von dem Gedanken der Besorgung gemeinsamer Interessen. ... Als dann der Versuch, mittels der Polizeiordnungen im Reiche eine öffentliche Verwaltung aufzurichten, in Ermangelung geeigneter Organe gescheitert war, begannen in Deutschland die Landesherren, gestützt auf den Begriff der Polizei und später vielfach das französische Königtum nachahmend, neben den größeren Städten in ihren Territorien eine alle Gebiete des Lebens umfassende Verwaltung zu begründen. Diese Verwaltung nimmt im 17. und 18. Jahrhundert in allen Polizeistaaten einen sehr bedeutenden Aufschwung" usw.

Während aber in der mittelalterlichen Stadt als Grundsatz galt, daß es die höchste Aufgabe eines vernünftig geordneten Gemeinwesens sei, den gemeinsamen, bürgerlichen Wohlstand seiner Angehörigen nach Möglichkeit zu fördern, trat jetzt das finanzielle Interesse der Territorialherren

[1] Über die Bedeutung der Verwaltungslehre usw., in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft LXV (1909) 195 f.

einseitig in den Vordergrund. Die Volkswirtschaft wurde „gepflegt", gehegt, absolutistisch reglementiert im Interesse der fürstlichen Schatzkammer. Die Fürsten bedurften des Geldes für ihre Söldnerheere und für die Geldgehälter ihrer Beamten. Es war schon ein höherer Grad kameralistischer Weisheit, was Wilhelm v. Schröder zur Erklärung der Titelvignette (ländliche Schafschur) seines Werkes über die „Fürstliche Schatz- und Rentkammer" beifügte:

Wenn eines klugen Fürsten Herden
Auf diesem Fuß genützet werden,
So können sie recht glücklich leben,
Und dem Regenten Wolle geben.
Doch wer sogleich das Fell abzieht,
Bringt sich um künftigen Profit.

Wie ein Hausvater seinen Acker düngen und pflügen muß, so soll ein Fürst seinen Untertanen „erst zu einer guten Nahrung helffen, wenn er etwas von ihnen nehmen will". Dabei hat die merkantilistische Epoche immerhin manches für die Entwicklung der Industrie geleistet durch die Errichtung zahlreicher staatlicher Betriebe mit oder ohne Regalcharakter, zur Herstellung von Porzellan, Glas, Tuch, Seide, Tapeten usw.

Die physiokratische Lehre und vor allem der Smithianismus würden mit ihrer Freiheitsforderung kaum eine so allgemeine Anerkennung gefunden haben, wäre nicht die merkantilistische Bevormundung allenthalben als lästiger, ja unerträglicher Druck empfunden worden. So erklärt es sich, daß die Freihandelslehre rasch die volle Herrschaft über Theorie und Praxis gewinnen und bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts für die Handels- und Gewerbepolitik aller Kulturstaaten behaupten konnte. Mit der manchesterlichen Idee des „Nachtwächterstaates" vertrugen sich natürlich staatliche Produktion und staatliche Monopole sehr wenig. Die staatlichen gewerblichen Betriebe wurden darum auch meist beseitigt. Nur einzelne, in Preußen die staatliche Porzellanmanufaktur, blieben bestehen. Auch Staatsdomänen und -forsten wurden zum großen Teil veräußert. Von den staatlichen Betrieben mit Regalcharakter verblieb aus der früheren Zeit im wesentlichen nur das landesherrliche Postregal [1], das selbst dem Freihandelstheoretiker noch annehmbar erscheinen konnte.

Die Freihandelslehre, die dem Staate außer der Sicherung und Stärkung seiner eigenen Existenz, der Erhaltung des öffentlichen und privaten

[1] Das kaiserliche, an Taxis verliehene Postregal hatte bei größeren Landesfürsten, speziell im Norden Deutschlands, keine Anerkennung gefunden.

Rechtszustandes, dem Schutz der inneren Ordnung, der Personen, des Eigentums keine andern Aufgaben zuwies, jede umfassendere selbständige staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik ablehnte, zunächst auch für die Arbeiterklasse keinen besondern staatlichen Schutz als notwendig erachtete, fand in Deutschland auf wissenschaftlichem Felde einen wohlgerüsteten Gegner in dem sog. Kathedersozialismus der 1870ziger Jahre, der unter scharfer Kritik der bestehenden „bürgerlichen Wirtschaftsordnung" die Staatshilfe zum Schutze der Arbeiter für notwendig erklärte, auch sonst zum Teil für eine Erweiterung der Staatstätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete eintrat, oder aber speziell von der organisierten Selbsthilfe der Arbeiter Heil und Rettung erwartete. In der Theorie war namentlich bereits Sismondi in gleichem Sinne vorausgegangen, und selbst das freiheitliche England hatte sich genötigt gesehen, seit 1802 gegenüber den schreiendsten Übelständen der Fabrikindustrie mit dem Aufbau einer Arbeiterschutzgesetzgebung zu beginnen. Es ist den Kathedersozialisten vorgeworfen worden, sie seien der sozialistischen Kritik der bestehenden Verhältnisse allzusehr gefolgt und hätten mit ihrer „sozialpolitischen Kur" vielfach das rechte Maß überschritten. Mag es immerhin einer noch so berechtigten Reaktion schwer fallen, in allem die richtigen Grenzen einzuhalten, die besten Mittel zu wählen; es darf nicht bestritten werden, daß der deutsche Kathedersozialismus sich hervorragende Verdienste um das viele unzweifelhaft Gute der modernen Sozialpolitik erworben hat. Das möchten wir um so stärker betonen, je weniger wir mit allen Ansichten und Bestrebungen der einzelnen Kathedersozialisten einverstanden sind. Brentano z. B., der Vorkämpfer der Gewerkschaftsidee, steht wirtschaftspolitisch dem Manchestertum nahe, tritt ein für eine Handelspolitik im Sinne des Freihandelssystems. Adolf Wagner, der als Denker bedeutendste deutsche Nationalökonom, bekennt sich zum Staatssozialismus, befürwortet eine weitgehende Ausdehnung der Staatstätigkeit und der Gemeinwirtschaft.

Zweifelsohne hat der moderne Staat, auch wenn er innerhalb der prinzipiell richtig abgemessenen Tätigkeit bleibt, entsprechend den heutigen Verhältnissen und Bedürfnissen, einen gewaltig erweiterten Aufgabenkreis, namentlich auch in wirtschafts- wie in sozialpolitischer Hinsicht. Den wachsenden Aufgaben entsprechen selbstverständlich wachsende Ausgaben. Gleichwohl tragen wir Bedenken, dieses Wachstum in sich mit dem „gesetzlichen" Charakter zu bekleiden, von einem „Gesetze" wachsender Staatstätigkeit und wachsenden Finanzbedarfs zu sprechen. Es handelt sich hierbei

vielmehr lediglich um das Ergebnis von Veränderungen auf dem politischen, wirtschaftlichen, sozialen, allgemein kulturellen Gebiet, um eine geschichtliche Folgeerscheinung, die sich aus den verschiedensten Wandlungen, Umständen, Anforderungen erklärt und ergibt, nicht um entwicklungsgesetzliche Verhältnisse, noch weniger, was übrigens auch Adolf Wagner bestreitet, um eine in sich begründete selbständige Norm, da ja umgekehrt die staatlichen Funktionen und Finanzansprüche ganz und gar und auf jeder Stufe der Entwicklung wieder durch den Staatszweck, die Anforderungen der öffentlichen Wohlfahrt, letztlich normiert und begrenzt werden. Mag darum auch die Formel, die von einem „Gesetz" der wachsenden Staatsaufgaben und Staatsausgaben spricht, lediglich die Tatsache des Wachstums dieser Auf- und Ausgaben in den Staaten europäischer Kultur bezeichnen können oder sollen, so läßt sich doch die Gefahr nicht verkennen, daß mit solcher Formulierung leicht auch Erweiterungen der Staatstätigkeit und speziell eine Ingerenz des Staates auf wirtschaftlichem Gebiete, die nicht gerade durch den Staatszweck gerechtfertigt wäre, Deckung finden könnten. Diese Gefahr vergrößert sich noch, wenn gleichzeitig der Staatssozialismus als das die Staatstätigkeit beherrschende System verkündigt, die Ausdehnung der öffentlichen Betriebe und Monopole demgemäß in einer prinzipiell und praktisch nicht leicht begrenzbaren Weise befürwortet wird.

Gerade mit Rücksicht auf die vielleicht schon ins Übermaß gesteigerten Anforderungen an den heutigen Staat muß um so nachdrücklicher darauf hingewiesen werden, daß die Volkswirtschaft zwar einen Bestandteil des Gesellschaftslebens staatlich geeinter Volksgemeinschaft ausmacht, aber an sich der bürgerlichen Sphäre angehört, daß die pflichtmäßige Sorge des Staates für die öffentliche Wohlfahrt des Volkes sich zwar auch auf das Gebiet der Volkswirtschaft erstreckt, aber nicht über die Grenzen hinausgeht, die eben durch den Zweck des Staates einem Einwirken desselben auf die Volkswirtschaft gezogen werden. Der Staat hat auch hier das Recht zu schützen, die Ordnung zu wahren, dadurch wie durch Pflege und ergänzende Förderung dahin zu wirken, daß der volkswirtschaftliche Lebensprozeß den Anforderungen der Wohlfahrt der Volksgesamtheit gemäß verlaufe. Wird er wirtschaftlich selbsttätig neben den Bürgern als deren Konkurrent, nimmt er ein wirtschaftliches Einzelgebiet ausschließlich für sich in Anspruch, so greift er in eine Sphäre ein, die an sich bürgerlich ist. Er gebraucht dann seine Gewalt und Macht, die ihn über das Wirtschaftsleben des Volkes stellt, um innerhalb der an

sich bürgerlichen Sphäre tätig zu werden. Eine solche staatliche Betätigung läßt sich darum folgerichtig, wenn überhaupt, höchstens für Ausnahmefälle rechtfertigen. Solche Ausnahmefälle können aber keineswegs willkürlich gewählt werden. Vielmehr bedarf es für jeden einzelnen Fall einer ganz besondern Begründung. Diese Begründung wird nur dann als vollgültig anzuerkennen sein, wenn der Staatszweck, die Existenz, Erhaltung, Kräftigung des Staates in sich, die Verwirklichung und Steigerung der Wohlfahrt des Volkes, für eine solche Ausnahme spricht. Soll ferner die sozialistische oder staatssozialistische Entwicklung mit der Tendenz fortschreitender Absorption des wirtschaftlichen Lebens durch den Staat vermieden werden, so kann lediglich eine solche Begründung als wirksam gelten, welche die zwingende Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit wirtschaftlicher Selbstbetätigung des Staates oder gar eines staatlichen Monopols für den Einzelfall darzutun vermag. „Der bloße Nutzen", sagt Cathrein[1], „genügt zur Einführung derartiger Monopole nicht. Wer das Gegenteil annimmt, dürfte auch nichts dagegen einwenden, wenn die Staatsgewalt morgen die Verstaatlichung aller Waldungen, übermorgen die Verstaatlichung sämtlicher Bergwerke und einen Tag später die Verstaatlichung sämtlicher Bierbrauereien ‚im Interesse des Staates' beschlösse. Ja der ganze platonische Idealstaat ließe sich leicht mit Hilfe dieses gefährlichen Grundsatzes verwirklichen." Schließlich folgt aus dem Gesagten, daß eine Verstaatlichung nur als letztes Mittel in Betracht kommen kann. Solange andere, weniger einschneidende Mittel ausreichen, wird man nicht zur Verstaatlichung schreiten dürfen.

Gibt es nun in der Tat Gründe, welche eine unmittelbare Beteiligung des Staates an der Volkswirtschaft, eventuell sogar die Inanspruchnahme eines Einzelgebietes für den Staat rechtfertigen können?

Man darf eine doppelte Gruppe solcher Gründe unterscheiden: volkswirtschaftliche und finanzielle.

Dem volkswirtschaftlichen Interesse entspricht z. B. der Fortbestand, eventuell die Erweiterung der Staatsforsten, um zu verhindern, daß durch Vernachlässigung der Waldpflege eine kurzsichtige, lediglich der privaten Spekulation dienende Walddevastation Gefahren für Klima und Bodenkultur heraufbeschworen werden. Auch ist es gerechtfertigt, daß der Staat Musteranstalten einrichte, Betriebe führe, soweit dies notwendig wird

[1] Moralphilosophie II[6], Freiburg 1911, 640.

zum Zweck der Einbürgerung neuer Produktionszweige auf inländischem Boden, zur Heranbildung von Beamten, die im Dienste der staatlichen Wirtschaftspolitik usw. Verwendung finden sollen, und zu ähnlichen Zwecken. Desgleichen findet heute z. B. der Erwerb von Grund und Boden durch Staat und Gemeinden im Dienste der Wohnungspolitik vielfach begründete Billigung; ferner gehört hierhin staatlicher Bergwerksbesitz, um Einfluß auf die Preisbildung zu gewinnen, wenn auf andere Weise eine gemeinschädliche Betätigung der Privatwirtschaft nicht wirksam genug bekämpft werden kann. In Wirklichkeit folgt freilich die Preisbildung hier doch wieder leicht den Preisen des freien Marktes, und die Hoffnung, daß die staatlichen Bergwerke monopolistischen Tendenzen im Bergbau entgegentreten würden, hat sich bisher wenig erfüllt. Es können ferner unter Umständen durchschlagende Gründe vorhanden sein, daß der Staat die Befriedigung seines eigenen Sachbedarfs durch Eigenproduktion (z. B. der Kriegswaffen u. dgl.) vollzieht. Das volkswirtschaftliche Interesse tritt sodann selbstverständlich in den Vordergrund beim Münzwesen, Wege- und Brückenwesen, wohl auch beim Kanalwesen u. dgl. Das unbehinderte Bereitstehen, das tadellose Funktionieren solcher Veranstaltungen im Interesse der Zirkulation von Personen und Gütern erfordert hier den ausschließlich öffentlichen Betrieb. Das gleiche gilt von dem Post- und Telegraphenwesen, Telephon und Telefunken. In den Händen von Privaten würde diesen Betrieben die erforderliche Sicherheit, Schnelligkeit und Einheit fehlen. Rücksichtlich des Eisenbahnwesens sind die Ansichten geteilt, heute weniger als früher, namentlich in Deutschland. England und Amerika halten noch am Privatbahnsystem fest. Die Vereinigten Staaten begnügen sich auch für Telegraph und Packetbeförderung mit der Regelung durch staatliche Normen. Unter der Beherrschung der Eisenbahnen durch „kontrollierende" Großaktionäre (Rockefeller-, Harriman-, Gould-System) hat dort freilich die Volkswirtschaft zeitweilig sehr gelitten. In England bewährte sich dagegen die staatliche Regulierung im ganzen besser; insbesondere war England in der Regelung des Tarifwesens erfolgreicher als Amerika. Doch mehren sich seit 1911 auch in England die Stimmen, die für eine Verstaatlichung der Eisenbahnen sprechen. Nachdem Preußen seit Ende der 1870ziger Jahre die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Angriff genommen und zu einem fast reinen Staatsbahnsystem übergegangen war, folgten diesem Beispiele auch andere Länder des europäischen Kontinents, wie Österreich, Italien, die Schweiz, Rußland usw. Gegen die Verstaatlichung der Eisenbahnen

wird unter anderem angeführt: die Schwierigkeit der Verwaltung eines so großen Betriebes, die Gefahr verkehrter Sparsamkeit, anderseits wieder der Verschwendung beim Ausbau des Bahnnetzes usw., Schwankungen des Staatshaushaltes durch das Schwanken der Einnahmen der Eisenbahnen, leicht vorherrschende Fiskalität mit Schädigung der Volkswirtschaft, Mangel an Tarifverbilligungen, wie sie die freie Konkurrenz herbeiführen könnte, Abhängigkeit eines großen Beamten- und Arbeiterheeres und gewaltiger Kapitalmassen vom Staate usw. Zu Gunsten des Staatsbahnsystems sprechen namentlich folgende Gründe: einheitlichere Organisation des Eisenbahnwesens über das ganze Land hin, gleichmäßigere Entwicklung des Bahnnetzes, bessere Anpassung an die Bedürfnisse der verschiedenen Gegenden, Erschließung auch weniger dicht besiedelter Gebiete, strenge Regelmäßigkeit des Betriebes, das Ineinandergreifen aller Funktionen, auch mit den übrigen Transportmitteln, leichtere Ordnung und Stetigkeit des Tarifwesens nach allgemeinen volkswirtschaftlichen neben und über den finanziellen Rücksichten, bessere Möglichkeit, in Notzeiten Tarifermäßigungen zu gewähren, Verminderung der Generalunkosten bei so gewaltig ausgedehntem Betrieb, die Möglichkeit einer Besserstellung des Personals, Zurückdrängung der privaten Spekulation mit riesigen Kapitalmassen bei vorherrschenden Aktienbahnen, beträchtliche Einnahmen für den Staat, selbst bei Wahrung aller volkswirtschaftlich notwendigen Rücksichten, schnelle Bereitschaft der Bahnen in Kriegszeiten, gesicherte Durchführung der Zollpolitik usw.

Kurz, es können in der Tat für den einzelnen Fall, das einzelne Gebiet, klare Gründe des Staatswohles und der bürgerlichen Wohlfahrt Verstaatlichungen rechtfertigen, z. B. das zwingende Interesse an einheitlicher Organisation bestimmter Leistungen für das ganze Land, die Gefahr einer schädlichen Monopolisierung durch private Unternehmungen, die anders nicht überwunden werden kann, ein besonderes allgemeines Interesse an dieser oder jener Leistung, die nur auf solchem Wege gesicherte und dem Gemeinwohl entsprechende Befriedigung findet usw. Nie aber darf vergessen werden, daß jede Verstaatlichung, wie gesagt, nur als letztes Mittel in Frage kommen kann, wenn andere Mittel fehlen oder als unwirksam sich erweisen. In vielen Fällen wird schon ein gut ausgebautes Konzessionssystem mit maßvoller öffentlicher Regelung, eventuell Beaufsichtigung des Betriebes privater Unternehmungen und Vereinigungen für den Ausschluß mißbräuchlicher Schädigung der Gesamtheit genügen. Gerade die neueste Entwicklung der privaten Industrie, der Kapitalgesellschaften, der Konzentrationsprozeß

durch Aufsaugung von Einzelbetrieben, Kombinationen der Betriebe, Fusionen der Unternehmungen, die Kartellierung und Syndizierung großer Aktiengesellschaften legen die Versuchung nahe, den Gefahren und Schädigungen privatwirtschaftlicher Monopole mit dem angeblich „geringeren Übel" des Staatsmonopols zu begegnen. Gewiß handelt es sich hier um Gefahren, denen gegenüber der Staat nicht gleichgültig bleiben kann. Hat seine Wirtschaftspolitik bisher vornehmlich dem Schutz der Produzenten gedient, dann wird die Zukunft voraussichtlich in höherem Grade den Schutz der Konsumenten nötig machen. Die Verstaatlichung aber ist, wie Robert Liefmann[1] sagt, doch nur „das plumpeste Mittel, die Mißstände der heutigen privaten Unternehmungen zu beseitigen", ein Mittel, das nur Anwendung finden kann, wenn jedes andere Abwehrmittel, Begünstigung und Stärkung der Konkurrenz, Mittel der Zoll- und Tarifpolitik, staatliche Kontrolle, vielleicht auch Preisregulierungen in zeitgemäßer Form usw., sich als unwirksam erweist.

Zu den Gründen volkswirtschaftlicher Art können ferner fiskalische Gründe hinzutreten, die eine Beteiligung des Staates an der Volkswirtschaft, Verstaatlichungen und staatliche Monopole rechtfertigen. Hier wird man sich allerdings wiederum besondere Zurückhaltung auferlegen müssen, namentlich wenn es sich um rein fiskalische Monopole handelt, die nicht zugleich als volkswirtschaftlich notwendig sich erweisen. Es begreift sich ja, daß der Staat außer Steuern zur teilweisen Deckung seiner gewaltigen Ausgaben sich ein privatwirtschaftliches Einkommen zu sichern sucht. Auch Erwägungen sozialer Art scheinen hierfür zu sprechen. Auf der Masse des zersplitterten Vermögens ruht überall die Hauptsteuerlast. Eine Erleichterung dieser Last kann selbst dann noch gerechtfertigt sein, wenn durch Ausdehnung des Staatseigentums der Expansionsmöglichkeit des privaten Reichtums in maßvoller Weise Grenzen gezogen werden. Sofern es sich also um notwendige Staatsausgaben handelt, deren Deckung auf anderem, besserem Wege nicht erzielt werden kann, mögen daher zur Vermeidung übermäßiger Staatsschulden und zur Erleichterung der Steuerlast selbst zweckmäßig ohne Schädigung der Volkswirtschaft ausgewählte und durchgeführte sog. Steuerunternehmungen und fiskalische Monopole, im Einzel- und Ausnahmefall, immerhin als zulässig erscheinen. Doch wird darauf zu achten sein, daß die Einführung eines solchen

[1] Die Unternehmungsformen, Stuttgart 1912, 186.

Monopols **nicht unverhältnismäßige Kosten** verursacht, daß wohl erworbene Rechte **nicht ohne Ersatz** beseitigt werden, daß nicht etwa die Verschließung einer Wohlstandsquelle für größere Volksteile mit beträchtlicher **Schädigung der Volkswohlfahrt** verbunden sei, — Erwägungen, die übrigens für alle Verstaatlichungen gelten. Auch darf man ohne dringendste Not die Befriedigung unentbehrlicher Lebensbedürfnisse nicht zum Staatsmonopol machen, die Bevölkerung nicht in dieser Beziehung vom Staate abhängig werden lassen.

Für Unternehmungszweige ferner, wo Konjunkturschwankungen, wechselnde Marktverhältnisse, technischer Fortschritt mit Produktionsveränderungen eine größere Rolle spielen, wo Kosten und Preise stark schwanken, wo es auf Spekulation, rasche Entschließungen, scharfes Kalkulieren und schnelles, freies Disponieren ankommt, ist die öffentliche Unternehmung überhaupt wenig am Platze. Es fehlt ihr regelmäßig das persönliche Interesse der Leitung, das sich hier auch durch ein Tantièmesystem nicht so leicht wecken läßt; es fehlt die Beweglichkeit, die freie und schnelle Entschlußfähigkeit, oft die entsprechende geschäftliche Vorbildung und der kaufmännische Geist, anderseits die selbst interessierte Kontrolle: alles ist schwerfälliger, umständlicher, an schematische Regeln gekettet, wird darum teurer und ist auch durch die Eigenart und die Lebensbedingungen des hierarchischen, bureaukratischen Beamtentums stark gehemmt. Mögen also immerhin Betriebe, die nach strengem Schema organisiert werden müssen, für öffentliche Regie sich eignen, wie die Eisenbahnen, in den Städten die Straßenbahnen, die Versorgung der Bevölkerung mit Wasser, Gas, Elektrizität, — die Grenzen werden hierfür stets relativ enge bleiben; insbesondere ist es mehr als zweifelhaft, ob z. B. die Verstaatlichung aller Bergwerke volkswirtschaftlich zulässig erscheinen könnte. Der Bureaukratismus und Mechanismus, der sich heute der Großindustrie bemächtigt hat, bleibt denn doch noch weit hinter dem Bureaukratismus und Mechanismus staatlicher Organisation zurück; er läßt speziell dem Interesse, der Intelligenz, der Willenskraft der leitenden Persönlichkeiten weit größeren Spielraum, als das bei öffentlichen Betrieben der Fall ist und sein kann. Nach Jos. Grunzel[1] wäre die Verstaatlichung das Grab alles produktiven Unternehmungsgeistes und damit alles Fortschrittes in der Kultur; der Staat eigne sich am allerwenigsten zum Unternehmer, denn er werde wegen seiner Verantwortlichkeit nie unternehmend, wegen seiner Unpersönlichkeit aber stets **rücksichtslos** bleiben.

[1] Über Kartelle, Leipzig 1902, 166 f.

Besonders gefährlich würde es sein, wenn in der Verwaltung der staatlichen Betriebe die Fiskalität alle Rücksichten auf des Volkes Wohlfahrt außer acht lassen würde. „Die Fiskalität wird immer allgemeingefährlicher, je mehr wir von den Forsten zu den Bergwerken, den Eisenbahnen, der Post, dem Wegewesen, dem Münzwesen uns bewegen."[1] Nicht in allem, was der Staat tut und leistet, kann er unmittelbar für sich erwerben, und wo er einnimmt und erwirbt, darf der Zusammenhang mit der Volkswirtschaft nicht vergessen und nicht verletzt werden.

Wenn man zwischen öffentlichen Anstalten, Wirtschaften, Unternehmungen[2] unterscheidet, dann erscheint zunächst der Staat in sich selbst als die bedeutendste öffentliche Anstalt. Der staatliche Haushalt ist nichts Isoliertes. Er hängt von der Entwicklung der Volkswirtschaft ab, wie er auf deren Gedeihen zurückwirkt. Reiche Staaten haben erfahrungsgemäß hohe Abgaben und große Schulden. Abgaben und Schulden sind aber nicht Ursachen des Reichtums, vielmehr befähigt der Reichtum ein Volk dazu, solche Lasten zu tragen. Darum wird jede kluge Finanzwirtschaft den Volkswohlstand schon deshalb schonen müssen, weil andernfalls die Quellen der staatlichen Einnahmen von selbst versiegen müßten. Aber der Staat ist nicht die einzige öffentliche Anstalt. Zur Erfüllung seiner wesentlichsten Aufgaben bedarf es einer ganzen Reihe von Veranstaltungen, deren Leistungen, weil es sich dabei um reine Staatsaufgaben handelt, gewissermaßen als allgemeines Genußgut dargeboten und deren Kosten im wesentlichen durch Steuern gedeckt werden. Bei Errichtung und Verwaltung solcher Anstalten kommt das ökonomische Prinzip insofern zur Geltung, als jede Verschwendung zu vermeiden ist. Gelderträge werden aber hierbei nicht bezweckt. Es gibt öffentliche Leistungen von größter Wichtigkeit auch für die Volkswirtschaft, z. B. die durch das Militärwesen unmittelbar der Allgemeinheit gewährte Sicherheit, bei denen ein spezialisiertes Entgelt als Gegenleistung für den einzelnen Fall nicht gefordert werden kann. Handelt es sich um wissenschaftliche oder Kunstinstitute, um Versuchsanstalten u. dgl., dann ist ein solches Entgelt seitens desjenigen, der die Anstalt benützt, praktisch möglich. Es wird hier davon abhängen, wie weit die herrschende Auffassung allgemein kulturelle Aufgaben in den Bereich der reinen

[1] K. Kindermann, Volkswirtschaft und Staat („Wissenschaft und Bildung" 59.), Leipzig 1908, 62.

[2] Vgl. Robert Liefmann, Die Unternehmungsformen, Stuttgart 1912, 175 ff.

Staatstätigkeit einbezieht. Ist man heute geneigt, diese Grenzen weiter auszudehnen, namentlich um auch den ärmeren Volksgenossen ein Minimum materieller und geistiger Wohlfahrt zu sichern, so stellt sich doch der Durchführung solcher Bestrebungen die namentlich durch militärische Anforderungen bedingte übergroße Steuerlast hindernd in den Weg.

Auch bei den öffentlichen Wirtschaften, deren Leistungen sie unmittelbar in den volkswirtschaftlichen Prozeß hineinstellen, bleibt der privatwirtschaftliche Erwerbszweck ausgeschlossen. Anderseits wird aber hier die Unentgeltlichkeit der Leistung nicht durch die öffentliche Wohlfahrt gefordert. Ihrer Natur nach gestatten sie auch eine Sonderberechnung des Beitrages zu den Kosten im Einzelfalle, da es sich um Leistungen handelt, die dem Einzelnen in meßbarem Werte Vorteile zuwenden. Auf öffentliche Wirtschaften findet darum das Gebühren- oder Kostenprinzip Anwendung. Es wird ein Entgelt gefordert, nicht um Gewinn zu erzielen, sondern lediglich um die Kosten zu decken. Ein Beispiel solcher öffentlichen Wirtschaften bietet die Post- und Telegraphenverwaltung.

Öffentliche Unternehmungen endlich sind Wirtschaften mit Gewinnstreben und Kapitalrisiko. Hier sollen Erträge, Gelderträge erzielt werden. Das privatwirtschaftliche Erwerbsprinzip findet Anwendung z. B. auf Domänen, soweit sie nicht Versuchsanstalten sind, staatliche Bergwerke, Heilquellen, staatliche Fabriken, Eisenbahnen usw. Öffentliche Unternehmungen, die aus volkswirtschaftlichen Gründen gerechtfertigt werden, können selbstverständlich fiskalische Rücksichten, hohe Einnahmen und Überschüsse nicht unter Schädigung der Volkswirtschaft als höchsten Zweck verfolgen. Insbesondere beim Eisenbahnwesen wird eine steuerartige Behandlung, verkehrte Sparsamkeit zum Schaden des Verkehrs, unter Minderung der Sicherheit, übergroße Scheu vor Mangel an Rentabilität, zu vermeiden sein. Hebung des Verkehrs ist Hebung des Wirtschaftslebens. Diese bewirkt aber hinwiederum neue Hebung des Verkehrs und damit der Rentabilität der Verkehrsanstalten. Einem Übergang vom privatwirtschaftlichen Erwerbsprinzip zum Kostendeckungsprinzip stellen sich aber bei den Eisenbahnen nicht bloß finanzielle Bedenken in den Weg. Die Anwendung des Kostenprinzips würde hier zu Ungleichheiten führen, zu einer Bevorzugung solcher Bürger, welche die Leistungen der Eisenbahnen häufiger und in ausgedehnterem Maße für sich in Anspruch nehmen. Diese Bevorzugung müßte bei den Eisenbahnen besonders stark hervortreten. Man denke z. B. an die außerordentliche Minderung der Transportkosten für die Groß-

industrie, für Kohlen u. dgl., während den kleinen und mittleren Leuten gleichwertige Vorteile nicht geboten werden könnten. Aber auch die in erster Linie fiskalischen Zwecken dienenden Steuerunternehmungen und Monopole werden, weil sie eben auf privatwirtschaftlichem Gebiete tätig sind, der allgemeinen Rechts- und Wirtschaftsordnung unterworfen bleiben. Der finanzielle Zweck berechtigt jedenfalls nicht zu Kontributionen und Raubzügen. Das Prinzip der Gleichwertigkeit der Leistungen bewahrt auch hier seine Geltung. Schließlich ist es ja doch wieder der Staat, der hier als Fiskus Gewinn erstrebt, und der die allgemeine bürgerliche Wohlfahrt überall weit mehr beachten und schonen muß, als dies von privaten Unternehmungen erwartet und gefordert werden kann.

Zum Schluß sei auf die modernen Kombinationen öffentlicher und privater Tätigkeit im Bereich des Unternehmungswesens hingewiesen.

Die einfachste Form solcher Kombination besteht in zweckmäßiger Ausgestaltung der Konzession mit vertraglicher Festlegung der Rechte und Pflichten gewisser privater Unternehmungen im öffentlichen Interesse, mit oder ohne Kapitalbeteiligung und Teilnahme an der Leitung seitens des Staates, vielleicht aber mit Sicherung eines Monopols, Gewährung von Zinsgarantien, anderseits mit fiskalischer Beteiligung an den Erträgen. Unternehmungen sodann, die im Besitz öffentlicher Körperschaften sind und darum als öffentliche Unternehmungen bezeichnet werden, können unter entsprechenden Bedingungen an private Personen oder Gesellschaften zum Betrieb und zur Verwertung überlassen werden, um auf diese Weise die Schwierigkeiten des öffentlichen Betriebes zu vermeiden. Eine dritte Form besteht darin, daß das Kapital einer Unternehmung von Privaten aufgebracht wird, während die Leitung dem Staate vorbehalten bleibt, der dann auch an dem Gewinn teilnimmt. Dieses System hat z. B. bei der Reichsbank Anwendung gefunden. Die Verwaltung ist jedoch nicht rein bureaukratisch, da bei wichtigen Beschlußfassungen ein Zentralausschuß aus privaten Vertretern von Handel und Verkehr mitwirkt, auch einzelne Delegierte des Zentralausschusses beratende Stimme in den Sitzungen des Reichsbankdirektoriums haben. Eine gewisse Unabhängigkeit von Regierung und Parlament, auch die Sicherung der Bank bei feindlicher Invasion, wird durch die private Kapitalbeschaffung bewirkt.

Bei den „gemischten" Unternehmungen im engeren Sinne endlich besteht Gemeinsamkeit sowohl in der Kapitalbeschaffung wie in der Verwaltung, obgleich auch hier wieder Modifikationen möglich sind, indem

z. B. die Verwaltung in der Hand öffentlicher oder privater Beamten steht. Einen entscheidenden Einfluß kann der Staat sich dadurch sichern, daß er mehr als die Hälfte des Aktienkapitals übernimmt; doch stehen ihm auch sonst noch Mittel und Wege offen, um bei diesen Kombinationen seinen Einfluß zu stärken.

Bei dem in jüngster Zeit viel besprochenen Petroleummonopol wurde die Errichtung einer Vertriebsgesellschaft mit der ausschließlichen Befugnis zum Großhandel mit Leuchtöl vorgesehen, die unter der Aufsicht des Reichs, von Kaufleuten geleitet, von deutschen Finanzgesellschaften organisiert und finanziert werden solle. Die Gesellschaft werde im Gewinn begrenzt bleiben, dürfe mehr als die landesübliche Verzinsung nur dann gewinnen, wenn es ihr gelänge, die Preise unter einer bestimmten, mäßigen Grenze zu halten. An dem so beschränkten Gewinn solle auch das Reich beteiligt sein. Ob bei der Durchführung des Planes die Interessen der Verbraucher und des Kleinhandels mit Leuchtöl usw. hinreichend gewahrt würden, ob der Einfluß der Großbanken nicht zu groß und ob für genügende und gesicherte Versorgung mit Petroleum die nötige Gewähr vorhanden sei usw., wurde zunächst mancherorts bezweifelt. Und wenn auch bei dem Plane die Abwendung der Gefahr eines Monopols der Standard Oil Company als annehmbarer Zweck verfolgt wird, so dürfte doch darüber, ob jene Gefahr eines Monopols nun gerade allein durch ein anderes Monopol zu überwinden sei, Übereinstimmung der Ansichten kaum zu erzielen sein.

Wir haben unserer Abhandlung den allgemeineren Titel „Öffentliche Betriebe und Monopole" gegeben, um dadurch anzudeuten, daß die hier vorgeführten Bedenken, die sich zunächst gegen den Staatssozialismus richten, im großen und ganzen auch den Munizipalsozialismus treffen. Die Vergemeindlichungen sind ja nicht immer in dem Maße ein Fortschritt, wie bisher vielfach geglaubt wurde. Mancherlei Erfahrungen haben bereits dazu geführt, es mit Kombinationen und Mischungen zu versuchen, über deren Anwendbarkeit und Nützlichkeit freilich ein endgültiges Urteil vorerst noch aussteht.

Heinrich Pesch S. J.

Drittes Register

zu den

Stimmen aus Maria-Laach

umfassend Band LI—LXXV der Zeitschrift und
Band XVIII—XXV (Heft 69—100) der Ergänzungshefte

gr. 8° (VIII u. 718 S.) M 12.—; geb. in Leinw. M 13.20

Früher sind erschienen:

Erstes Register zu den Stimmen aus Maria-Laach. Die Enzyklika Papst Pius' IX. vom 8. Dezember 1864 (Syllabus). — Das ökumenische Konzil. — Band I—XXV der Zeitschrift. — Band I—VI (Heft 1—24) der Ergänzungshefte. gr. 8° (IV u. 446 S.) 1886. M 6.—; geb. M 7.40

Zweites Register zu den Stimmen aus Maria-Laach. Band XXVI—L der Zeitschrift. Band VII—XVII (Heft 25—68) der Ergänzungshefte. gr. 8° (IV u. 464 S.) 1899. M 7.—; geb. M 8.40

Das neue Register gliedert sich wie seine zwei Vorgänger in drei Teile. An der Spitze steht das Verzeichnis der über hundert Mitarbeiter samt ihren Beiträgen, auch den im Text nicht mit Namen unterzeichneten „Miszellen" (S. 1—24). Ihm folgt die lange Reihe der besprochenen Schriften mit nahezu 5000 Büchertiteln (S. 25 bis 123). Weitaus den größten Raum (S. 124—718) nimmt das allgemeine Sach- und Namenregister ein, das auf jeder Seite durchschnittlich gegen 40 Stichworte bietet. Man hat hier angestrebt, nicht nur die Personen- und Ortsnamen, sondern vorzüglich den Gedankengehalt der berücksichtigten 33 Bände gründlich und genau zu verzeichnen. Alles, was von den verschiedenen Klassen der Leser als irgendwie dankenswerte Auskunft empfunden werden mag, wurde aufgenommen und dabei Raum und Mühe keinerweise gespart; weder der Prediger und Katechet, der zu seinen Darlegungen illustrierende Züge sucht, erscheint vergessen, noch der vielbeschäftigte Redakteur, dem zu Festartikeln oder Aufsätzen prinzipieller Art nichts so willkommen ist, als ein nicht alltägliches Material wohlgeordnet vorzufinden. Die Bearbeitung ging sorgfältig ins einzelne, wo es sich um seltenere Mitteilungen handelt; sie suchte die tausend Kleinigkeiten festzulegen, die in einer weitausgreifenden Revue gelegentlich zur Sprache kommen, aber ohne ein Register auf immer verloren sind, und sie versagte selbst dort nicht, wo sie nicht so sehr Belehrungen an Ort und Stelle als Hinweise auf ausgiebigere Fundorte versprechen konnte. Flossen unter demselben Stichwort zahlreiche Angaben zusammen, verfehlte man nicht, eine übersichtliche Gruppierung durchzuführen. Manche Stichworte füllen eine Reihe von Spalten und stellen für sich allein Abrisse ganzer Wissenschaftszweige dar, wie einige Proben auf den folgenden Seiten zeigen.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg i. Br.

Der «intramerkurielle Planet».

Neue Gedanken sind selten, aber um so kostbarer. Darum dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, was Professor Charlier, Direktor der Sternwarte in Lund in den „Astronomischen Nachrichten" Nr 4623 (8. Januar 1912) über den langgesuchten Planeten „innerhalb der Merkurs-Bahn" veröffentlicht hat. Der Kern der Abhandlung liegt in folgenden zwei Aussprüchen: Erstens war das sog. Bodesche harmonische Gesetz der Planetenabstände unrichtig ausgelegt; zweitens ist der fehlende Planet nicht innerhalb, sondern außerhalb der Merkursbahn zu suchen.

Doch da kommt uns nun wieder das alte Sprichwort in den Weg: Nichts Neues unter der Sonne. Beide Aussprüche sind in letzter Quelle auf unsern großen Kepler zurückzuführen. Wer sich über das Gesetz der Planetenabstände orientieren will, darf sich nicht mit den populären Astronomien begnügen, sondern muß auf Zachs „Monatliche Korrespondenz" III—VIII (1801—1803) zurückgehen. In Verbindung mit den Entdeckungen der kleinen Planeten Ceres und Pallas wurde in jener Zeitschrift das sog. „Gesetz" der Planetenentfernungen eifrig durchgesprochen. Es ist in Band III (1801) 593 ausdrücklich Bode zugesprochen, dann weiter zurück auf Titius (Johann Daniel Tietz, 1729—1796), auf Lambert, auf Chr. Wolf bezogen (vergl. VII [1803] 79) und endlich auf Kepler, der die fünf regulären Körper in die Zwischenräume der damals bekannten sechs Planetenbahnen eingefügt hatte (vergl. III [1801] 598).

Das Gesetz ist von den Nachfolgern Keplers in unlogischer Form dargestellt worden, weil man von der Reihe ausging:

0, 3, 6, 12, 24, 48 . . .,

die von 3 an nach rechts hin eine geometrische mit dem Index 2 ist, dann aber nach links hin nicht 0, sondern $1^1/_2$ haben muß. Darauf hat Gauß in Zachs „Monatlicher Korrespondenz" VI (1802) 504 hingewiesen. Die 0 hatte man vor die 3 gesetzt, um dem Merkursabstand zu genügen; Gauß zeigte aber, daß das auch mit $1^1/_2$ gehe. Man zählte nämlich zu allen jenen Zahlen 4; dadurch wurde die dritte Zahl 6 zu 10, die unserer Erde zukommt. Gewöhnlich nimmt man den Erdbahn-

halbmesser = 1 und streicht dann bei allen Zahlen eine Dezimalstelle ab. Dadurch werden die relativen Entfernungen der Planeten, von Merkur nach außen hin fortschreitend, die folgenden, wobei die leere Stelle bei der Entfernung 2·8 durch die kleinen Planeten ausgefüllt worden ist:

Planeten	☿	♀	♁	♂		♃	
Entfernung	0·4	0·7	1·0	1·6	2·8	5·2	...

Es hatte schon Wurm im Berliner Jahrbuch (1790) 168 das Gesetz algebraisch in die Form gebracht:

$$\text{Distanz} = 0 \cdot 4 + 0 \cdot 3 \times 2^{n-2}$$

wo n = 1, = 2, = 3 . . . der Reihe nach die Planeten Merkur, Venus, Erde . . . darstellen. Das wollte aber für Merkur nicht passen, weil n = 1 die Distanz 0·55 statt 0·4 liefert. Gauß zeigte nun, daß die Formel ganz gut stimmt, wenn man dem Planeten Merkur nicht den Exponenten n = 1, sondern $n = -\infty$ zuteilt. Denn dann verschwindet die Potenz und läßt 0·4 allein übrig, wie es für Merkur ja sein muß. Der Mathematiker Gauß sah aber sofort auch, daß zwischen n = 2 oder Venus und $n = -\infty$ oder Merkur eine unendliche Reihe von Zahlen liegt: n = 1, n = 0, n = — 1, n = — 2 usw., daß also etwaige neue Planeten zwischen Venus und Merkur liegen müßten, und nicht zwischen Merkur und Sonne, und daß es nach jenem Gesetze unendlich viele geben müßte. Es war also damals, und merkwürdigerweise auch noch später, ein großer Irrtum, aus diesem Gesetze auf einen intramerkuriellen Planeten zu schließen. Daß Kepler seine Harmonien zwischen den regulären Körpern und den Planetenabständen richtig erfaßt hatte, folgt aus der Tatsache, daß er einen neuen Planeten wie zwischen Mars und Jupiter so auch zwischen Venus und Merkur vermutete[1]. Ja mehr als vermutete; denn er sagt ausdrücklich, er habe die beiden Planeten an ihre richtige Stelle gesetzt und ihnen die Umlaufszeiten zugeschrieben. Wer sich den lateinischen Text ansehen will, schlage die Vorrede zu Keplers Prodromus (1596) auf oder die Gesamtausgabe von Frisch I (1858) 107.

Gauß und Baron v. Zach sowie auch die französischen Astronomen Lalande und Delambre hielten das sog. „Gesetz“ für ein reines Zahlenspiel ohne alle sachliche Bedeutung[2]. Dadurch ist Keplers Hinweis auf einen extramerkuriellen Planeten ganz in Vergessenheit geraten so sehr,

[1] Vgl. A. Müller, Johann Keppler, der Gesetzgeber der neueren Astronomie, Freiburg 1903, 21 f.

[2] Zach, Monatliche Korrespondenz VI (1802) 504—505.

daß einige wertvolle und kostspielige Expeditionen zur Beobachtung totaler Sonnenfinsternisse auf intramerkurielle Planeten vergeudet worden sind. Als dann schließlich der 1846 entdeckte Planet Neptun nicht in das „Bodesche Gesetz" passen wollte, ließ man es höchstens noch als mnemonisches Kunstmittel gelten, um sich die Planetenabstände von Merkur bis Uranus ins Gedächtnis zurückzurufen.

Hier setzt nun der neue Gedanke von Professor Charlier ein, neu insofern, als er dem Keplerschen Gedanken ein modern-wissenschaftliches Kleid gibt. Zunächst erinnert Charlier daran, daß Poincaré in seinen Vorlesungen über die Kosmogonischen Hypothesen (Paris 1911, 26) der Wurmschen Formel eine physikalische Bedeutung abgewinnt. Läßt man die Planeten nach Kant aus Ringen entstehen, die sich durch Abkühlung vom ursprünglichen Sonnenkörper ablösen, so ist der Radius des entstehenden Ringes durch eine Exponentialformel darstellbar, ganz ähnlich der Wurmschen Formel. Nur bedeutet dann das n die Zeit der Ringbildung. Soll nun n bloß die ganzen, also gleich weit abstehenden Zahlen durchlaufen, so heißt das physikalisch, daß auch die Zeiten der Ringbildungen in gleichen Abständen aufeinander folgten. Damit fällt schon der Vorwurf gegen Keplers „zügellose Träumereien" zusammen[1].

Der nächste Schritt Charliers war die Anwendung dieser physikalischen Deutung auf die Rechnung mit den Zahlen $n = 1$, $n = 0$, . . . bis $n = -\infty$, die noch von Gauß für ein nutzloses Spiel gehalten wurde. Haben sich die Ringe vom Sonnenball ständig in gleichen Zeitintervallen losgelöst, so mußten sich innerhalb der Grenzen 0·55 und 0·40, also zwischen Venus und Merkur, eine unendliche Anzahl kleiner Planeten befinden, d. h. ein ganzer Schwarm, ähnlich dem Gürtel der Asteroiden und Saturnringen. Ein Unterschied bestände nur darin, daß im Merkurschwarm ein überwiegend großer Planet vorhanden ist, nämlich Merkur selbst, während die beiden andern aus lauter kleinen Gliedern bestehen. War Merkur anfangs nur wenig überwiegend groß, so mußte er die kleineren Nachbarn anziehen und verschlingen und damit zu seiner jetzigen Größe anwachsen. Professor Charlier zeigt nun aus den bekannten Sätzen der Himmelsmechanik, daß die Reste des Schwarmes sich an zwei Punkten ihrer Bahn anhäufen mußten. Sie liegen symmetrisch zum Radius Sonne-Merkur in der Weise, daß jeder der beiden Punkte mit Sonne

---

[1] Ebd. III (1801) 598.

und Merkur ein gleichseitiges Dreieck bildet. Man nennt die Punkte Librationspunkte der Bahn. Dort hätte man also suchen müssen, und dort will auch Charlier bei der nächsten totalen Sonnenfinsternis im August 1914, die in Schweden sichtbar ist, den unbekannten Himmelskörpern nachspüren.

Charlier bestätigt die Wahrscheinlichkeit dieser Hoffnung durch zwei günstige Umstände. Leverrier hatte gezeigt, daß die Bahn des Merkur eine Perihelbewegung aufweist, die theoretisch nicht erklärt ist, außer man gibt Merkur eine größere Masse als er nach andern Beobachtungen haben kann. Die Hypothese eines intramerkuriellen Planeten wollte nicht gehen, weil dadurch die Venusbahn gestört worden wäre. Die beiden Schwierigkeiten fallen weg, wenn die Merkurbahn mit kleinen Körpern angefüllt ist, also die nötige Masse zur Erklärung der Perihelbewegung liefert.

Die andere Bestätigung liegt in den Entfernungen der Saturntrabanten, deren Anzahl schon auf zehn gestiegen ist. Sie liegen alle außerhalb der Ringe, und ihre Abstände gehorchen wieder samt den Ringen der oben aufgestellten Exponentialformel. Sonach scheinen auch die Saturntrabanten in gleichen Zeitabständen aus dem Hauptplaneten entstanden zu sein. Die physikalische Bedeutung des vielfach angezweifelten Gesetzes gewinnt damit auf einmal eine ungeahnte Stütze. Daß der eine Neptun im Sonnensystem, und der eine Satellit Themis im Saturnsystem (zwischen Titan und Hyperion) sich dem Abkühlungsgesetze nicht fügen wollen, heißt weiter nichts, als daß ihre Ringbildungen sich nicht zur gewöhnlichen Zeit, sondern verfrüht oder verspätet vollzogen haben. Derartige Ausnahmen können aber nur die Regel bestätigen.

Sollten sich extramerkurielle Planeten in den Abständen 0·55 und 0·40 von der Sonne zeigen, so wäre die Vorhersagung Keplers erfüllt, und die „Träumerei", auf welche sie sich stützte, würde nicht mit Unrecht sein viertes Gesetz bilden. Man darf nicht vergessen, daß auch die andern drei Gesetze von Kepler nicht analytisch abgeleitet, sondern durch synthetische Rechnungen gefunden wurden.

Über unserem großen Kepler waltet ein eigenes Mißgeschick. Wenn seine Zeitgenossen ihn verkannten, so dürfen ihre Nachfolger, wenigstens in Deutschland, sich nicht beklagen. Auf dem letzten internationalen Kongreß der Mathematiker in Cambridge war Schreiber dieser Zeilen durch das offene Bekenntnis eines der größten englischen Astronomen, das dahin lautete, die drei Keplerschen Gesetze seien eine größere Leistung als Newtons

Principia und Kepler sei im Vergleiche zu Newton nie hoch genug gewürdigt worden, angenehm überrascht.

Welch hohe Meinung der amerikanische Astronom Newcomb von Kepler hatte, ergibt sich aus dem bloßen Inhaltsverzeichnis seiner „Populären Astronomie“ (London 1878). Die Periode der neuerwachenden Sternkunde (Erster Teil, II. Kapitel) teilt er in folgende Paragraphen: 1.—2. Kopernikus, 3. Tycho Brahe, 4. Kepler und seine Gesetze, 5. Von Kepler bis Newton; Kap. III Newton. In der deutschen Bearbeitung des Werkes hat Engelmann (Leipzig 1881) die Gruppierung Newcombs beibehalten, dieselbe aber in dem von ihm selbst hinzugefügten Anhang auf Kosten Keplers umgestoßen. Nach ihm teilt sich das Aufblühen der Astronomie in folgende Hauptgruppen: Von Kopernikus bis Galilei; Galilei und seine Nachfolger; Newton und seine Zeit. So bilden also nach Engelmann die drei Männer Kopernikus, Galilei und Newton die Angelpunkte des astronomischen Umschwunges. Galilei war seines Zeichens gar nicht Astronom, sondern Physiker, und hat sogar die drei Keplerschen Gesetze entweder nicht gekannt oder absichtlich totgeschwiegen. Und diesem Ausländer muß Kepler, der Stolz der deutschen Astronomie, im eigenen Vaterlande auch heute noch den Ehrenplatz einräumen. Es ist sehr zu bedauern, daß selbst die Vaterlandsliebe über eingewurzelten Vorurteilen vergessen wird [1].

---

[1] Bemerkenswert bleibt es, daß gerade von katholischer Seite in Deutschland dem Andenken des protestantischen Gelehrten bis in die neueste Zeit hinein noch immer pietätvolle Ehrung erwiesen wird. Es sei erinnert an Karl Anschütz S. J., Ungedruckte Korrespondenz zwischen Joh. Kepler und Herwart von Hohenburg, Prag 1886; Dr Leopold Schuster (nachmals Fürstbischof von Seckau), Johann Kepler und die großen kirchlichen Streitfragen seiner Zeit, Graz 1888; Adolf Müller S. J., Johann Keppler, der Gesetzgeber der neueren Astronomie. Ein Lebensbild, Freiburg 1903.

J. G. Hagen S. J.

Des ersten deutschen Jesuiten Berufsgeschichte.

Peter Kanis erblickte das Licht der Welt am 8. Mai 1521. Im nämlichen Jahre 1521 verließ der spanische Rittersmann Iñigo von Loyola den Kriegsdienst seines Königs, um fortan nur mehr für den Herrn der Heerscharen zu streiten; und am selben 8. Mai 1521 wurde auf dem Reichstag zu Worms der kaiserliche Erlaß ausgefertigt, welcher über Martin Luther Acht und Aberacht verhängte. Das war kein blinder Zufall. Es sollte, heißt es in den kirchlichen Tagzeiten des Canisiusfestes, gewissermaßen vorgebildet werden, wen Petrus Canisius dereinst im Geisteskampfe zum obersten Befehlshaber, wen er zum mächtigsten Widerpart haben würde[1]. Auch darin glaubte später unser Seliger den Finger Gottes erkennen zu sollen, daß seine Geburt auf das Fest der Erscheinung des Erzengels Michael fiel[2]. Michael ist ja der Feldmarschall des Engelheeres; er verteidigt mit seinem Flammenschwerte die streitende Kirche; ihm schwuren die tapfern Mannen des „heiligen römischen Reiches teutscher Nation"; sein Banner hatte schon auf dem Lechfelde geflattert und die heidnischen Ungarn besiegt. Später weihte die Gesellschaft Jesu gern ihre Kirchen dem Engelfürsten; die Michaelskirche des von Canisius gegründeten Jesuitenkollegs zu Freiburg in der Schweiz sollte des Seligen letzte Ruhestätte werden.

Nimwegen, Peters Geburtsort, trug ein entschieden deutsches Gepräge; vor Zeiten hatte es die Rechte und Freiheiten einer Reichsstadt besessen; jetzt war es Hauptstadt des Herzogtums Geldern, und Geldern hatte Sitz und Stimme im deutschen Fürstenrate. Kirchlich gehörte die Stadt zum Archidiakonate Xanten, und dieses hinwiederum unterstand dem Erzbischof von Köln. Petrus Canisius hat sich denn auch, ohne den Niederländer preisgeben zu wollen, wiederholt einen Deutschen genannt[3].

Die Nimweger führten und führen auch jetzt noch gern ihre Gäste nach der „Broerstraat" und zeigen ihnen ein Gebäude, welches den Namen Hotel moderne

---

[1] Officium Beati Petri Canisii (27. Aprilis), lectio IV.

[2] Beati Petri Canisii S. J. Epistulae et Acta I, ed. Otto Braunsberger S. J., Friburgi Brisgoviae 1896, 9. Fortan wird dieses Werk mit Can. I, Can. II usw. bezeichnet werden. [3] Can. I 9 42.

trägt; an dieser Stelle, sagen sie, habe wohl das Vaterhaus des sel. Petrus Canisius gestanden. Der alte Bau selbst ist jetzt vollständig verschwunden.

Oft wurde gefragt, ob nicht Petrus Canisius von Rechts wegen Peter de Hondt genannt werden müßte. Holländische Gelehrte sind neuerdings der Sache fleißig nachgegangen, und nun scheint so viel festzustehen: Schon Peters Großvater schrieb sich nie anders als „Kanis“[1]. Andere aus dem nämlichen Geschlechte wurden damals und in den nächsten Jahrzehnten abwechselnd auch Canes, Kaniß, Kanijs, Kanisius genannt; die Grundform des Namens blieb immer dieselbe[2]. Im ältesten Siegel, das von Peters Vater noch vorliegt — es ist vom Jahre 1523 —, zeigt sich ein Hund; ebenso in seinen acht andern Siegeln, die auf dem Rathause von Nimwegen verwahrt werden[3]. Es ist, auf etwas späteren Wappenschildern wenigstens, ein schwarzer, im Laufen begriffener Jagdhund[4].

Über seine Jugendjahre hat uns Peter Kanis selbst so manches erzählt. Er verfaßte nämlich um das Jahr 1570 zu Dillingen, scheint es, oder zu Innsbruck eine stark nach der Innenseite seines Ich gerichtete, von tiefem Ernst und herben Selbstanklagen durchzitterte Beschreibung seines Lebens, die er nach dem Vorgange des hl. Augustinus „Bekenntnisse“ nannte.

Ein kürzeres Lebensbild gab er zu Freiburg in der Schweiz im Jahre 1596 oder 1597, also kurz vor seinem Tode; es sollte sein „geistliches Vermächtnis“ sein. Leider sind die zwei lateinischen Stücke in der Urschrift gar nicht mehr, in Abschriften oder Drucken nur teilweise erhalten[5]. Eingehende und verständnisvolle Nachforschungen über die Jugendzeit des großen Mannes stellte bald nach dessen Hinscheiden einer seiner Ordensbrüder an, ein Mann, der ihn noch selbst gekannt hatte und mit mehreren seiner nächsten Verwandten in nahen Beziehungen stand; es war der frühere Würzburger Hochschullehrer und rheinische Provinzial Johannes Hasius aus Herzogenbusch[6]. Seine längst verschollenen Aufzeichnungen sind kürzlich wieder zum Vorschein gekommen; manche von ihnen werden jetzt zum erstenmal verwertet.

---

[1] J. Kleijntjens S. J., Canisiana. Oorsprong van den familienaam Kanis, in Limburg's Jaarboek XIV, Sittard 1908, 185—202.

[2] J. G. Ch. Joosting, Inventaris van het Oud-Archief der Nijmeegsche Broederschappen, Nijmegen 1891, 287 308 315 317—319. Can. I 75 110 137 146.

[3] L. van Miert S. J., Canisiana VII, in Studiën, Tijdschrift voor Godsdienst, Wetenschap en Letteren, Jaarg. 42, D. 74, Amsterdam 1910, 189.

[4] *P. Johannes Hasius S. J. an P. Matthäus Rader S. J., Emmerich 1613. Eigenhändiger Brief: Epp. ad Rad. I, n. 48. Alle Stellen, welche meines Wissens bisher ungedruckt waren, sind durch Vorsetzung eines * gekennzeichnet. Die Stücke, für welche kein Fundort angegeben wird, sind im Ordensbesitze.

[5] Näheres in Can. I 1—6 31—32. [6] Näheres in Can. V 661—662.

Die Eltern unseres Peter waren reiche, angesehene Leute; das hat er selbst bezeugt[1]. Jakob, der Vater, studierte, wie Hasius berichtet, die Rechte; dann war er jahrelang Erzieher der Söhne des Herzogs Renatus II. von Lothringen, welcher in zweiter Ehe mit Philippa, einer Schwester des Herzogs von Geldern, verheiratet war. Jakob Kanis kam am lothringischen Hofe hoch zu Gnaden. Er wurde geadelt. Sein Gehalt sollte er auch nach der Rückkehr in die Heimat noch beziehen. Beim Abschied verehrte ihm der Herzog einen goldenen, mit Goldstücken gefüllten Becher; die Herzogin zog einen kostbaren Diamantring vom Finger und überreichte ihn als Andenken. In Nimwegen wurde Jakob nicht weniger als neunmal zum Bürgermeister gewählt; das habe, sagte man, keiner vor ihm fertig gebracht. Andere öffentliche Ämter bekleidete er fast ununterbrochen. Er hatte etwas von einem „großen Herrn“ an sich; der Bote, der ihm jedes Jahr aus Lothringen den Ehrensold brachte, wurde nicht nur glänzend bewirtet, er erhielt auch allemal ein neues Gewand. Als der Herzog Karl Egmond, der Aussicht auf Leibeserben beraubt, Geldern dem König von Frankreich in die Hände spielen wollte, war Kanis einer von denen, welche lauten Einspruch erhoben. Die Stände huldigten nach Karls Tod dem Herzog Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg. Auch ihn wußte der kluge Nimweger sich zu verpflichten; Wilhelm stellte ihm für seine Kinder zwei Stiftsherrnpfründen zur Verfügung, die er zu vergeben hatte, eine zu Xanten und eine zu Kranenburg[2]. Doch des Jülichers Herrlichkeit dauerte bekanntlich nicht lange. Der Kaiser erhob Erbansprüche; es gab Krieg; und als Wilhelm im Lager von Venloo vor Karl V. seinen Fußfall tat und auf Geldern verzichtete, war wieder Jakob Kanis dabei; im Friedensvertrag vom 12. September 1543[3] ist er unter den Vertretern der Stadt Nimwegen an erster Stelle genannt. Viele Jahre genoß auch Jakob das Vertrauen jenes Reichsgrafen Oswald II. von 's Heerenberg, der als der erste unter allen deutschen Fürsten die Jesuiten einlud, auf seinem Boden sich niederzulassen[4].

---

[1] Can. I 7 34.

[2] *Hasius an Rader, Emmerich 1613 (a. a. O.). Vgl. auch G. A. Meijer O. Pr., Katholiek Nijmegen, Nijmegen 1904, 24.

[3] Gedruckt bei Ant. Anselmo, Placcaeten ende Ordonnantien van de Hertoghen van Brabant, 't Hantwerpen 1648, 677—680.

[4] Can. I 136—137 143. Der Wunsch des edeln Grafen wurde spät, dann aber auch um so reichlicher erfüllt. Seit einigen Jahren besitzt die deutsche Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu im „Bonifatiushaus“ zu 's Heerenberg ein Heim für ihre Novizen und eine Stätte, an welcher jährlich weit über 1000 Jünglinge und Männer die geistlichen Übungen machen.

„Mein Vater", heißt es in den „Bekenntnissen", „hatte oft die Geschäfte von Machthabern zu besorgen und war vielfach in wichtige Staatsgeschäfte verwickelt." [1] Wenn später Petrus Canisius mit hohen und höchsten Herrschaften so glatt und unbefangen umzugehen verstand, wenn er einer der geschicktesten Unterhändler des römischen Stuhles war, so ist das gewissermaßen ein Anteil an seinem väterlichen Erbe gewesen. Übrigens konnte Peter seinem Vater ein noch besseres Lob spenden. Derselbe, sagt er uns, war bis zu seinem Ende „standhaft im katholischen Glauben" [2]. Eine hübsche Kundgebung dieses Glaubens hat Hasius uns überliefert. Nach des Bürgermeisters Tod wurden seine langen, seidenen Staats- und Prachtgewänder zerschnitten; man machte Meßgewänder daraus und verteilte sie unter die Pfarrkirchen der zahlreichen Ortschaften, in welchen er Güter besessen; er selbst hatte das so verordnet [3]. Auch an Kindersegen fehlte es dem wackern Manne nicht. Er war zweimal verehelicht. Seine Gattinnen, Ägidia van Houweningen und Wendelina van den Bergh, schenkten ihm, wie man berichtet, ungefähr ein Dutzend Kinder [4]. Dem Pater Hasius sagte man sogar, es seien ihrer neunzehn gewesen; neun von ihnen seien früh gestorben.

Peter war der Erstgeborene seines Hauses und der einzige männliche Sprosse seiner Mutter Ägidia. Das war, versichert er, eine gar „fromme Frau", eine wahre „Dienerin Gottes". „Sie hat mich, wie ich höre, oft und angelegentlich und unter Tränen Gott dem Herrn befohlen. Als es mit ihr zum Sterben kam, warnte sie ihren Mann vor dem neuen Glauben, der damals in unserer Gegend sich zu regen begann; er möge doch, so bat sie ihn, um jeden Preis festhalten am alten katholischen Glauben." [5] Gleich Ägidia stammte auch Wendelina aus Nimwegen selbst. „Sie ist", schrieb nach ihrem Tode Petrus Canisius, „meine Stiefmutter gewesen, hat sich aber nichts weniger als stiefmütterlich mir gegenüber erzeigt." [6] Und seinen Stiefbrüdern Otto und Gerhard sagte er in einem Briefe vom 25. Dezember 1570: Gedenket, „wie unsere frommen, ehrsamen, lobwürdigen Eltern im wahren alten katholischen Glauben so seliglich verschieden sind" [7].

---

[1] Can. I 7. [2] Can. I 7 34. [3] Hasius an Rader, Emmerich 1613 (a. a. O.).

[4] Van Miert, Canisiana VII 196—202. [5] Can. I 8 9 15.

[6] Can. II 159. Es läßt sich in keiner Weise aus den Quellen ersehen, was Walter Friedensburg behauptet: Sie sei es vor allem gewesen, welche Peter beeinflußte und ihm die „Richtung auf das Mystische" gab (Die ersten Jesuiten in Deutschland, Halle a. d. S. 1905, 35).

[7] Can. VI 396; vgl. auch den Brief an seine Schwester Wendeline vom Triest, Augsburg 7. März 1570, a. a. O. VI 396.

Der kleine Peter zeigte früh einen ausgesprochenen Hang zur Frömmigkeit. Als Knabe, gesteht er, hatte ich meine Lust „am Anblick frommer Bilder und an gottesdienstlichen Feierlichkeiten; ich diente gern dem Priester am Altare; ja ich machte selbst den Priester im Kreise meiner Altersgenossen; ich sang, betete, opferte, wie es der Priester bei der Messe tut". Das, meint er, möge manchem kindisch erscheinen; aber mehr als einmal schon habe des Kindes heiteres Spiel verraten, wohin dereinst des Mannes ernstes Streben zielen werde [1]. Zu Nimwegen lebte eine sehr andächtige und bußfertige Witwe; dreimal in der Woche ging sie zum Tische des Herrn; achtzehn Jahre lang genoß sie weder Fleisch noch Fisch. Sie kam oft in das Haus des Bürgermeisters Kanis [2]; wahrscheinlich war sie verwandt mit ihm; einige meinen, sie sei die Schwester seiner Stiefmutter gewesen. Ihre Erscheinung konnte nicht verfehlen, auf Peter tiefen Eindruck zu machen. „Ich war noch", meldet er, „ein kleiner Knabe und hatte den Stachel unreiner Lust in meinem Fleische noch nicht empfunden; da trug ich schon oftmals aus freien Stücken ein rauhes Bußgewand." [3]

Doch der Hang zum Bösen ist nun einmal dem Adamssohn angeboren. Licht und Finsternis streiten sich um die Herrschaft in jedes Knaben Brust. Peter war zu Hause unter den vielen Kindern das älteste; auf der Gasse fühlte er sich als das reiche Herrenkind, und in der Schule tat es diesem grundgescheiten Jungen kaum ein anderer gleich. Er habe, seufzte er später, gegen Dienstboten, Kameraden, ja gegen die Eltern selbst sich ungebärdig benommen; er habe manchen Bubenstreich verübt, der die Rute verdiente [4]. Das Übel verschlimmerte sich, als man ihn zu einem Lehrer in Kost und Wohnung gab. Damit sollten wohl die Zerstreuungen abgeschnitten werden, welche des Vaters großer Hausstand und viele Amtsgeschäfte mit sich brachten. Aber nun war er in böser Gesellschaft. Er mußte unsaubere Reden hören, schlüpfrige Beispiele sehen. Ungeratene Burschen rühmten sich ihrer Schlechtigkeit. Canisius dankte in seinen Bekenntnissen dem Himmel dafür, daß er ihm „den Geist der Furcht Gottes" gleichsam „zum Wächter und Erzieher gegeben habe" in jenem gefahrvollen Alter. Er versicherte: nie habe er mit einem Weibe sich versündigt, nie mit irgend jemand fleischlich sich vergangen [5]. Aber er gesteht auch ein:

[1] Can. I 12. [2] Can. I 37[3]. [3] Can. I 22.
[4] Can. I 10—11. [5] Can. I 15.

er sei nicht unberührt geblieben von jenem Verderben; er habe manches ohne Scheu getan, dessen er sich später habe schämen müssen.

Ein großes Gut gewann der Jüngling in jenen schlimmen Tagen, ein Gut, das er als Mann zum reichen Segen der Jugend verwendet hat: er erfuhr und erlebte es an sich selbst, welch schwere Verantwortung die Lehrer und Erzieher auf sich laden, die nachlässig ihres Amtes walten. „Wehe ihnen", ruft er in den Bekenntnissen aus, „welch schwere Strafe wird sie treffen, diese blinden Führer von Blinden!" [1]

Peter war ins 15. Jahr getreten. Da beschloß der Vater, ihn zur weiteren Ausbildung nach Köln zu senden [2]. Das war ein trefflicher Gedanke; damit war des jungen Mannes Glück gemacht.

Sein Leben lang hat Petrus Canisius eine warme Liebe, ja eine Art von Verehrung für die Stadt Köln im Herzen getragen. Es war ihm das „heilige Köln". Er verehrte den Boden, der das Blut eines Gereon, einer Ursula und vieler anderer Märtyrer getrunken; er schaute im Geiste einen Severin, einen Kunibert, Heribert, Engelbert und andere heilige Bischöfe, die hier die Herde Christi geweidet, einen Albert d. Gr., Thomas von Aquin, Duns Scotus, die von hier aus gleich Sonnen über den Erdkreis hingeleuchtet hatten; vor ihm stand der Kölner Dom, noch unvollendet, aber auch so schon ein wundersam hehres, ganz unvergleichliches Denkmal, und rings um ihn ragten und prangten alle die Stifter und Klöster und sonstigen Heimstätten der Andacht und barmherzigen Liebe, und sie bargen den köstlichen Dreikönigenschrein und so viel anderes hochberühmtes Heiligtum, und des Betens und des Singens war kein Ende; sagte man doch sprichwörtlich, in Köln würden alle Tage mehr als tausend heilige Messen gelesen [3].

An der Spitze der Kölner Hochschule stand Christian Glen, Stiftsherr von St Severin, als der niederländische Ankömmling zur Aufnahme sich meldete. Der Rektor trug ihn am 18. Januar 1536 als „Petrus Canes aus Nymwegen" in das Schülerverzeichnis ein; zugleich mußte Peter den herkömmlichen Eid leisten und die Gebühren entrichten. Das bekundet die vierte Matrikel der Hochschule, die jetzt noch von der Stadt Köln in ihrem „Historischen Archiv" verwahrt wird [4]. Die Anstalt hatte um die Wende des 15. Jahrhunderts gegen 2000 Schüler gezählt; neben der mittelalterlichen Scholastik hatte der neuzeitliche Humanismus seine Lehrstühle aufgepflanzt; gefeierte Lehrer, begeisterte Zuhörer hatten in Roms und Griechenlands Sprache, Altertümer und Geschichte sich vertieft. Diese goldene

---

[1] Can. I 14. [2] Can. I 16—17 36.

[3] Johannes Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters I [15], Freiburg i. Br. 1890, 95. [4] Can. I 657.

Zeit war jetzt dahin. Man hatte die Kölner Schule als eine Höhle verschrien, in welcher nur „Dunkelmänner" hausten. Der Besuch war schwach, der Eifer war erlahmt. Immerhin glimmte noch Feuer unter der Asche. Aus dem Büchervorrat, welchen unser Musensohn damals besessen, haben sich drei Drucke erhalten; zwei von ihnen sind lateinische Schriften jenes Hermann von dem Busche, welchen der jüngere deutsche Humanismus als seine Hauptgröße verehrte [1]. In der Weltweisheit war Aristoteles Herr und Meister. Die Gottesgelehrten hatten schon im Jahre 1519 einstimmig Luthers Sätze verurteilt; einer aus ihrer Mitte, der Dominikaner Jakob Hoegstraeten, hatte auch mit der Feder gegen Luther gefochten. Peter Kanis sollte zunächst seine allgemeine Bildung an einem der Gymnasien oder Bursen, welche mit der Hochschule eng verbunden waren, zum Abschluß bringen. Die Wahl fiel auf das Montaner Gymnasium; gerade an dieser Anstalt wurde stiftungsgemäß die Lehre des hl. Thomas von Aquin vorgetragen; man nannte ihre Schüler einfach die Thomisten [2].

Neben der Wissenschaft der Gelehrten eignete sich Peter eine noch höhere an; es war die Wissenschaft der Heiligen. Aus der Heimat hatte er manche nicht ganz tadelfreie Angewöhnung mit sich genommen. Die Zeitangaben seiner Bekenntnisse sind nicht immer ganz deutlich, aber so viel läßt sich wohl sagen: in Köln, und wo er sonst noch war in den schulfreien Wochen und zu andern Zeiten, verkehrte er anfangs zu viel und zu gern mit stark lebenslustigen, jugendlich übermütigen Gesellen. Kostbare Stunden wurden vergeudet mit Schlafen bis in den Tag hinein, mit Teilnahme an Gelagen und mit Verübung von allerhand Mutwillen [3]. Aber schon war für eine gründliche Umwandlung die Stätte bereitet. Andreas Herll aus Baardewijk in Brabant hatte an der Kölner Hochschule gelehrt; jetzt war er Stiftsherr an der Gereonskirche. In seinem Hause hielt er ein kleines Schülerheim; Peter Kanis wurde in demselben untergebracht. Die Aufsicht über das junge Volk führte ein Mann, von dem Canisius in der Folgezeit schrieb: „Er war ein Priester von ungewöhnlicher Frömmigkeit; er war mein Erzieher, ja mein Vater." [4] Nikolaus Esche — so hieß er — stammte aus Oisterwijk in Brabant. In der Kölner Kartause soll er eine eigene Zelle besessen haben, wohin er zum Gebete sich zurückziehen konnte. Seine „Goldenen Übungen zur vollkommenen Gleichförmigkeit und steten Vereinigung mit Gott" sind noch

[1] Can. I 672. [2] Can. I 660. [3] Can. I 40—41. [4] Can. I 17.

im 19. Jahrhundert neu aufgelegt worden[1]. Aus seinen Gebeten zum Herzen Jesu duftet zarte Christusliebe[2]. Doch hören wir des näheren, wie Canisius selbst in seinen Bekenntnissen über Esche sich ausspricht: „Preise, meine Seele, den Herrn und gedenke fleißig all des Guten, das er dir erwiesen! Er gab mir diesen Lehrer der Frömmigkeit, diesen täglichen Mahner; dem war es nicht um meine Habe zu tun; er suchte nur mich und das Heil meiner Seele. Unter seiner Leitung begann ich, mir selbst zu mißfallen, um dir, o Gott, mehr wohlzugefallen. Seine Ratschläge und sein Beispiel waren etwas ganz Neues für mein Auge und Ohr. Auf sein Wort hin brach ich mein Ungestüm, dämpfte ich die Glut meiner jugendlichen Leidenschaften. Konnte ich mit ihm trauten Umgang pflegen, so lag mir wenig an sonstigem Verkehr und anderweitigen Verbindungen. Nicht bloß in der Beicht — und ich beichtete ihm oft — erschloß ich ihm mein Inneres; auch vor dem Schlafengehen legte ich in vertraulicher Rede die Mißgriffe und Fehltritte des vergangenen Tages, und was außerdem meine Seele befleckte, ihm dar. Ihm wollte ich Rechenschaft geben, er sollte Richter sein; wenn er eine Strafe verhängen wollte, war ich bereit, sie zu erleiden. . . . Fortwährend war dieser Mann um mich besorgt; er betete, er weinte, er segnete, er warnte, er drängte, er schrieb. Einmal war ich nach Hause gereist und blieb länger als gewöhnlich von ihm weg und ließ mich mehr als billig gehen; es sah aus, als ob ich nun einem freien Leben mich hingeben wollte; da kam er denn selber zu mir, er weckte mich aus meinem Schlafe, schalt mich ob meiner Nachlässigkeit, richtete mich auf, da ich am Fallen war, und führte mich wieder auf Gottes Pfade zurück."[3] Tief prägte Esche seinem Zöglinge gewisse Leitsätze ein. „Gott dienen", sagte er, „ist herrschen." „Eines nur bringt Heil, Gott dienen; alles andere ist Trug." „Wenn du Christum recht verstehst, ist alles gut, magst du auch das übrige nicht verstehen." Täglich mußte Peter ein Hauptstück aus den vier Evangelien lesen und aus demselben einen Spruch, der besondern Eindruck auf ihn gemacht, ausheben und ihn sich merken und den Tag über öfter ihn erwägen. Oft und mit großem Nutzen las er auch Lebensbeschreibungen von Heiligen

[1] Beiträge zur mystischen Theologie, herausgegeben von Fr. A. von Besnard, Augsburg 1847, 440—499. Mit Unrecht macht ihn Friedensburg zum Kartäuserprior (Die ersten Jesuiten in Deutschland 35).

[2] C. M. Boutrais O. Cart., Der Karthäuser Landsberger und die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. Übersetzt und vermehrt von Bernh. Hermes, Mainz 1880, 124—128.

[3] Can. I 18.

und andere Erbauungsbücher [1]. Das alles berichtet, wie gesagt, Canisius selbst; er bittet dabei Gott den Herrn, er möge doch der Jugend viele edle, fromme Lehrer schenken, „welche durch Wort und Beispiel ihre Schüler dazu bringen, daß sie eine sittliche Verfehlung mehr verabscheuen und meiden als einen Verstoß gegen die Sprachregeln oder einen schiefen Ausdruck in einem Aufsatze“ [2].

Durch Nikolaus Esche und Andreas Herll kam der geweckte, tatenlustige Niederländer allmählich in Berührung mit den Männern, welche zu Köln die streng kirchliche Richtung vertraten und an der Spitze der katholischen Bewegung standen. Zu ihnen gehörten der Dominikanerprior Johannes Stempel und der Karmelitenprovinzial Eberhard Steinberger, gewöhnlich Billick genannt, beide Lehrer der heiligen Wissenschaften an der Kölner Hochschule, dann der Weihbischof und Domprediger Johannes Nöpel, der später unsern Canisius zum Priester weihte, und jener schneidige Domherr und Scholaster des Gereonsstifts Johannes Gropper, dem Paul IV. das Kardinalsbirett sandte [3]. Vor allem aber fühlte sich der fromme Jüngling hingezogen zu einem Bekenner Christi, der zu Köln eine Zufluchtsstätte gefunden. Georg von Skodborg war von Rechts wegen Erzbischof von Lund und Primas von Dänemark und Schweden; aber weil er dem gewalttätigen Dänenkönig das Gut seiner Kirche nicht hatte ausliefern wollen, mußte er das Brot der Verbannung essen; er betete sehr viel und übte strenge Buße [4]; als im Jahre 1543 die Jesuiten zu Köln sich niederließen, fanden sie an ihm einen ihrer besten Gönner [5].

Was Peter an solchen Männern bewunderte, das suchte er auch nach Kräften nachzuahmen. Zuweilen sah man ihn einen Sack schleppen, der ganz mit Büchern gefüllt war; es waren gute, andächtige Schriften, die Peter zusammengebracht hatte, damit sie an arme Leute unentgeltlich abgegeben würden. Zur Faschingszeit saß er einmal an wohlgedeckter Tafel, ohne einen Tropfen Wein zu genießen; er wollte die Trunkenheit sühnen, der man an diesen Tagen frönte. Das berichtet er selbst [6]. Dem Pater Hasius erzählte um das Jahr 1573 ein sehr braver Mann aus Köln: „Mein Vater hatte ein Buchbindergeschäft in der Stadt, während Peter Kanis dort an der Hochschule weilte; er gehörte zu unserer Kundschaft. Da hieß mich

---

[1] Can. I 19. [2] Can. I 20. [3] Can. I 100 101 124 215.

[4] Laur. Surius O. Cart., Commentarius brevis rerum in orbe gestarum, Coloniae 1566, 125.

[5] Can. I 79 100 105 134. [6] Bekenntnisse, Can. I 22.

denn zuweilen der Vater gebundene Bücher ihm zurückbringen; ich tat es, aber mit Gruseln, denn der junge Herr hatte einen Totenkopf auf seinem Tische liegen." [1]

Das waren Äußerlichkeiten; doch sie wurzelten in der Heimlichkeit eines gottminnenden Gemütes. Peter fand an nichts so großen Geschmack als an der Pflege des stillen, an Gott sich emporrankenden geistlichen Lebens [2]. Eine von seinen Lieblingslesungen waren damals die Predigten des wundersamen Geistesmannes, welcher den Ehrennamen des „erleuchteten Lehrers" führt, des deutschen Predigermönches Johannes Tauler. Sie galten ihm, wie er in seiner ersten, 1543 gedruckten Schrift sich ausspricht, „als ein kostbares Buch, das uns den rechten, kürzesten Weg zu unserem Ursprung, der Gott ist, mit klaren Worten treulich entdecket und weiset.... Die Meinung von Taulers Lehren geht fürderlich darauf, daß wir sollen aller Sünde absterben, alle Lust und Liebe zu vergänglichen Geschöpfen in uns töten, unsern eigenen Willen verlassen und verleugnen und ihn in Gottes liebsten Willen aufgehen lassen, Christo durch alle Tugenden nachfolgen und unsere Seele mit allen Kräften, in rechter Liebe mit Gott vereinigen und ein Geist mit Gott werden" [3].

Diese Weltanschauung offenbaren auch zwei Schreiben, welche Peter in jenen Jahren, noch vor seinem Eintritte in die Gesellschaft Jesu, nach Nimwegen an seine Schwester Wendelina richtete. Nicht daß dieselben vollständig in den Wolken schwebten! Als echtes Nimweger Kind freut er sich des guten Wacholderbranntweines, den Wendelina ihm geschickt; der tröstet seinen schwachen Magen. Wendels Mann mag getrost nach Köln kommen; dort kann er Wein einkaufen, soviel er will, und der Kölner Wein ist „besser als der, den wir aus seinem Keller getrunken". Doch das ist nebenbei gesagt. Beherrscht und durchglüht sind beide Briefe von Johannes Taulers Geist. Daran hängt alles, daß wir auf die Stimme Gottes hören, der durch unser Gewissen zu uns redet. Alles müssen wir verlassen, was nicht Gott ist. Der Weg ist eng; er ist mit Nesseln, Dornen und Disteln bewachsen; der Fuß muß bluten, der auf ihm wandelt. Aber so gelangt die Braut in die Arme des himmlischen Bräutigams; so verkostet sie, wie süß Gott der Herr ist [4].

Dem entspricht auch ein Zug, den wiederum Canisius selbst uns aufbewahrt hat. Wenn er als fahrender Schüler Arnheim besuchte und Herzogenbusch und Oisterwijk und Diest und Löwen, suchte er mit Vorliebe Leute auf, die im Rufe hoher Frömmigkeit standen; er führte mit ihnen geistliche

---

[1] *Hasius an Rader, Emmerich 1613 (Epp. ad Rad. I, n. 54). Vgl. auch Matth. Raderus S. J., De vita Petri Canisii, Monachii 1614, 220.

[2] Can. I 22. [3] Can. I 80 83. [4] Can. I 69 73—74.

Gespräche; er wertete sehr hoch ihre Ermahnungen, Ratschläge, Gebete. „In Brabant", sagt er, „lebte damals eine aufrichtig fromme, wahrhaft weise Jungfrau; diese erklärte auf Eingebung des Heiligen Geistes: einst würde ich durch meine schriftstellerische Arbeiten der Kirche gute Dienste leisten; bei Gott, ich erdichte nichts; ich gebe nur der Wahrheit Zeugnis." [1]

Ein junger Mann, der gleichfalls durch seine Schriftstellerei eine Säule der deutschen Kirche werden sollte, war zu Köln im Hause des Stiftsherrn Andreas Herll Peters Schulkamerad und Mitzögling: Lorenz Surius, eines Lübecker Goldschmiedes Sohn, hatte eine Zeitlang zu Frankfurt a. d. O. auf der Schulbank gesessen [2]; der unkatholischen Grundsätze, die er dort eingesogen, ward er in Köln rasch wieder ledig; Peter Kanis trug dazu bei; er versichert dies selbst [3]; die zwei wurden ein Herz und eine Seele. Sie empfanden es als ein hohes Glück, daß sie bei den Kölner Kartäusern traulich ein- und ausgehen durften.

Unter dem Prior Gerhard Kalkbrenner aus Hammond lebte in dieser Kartause die alte strenge Ordenszucht fort; sie paarte sich mit fröhlichem wissenschaftlichen Streben; eine Reihe von gelehrten und volkstümlichen Schriften waren bereits aus diesen stillen Klosterzellen in die weite Welt hinausgegangen [4]. Jetzt blühte vor allen andern in Heiligkeit und Gelehrsamkeit Johannes Justus aus Landsberg in Bayern, gewöhnlich Landsberger genannt, Herausgeber der Schriften der hl. Gertrud, gottbegnadeter Dichter, Verfasser vieler geistlichen Schriften voll Salbung und Wärme. Gleich Gertrud war Landsberger eingeweiht in die Geheimnisse des Erlöserherzens. Wenn er das Leiden Christi betrachtete, konnte er nicht haften bleiben beim blutigen Schweiß und den klaffenden Wunden, bei den Tränen und Schmerzensrufen; er mußte tiefer dringen; im Herzen Jesu traf er das allerbitterste Weh und die allersüßeste Liebe. Noch mußten 150 Jahre vergehen, bis in Gottes Auftrag die selige Margareta Maria Alacoque die ganze Christenheit aufrief zur öffentlichen, feierlichen, sühnenden, eucharistischen Herz-Jesu-Verehrung. Doch einer der besten Wegebereiter ist ihr der Kölner Kartäuser gewesen. In seinen erbaulichen Ansprachen kam er immer wieder auf das Herz des Heilandes zurück. Er lud seine Freunde ein, bei allen Anfechtungen und Versuchungen sich durch Christi Seitenwunde in sein Herz zu flüchten und dort all ihre Sorgen und Wünsche zu bergen. An einer Stelle ihrer Wohnung, an der sie oft vorübergehen mußten, sollten sie, so riet er ihnen, ein Bild des Herzens Jesu anbringen, damit sie recht häufig am Tage dieses göttlichen Schatzes gedächten [5].

[1] Can. I 21 38.

[2] L. Le Vasseur O. Cart., Ephemerides Ordinis Cartusiensis II, Monstrolii 1890, 143—144.

[3] Can. I 36.

[4] Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I[15] 97—99.

[5] Boutrais-Hermes, Der Karthäuser Landsberger und die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu 56—84.

Durch Landsberger ist auch Petrus Canisius ein Liebhaber des Herzens Jesu geworden. Noch ist ein Büchlein da, in welchem er seine Lieblingsgebete sich zusammengetragen. Er nahm es mit sich von Ort zu Ort; die Überlieferung besagt, er habe es auf dem Sterbebette in seinen zitternden Händen gehalten. Da sieht man: Im „Morgengebet zum Christus-Herzen" fliegt sein Herz dem Herzen Jesu entgegen; am Abend naht er sich dem Herrn, um mit den letzten Atemzügen des scheidenden Tages den Liebeshauch des Heilandherzens in sich aufzunehmen; fängt er den Tag über eine Arbeit an oder hört er die Stunde schlagen, so schickt er einen Liebesgruß hin zum Herzen Jesu[1]. Das Morgengebet scheint aus den Schriften der hl. Mechtildis geschöpft zu sein[2]; die andern Gebete sind in der Sprache Landsbergers gehalten. Noch als Greis segnete Canisius in seinem „Geistlichen Vermächtnisse" die Stunden, da er zu den Füßen dieses wahren Gottesfreundes gesessen[3]; es war reine Geistesfreude, es war Vorgeschmack des Paradieses gewesen.

Die Vorsehung wollte ihn damit auch vorbereiten und stärken für den wichtigen Schritt der Berufswahl.

Am 15. August 1571 sprach Canisius als Hofprediger des Erzherzogs Ferdinand II. über das Wort des Herrn: „Maria hat den besten Teil erwählt" (Lk 10, 42). „Merke", sagte er, „es ist eine wichtige Sache, daß man seinen Beruf recht erkenne. Darum soll einer mit großer Gottesfurcht seine Berufswahl treffen. Drei Dinge muß er dabei besorgen: Erstens, daß er mit David bete: ‚Herr, zeige mir deine Pfade!' Zweitens, daß er einen weisen Mann um seinen Rat ersuche. Drittens, daß er sein eigen Gewissen befrage und zusehe, wohin der Geist Gottes ihn ziehe." Manche werden zum „besten Teil" berufen, auf daß sie Gott „vollkommenlich dienen, ohne alle äußerliche Sorge, ohne zeitliche Geschäfte"; aber sie kommen nicht, oder wenn sie gekommen sind, laufen sie wieder hinweg[4]. In diesen Worten ist der gewöhnliche Weg, die Durchschnittsstraße gezeichnet, auf welcher die Vorsehung den Menschen seinen gottgewollten Beruf finden läßt. Bisweilen jedoch tut der Herr noch mehr. An Moses erging sein Ruf aus dem brennenden Dornbusch heraus; Saulus wurde zum Paulus in den Fluten des Himmelslichtes, das vor Damaskus ihn überströmte; und so haben ein Ambrosius von Mailand, ein Franz von Assisi, eine Theresia von Jesus und andere Heilige an sich Wunder göttlicher Berufung und Führung erfahren. Auch die Berufsgeschichte unseres Petrus Canisius weist Spuren unmittelbar göttlichen Eingreifens auf.

---

[1] Can. I 58—59.

[2] Zeitschrift für katholische Theologie XXI, Innsbruck 1897, 340.

[3] Can. I 37. [4] Can. VI 636.

Eines Tages kniete in der Stephanskirche zu Nimwegen, nicht weit vom Hochaltare, der kleine Peter Kanis. Er blickte zu dem schmucken, turmartig emporstrebenden Sakramentshäuschen auf, in welchem der eucharistische Heiland wohnte. Sein Flehen wurde immer inbrünstiger. Da ergießt sich aus Christi Herz ein Lichtstrahl in die Seele des Knaben. Es ist ihm, als sähe er mit Augen die Eitelkeit und Torheit der sündigen Welt und die Gefahren, die seinem Seelenheil drohen. Überall Schlingen, überall Fallstricke! Tränen perlen über seine Wangen. „Herr", ruft er aus, „zeige mir doch deine Wege; lehre mich sie gehen! Du bist ja mein Gott, mein Erlöser!"

Während Peter in Köln den Wissenschaften oblag, wiederholten sich — wir wissen das alles von ihm selbst — einigemal die himmlischen Durchleuchtungen seines Geistes; wahrscheinlich geschah es in den stillen Stunden, da er in der Kirche von St Gereon des Gebetes wartete; wiederum überkam ihn Schmerz und Abscheu, Angst und Bangen, und der beklommenen Brust entrang sich der Notschrei: „Zeige du mir, o Gott, einen Lebensweg, auf dem ich ruhig wandeln und sicher zu dir gelangen kann." [1]

Unterdessen war Peter Kanis am 15. März 1538 „Lizentiat" der freien Künste geworden [2]. Das Fachstudium konnte beginnen. Ich hörte, so erzählt er, in Köln „eine Zeitlang" weltliches Recht und in Löwen Kirchenrecht, „weil mein Vater es so wünschte" [3]. Die Matrikel der Löwener Hochschule, welche jetzt zu Brüssel im belgischen Staatsarchiv verwahrt wird, zeigt denn auch wirklich beim 21. April 1539 den Namen „Peter Canis aus Nymwegen" [4]. Der Bürgermeister Jakob Kanis trug sich mit großen Plänen. Sein Erstgeborener sollte die Laufbahn des Vaters betreten; Ehren und Würden waren ihm sicher. Auch eine reiche Braut war schon gefunden; Peter brauchte nur noch das Jawort zu geben. Gott aber, so drückte dieser in der Folge selbst sich aus, machte diese Kost ihm bitter; er hatte ihm kräftigere Speise bereitet. Nach Köln zurückgekehrt, legte er am 25. Februar 1540 das Gelübde ab, bis an sein Ende in jungfräulicher Reinheit zu leben [5]. „Ich tat das", versichert er, „frei und froh und es hat mich niemals gereut. . . . Auf meine Kräfte

[1] Can. I 12 13. Vgl. auch das Lebensbild des Seligen, welches der holländische Redemptorist P. J. A. F. Kronenburg mit überaus frischen und warmen Farben gemalt hat in seinem schönen Werke Neerlands Heiligen in later eeuwen II, Amsterdam 1902, 37—44.

[2] Can. I 662. [3] Can. I 21—22. [4] Can. I 22 A. 1. [5] Can. I 39.

verließ ich mich nicht; ich wußte, daß niemand enthaltsam sein kann, es gebe ihm denn Gott die Gnade dazu; aber ich sagte mir: Die Kraft, den Zölibat zu halten, wird der mir verleihen, der das vertrauensvolle Gebet erhört; er läßt die nicht im Stiche, die auf seine unendliche Barmherzigkeit bauen; er gibt nicht zu, daß seine Getreuen über ihre Kräfte versucht werden, wenn sie nur mit seiner Gnade mitwirken und mit dem Apostel Paulus ihr Fleisch kreuzigen wollen." [1] So sprach unser Seliger, an der Schwelle des Todes stehend, im „Geistlichen Vermächtnisse" sich aus. Schon 25 Jahre früher hatte er in seinen „Bekenntnissen" sich dahin vernehmen lassen: Auf Gottes Eingebung hin habe ich beständige Jungfräulichkeit gelobt; „ich habe diesen Entschluß niemals bedauert" [2].

Mit dem Gelübde war es soviel als entschieden, daß Peter Kanis dem geistlichen Berufe sich widme. Nachdem er am 25. Mai 1540 unter dem Vorsitze seines Nimweger Landsmannes Johannes Bronhorst die philosophische Doktorwürde errungen [3], wandte er der Wissenschaft von den göttlichen Dingen sich zu. Bald war auch wieder der Bürgermeister von Nimwegen zur Stelle. Er hatte eine Kölner Stiftsherrnpfründe in der Hand. Peter nahm sie nicht [4]. Sein Streben ging noch höher. Er und sein Freund Surius beschlossen, in den Ordensstand zu treten. In einem Augenblicke kühnen Aufloderns ihrer Freundesliebe vereinbarten sie sogar: In den Orden, in welchen der eine trete, solle der andere ihm nachfolgen [5]. Doch welchen Orden sollten sie wählen? Canisius bewunderte einen heiligen Hieronymus, Dominikus, Franziskus ob ihrer Nachtwachen, Fasten und andern Bußwerke. „Sie waren streng gegen sich selbst", schreibt er, „und dabei mitleidig gegen die Sünder; sie büßten für deren Sünden, als ob es ihre eigenen wären." [6] Mächtigen Reiz übte auf ihn auch das Kartäuserleben mit seiner feierlichen Ruhe und seiner in Gott aufgehenden Beschaulichkeit [7]. Surius nahm am 23. Februar 1540 in der Kölner Kartause das Kleid des hl. Bruno [8]. Sein Herzensfreund folgte ihm nicht. Warum nicht?

Er vermochte nicht, der Erinnerung an eine Weissagung sich zu entschlagen, die ihm vor vielen Jahren geworden. Als ich noch ein Knabe war, so meldet er selbst, lebte zu Arnheim eine heiligmäßige Witfrau; sie wurde vom Herrn besonderer Offenbarungen gewürdigt. Als ich nun

---

[1] Can. I 40. [2] Can. I 16. [3] Can. I 662. [4] Can. I 15.
[5] Can. VI 383. [6] Can. I 23. [7] Can. I 22. [8] Can. I 36, A. 8.

einmal meine Arnheimer Freunde besuchte, sagte sie mir, Gott werde bald einen neuen Priesterorden erwecken zur geistlichen Erneuerung der Kirche; diesem Orden werde auch ich einverleibt werden. Damals, bemerkt Canisius weiter, „dachte noch kein Mensch an uns Jesuiten; nirgends, nicht in Italien, nicht in Frankreich, nicht in Deutschland, sprach man auch nur ein Wort von ihnen" [1].

Wo diesen neuen Orden finden? Und wann, und wie? „Ich nahm mir", heißt es im Geistlichen Vermächtnisse, „die Berufsfrage sehr zu Herzen; ich dachte ernstlich nach; ich betete mit viel Zuversicht. Dieses Gebet hat der Allerhöchste erhört." [2] Im Jahre 1540 kam der selige Peter Faber, der erste Gefährte des Ordensstifters Ignatius, als Begleiter des kaiserlichen Gesandten Ortiz nach Worms und Regensburg. Im Sommer 1541 mußte er mit Ortiz nach Spanien ziehen. Doch schon im folgenden Jahre führte ein päpstlicher Befehl ihn nach Deutschland zurück. Zwei Hofkapläne der Prinzessinnen Maria und Johanna, Alvaro Alfonso und Juan Aragonio mit Namen, kamen mit ihm; sie hatten der Gesellschaft Jesu sich angeschlossen und wollten jetzt unter Fabers Führung ihre Probe- und Lernzeit bestehen. Faber arbeitete zuerst in Speier; dann gewann ihn der Mainzer Kurfürst, Kardinal Albrecht von Brandenburg, für seine Bischofsstadt Mainz [3]. Die zwei Spanier mußten, jeder für sich, noch im Jahre 1542 als arme Pilger Kölns Andachtsstätten besuchen [4]. Ein zweites Mal kam Alvaro um den Beginn des Jahres 1543 nach Köln; er nahm seine Herberge im Montaner-Gymnasium, wahrscheinlich um dort sein Wissen zu mehren. Das nun ward für Peter Kanis, wie wir von ihm selbst erfahren, der Anstoß zum entscheidenden Schritte [5]. Alvaro erzählte ihm große Dinge von dem neuen Orden und dem Manne, der denselben nach Deutschland gebracht. Jetzt ließ er sich nicht mehr halten. Er schnürte rasch sein Bündel. Er mußte nach Mainz. Faber wohnte im Pfarrhause von St Christoph. Er empfing den Besucher mit

---

[1] Can. I 37—38. Canisius an P. Johannes Busäus S. J. in Mainz, Freiburg i. d. Schw. 2. Januar 1596, bei Jos. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542—1582, Bonn 1896, 12. [2] Can. I 42.

[3] Jos. Hansen, Die erste Niederlassung der Jesuiten in Köln, in „Beiträge zur Geschichte vornehmlich Kölns und der Rheinlande", Köln 1895, 165—168. Rud. Cornely S. J. und H. Scheid S. J., Leben des sel. Petrus Faber [2], Freiburg 1900, 56—129. [4] Jos. Hansen, Rheinische Akten 2—3.

[5] Canisius an Arluinus Madius S. J. in Köln, Freiburg i. d. Schw. 3. Juni 1590, bei Hansen a. a. O. 8.

jener ungeschminkten Güte und Liebe, welche ihm die Herzen im Sturm eroberte. Er riet ihm sofort, eine Zeitlang dazubleiben und den geistlichen Übungen sich zu unterziehen; da werde er Ruhe finden für sein Gewissen; da werde er gewahr werden, was Gottes heiligster Wille sei[1]. Peter war es zufrieden. Er wurde des Pfarrers Gast. Mainz wurde sein Manresa. Meist müssen sich die geistlichen Übungen durch dieses widerwärtigen Lebens Drang und Not in einige wenige Tage zusammenschnüren lassen. Der junge Kanis durfte ihnen allen Anzeichen nach, dank einer großmütigen Fügung des Himmels, ihre volle Zeit von beiläufig 30 Tagen ohne Schmälerung gewähren. So konnte es denn seine ganze Kraft an ihm erproben, jenes einzigartige Exerzitienbüchlein, so klein und unscheinbar und doch so gedankenreich und geistesmächtig. Der Mann, der ihm es erschloß, war eben derjenige, von welchem Ignatius erklärt hat: kein anderer habe so verständnisvoll dasselbe erfaßt. Wir besitzen noch die Aufzeichnungen, welche Faber in seinem „Gedenkbuche" über den Verlauf dieser Mainzer Seelenschulung gemacht hat. Die erste Woche der geistlichen Übungen soll reinigen, läutern. Für Peter Kanis waren es ruhige Tage. Windstille herrschte in seinem Innern. Diese Erscheinung, so merkte Faber sich an, zeigt sich „besonders bei denen, welche schon lange das Gebet gepflegt und die Sünde gemieden haben; denn deren Sinn hält sich in den Schranken des Wahren und Guten; Leidenschaften, welche augenscheinlich ungeordnet wären, haben sie nicht"[2]. Anders kam es in der zweiten Woche. Die Seele schaut nun Christum, den Gottkönig, den Feldherrn sondergleichen, den allzeit siegesgewissen Welteroberer; er will das Gottesreich gründen und erweitern drinnen in jedem Menschenherzen, draußen bis an die Grenzen der Erde. Er geht voran im heiligen Kampfe; er fordert zur Heeresfolge auf; er wirbt um tapfere Krieger, um Helden. Man kann ihm mehr von der Ferne folgen, mitten im großen Haufen; man kann sich enge an ihn heran drängen; man kann sich anbieten, alles mit ihm zu teilen, Hunger und Durst, Schweiß und Blut. Hier tritt an den, der noch keine unverrückbare Lebensstellung hat, das ernste Geschäft der Berufswahl heran, und da, so vermerkte sich Faber in jenen Tagen, kann einer noch so heilig sein: fängt er an, seinen Sinn zu richten auf einen Stand, der vollkommener ist als sein bisheriger, so kommt es unfehlbar zum Strauße; die Geister, die guten und die bösen,

[1] Can. I 43. [2] Can. I 653.

regen und recken sich und platzen aufeinander[1]. Bei Peter Kanis siegten die guten. Der Friede kehrte zurück. P. Faber, der tiefinnerliche Mann, der überall Gott fand, der auf keiner Reise, an keinem Fürstenhofe, bei keinem Gelehrtenstreite seine Geistessammlung verlor, muß seinen Lehrling weit hineingeführt haben in die geheimnisvollen Schachte, zu den reichsten Goldadern echter, hoher Andacht; sonst hätte nicht dieser, ein Beter von Kindheit an, ein Schüler des Nikolaus Esche und Justus Landsberger, von diesen geistlichen Übungen schreiben können: „Da lernte ich im Geiste und in der Wahrheit zu Gott beten.“[2] Und nun heißt es weiter im „Geistlichen Vermächtnisse“: „Ich erkannte, daß das Leben in der Gesellschaft Jesu für mich passe und daß es mir großen Segen bringen werde. Ich saß sozusagen gleich Matthäus an der Zollstätte; da vernahm ich deutlich Gottes Stimme; widerstehen wollte und durfte ich nicht; so stand ich denn mit Matthäus auf, gab dieser bösen Welt den Abschied, zerriß diese Bande. Von da an war es mein einziges Herzensanliegen, daß ich Christo dem Herrn, der den Gnadenblick mir zugeworfen, nachfolgen möchte auf dem Kreuzwege, auf dem er mir vorangegangen, arm, keusch und gehorsam.“[3] Die Gesellschaft Jesu besitzt jetzt noch das kostbare Blatt, auf welchem Petrus Canisius sich zu Mainz ihr eigenhändig verschrieben und geschenkt hat. „Nach reiflicher Überlegung“, so ist da zu lesen, gelobt er dem allmächtigen Gott, der seligen Jungfrau Maria, dem heiligen Erzengel Michael und allen Heiligen, von jetzt an sich unter den Gehorsam der Gesellschaft zu begeben, „welche die Gesellschaft Jesu Christi heißt“. Er will fürderhin ein Leben der Armut führen, soweit nicht der Obere der Gesellschaft oder an seiner Statt P. Faber, der ihn jetzt in das Noviziat der Gesellschaft aufgenommen hat, es anders verordnen. Auch will er baldigst nach Rom zu den Apostelgräbern wallfahren, wofern nicht P. Faber etwas anderes bestimmt. Findet er nicht endgültige Aufnahme in die Gesellschaft, so wird er nach deren Rat in einen andern Orden treten. Das alles „aus Liebe zu unserem Herrn Jesus Christus, dann auch zur Ehre und zum Dienste der glorreichen Jungfrau Maria, des hl. Michael und aller Heiligen, sowie zum Heile seiner Seele“. Daraufhin, seinem Entschlusse zum Zeugnis und Siegel, empfängt er den hochheiligen Leib des Herrn im Sakramente des

[1] Can. I 653. Memoriale Beati Petri Fabri ed. Marc. Bouix S. J., Lutetiae Parisiorum 1873, 282—284.

[2] Can. I 43. [3] Can. I 43—44.

Altars[1]. Es war am Feste der Erscheinung des Erzengels Michael, dem 8. Mai 1543; Peter trat eben in sein 23. Jahr; er nannte danach diesen Mainzer Tag seinen zweiten Geburtstag und den P. Faber seinen zweiten Vater, der ihn in Christus wiedergeboren[2]. Noch kurz vor seinem Tode äußerte er sich: „Meines Erachtens ist die Berufung zum Ordensstande die größte von allen Wohltaten, welche der Herr mir jemals erwiesen hat.“[3]

Ein Stimmungsbild aus dieser Zeit bietet der bekannte Brief, den Canisius aus Mainz an einen seiner Freunde richtete. „Ich kann es“, so liest man darin, „kaum beschreiben, welch mächtigen Einfluß diese geistlichen Übungen auf mein geistiges wie auf mein sinnliches Leben ausgeübt haben. Ich fühlte, wie meine Seele von himmlischen Gnadenstrahlen durchglänzt wurde; ich verspürte gewissermaßen neue Lebenskraft; es war mir, als ob die Fülle der göttlichen Gaben auch auf meinen Leib überströmte, als ob mein ganzes Wesen erstarkte, als ob ich in einen ganz andern Menschen umgewandelt würde.“[4]

Nach Köln zurückgekehrt, verkündete Canisius auch dort das Lob der geistlichen Übungen. Man darf es wohl einen Widerhall dieses Lobes nennen, was Gerhard Kalkbrenner, der Prior der Kölner Kartause, am 31. Mai 1543 an jenen edeln Grafen Christoph von Ryneck schrieb, welcher nun schon beinahe zwanzig Jahre lang der Kartause von Trier als Prior vorstand[5]. Gott, so drückte Prior Gerhard sich aus, hat seine Kirche in diesen stürmischen Zeiten nicht ganz verlassen. „Vielmehr hat er uns einige apostolische Männer erweckt, die er mit seinem Geiste erfüllt und mit Kraft von oben bekleidet. Sie führen mit reinem Eifer die Irrenden zur Wahrheit zurück; sie ziehen die Sünder weg von der Sünde und führen sie auf den Weg des Heils. Ihre Worte sind Feuerfunken, die bis zum Herzen dringen und es entzünden.“ Einer von ihnen, Peter Faber mit Namen, „gibt den Leuten, die guten Willens sind und an ihn sich wenden, gewisse geistliche Übungen; durch dieselben erlangen sie innerhalb weniger Tage eine wahre Erkenntnis ihrer selbst und ihrer Sünden, eine herzhafte Abkehr von den vielen geschaffenen Dingen, hin zum Schöpfer selbst; sie gewinnen Fortschritt in der Tugend, enge Vertrautheit mit Gott, Gottes Liebe und Freundschaft. Hätte ich doch Gelegenheit, nach Mainz zu kommen! Wahrhaftig, um eines solchen Schatzes willen müßte man selbst eine Reise bis nach Indien nicht scheuen. Ich hoffe zum Herrn, daß ich diesen Mann Gottes, seinen besondern Liebling, noch vor meinem Tode sehen werde. Viele hängen sich jetzt an die großen Irrlehrer, die Gefäße des Verderbens, die Werkzeuge des bösen Feindes; deshalb müssen wir um so lieber an die Freunde Gottes, die Werkzeuge des Heiligen Geistes uns schmiegen.“[6]

---

[1] Can. I 75. Vgl. auch Franc. Sacchinus S. J., De Vita et Rebus gestis P. Petri Canisii, Ingolstadii 1616, 25.

[2] Can. I 9. [3] Can. I 44—45. [4] Can. I 76—77.

[5] Le Vasseur O. Cart., Ephemerides Ordinis Cartusiensis IV 542.

[6] Frid. Reiffenberg S. J., Historia Societatis Iesu ad Rhenum inferiorem I, Coloniae 1764, 10.

Petrus Canisius sollte bald Gelegenheit haben, zu zeigen, daß seine begeisterte Hingabe an die Gesellschaft Jesu kein leeres Strohfeuer gewesen. Um Weihnachten des Jahres 1543 ward er nach Nimwegen gerufen; kaum war er da, so starb der Vater. Das große Vermögen, welches seine erste Frau, Ägidia von Houweningen, ihm zugebracht, fiel an deren zwei noch überlebende Kinder Peter und Wendelina. Peter war ein gemachter Mann. Er konnte daran denken, das Brotstudium an den Nagel zu hängen und zu Hause von seinem Gelde zu leben. Aber er drängte die Schwester, das bessere Stück des Erbes für sich zu nehmen; von seinem Anteil gab er verschiedenen armen Klöstern des Gelderlandes reichliche Almosen[1]. Zu Nimwegen selbst machte er eine Stiftung, die erst in neuester Zeit durch einen Nimweger Geschichtsforscher aus dem Schutte der Vergessenheit ist ausgegraben worden: Fünf unbemittelte Schüler der Brüder vom gemeinsamen Leben sollten jeden Freitag in der Stephanskirche dem Meßopfer beiwohnen; danach mußte man jedem einen fünf Pfund schweren Laib Brot schenken und obendrein noch einen guten Hering[2]. Was nach diesen Vergabungen noch übrig war, packte Peter zusammen und nahm es, die Gegenvorstellungen seiner Verwandten nicht achtend, mit sich nach Köln, damit es ihm und seinen Ordensgenossen zum Unterhalt diene.

Hier wartete seiner Berufstreue eine neue Probe. P. Faber war nach Köln gekommen und hatte in einem Hause auf der Burgmauer eine Anzahl junge Leute vereinigt; er führte sie in das Ordensleben ein; an der Hochschule hörten sie die Vorlesungen. Da wurde dem Rate der Stadt angezeigt, daß man auf der Burgmauer ein neues Kloster errichten wolle. Mochte der Kölner Bürger noch so katholisch sein, solch eine Botschaft hörte er nicht gern; nahmen ihm ja die Klöster ohnehin schon im engen Ringe der Stadt viel schönen Platz weg, und eine noch größere Sünde war es, daß sie der Stadt keine Steuern bezahlten. Manche Stadtväter waren auch bange, es möchten unter dem Deckmantel des Klosterlebens aufrührerische, ketzerische Schwarmgeister sich einnisten. Dazu kamen die Hetzereien des Erzbischofs Hermann von Wied. Dieser unwissende, ganz verweltlichte Kirchenfürst war zum willenlosen Werkzeuge der Neuerer geworden, welche den Protestantismus den Kölnern hinterlistig einimpfen wollten. Jenes Gesindel, herrschte er den Rat an, müsse fort; das sei

---

[1] *Hasius an Rader, Emmerich 1613, a. a. O. Nr 48, 6.

[2] H. D. J. van Schevichaven, De St. Stephenskerk te Nijmegen, Nijmegen 1900, 268. Mitstifterin ist seine Stiefmutter Wendel.

eine wahre Pest, eine Teufelsrotte; er werde nicht ruhen und rasten, bis nicht der letzte Jesuit über die Grenze des Erzstiftes gejagt worden sei. Ein Ungewitter zog sich zusammen. Faber suchte es zu beschwören; aber der Gehorsam rief ihn aus der Mitte seiner Jünger weg. Es war am 28. Juli 1544, als der Bürgermeister Goswin von Lomersheim mit mehreren Ratsherren erschien und der jungen Schar den Ausweisungsbeschluß verkündete. Da half keine Verwahrung; binnen acht Tagen, hieß es, müßten sie die Stadt räumen. Canisius suchte Hilfe beim Rektor; die Hochschule hatte ja ihre eigene Gerichtsbarkeit und ihre großen Freiheiten. Er fand freundliche Aufnahme; aber da hieß es gleich: diese neugebackene Genossenschaft werde bald wieder in sich selbst zusammenfallen; Canisius möge doch das Schiff verlassen, bevor es versinke. Bald kamen auch seine Freunde gelaufen. Es sei jammerschade, sagten sie ihm, um sein Wissen und seine Rednergabe. Jene Fremden solle er ziehen lassen, wohin sie wollten; er selbst aber müsse in Köln bleiben; ein feiner Lehrstuhl, eine fette Pfründe sei ihm sicher! In der Tat wollte man ihn am Gereonsstift unterbringen; man bot ihm sogar eine Stelle an der Domkirche an. Umsonst! Er wankte nicht in seinem Berufe. Er wich auch nicht aus Köln. Der Sturm legte sich. Die Niederlassung war im großen und ganzen gerettet[1].

Ignatius wollte, daß die Seinen erst jahrelang im geistlichen Kriegsdienste sich übten; dann endlich sollten sie endgültig und unwiderruflich den Fahneneid leisten und den Ritterschlag Christi erhalten. Es ist eine Freude, zu sehen, wie dieser Geist des Stifters in Canisius sofort nach seinem Eintritt in den Orden an das Tageslicht trat. Hier müssen wenige Striche genügen, ihn zu zeichnen. Er predigt in und außer Köln; er disputiert und hält Vorlesungen; er gibt in Foliobänden die Schriften Taulers, die Werke Cyrills von Alexandrien und Leos des Großen heraus. Er geht im Auftrage der Hochschule und der Geistlichkeit von Köln nach Belgien und nach Schwaben, um vom Lütticher Fürstbischof Georg von Österreich und von Kaiser Karl V. Schutz und Hilfe gegen den abtrünnigen Erzbischof zu erlangen; er nimmt im Auftrage des Kardinals Otto Truchseß von Augsburg in Trient und danach in Bologna an den Verhandlungen der allgemeinen Kirchenversammlung teil[2]. Jetzt rief ihn Ignatius nach Rom. Einem so erlesenen geistlichen Sohne wollte er ins Auge schauen;

[1] Can. I 103—113 672—673. [2] Can. I 119—252 664—685.

er wollte ihn in seine Arme schließen; an seinen Beruf wollte er selbst die letzte Feile anlegen. Es waren selige Monate, die ein solcher Lehrling unter einem solchen Meister verbrachte; es war das, was man jetzt im Orden die dritte Probezeit nennt. Da verlangte die Stadt Messina nach einem Jesuitenkollegium. Der Sohn des Nordens mußte nach dem Süden ziehen. Er, der am Kaiserhofe und im Kirchenrate geglänzt hatte, war jetzt in eine Schulstube vergraben und mühte sich ab, sizilianische Feuerköpfe zu bändigen; er tat es gern; denn der heilige Gehorsam hatte es verlangt[1]. Doch nun war es des Erprobens mehr als genug. Dieser Beruf war fest und hart geworden wie das Eisen auf dem Ambos unter dem Hammer des Schmiedes. Ignatius rief seinen Canisius nach Rom zurück, um ihn durch die allerengsten Bande mit dem Orden zu verbinden. Am 4. September 1549 legte Canisius in die Hände des Ordensstifters die vier feierlichen Gelübde der Gesellschaft Jesu ab. Es war ein großer Gnadentag. In der Peterskirche kniete er vor dem Altare, der das Sakrament barg. Es wurde ihm ähnlich zu Mute wie ehedem vor dem Sakramentshäuschen der Stephanskirche von Nimwegen. „Meine Seele", erzählt er in den Bekenntnissen, „lag gewissermaßen auf dem Boden, ganz träge, unrein, von Sünden und Leidenschaften entstellt. Nun aber tatest du mir, o Heiland, sozusagen dein heiligstes Herz auf. Du hießest mich aus diesem Born trinken; ich sollte Wasser des Heiles aus deinen Quellen schöpfen; da empfand ich ein heißes Begehren, es möchten daraus Ströme von Glauben, Hoffnung und Liebe in mich sich ergießen. Ich dürstete nach Armut, Keuschheit und Gehorsam. Nachdem ich es gewagt, an dein hochheiliges Herz heranzutreten und meinen Durst aus demselben zu stillen, versprachst du mir ein Gewand, das meine nackte Seele bedecken sollte; es sollte so recht für mein Gelübde passen. Das Gewand bestand aus drei Stücken: Friede, Liebe und Beharrlichkeit." [2]

Vom Stifter der Gesellschaft Jesu gesegnet, vom Liebesfeuer brennend, das beim Grabe der Apostelfürsten am Herzen Jesu sich entzündet hatte, kehrte Petrus Canisius über die Alpen zurück. Was er von da an für sein Volk getan, das im einzelnen schildern hieße Bände schreiben. Die Kirche nennt ihn den zweiten Apostel von Deutschland.

---

[1] Can. I 252—295.

[2] Can. I 55—56. Papst Pius X. hat dieser Herz-Jesu-Erscheinung ausführlich gedacht in dem Schreiben, welches er am 4. August 1911 an die Konviktoren des neuerbauten theologischen Canisius-Kollegs zu Innsbruck richtete.

Unterdessen war Jahr um Jahr vergangen, sonder Ruhe und Rast. Des heiligen Mannes Haar war gebleicht; seines Auges Glanz und seiner Stimme Klang waren gebrochen. Dem himmlischen Ziele sich nahend, blickte er auf seinen irdischen Berufspfad zurück. Er hatte mehr als ein halbes Jahrhundert in der Gesellschaft Jesu gelebt; Gründer einer Reihe von Kollegien, Provinzial durch 13 Jahre, Teilnehmer an drei Generalversammlungen des Ordens, hatte er nicht nur in das Räderwerk von dessen äußerer Verwaltung mächtig eingegriffen; er hatte auch in die Tiefe vieler Herzen geschaut. Er kannte die Anklagen alle, welche die Gegner der katholischen Kirche in Büchern, Bildern, Predigten wider den Orden erhoben. Schon war mit der Schmähschrift, welche Elias Hasenmüllers Namen trug, Muster und Vorbild geschaffen für die, welche in der Folgezeit, aus der Gesellschaft ausgewiesen oder mit ihr zerfallen, der nach Schmutz lüsternen Menge ihre falschen „Erinnerungen" und „Enthüllungen" verkaufen sollten. Welches Zeugnis wird er, von den „Wissenden" einer der Wissendsten, ablegen? Jetzt, im Begriffe, vor den Richter zu treten, der gesagt hat: Du sollst kein falsches Zeugnis geben? „Der Baum", schreibt Petrus Canisius in seinem Geistlichen Vermächtnisse, „kann nicht schlecht sein, der so viele treffliche Früchte bringt. Ich beuge meine Knie vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, und danke ihm von ganzem Herzen, soviel ich nur kann, und wünsche auch, daß alle Heiligen ihm dafür danken, daß er mich Unwürdigen in diese Gesellschaft seines Sohnes aufgenommen hat. Was mir in der Gesellschaft Jesu und durch dieselbe zuteil geworden ist, das ist so groß, daß ich nie im stande sein werde, es gebührend zu schätzen. Viele haben mich wegen meiner Zugehörigkeit zum Jesuitenorden beschimpft; viele haben den ganzen Orden offen und unter der Hand geschmäht und sozusagen dem Teufel übergeben. Das hat mich nicht irre gemacht. Im Gegenteil, ich schätze mich glücklich, daß ich gewürdigt wurde, für den Namen Jesu Schmach zu erleiden und von den erklärten Feinden der katholischen Kirche verleumdet und verlästert zu werden. So gern möchte ich diesen Leuten das ewige Heil verschaffen, müßte ich auch mein Blut für sie vergießen. Das würde ich fürwahr als einen großen Gewinn ansehen; auf diese Weise würde ich ihnen beweisen, daß ich dem Gebot des Herrn gemäß sie von Herzen liebe." [1]

Otto Braunsberger S. J.

---

[1] Can. I 42—45.

Der «Sprung» in den «Supernaturalismus».

In der Tragödie ist der Deus ex machina verpönt. Ist er es auch in der Lösung naturwissenschaftlicher Probleme? Ohne Zweifel, wenn es wirklich ein Deus ex machina ist. Aber ist er das in jedem Fall und prinzipiell? Mit andern Worten, darf man überhaupt in der Lösung naturwissenschaftlicher Probleme transzendent, d. h. über das Gebiet der sinnlichen Erfahrung hinaussteigend, das Eingreifen des Schöpfers als Wirkursache annehmen? Oder ist ein solches Verfahren unwissenschaftlich?

Die Frage ist grundsätzlich und geht in ihren Konsequenzen weit über das naturphilosophische Gebiet hinaus. Kein Wunder, wenn die Antworten vielfältig sind und einander widersprechen!

Der Appell an den Schöpfer, so sagen die einen, also an eine Ursache, die außerhalb der empirisch erforschbaren Welt steht, ist immer ein „naiver Sprung in den Supernaturalismus" und daher prinzipiell verfehlt. Andere bestreiten dies und meinen, von „Supernaturalismus" sei gar keine Rede, und vorausgesetzt, der Schluß beruhe auf sachgemäßen Gründen, so dürfe man ihn nicht einmal einen „Sprung" nennen und erst recht nicht einen „naiven". Andere endlich lassen derartige Fragen lieber auf sich beruhen und murmeln so etwas wie Ignoramus, Ignorabimus. Nur das Ignorabimus, so meinen manche, könne man eigentlich weglassen. Denn was wir heute nicht wüßten oder für transzendent halten möchten, würden wir morgen als rein mechanisches Geschehnis erkennen und ergründen. Die Geschichte der Naturwissenschaften verkünde es laut. Was hätten z. B. die Alchimisten und die Begründer der chemischen Wissenschaft von organischen Synthesen gewußt und von künstlicher Befruchtung durch chemische Reagentien?

Fast sollte man meinen, nur die letzte Antwort mit ihrem vorsichtigen Ignoramus könne eigentlich eine „vornehme" und „wissenschaftliche" genannt werden. Doch vorerst zurück zu unserer Frage oder vielmehr zu einer kritischen Prüfung ihrer Voraussetzungen.

Zunächst ein Axiom. Pardon! Keines von jenen, die sich nur in den Pergamentgräbern einer ungekannten, vielgeschmähten Philosophie finden.

Das Axiom, das wir meinen, ist auch der modernsten Naturforschung nicht unbekannt. Im Gegenteil, es ist sogar eines ihrer wichtigsten Direktiven. Man darf, so lautet es, zur Erklärung von Naturgeschehnissen nie kompliziertere, höhere Ursachen anrufen, solange einfachere, niedere genügen.

Diesem Forschungsprinzip mußten ja die Kobolde weichen und die Elfen und Nixen und das ganze wunderliche Heer der Naturdämonen. Nicht Zeus schleudert den Blitzstrahl. Wo die elektrische Spannung am größten, folgt die Entladung, und wenn der eine elektrische Pol ein Wanderer ist, der schutzlos über Land geht, so springt halt der grausame Funken auf ihn und schlägt ihn nieder. Selbstverständlich! Doch wäre zu bemerken, daß wir hier nur das physikalische Phänomen nach Ursache und Wirkung ins Auge fassen und nicht darüber hinaus spekulieren, ob nicht gegebenenfalls die göttliche Vorsehung durch die Konstellation der Weltgeschehnisse die Verwirklichung anderer Ziele, z. B. moralischer Art, mit dem physischen Geschehen verbindet.

Die Vernünftigkeit unseres Axioms findet in der Tat die allseitigste Bestätigung. Man denke nur z. B. an das Problem der Tierintelligenz. Da kämen wir keinen Schritt vorwärts, wenn wir in einen heulenden Hund gleich Seelengram und Weltschmerz hineinlesen wollten, wo doch Hunger und Bauchweh wahrscheinlich alles erklären. Darum war auch die Rolle des Berliner „Hans“ so schnell ausgespielt. Und wenn er neuerdings im Verein mit „Zarif und Muhamed“ in Elberfeld ganze Staubwolken von Diskussion aufwirft, so handelt es sich in den wirklich kritischen Kreisen doch nur um das Suchen nach einer restlosen Erklärung des stumpfsinnigen Stampfens und nicht um die eventuelle Proklamierung einer echten Intelligenz geschulter Hengste.

Es wäre somit ohne Zweifel verfehlt, wollte man „Wunder“ verkünden, solange niedere Wirkursachen ausreichen.

Aber was dann, wenn die sämtlichen Naturkräfte des Universums versagen? Ist dann der „Sprung in den Supernaturalismus“ erlaubt?

Das führt uns zum zweiten Leitsatz, der eigentlich nur ein selbstverständliches Komplement des ersten ist. Doch lassen wir noch einen Augenblick „Wunder und Supernaturalismus“ beiseite. Sicher ist es vernünftig und wissenschaftlich geboten, im Rahmen bekannter Naturkräfte höhere Ursachen zur Erklärung einer Wirkung herbeizuziehen, wenn und soweit die niederen wirklich versagen.

An den Wänden der vorhistorischen Höhlen findet man prachtvolle Gravierungen, z. B. von Mammut und Renntier, und auf dem Boden liegen Feuersteininstrumente, zum Teil fein bearbeitet zum Schneiden, Schaben Bohren usw. Wir schließen sofort: Hier hat Menschenhand gewaltet. Und wenn wir auch nur Tierknochen in jenen Höhlen fänden und kein einziges Menschengebein, so würde doch niemand z. B. den Höhlenbär verantwortlich machen für jene Leistungen eines denkenden Wesens. Anderseits werden z. B. die merkwürdigen Gestaltungen in Tropfsteinhöhlen, etwa wie schön herabwallende Vorhänge aus zartem Steingewebe gebildet, nie als Arbeiten menschlichen Schaffens gelten, sondern immer nur als zufällig geformte Ausscheidungen von tropfendem, verdunstendem, kalkhaltigem Höhlenwasser. Als vorläufig zweifelhaft dagegen wird man z. B. die Herkunft der „tertiären Eolithen“ bezeichnen, d. h. jener Feuersteinformen, die wegen gewisser Einkerbungen und Absplisse als unvollkommene Vorläufer der ältesten Steinwerkzeuge des Menschen der Vorzeit gedeutet werden. Denn das Entstehen dieser Kieselstücke durch rein mechanische Kräfte, z. B. durch ungleichen Druck in den geologischen Schichten, kann bis zu dieser Stunde nicht nachweisbar ausgeschlossen werden. Daher zum mindesten ein vorläufiges Ignoramus in dieser Frage.

Die Abstufung der Urteile ist klar. Die Tropfsteine werden mechanischen Ursachen zugeschrieben, weil diese genügen. Die tertiären Eolithen gelten als mindestens zweifelhaft, weil sie nicht notwendig als eigentliche Instrumente gedeutet zu werden brauchen, da einfachere Erklärungsweisen nicht vollständig versagen. Für die echten Steinwerkzeuge dagegen und die Gemälde appelliert man ohne weiteres und ohne den geringsten Zweifel an höhere Ursachen, nämlich an die Tätigkeit denkender Wesen, weil eben die Wirkung zu andern, niedern Kräften in keinem Verhältnis mehr steht. Hier redet niemand von einem vorläufigen Ignoramus oder meint, die gesunde Forschung müsse abwarten. Man könne ja noch nicht wissen, was durch eine äußerst komplizierte Konstellation mechanischer Kräfte oder von besser veranlagten Tiergeschlechtern eventuell geleistet werden könnte. Torheit! So räsoniert niemand.

Aus unserer bisherigen Darlegung ergibt sich somit folgendes Resultat: Zur ursächlichen Erklärung von Naturphänomenen ist stets nach einer proportionellen Ursache zu forschen, das heißt: 1. wir müssen uns mit einer niedern bescheiden, wenn diese wirklich genügt; 2. wir müssen eine höhere fordern, wenn

und insoweit die niedere als unzulässig und unzulänglich erkannt wird.

Folglich, so sollte man meinen, ist auch die Annahme vom Eingreifen des Schöpfers berechtigt, sobald und soweit es sich um Geschehnisse handelt, die nachweisbar die Eigenart der Erdenkräfte überragen.

Und doch steht hier der gottbekennende Forscher plötzlich allein und wird nicht selten noch obendrein als naiver Tropf belächelt und gescholten, und das von Forschern, die, ohne es zu ahnen, bis an die Haarwurzeln in der Metaphysik stecken.

Spott und verächtliches Lächeln sind bitter, und Vereinsamung schlimm. Sind sie es auch hier? Und wären sie es, sind sie wenigstens nicht unberechtigt?

Nicht unberechtigt? Soll ich nicht lieber fragen, ob nicht so manches große Grundproblem des Weltgeschehens die Metaphysik geradezu herausfordert und mit überwältigender Logik zur Annahme des Schöpfers drängt? Wie nennt doch das Buch der Weisheit diejenigen, welche Gott prinzipiell ablehnen? — Toren! — Und wie urteilt ein hl. Paulus über die gleichen Menschen? — Eigene Schuld ist's, wenn es dunkel wurde in ihrem törichten Herzen . . ., wenn sie den Schöpfer nicht mehr erkennen, den unsichtbaren, transzendenten, aus seinen sichtbaren Werken. . . . Invisibilia enim ipsius a creatura mundi per ea quae facta sunt intellecta conspiciuntur, sempiterna quoque eius virtus et divinitas, ita ut sint inexcusabiles . . . et obscuratum est insipiens cor eorum. . . .[1] Und wohlverstanden, hier ist nicht vom Glauben die Rede, sondern von der rein natürlichen Erkenntnis! In der Tat, woher ist denn die Materie, die Kraft und die Kräfterichtung in der Entfaltung von Kraft und Materie? Ewig können sie nicht sein, das zeigt ihr beständiger Wechsel — und aus dem „Nichts" ruft nur ein unendliches Sein! Und das Leben, das ebenfalls wurde, und durch Urzeugung nicht wird und werden konnte? . . . Und die Menschenseele? . . .

Doch bleiben wir in der quaestio iuris. . . . Die quaestio facti kann ja niemand von jenen, die prinzipiell Gott und Schöpfung

[1] „Denn sein Unschaubares wird von der Weltschöpfung aus durch das, was geschaffen worden, geistig wahrgenommen angeschaut, nämlich seine ewige Macht und Göttlichkeit, so daß sie unentschuldbar sind . . ., sie wurden nichtig in ihren Gedanken und finster geworden ist ihr unverständig Herz; indes sie sagten, sie seien Weise, sind sie Toren geworden" (Röm 1, 19—22).

ablehnen, auch nur würdigen. Lieber tritt man in Gegensatz zur eigenen Forschung, wie z. B. in der Urzeugungsfrage. Wie folgert man doch? Eine Urzeugung gibt es nicht, aber sie leugnen hieße das Wunder verkünden! . . . Also muß es nun doch eine Urzeugung geben . . ., diesmal aus metaphysischen Gründen, denn die empirischen sind ja dagegen! . . .

Uns kommt es hier nur auf den logischen Rechtsstandpunkt an. Verstößt es wirklich gegen die wissenschaftliche Methodik, über die Empirik hinaus „Schöpfer“ und „Schöpfung“ anzunehmen, wenn die sicher erkannte Eigenart beobachteter Wirkungen es fordert? Oder verdient es ein solches Schlußverfahren, als „Köhlerglaube“ und „naiver Sprung in den Supernaturalismus“ bezeichnet zu werden?

Um es nochmals zu betonen, unberechtigt wäre es ohne Zweifel, das persönliche Eingreifen des Schöpfers zu folgern, wo die übrigen Ursachen nicht erwiesenermaßen unzureichend sind, genau so, wie z. B. die Annahme einer „Direktive“ in Organismen insoweit abgewiesen werden muß, als chemisch-physikalische Kräfte genügen. Daher ist es verfehlt, ohne weiteres für jede neu auftretende Art in den geologischen Schichten ein besonderes Eingreifen des Schöpfers vorauszusetzen, solange die einmal vorhandenen und zweckstrebig gerichteten Naturkräfte nicht erwiesenermaßen unfähig sind, die Mannigfaltigkeit der Artenwelt hervorzubringen.

Aber wo ist denn der Methodenfehler, wenn man z. B. für den Ursprung des Lebens und für die Teleologie der Entwicklungsströme eine höhere Ursache verlangt als die chemisch-physikalischen Kräfte?

Bekanntlich nimmt z. B. Driesch zur Erklärung von spezifisch vitalen Funktionen eine „Entelechie“ an, die neben das aus Physik und Chemie Bekannte als neue elementare Sonderheit hinzutritt. Er gründet seine Ansicht unter anderem auf die Feststellung, daß kein Maschinensystem denkbar ist, das eine zweckstrebige Anpassungs- und Entwicklungskraft in sich selbst trägt, das sich fortwährend teilt und doch ganz bleibt, oder verwundet, selbst zerschlagen wird und sich selbst restauriert, wie z. B. die Seescheide Clavellina, die man fast beliebig zerschneiden kann und die doch ebensoviele neue normal gebaute Organismen gleicher Art hervorbringt, als Teilstücke vorhanden waren. . . . Wir wollen hier nicht erörtern, ob derartige Gründe durchschlagend sind — wer könnte übrigens daran zweifeln? Angenommen, sie wären es, dann dürfte es doch niemand ein unberechtigtes Schlußverfahren nennen, wenn Driesch zur Erklärung

lebendiger Funktionen mehr fordert als chemisch-physikalische Kräfte. Man mag, wie gesagt, die Gründe angreifen und andere Tatsachen dagegenstellen, aber die logische Berechtigung des vitalistischen Standpunktes wird doch niemand leugnen können; denn das wäre ein ganz unerhörter Terrorismus, den sich kein Naturphilosoph des Monismus gefallen ließe, wenn er ihn auch selbst vielleicht ausübt.

Warum denn ist das gleiche Schlußverfahren so gänzlich und in jedem Fall unberechtigt, sobald es sich um den Schöpfer als letzte Ursache handelt?

Drei verschiedene Antworten begegnen uns in biologischen Schriften.

1. Unsere Kenntnis der Naturkräfte ist ungenügend, um schon jetzt festzustellen, was die chemisch-physikalischen Kräfte leisten können. Nach der Geschichte der Naturwissenschaften zu schließen, verliert die transzendente Naturerklärung mehr und mehr an Terrain, und hoffnungsfreudig darf man von der Zukunft die mechanische Lösung aller naturwissenschaftlichen Probleme erwarten. Ein Appell an transzendente Kräfte ist daher für immer verfrüht.

2. Gerade wegen der gänzlichen Ausschaltung transzendenter Wirkursachen hat die moderne Forschung solche Riesenerfolge errungen. Die Annahme von Schöpfer und Schöpfung u. dgl. hemmen dagegen jedweden naturwissenschaftlichen Fortschritt, erziehen zur Untätigkeit und schlagen Geist und Wissenschaft in Fesseln.

3. Natürliche Geschehnisse soll man auf natürliche Art erklären und nicht durch Wunder oder andere übernatürliche Faktoren. Darum bleibt das Hereinziehen des Schöpfers in die wissenschaftliche Naturerklärung immer ein verfehlter Sprung in den Supernaturalismus.

Das sind harte Vorwürfe. Prüfen wir sie, mit dem letzten beginnend.

Handelt es sich wirklich bei der Annahme des Schöpfers um eine übernatürliche Erklärung? Ohne Zweifel überragt der Schöpfer die Natur und alle Kräfte des Universums, und weil somit über der Natur stehend, mag man ihn „übernatürlich" nennen, in ähnlichem Sinne, wie z. B. eine Direktive in Organismen „übermechanisch" wäre. Dadurch wird aber die naturwissenschaftliche Erklärung selbst noch nicht übernatürlich. Letzteres wäre sie nur dann, wenn sie nicht mehr aus natürlichen Erkenntnisquellen schöpfte, sondern aus göttlicher Offenbarung,

z. B. aus der Heiligen Schrift. Solange ich indessen die Unzulänglichkeit der Naturkräfte nur aus ihnen selbst erkenne, und aus dieser erkannten Unzulänglichkeit und aus der Eigenart der in Frage stehenden Wirkung schließe, daß zur Erklärung irgend eines Naturgeschehens nur die Annahme einer göttlichen Kraft genügt, bleibt meine Naturerklärung im gesetzmäßigen Rahmen des natürlichen Denkens und Folgerns, und sie ist und bleibt darum ein rein natürliches Wissen, genau wie jedes andere wissenschaftliche Erkennen durch vernünftiges Schließen. Darum ist der Ausdruck „Supernaturalismus“ ebensosehr verfehlt, als wenn man die Metaphysik als „Glaubenslehre“ definieren wollte, wie es tatsächlich geschieht! Denn wir appellieren ja gar nicht an übernatürliche Erkenntnisquellen. Und ein „Sprung“ ist unser Schlußverfahren erst recht nicht, sondern ein eng verknüpftes logisches Schließen von der Wirkung auf eine entsprechende Ursache, eine genügende Naturerforschung selbstverständlich vorausgesetzt.

Damit berühren wir bereits den Grundgedanken der beiden andern Einwürfe, nämlich von der derzeitigen Unzulänglichkeit der Naturerkenntnis und dem hemmenden Einfluß transzendenter Annahmen auf den Fortgang der Forschung.

Was zunächst unsere Naturkenntnis angeht, so ist es selbstverständlich, daß es noch gar manche Gesetze geben wird, von denen unser Geschlecht vorläufig keine Ahnung haben kann. Ich erinnere nur an das Vererbungsproblem, in das die Forschung erst gerade eingetreten ist. Aber wenn auch die Natur, die unergründliche, jedem Gesetz, das man ihr abringt, einen neuen, tieferen Abgrund von Rätseln entgegenhält, so können wir doch z. B. aus der Eigenart ihrer mechanischen Betätigung die absolute Unzulänglichkeit für höhere Funktionen erkennen. Leben und Gedanken entwickeln sich nie in Reagenzgläsern und Retorten, auch nicht unter den denkbar günstigsten Bedingungen, — und daran wird die Forschung der spätesten Zukunft nichts ändern.

Freilich hat man in einer wenig kritischen Zeit manches dem Lebensprinzip oder gar dem Eingreifen Gottes zugeschrieben, was durch andere einfachere Ursachen hinlänglich erklärt werden kann. Das hätte man aber bereits damals wenigstens vermuten sollen. So war es wirklich verfrüht, organische Synthesen ohne weiteres als ausschließliche Äußerungen des Lebensprinzips zu deuten. Braucht man doch heute kein Prophet mehr zu sein, um selbst das Gelingen der chemischen Synthese des toten Eiweißmolekels vorauszusehen. Ebenso war es verfrüht, den Ursprung der

Linnéschen Arten ohne weiteres auf direkte Schöpfung zurückzuführen, und erst recht, sich dafür auf die Heilige Schrift zu berufen, in der vom Artbegriff der systematischen Naturwissenschaft wirklich keine Rede ist. Aber diese Verluste an allzu eilig besetztem Terrain fremder Eigentümer werden reichlich aufgewogen durch eine unzweifelhaft gesicherte Festlegung ureigener Gebiete. Wir denken gerade an die intensiven Forschungen über Urzeugungsmöglichkeiten, über die Ursachen individueller Entwicklung, über Regeneration und Reorganisation nach zufälliger Verletzung oder experimentellem Eingriff . . ., Tatsachenkomplexe, die mit höchster Emphase die gänzliche Unzulänglichkeit der mechanischen Kräfte dartun und höhere Erklärungsweisen fordern. Abstriche genug wird die fortschreitende Forschung gelegentlich machen und bald diese bald jene Komponente der Physik und Chemie zuteilen. Aber ein leuchtender Goldkern wird bleiben, ein von irdenen Schlacken mehr und mehr befreiter, — und das letzte Wort der streng wissenschaftlichen Naturphilosophie wird immer ein ehrfürchtiges Gottesbekenntnis sein.

Aber ist nicht ein solches Bekenntnis — es ist die letzte Frage, die wir berühren wollen — ein Hemmnis für voraussetzungsloses Forschen und naturwissenschaftlichen Fortschritt?

Es ist geschehen, daß man Gott auf Irrwegen nachging, indem man das Werk noch nicht bekannter Erdenkräfte direkt dem Schöpfer zuschrieb und dafür in der reinen naturfernen Metaphysik oder gar in der Heiligen Schrift Belege suchte. Die Naturwissenschaften hätte man zuerst befragen müssen. Sie wären allein kompetent gewesen, und selbst an ihrem vorläufigen Ignoramus hätte man nicht achtlos vorbeigehen dürfen. Das ist leider zuweilen geschehen, und weil man nicht warten konnte, so irrte man gründlich und interpretierte selbst in die heiligen Bücher hinein, was überhaupt nicht darin stand. So kam es zu falschen Voraussetzungen und dann zu Vorurteilen auf allen Seiten, und diese wieder zeugten bittere Konflikte, und nicht nur die Naturwissenschaft hatte Grund sich zu beklagen, weil ihr Gewalt geschehe. Man hatte eben die Kompetenz- und Instanzenfrage nicht beachtet, die Methode war verfehlt, und so erklärt sich der Einwurf vom hemmenden Einfluß transzendenter Annahmen, den freilich gerade jene nicht geltend machen sollten, die selbst durch aprioristische Axiome die Forschung vergewaltigen und in falsche Bahnen werfen.

Im übrigen kann es sein, daß Wahrheiten Voraussetzungen zu Irrtümern werden. Aber man darf sie deshalb doch nicht auslöschen. Im

Gegenteil, warum sollte man dem süßen Licht nicht folgen, wohin und soweit es wirklich leuchtet? Nur dorthin gehe man nicht, wo es kein Wegweiser mehr sein will, wo es zum Irrlicht würde, zum vermeintlichen Licht, das uns ins Dunkel lockt und aufflackernd erlischt. . . . Doch, dies vorausgesetzt, ist keine echte Erkenntnis und sicher nicht die große Gotteswahrheit eine geistlähmende Voraussetzung, welche die unbefangene Naturinterpretation eines Forschers trüben könnte oder die wie ein Cherub mit flammendem Schwert den Eingang zum Eden der empirischen Forschung bewachte. Und das dokumentieren so viele große Meister[1] der naturwissenschaftlichen Forschung, — sind es nicht gerade die größten? — die gleich der rhythmisch wiederkehrenden Flut immer wieder über die Empirik hinaus zum Gotterkennen drängen und Gott findend und neu suchend sich tiefer in die Empirik versenken. Ist es doch der einmal gewonnenen tief überzeugten Gotteserkenntnis eigen, daß sie rastlos und bald auch mit heißer Liebe den Spuren des unerschaffenen Seins in den Problemen des Geschaffenen nachgeht, um die wogenden Systeme von Kräften und Gesetzen zu ergründen, welche die Funktionsgetriebe des unermeßlichen Universums gestalten und die in den Abgründen schlummern, die Fernrohr und Mikroskop auftun.

Naturforschung ist darum in Wirklichkeit eine der großen Parolen einer reif gewordenen Kultur, die Gott treu blieb, Naturerkenntnis und das reichste Gottfinden und Gottbesitzen ihre tiefe Sehnsucht.

[1] Man vergleiche die wertvolle Belegschrift: K. A. Kneller, Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft[4], Freiburg 1912.

Hermann Muckermann S. J.

Rezensionen.

Die Vulgata Sixtina von 1590. Eine quellenmäßige Darstellung ihrer Geschichte. Mit neuem Quellenmaterial aus dem venezianischen Staatsarchiv. Von Dr **Fridolin Amann.** [Freiburger theologische Studien. 10. Heft.] gr. 8⁰ (XX u. 160) Freiburg 1912, Herder. *M* 3.20

Es ist eine auffällige und für die Beurteilung geschichtlicher Vorgänge bedeutungsvolle Tatsache, daß über die Sixtinische Vulgata und ihre Veröffentlichung, über die wir ausführliche zeitgenössische Urkunden und Berichte besitzen, bis heute noch ungelöste Fragen und ernste Kontroversen bestehen. Die Auffindung der Originalbulle im Jahre 1907 und die Ausgrabung wichtiger Aktenstücke hat, anstatt zum Ausgleich zu führen, vorerst, wie es scheint, die Gegensätze nur verschärft. Baumgarten, Le Bachelet, Prat, Nisius haben zum Teil schon wiederholt das Wort ergriffen, und noch ist keine Einhelligkeit erreicht worden.

Inzwischen ist die vorliegende Studie Amanns erschienen, die sich als quellenmäßige Darstellung der Geschichte der Vulgata Sixtus' V. einführt. Die Arbeiten der Vorgänger sind nicht allein gewissenhaft benutzt, das früher bekannte Material ist teilweise selbständig durchgearbeitet und durch noch nicht bekannte Urkunden aus dem venezianischen Staatsarchiv bereichert worden. Von der ersten Anregung zur Bibelrevision wird das Entstehen und Vergehen der Sixtinischen Bibel in ihrem ganzen Verlauf geschildert. Schon in den ersten Abschnitten werden ungenaue Behauptungen, die sich bis in die neueste Zeit durchschleppten, berichtigt, durch Unterscheidung der verschiedenen Kommissionen Mißverständnisse beseitigt, über Grundsätze und Arbeitsweise der Kommissionen genauere Aufschlüsse mitgeteilt. Besonderes Interesse beanspruchen die Abschnitte über die Unterbrechung der Arbeit der Kommission und die Gründe, die Sixtus veranlaßten, die Arbeit fast allein in die Hand zu nehmen und selbst seinen nächsten Beratern einen nur ganz geringen Einfluß zuzugestehen. Amann hat hier wenigstens teilweise einen mehrfach geäußerten Wunsch erfüllt, indem er an einigen Büchern oder größeren Stücken die vom Papste vorgenommenen Änderungen namhaft machte. Daraus ergibt sich die Bestätigung des bisher geltenden Urteils: Sixtus hat tatsächlich die von ihm selbst aufgestellten Grundsätze aus Rücksicht auf die jüngere Überlieferung vielfach hintangesetzt und nicht die alten Handschriften, sondern die Löwener Bibel sowohl in Zusätzen wie in Auslassungen und andern Fällen zur Norm genommen. Damit ist auch der richtige Maßstab für die Beurteilung der Bibel Sixtus' V. gegeben. Gewiß hätte die Kirche sich ohne Nachteil an die Sixtina halten können, allein den kritischen Ansprüchen entsprach sie weniger als die Clementina.

Das neue Quellenmaterial aus dem venezianischen Staatsarchiv, die Berichte des Gesandten Alberto Badoer an seine Regierung, gewährt uns einen Einblick in die diplomatischen Schwierigkeiten, die Sixtus zunächst aus seiner Bulle erwuchsen. Nicht dogmatische Bedenken erhob man in Venedig, sondern praktische, sie gingen gegen die Ausführungsbestimmungen, gegen das römische Druckerprivileg. Die Verhandlungen währen vom 1. Juli bis zum 25. August, zwei Tage vor dem Tode des Papstes. Nach der Darstellung der Signoria hatte der Inquisitor zu Venedig die Bulle nicht nur veröffentlicht, sondern auch die Durchführung derselben angeordnet. Auf die Vorstellungen des Gesandten erklärte Sixtus wiederholt, er habe bisher noch niemand die Ausführung anbefohlen (l' esecuzione), man solle seinen ausdrücklichen Befehl abwarten (espresso ordine suo). Badoer gab sich mit dieser ausweichenden Antwort nicht zufrieden, er wollte die Zurücknahme der Bestimmungen. Zuerst schien Sixtus wenigstens zu einer Nachprüfung bereit zu sein (che rivederia la sua Bolla), Depesche vom 1. Juli. Allein am 28. Juli mußte der Gesandte melden, es sei nichts zu hoffen, der Papst wolle die Bulle, die nun in die ganze Welt hinausgegangen, in keiner Weise zurücknehmen, die Bibel sei das Fundament des Glaubens, sie solle bleiben, wie sie sei, kein Punkt und Komma solle geändert werden, deshalb dürfe die Bibel vorerst nur in Rom gedruckt werden, kein Exemplar werde ausgegeben, das nicht mehrfache Revision erfahren (visto, revisto et corretto molte volte). Erst wenn überall solche Exemplare vorhanden, könne man erlauben, daß anderswo Nachdrucke veranstaltet würden. Lieber wolle er das Leben lassen, als die Bulle zurücknehmen. Badoer mußte sich damit zufrieden geben, einstweilen die Zurücknahme der vom Inquisitor verhängten Maßregeln erreicht zu haben. Für die Zukunft hoffte er noch mehr (si venira quasi virtualmente a mortificarla). Der Bericht vom 18. August kann indes keine Fortschritte verzeichnen, der Papst ist vielmehr sehr erregt und lehnt jede weitere Verhandlung ab. Eine Woche später, am 25. August, muß der Gesandte die schwere Erkrankung des Papstes melden. Die Besprechungen mit dem Neffen Sixtus' V., Kardinal Montalto, und den Kardinälen der Indexkongregation Ascanio Colonna und Rovere zeigen wohl, daß man fast allgemein die Durchführung der Bulle für unmöglich hielt, aber ebenso deutlich wurde dem Gesandten zum Bewußtsein gebracht, daß man für den Augenblick nichts als zuwarten konnte. Zwei Tage später starb Sixtus, ohne daß ein weiterer Schritt geschehen wäre.

Aus diesen Verhandlungen ist die Lage und Stimmung in Rom mit völliger Sicherheit zu erkennen. Der Papst ist bis zwei Tage vor seinem Tode unbeugsam, aber für die Zukunft hofft man auf Nachgiebigkeit. Von einer Änderung des Bibeltextes ist keine Rede, er soll bleiben bis auf Punkt und Komma. Daß Sixtus wegen der (nicht zahlreichen, höchstens 80) Druckfehler die Freude an seinem Werke verloren habe, ist in keiner Weise wahrscheinlich zu machen und darum eine beabsichtigte Einziehung der Bibel damit nicht zu begründen.

Die Momente, die sich aus dem neuen Material über die Publikation der Bulle Aeternus ille ergeben, sollen kurz hervorgehoben werden. Gegen die Veröffentlichung der Bulle scheint die Tatsache zu sprechen, daß Sixtus in den

Verhandlungen mit Venedig niemals auf die in Rom vollzogene Aushängung der Bulle hinweist, sondern nur der Versendung von Bibel und Bulle an die Fürsten gedenkt. Nach derselben Richtung deutet die Äußerung, niemand habe Auftrag zur Ausführung der Bulle erhalten. Sixtus zeigt sich verwundert über den Schritt des Inquisitors und bemerkt, er habe keine andere Bulle erlassen als diejenige, die in der Bibel stehe (non ha fatto altra Bolla che la posta nel principio della Biblia stessa, S. 142). Bedurfte es nach der Publikation vom 10. April noch einer weiteren Aufforderung oder Ermächtigung zur Ausführung? Trat nicht, wenn auch nicht mit dem 1. Juli, an dem der vorher genannte Bericht verfaßt ist, so doch mit dem 10. August, wenigstens für Italien, die Bulle in Kraft?

Gegen diese Erwägungen kann geltend gemacht werden die Versendung von Bibel und Bulle an die Fürsten, eine Maßregel, die nach dem gewöhnlichen Geschäftsgang die Publikation in Rom zur Voraussetzung hat, ferner das Breve an den Kaiser vom 29. Mai bei Gelegenheit der Übersendung der Bibel, in dem es heißt: Cumque idem volumen ita restitutum et impressum ab omnibus recipi constitutione perpetua super hoc iam edita decreverimus, endlich die Veröffentlichung der Bulle im August 1590 in Sonderausgabe. Auch diese Tatsache hat an sich die Aushängung in Rom zur Vorbedingung. Zusammen mit dem Publikationsvermerk des Magister cursorum sind das sehr schwerwiegende Momente. Allerdings steht dagegen wiederum das Fehlen der Registrierung. Die von dem glücklichen Entdecker der Originalbulle als Ersatz angerufene Einreihung der Bulle in die lettere ai principi mit der eigenhändigen Unterschrift des Protodatars und seines Sekretärs ist, wie Le Bachelet gezeigt hat, nicht beweiskräftig genug. Es fehlt die volle Übereinstimmung mit den übrigen Eintragungen. Le Bachelet betont weiterhin sehr stark das Zeugnis der römischen Gewährsmänner, vor allem das des P. Azor und Bellarmins. Auch Vasquez scheint fast auf unsern Fall zu deuten, wenn er schreibt: Accidit etiam interdum, ut in legibus et bullis impressis dicatur „publicatae tali die" et tamen nunquam solenniter fuerint promulgatae. Man darf sich auf solche Äußerungen berufen, allein es ist nicht zu übersehen, daß beide Aussagen sich auf den gedruckten Publikationsvermerk beziehen, nicht auf den handschriftlichen, wie er für unsere Bulle tatsächlich vorliegt. Die Tatsache, daß sich P. Azor und nach ihm P. Alber auf ein gedrucktes Exemplar stützen, an dem die Notiz anticipando angebracht sei, verrät, daß man in Rom an der Quelle, aus welcher P. Azor seine Nachricht hat, keine Kenntnis der Originalbulle und des handschriftlichen Eintrags besaß. Es wird nicht leicht sein, ein vollständig klares Bild der Vorgänge zu Rom zu gewinnen. Ist die Bulle niemals ausgehängt worden, so müßte die handschriftliche Notiz vorher beigesetzt worden sein und die Veröffentlichung im letzten Augenblick aus einem uns unbekannten Grund unterblieben sein. Ob diese Erklärung irgend eine Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen darf, wage ich nicht zu behaupten. Vielleicht ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß tatsächlich eine Aushängung stattgefunden hat, aber die weiteren Formalitäten nicht erfüllt worden sind. Das ließe auf einen

starken Widerstand innerhalb der Kurie selbst schließen. Dieser Widerstand war vorhanden und er war wirksam. Schon die Bemerkung der Avvisi zur Druckausgabe der Bulle im August, finalmente è uscita la Bolla, läßt irgend eine Verzögerung erkennen, wenn auch nicht klar ist, von welcher Seite sie kam. Könnte eine andere Tatsache weiterführen? Sixtus hatte seine Bibel am 25. November 1589 der Indexkongregation zur Begutachtung vorgelegt, die Veröffentlichung der Bulle ist vom 10. April datiert, und endlich am 2. Mai verzeichnen die Avvisi die Ausgabe der Bibel, ihre Überreichung an die Kardinäle und die Freigabe zum Kauf. Wenn man sich bewußt ist, welche Eile Sixtus hatte, wird man sich wundern, daß die Indexkongregation es wagen durfte, das vollendete Werk so lange zurückzuhalten. Wie die Kardinäle der Indexkongregation über das Werk Sixtus' V. dachten, ist schon oben gesagt worden. Sie standen keineswegs allein. Auf diese Kreise und ihren Einfluß könnte vielleicht das Unterbleiben der Registrierung zurückzuführen sein. Zwei Bedenken sind noch zu erwähnen. Hatte ein Widerstand gegen Sixtus überhaupt Wert? War er möglich? Der Papst hatte ja erklärt, er wolle lieber das Leben lassen, als die Bulle zurücknehmen. Dennoch hoffte man mit der Zeit eine Sinnesänderung, sogar der Art, daß er selbst seine Bulle umändern werde. Außerdem war man sich der Schwierigkeiten der Durchführung der Bulle wohl bewußt und mochte glauben, man erweise dem Papst einen Dienst mit der Verzögerung und dem Hinhalten. Endlich das Zeugnis der römischen Gewährsmänner, die Bulle sei nie veröffentlicht worden. Auf einen wichtigen Punkt ist oben schon hingewiesen worden. Ferner konnte man mit einem gewissen Rechte noch behaupten, die Veröffentlichung sei nicht erfolgt, solange nicht alle Formalitäten erfüllt waren. Wer an die Praefatio Clementina denkt, wird gegen diese Deutung keine ernsten Einwendungen zu erheben haben. Die endgültige Lösung aller Unklarheiten müssen wir von der Zukunft erhoffen.

Über eine Frage, die in früheren Zeiten manchen Theologen beunruhigte, ist heute volle Übereinstimmung erreicht; niemand auf katholischer Seite findet in der Bulle Sixtus' V. eine Instanz gegen die päpstliche Unfehlbarkeit. Auch Amann hat sich über diese alte Schwierigkeit ausgesprochen. Ich möchte meine etwas abweichende Ansicht nur kurz skizzieren. Wenn der Papst sich mit starker Betonung auf seine päpstliche Vollgewalt und Verantwortung beruft, um seine Arbeit an der Bibel zu rechtfertigen, so ist das nicht befremdend. Die Heilige Schrift ist, wie Sixtus in der Bulle und später noch wiederholt betont hat, die, wenn auch nicht einzige, Grundlage des Glaubens, und damit untersteht sie der Sorge der Kirche und namentlich ihres Oberhauptes. Damit ist freilich der Papst nicht zum Textkritiker berufen; aber es bedarf auch keines Nachweises, daß bei einer Textrevision das Glaubensgebiet oftmals betreten werden muß. Für diese Fälle erhält das Charisma der Unfehlbarkeit seine praktische Bedeutung. Daß Sixtus dasselbe weiter ausgedehnt wissen wollte, ist nicht zu erweisen. Die Bulle selbst widerstreitet dieser Auffassung. Einmal hat der Papst für sein Werk doch nur eine relative Güte und Vollkommenheit in Anspruch genommen, wie ausdrücklich in der Bulle zu lesen ist. Sodann wollte Sixtus nicht den

ursprünglichen Bibeltext wiederherstellen, sondern die Vulgata des hl. Hieronymus, sogar mit ihren Schwächen und Fehlern (latini interpretis errata), zugleich mit Berücksichtigung althergebrachter Lesarten. Wer wollte dem Papste die absurde Ansicht zuschreiben, er nehme für die so begrenzte Aufgabe ein Charisma in Anspruch? Daß die gegebene Unterscheidung in der Bulle noch klarer hätte zum Ausdruck kommen können, soll nicht bestritten werden. Am Ausgang des 16. Jahrhunderts scheinen die theologischen Bedenken in der Tat tiefen Eindruck gemacht zu haben, und diese Befürchtungen werden nicht ohne Einfluß geblieben sein; man glaubte am sichersten zu gehen durch die Leugnung der Voraussetzung. Man darf fragen: War das der beste Weg? Ähnlich hatte man gehofft, dem Spott und den Verdächtigungen von seiten der Irrlehre am besten durch völlige Unterdrückung der Bibel Sixtus' V. entgehen zu können. Man hat das Gegenteil erreicht, wie die Folgezeit dartun sollte.

Amann behandelt diese schwierigen Fragen mit großer Ruhe und Besonnenheit, vor allem mit wissenschaftlichem Ernst unter Ausschaltung alles Persönlichen. Die Fälle, in denen der Referent sich zu einer andern Stellungnahme veranlaßt sieht, sind selten. Kleinere Versehen, wie z. B. ungenaue Wiedergabe des italienischen Originals S. 90 unten und Druckfehler beeinträchtigen den Wert der Arbeit nicht. Sie nimmt in der Reihe der Freiburger theologischen Studien sowohl wegen des Gegenstandes als wegen der Leistung einen der ersten Plätze ein.

August Merk S. J.

Die Entstehungsgeschichte des Trienter Rechtfertigungsdekretes. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des Reformationszeitalters. Von **Joseph Hefner.** gr. 8⁰ (XVI u. 368 u. 134) Paderborn 1909, Schöningh. *M* 10.—

„Das Dekret über die Rechtfertigung, obgleich ein Kunstprodukt, ist in vieler Hinsicht vortrefflich gearbeitet; ja man kann zweifeln, ob die Reformation sich entwickelt hätte, wenn dieses Dekret auf dem Laterankonzil am Anfang des Jahrhunderts erlassen worden und wirklich in Fleisch und Blut der Kirche übergegangen wäre." (Harnack, Lehrb. der Dogmengeschichte III⁴, 711.)

Das Rechtfertigungsdekret ist nun kein Kunstprodukt, es bietet nur in klarer, scharfer Fassung die in den Offenbarungsquellen niedergelegten Wahrheiten. Vollauf wahr hingegen sind obige Worte aus gegnerischem Munde, insofern dieses Dekret über die Rechtfertigung einen Markstein in der Gnadenlehre bildet und die Frucht sorgfältigster Erforschung der Glaubenslehre und gewaltigen theologischen Scharfsinnes darstellt.

Eine Entstehungsgeschichte dieses so wichtigen Dokumentes muß darum als willkommene Gabe begrüßt werden, zumal wenn Sachkenntnis und Forscherfleiß sie gezeitigt haben.

Die Einleitung macht mit allem vertraut, was erfordert wird, um den Konzilsverhandlungen mit Verständnis folgen zu können. Scharf wird der Standpunkt markiert, von dem aus katholische Glaubensüberzeugung die Verhandlungen

eines Konzils werten muß. Mögen bei den Debatten auch menschliche Schwächen zu Tage treten, der Katholik weiß, daß Christus über seiner Kirche wacht, sie in alle Wahrheit einführt und vor jeglichem Irrtum schirmt. Das falsche Fundament wird bloßgelegt, auf das die Reformatoren ihre Rechtfertigungslehre gründeten, die gänzliche innerste Verderbnis der menschlichen Natur, der Mangel des freien Willens und jeglicher Fähigkeit zum Guten. — Die Rechtfertigung bedeutet nach Luther keine Gerechtmachung, sondern nur eine Gerechterklärung. Den auf die Rechtfertigung folgenden Werken kommt infolgedessen keine Verdienstlichkeit zu.

Da bei den späteren Verhandlungen auch manche Gegensätze zwischen den katholischen Theologen selbst sich zeigten, folgt eine Gegenüberstellung des Gnadensystems des hl. Thomas und des Scotus. Ob die zwischen Thomas und Scotus bestehenden Differenzen von solch einschneidender Wichtigkeit sind, wie man nach der Darlegung annehmen müßte? Da liest man z. B. auf Seite 25: „Ist die Identifizierung von Gnade und Liebe nicht auch eine bedenkliche Abschwächung des augustinischen Gnadenbegriffes?“ — Auch wir halten die Ansicht, der gemäß gratia habitualis und caritas real verschieden sind, für die w a h r s c h e i n l i c h e r e, räumen aber sehr gern ein, daß wir die zur Verfügung stehenden Beweise nicht für so tragkräftig halten, um darauf besonders schwerwiegende Schlüsse zu bauen. Auch die Charakterisierung des Scotus als „Voluntarist“ wäre besser unterblieben.

Nicht ganz einverstanden sind wir mit der Erklärung der potentia oboedientialis auf Seite 18—19. — Unser Ziel ist die unmittelbare Erkenntnis des Wahren schlechthin und der unmittelbare Besitz des Guten schlechthin. Betont wird nun, daß dieses Ziel so sehr alle geschaffenen Kräfte übersteigt, innerlich so erhaben ist über alles Irdische, daß es nur durch freie Herablassung, freie Selbstmitteilung Gottes, nur durch Gnade erreicht werden kann. — Aber der Verfasser scheint die potentia oboedientialis als einen in unserer Natur liegenden Drang, als ein Verlangen nach diesem übernatürlichen Ziele aufzufassen. Seite 19 heißt es: „Aber Gott selbst hat das Verlangen, den Drang und die Sehnsucht nach diesem höchsten Ziele . . . in die Seele gelegt. . . . Diese bereitwillige Hingabe an Gott nennt der Aquinate potentia oboedientialis.“ — Das könnte aber nicht zugegeben werden. Die potentia oboedientialis ist lediglich ein Nicht-Widerstreben eines Dinges, eine Einwirkung Gottes in sich aufzunehmen, falls dieselbe nur mit der Natur des Dinges nicht im Widerspruch steht. Die potentia oboedientialis ist darum als solche rein passiv. — Es hätte sich verlohnt, den Gegensatz zwischen d e m n a t ü r l i c h e n E n d z i e l e des Menschen, das in einer vollkommeneren, a b e r i m m e r n o c h a n a l o g e n E r k e n n t n i s G o t t e s liegt, und d e m ü b e r n a t ü r l i c h e n Z i e l e, dem Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht, klar hervortreten zu lassen. Gewiß weisen die Grundkräfte des Geistes über sich hinaus, aber nur auf das natürliche Ziel. Gewiß hat der Eingriff Gottes nichts Gewaltsames an sich, aber zwischen freiwilliger Hingabe, Drang, Sehnsucht — und dem Gewaltsamen liegt, wie Augustinus de Gen. ad litt. l. 9, c. 16 erklärt, die Empfänglichkeit zu dem, was Gott bloß insofern in die Dinge gelegt hat, als es aus ihnen durch ihn gemacht werden kann.

Die eigentliche Darstellung gliedert sich in fünf Abschnitte.

Der erste Abschnitt führt uns ein in die Vorverhandlungen. Der Ernst, mit dem man allseits an die Rechtfertigungslehre herantrat, die Bemühungen der Konzilspräsidenten, ihr kluges Vorgehen bei der präzisen Fassung der den Theologen zugestellten Fragen, die Gutachten der Theologen und Sentenzen der Konzilsväter, die Entstehung der verschiedenen Entwürfe sind anschaulich geschildert.

In Anlehnung an die im Dekret selbst gegebene Ordnung des Stoffes und Numerierung der Kapitel folgen nun die Debatten über die Voraussetzungen der Rechtfertigung: Natur und Gesetz in ihrem Verhältnis zur Rechtfertigung, die Erlösung durch Christus, die Notwendigkeit und Art der menschlichen Disposition; überall wird auf den Gegensatz zur Lehre der Reformatoren hingewiesen.

Der dritte Abschnitt behandelt die Lehre von der doppelten Gerechtigkeit. — Die Reformatoren nehmen nur eine zugerechnete Gerechtigkeit an, während die katholische Kirche eine inhärierende Gerechtigkeit lehrt. Der Kampf zwischen diesen grundverschiedenen Anschauungen zeitigte eine eigenartige Kompromißtheorie. Ihr zufolge werden wir gerechtfertigt durch eine doppelte Gerechtigkeit als formelle und essentielle Ursachen. Die eine und wichtigere von diesen ist die vollendete Gerechtigkeit Christi, nicht zwar insofern sie außer uns in ihm selbst ist, sondern insofern sie uns zur Gerechtigkeit angerechnet wird. Diese uns imputierte Gerechtigkeit Christi ist die vorzüglichste Ursache unserer Rechtfertigung, auf die wir in erster Linie uns stützen müssen. Anderseits aber werden wir formell gerechtfertigt durch die inhärierende Gerechtigkeit, durch welche die Nachlassung der Sünden mit der Erneuerung im Heiligen Geiste uns geschenkt, die Liebe in unsere Herzen ausgegossen ist. Diese inhärierende Gerechtigkeit ist aber unvollkommen, weswegen wir uns auf sie nicht hauptsächlich stützen dürfen. — Lehrreich sind die Ausführungen über den Ursprung dieser Kompromißtheorie bei den Kölner Theologen Pighius und Gropper, ihre Vertretung auf dem Konzil besonders durch den Augustinergeneral Seripando, ihre Bekämpfung durch die Theologen, vorab durch Laynez, ihr Einfluß auf die endgültige Gestaltung des Dekretes, ihre Beurteilung und schließliche Ablehnung durch die Konzilsväter. — Es schließt sich an die Verhandlung über die Kernlehre von der inhärierenden Gerechtigkeit. Auch das 16. Kapitel über die Verdienstlichkeit der im Gnadenstande vollbrachten guten Werke ist hierhergezogen.

Ein Kardinalpunkt in Luthers Rechtfertigungslehre ist die Rechtfertigung durch den Glauben allein. Durch den Glauben ergreift der Mensch die Gerechtigkeit Gottes. Unter diesem Glauben versteht aber Luther nicht das theoretische Fürwahrhalten der Offenbarungswahrheiten, den dogmatischen Glauben —, sondern das unerschütterlich feste, unfehlbare Vertrauen, die Sünden seien uns durch Nichtanrechnung erlassen. Die Reformatoren suchten ihre Lehre durch die Autorität des Völkerapostels besonders im Römer- und Galaterbriefe zu decken. Dieser Umstand zwang die Väter und Theologen, den Sinn der einschlägigen paulinischen Stellen klarzulegen. Besonders galt es zuzusehen, in welchem Sinne der Apostel eine Rechtfertigung durch den Glauben ohne Werke annimmt. — Ferner gehört nach Luther zum Wesen des rechtfertigenden Glaubens die absolute

Gewißheit, daß der Glaubende die Vergebung der Sünde und das göttliche Wohlgefallen erlangt habe. Dies drängte zur Erörterung der Frage nach der Gnadengewißheit. — Die überaus lebhaften Diskussionen über diese Lehrpunkte behandelt der vierte Abschnitt.

Hier hätten wir gewünscht, daß der Unterschied im Begriffe des Glaubens nach katholischer Lehre und im Sinne der Reformatoren schärfer hervorgehoben, ebenso daß die Erklärungen der Konzilsväter und Theologen, welche diesen Unterschied betonen, eigens erwähnt worden wären. Die Erörterung gerade über diesen Unterschied zwischen dem katholischen Glaubensbegriff und dem protestantischen Fiduzialglauben ist ja kurz, eben weil allen der katholische Glaubensbegriff so klar vorschwebte; aber der Unterschied wurde doch betont, beispielsweise in der Erklärung des Kardinals Cervino vom 9. Januar 1547.

Der fünfte Abschnitt bringt die Verhandlungen über das Wachsen in der Gerechtigkeit sowie über die Rechtfertigung des nach der Taufe wiederum in schwere Sünden Gefallenen. Aufgefallen ist uns hier eine Bemerkung auf Seite 358: „Unterschiede zwischen der Rechtfertigung durch die Taufe und jener durch die Buße fanden die Väter vor allem darin, daß bei der Taufe keine eigentliche Reue gefordert wird wie bei der Buße...." Verfasser stützt sich hier auf Theiner, der auf Seite 203 seines ersten Bandes der Acta Conc. Trid. als Urteil der Väter bringt: in prima iustificatione (per baptismum) non requiritur poenitentia, nisi quidam tantum dolor de peccatis; in secundo vero maximi gemitus, dolores et cruciatus. — Hier wäre ein Wort der Klärung erwünscht. Die Väter des Konzils haben für den Fall, wo vor der Taufe eine schwere Sünde vorliegt, die Notwendigkeit wahrer, eigentlicher Reue nie bestritten. Das ergibt sich ja auch aus der vierzehnten Sitzung, wo eigens vom Unterschied zwischen Taufe und Buße gehandelt wird. Die Väter konnten auch die Notwendigkeit der Reue vor der Taufe für den Fall, daß eine schwere Sünde begangen ist, nicht leugnen, da es ohne Reue keine Vergebung der Sünden gibt. Der dem Werke beigegebene Anhang enthält Auszüge aus dem im Staatsarchiv zu Florenz aufbewahrten Nachlaß des zweiten Konzilspräsidenten Cervino, den Carte Cerviniane.

„In verjüngtem Glanze . . . hat sich die Kirche Christi . . . durch das Konzil von Trient erhoben, auf dem das von Christus eingesetzte Lehramt der Kirche die angefochtenen Glaubenswahrheiten festlegte, auf dem es auch in der Lehre von der Rechtfertigung die Glaubensüberzeugung der katholischen Kirche in lichtvoller Klarheit zur Darstellung brachte" — so schließt der Verfasser seine Arbeit. Franz Sal. Müller S. J.

Vitae Sanctorum Danorum. Novam editionem criticam curavit M. Cl. Gertz. Fasc. I—III. Lex.-8⁰ (558) Kopenhagen 1908—1912, Gad.

Als Dänemark sich von Rom ab- und Wittenberg zuwandte, bedeutete das nach einem Ausdrucke des dänischen Historikers Kaspar Paludan Müller, der

gerade diesen Zeitabschnitt zuletzt behandelt hat, eine Schwenkung von 90 Grad. Kein Wunder, daß es vorläufig wenig Interesse für seine katholische Vorzeit und deren Geschichtsquellen zeigte; fast dritthalb Jahrhunderte mußten vergehen, bevor der gelehrte Forscher Langebek 1772 begann, die mittelalterlichen Geschichtsquellen unter dem Titel Scriptores Rerum Danicarum medii aevi zu veröffentlichen. Nach Langebeks Tode fortgesetzt, wuchs das Sammelwerk zu acht Foliobänden an und erhielt in einem sorgfältig gearbeiteten Registerband von 832 Folioseiten seinen Abschluß. Es war und ist eine bedeutende Leistung. Aber den Anforderungen, die der wissenschaftliche Betrieb unserer Tage an ein Quellenwerk solcher Art stellt, genügt dieselbe nicht mehr. Eine Neuauflage ist wünschenswert. Mit einer solchen ist eben jetzt ein viel versprechender Anfang gemacht. M. Cl. Gertz, Professor der klassischen Philologie an der Universität in Kopenhagen, hatte sich schon vor Jahren durch Herausgabe und Kommentierung des Hexaemeron des Lunder Erzbischofs Andreas Sunesön um die Kenntnis der mittelalterlichen theologischen Literatur verdient gemacht. Jetzt sind erschienen Vitae Sanctorum Danorum, neu herausgegeben von M. Cl. Gertz in Kopenhagen. Der Herausgeber hat sich dies Werk gedacht als Anfang einer Neuausgabe der Scriptores Rerum Danicarum, nur mit Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter es nicht als solches zu benennen gewagt; wohl aber lebt er der Hoffnung, daß mit der Zeit die Fortsetzung folgen werde.

Das Werk erscheint infolge Auftrags von seiten der „Gesellschaft für Herausgabe von Quellen der dänischen Geschichte". Er hat den Auftrag nicht leicht genommen; fast zwei Jahrzehnte hat er, allerdings weder ausschließlich noch ununterbrochen, an dessen Lösung gearbeitet. Nicht bloß die Hilfsmittel, die das eigene Land und Schweden boten, wurden ausgenützt; er wandte sich auch an das südliche Ausland, setzte sich mit ausländischen Gelehrten in Verbindung und besuchte selbst zwecks archivalischer Forschungen London, St-Omer, Brügge, Köln und Kiel. Als Ergebnis seiner Forschungen bietet er einen sorgfältig revidierten Text von neun Vitae Sanctorum Danorum nach den besten Handschriften mit Angabe aller Varianten von irgend welcher Bedeutung. In dieser Bezeichnung Sancti Dani sind beide Wörter in weiterem Sinne zu nehmen: Dani als Bezeichnung von Männern, die, wenn auch nicht alle durch Geburt, so doch alle durch ihr Leben und ihre Wirksamkeit Dänemark angehören — Sancti als Bezeichnung von Personen, die entweder von der Kirche als Tugendhelden anerkannt sind oder doch beim gläubigen Volke als besondere Diener und Freunde Gottes galten. Von den kirchlich anerkannten und verehrten Heiligen galten zwei als Blutzeugen, die beiden Knud (Cnuti oder Canuti), der König, dessen Fest noch jetzt in der Kirche am 19. Januar begangen wird, und der Herzog; drei als Bekenner, Thöger (Theodgarus), Priester im nördlichsten Teile Jütlands, Kel (Ketillus), Dompropst in Wiborg, und Wilhelm, Abt des Augustinerstiftes Äbelholt auf der Insel Seeland. Beim Volke galten als Heilige der Königssohn Niels (Nicolaus Arhusiensis), der König Erich, der Priester Andreas von Slagelse auf Seeland und die Ehefrau Margarete von Roskilde. Erich und Margarete starben eines gewaltsamen Todes.

Über jeden der Genannten bringt der Herausgeber nach meistens längeren Einleitungen zu den Vitae ausführliche oder kürzere Berichte von Zeitgenossen oder den Begebenheiten näher stehenden Erzählern, vielfach den liturgischen Büchern, dem Missale und den Brevieren der verschiedenen vormaligen dänischen Diözesen entlehnt. Eine neu entdeckte Passio s. Kanuti Regis et Martyris ging ihm aus Wien erst so spät zu, daß sie nur als Anhang zum Ganzen gedruckt werden konnte. Gertz ist vor allem ein gewiegter Philolog, der selbst ein klassisches Latein schreibt, dabei aber auch das mittelalterliche Latein nach Verdienst zu schätzen weiß. Noch jüngst sagte er in einem öffentlichen Vortrage: „Solange unsere Geschichtsforscher und andere, die sich mit dem mittelalterlichen Latein befassen, die Anschauung haben, es sei das eine verderbte und halb barbarische Sprache, die alles zu sagen gestatte in beliebiger Weise und beliebiger Form, wo jeder Ausdruck alles bedeuten könne, so daß man sich zufrieden geben müsse mit einem schlechten Text und einer nur halb verstandenen Texterklärung — so lange wird man niemals die gebührende Ausbeute haben aus dieser Literatur, die doch wirklich verdient, studiert und ebenso sorgfältig behandelt zu werden wie jede beliebige Schrift des klassischen Altertums." Dieser seiner Wertschätzung entsprechend gibt er sich alle Mühe, um aus dem Gewirre der Lesarten den Text des Verfassers herauszufinden bzw. denselben aus der Verstümmelung zu rekonstruieren. Und darin zeigt er öfter ein scharfes Auge und eine glückliche Hand. So, wenn er in den Versen über eine Heilquelle, die sich nach dem Tode des Herzogs Knud gezeigt haben soll, das überlieferte

mox virtutem martyris terra propalavit,
quae dum a u x i t s a n g u i n e, aquam propinavit

verbessert zu hausit sanguinem; oder wenn er in einer Antiphon auf den hl. Kel das überlieferte N a m meruit Domino multiplicare suo durch Substituierung von Mnam zu einer treffenden Anspielung auf Lk 19, 12—19 macht. Weniger glücklich ist eine Änderung, die er in der Sage vom „hl." Andreas von Slagelse glaubte vornehmen zu sollen. Die Legende läßt diesen im Laufe e i n e s Tages, des Ostertages, von Jerusalem nach Slagelse zurückkommen: Sic factum est, ut eodem die Hierosolymis missam et vesperas diceret apud Slaulosiam. Hier nun hat Gertz hinter missam eingeschoben a u d i r e t. Das ist aber nicht notwendig; Andreas war Priester; wie hätte er nicht an der Solemnitas Solemnitatum selbst zelebrieren sollen? Es ist aber auch nicht einmal zulässig. Denn unmittelbar vorher ist erzählt, die Einladung seiner Gefährten, wegen des günstigen Windes sogleich mit ihnen abzureisen, habe er entschieden abgewiesen: donec missarum sollempnia ad sepulchrum dominicum celebrasset; und dann heißt es: Post celebrata divina mysteria orationi diutius incubuit.

Von dem großen Interesse des Herausgebers der Vitae für seine Veröffentlichung zeugt der Fleiß, den er auf dieselbe verwandt hat. Die Legenden enthalten viele Zitate aus der Heiligen Schrift oder Anspielungen auf Schriftworte; er versäumt nicht, die Fundstellen nach der Vulgata genau anzugeben. Überaus sorgfältig gearbeitete Verzeichnisse der Eigennamen und der selteneren Wörter

und Redewendungen, quae aut nove ficta aut rariora sunt aut nova vel minus solita ratione usurpata, erleichtern Verständnis und Verwertung des reichen Inhaltes.

Dem großen Interesse für den sprachlichen Ausdruck gegenüber steht aber eine auffallend niedrige Bewertung des Inhaltes der Vitae Sanctorum Danorum. „Es ist recht lehrreich zu sehen", heißt es Seite 38, „wie diejenigen, welche die Produkte schufen, die in den Offizien der Breviere vorliegen, sich erlaubt haben, die benutzten Quellenschriften zu behandeln; übermäßige Rücksichtnahme auf den Text der Quelle oder darauf, daß bei der Bearbeitung ein einigermaßen vernünftig geordnetes und abgeschlossenes Ganzes herauskam, kann man ihnen nicht nachrühmen. Doch für die Laien und gewiß auch für manche Geistliche ist alles zusammen kaum etwas anderes gewesen als klingende Formeln, die gar kein (oder kein ordentliches[1]) Verständnis fanden."

Gewiß, die Heiligenlegenden in den Lektionen des Breviers machen keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit oder auch nur auf Fehlerfreiheit. Sie enthalten auch wohl Züge, die sicher nicht geschichtlich, sicher nur legendarisch, nur Erdichtungen sind nach Art der oben berührten Sage von der windschnellen Heimfahrt des Andreas von Slagelse, die übrigens nicht einer Brevierlektion entnommen ist. Auch mag in den Heiligenlegenden wohl manches erzählt werden, was ungeschichtlich ist, manches als Wunder dargestellt werden, was nur ein natürlicher Vorgang, eine Wirkung natürlicher, dem Berichterstatter unbekannter Ursachen war. Man mag auch in den Brevierlektionen Gespräche angeführt finden, die kein fremdes Ohr hat belauschen, kein fremder Mund hat verraten können, wie beispielsweise im Offizium des Herzogs Knud den Wortwechsel zwischen diesem und Magnus; wenn dann aber der Verfasser des Offiziums dem einen und dem andern der Streitenden Worte in den Mund legt, wie sie den verschiedenen Charakteren der beiden entsprechen, wollen wir dann seine Erzählung als wertlos abweisen, mit Gertz, wenn dieser Seite 175 schreibt: „Meiner Meinung nach muß das berühmte Gespräch zwischen Knud und Magnus unmittelbar vor der Ermordung (des ersteren) als bloßes Phantasiegebilde des Erzählers angesehen werden; nach Knuds Tod hat ganz gewiß nur ein einziger Mensch gewußt, was zwischen den beiden verhandelt worden war, und dieser eine hatte, namentlich wenn das Gespräch wirklich den im Originale überlieferten Inhalt hatte, allen Grund, von dem, was er wußte, zu schweigen; es kommt noch hinzu, daß das Gespräch, namentlich was Magnus' Äußerungen angeht, zum allergrößten Teil aus Bibelstellen zusammengeflickt ist und sich so ziemlich deutlich als eigene Erfindung des Mönches verrät."

Als Beleg für diese Behauptung weist er hin auf den Vorwurf, den Magnus gegen Knud erhoben haben soll: Omnes post te vadunt; tu tollis a nobis locum et gentem; diese Äußerung sei zusammengeflickt aus Jo 12, 19: totus mundus post eum abiit, und Jo 11, 48: Romani tollent nostrum locum et gentem. Schwerlich wird diese Auffassung allgemein geteilt werden; tollere

[1] Von Gertz gesperrt.

locum et gentem mag sich als Reminiszenz aus fleißiger Vulgatalesung ausnehmen; ob aber auch vadere post te? Und nun gar Wendungen wie vicem reddere alicui iuxta opus suum, einen etwas entgelten lassen, absit a te nur das nicht, non sic nicht so, und celari non potest! Die müssen doch wohl jedem mittelalterlichen Skribenten so nahe gelegen haben, daß wir nicht schließen dürfen, es könnten das nur Reminiszenzen aus fleißiger Schriftlektüre sein.

Indessen, welches Interesse können wir daran haben, festzustellen, wie viele Worte und Wendungen in der fraglichen Brevierlesung der Vulgata entlehnt sein mögen? Können wir denn mit Fug annehmen, die beiden Rivalen hätten miteinander Latein gesprochen, und wir hätten in dem vorliegenden Berichte den Wortlaut ihres Gespräches? Wenn wir das nicht können, wenn wir nur eine Übersetzung ihres Gespräches haben, dann beweisen Vulgatawendungen in dieser Übersetzung doch nur, daß der Übersetzer mit der Sprache der Vulgata vertraut war.

Aus dem reichen Inhalte des 558 Seiten starken Bandes werden wohl manchen katholischen Leser am meisten die fünf päpstlichen Schreiben in Heiligsprechungssachen interessieren. Während gegenwärtig das in solchen Fällen einzuhaltende Verfahren genau geregelt ist, zeigte sich damals einige Verschiedenheit. Bezüglich der Heiligsprechung des Herzogs Knud erklärte Papst Alexander III. am 13. November 1170 in einem Schreiben an den Lunder Erzbischof und die übrigen Bischöfe und Prälaten der Kirchenprovinz Dänemark, er (der Papst) habe unter Zustimmung des Kardinalkollegiums den Namen des Herzogs Knud in das Heiligenverzeichnis eingetragen auf Grund seines tugendhaften Lebens und der vielen Wunder, die nach seinem Tode und in Bezug auf ihn, circa eum, von Gott gewirkt seien. Der eben anwesende Nachbarmetropolit von Upsala und dessen Begleitung hätten sich bereit erklärt, das Tatsächliche der [vermeintlichen] Wunder eidlich zu erhärten.

Anders verfuhr Papst Klemens III. Er richtete am 9. Juni 1182 ein Schreiben an den Lunder Erzbischof Absalon in Sachen des am 27. Oktober 1150 verstorbenen Wiborger Dompropstes Kel, der jetzt nach seinem Tode durch Wunder glänzen, beständig Wunder wirken solle, miraculis coruscare proponitur, miracula plurima iugiter operatur. Weil jedoch der volle Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung noch nicht vorliege, so beauftrage er (der Papst) ihn (Absalon) durch dies apostolische Schreiben, unter Beirat seiner Suffragane und anderer frommer Männer, die den Verstorbenen gekannt, über dessen Wandel und die nach dessen Tode erfolgten Wunder sorgfältige Untersuchungen, sollicitudine vigilanti, anzustellen; und wenn er es angemessen finde, solle er kraft apostolischer Vollmacht ihn kanonisieren und seine Verehrung als die eines heiligen Mannes für die kommenden Zeiten anordnen. Sein Fest wurde am 11. Juli begangen.

Honorius III. beauftragte am 28. Mai 1218 den Erzbischof von Lund, den Bischof von Roskilde und den Abt der Zisterzienserabtei Herrewad in Schonen, genaue Forschungen über Lebenswandel und Wunder des Abtes Wilhelm anzustellen und deren Ergebnis in versiegelten Schreiben ihm zukommen zu lassen,

damit er dann auf Grund dieser Untersuchungen mit Hilfe der göttlichen Gnade den richtigen Entscheid treffe, ut statuamus exinde, quod fuerit statuendum. In einem zweiten Schreiben, vom 21. Januar 1224, das einleitend „allen Christgläubigen im Königreiche Dänemark Gruß und Apostolischen Segen" entbietet, erklärt er auf Grund des Berichtes der drei Informatoren: Ipsum canonizamus et Sanctorum statuimus catalogo adscribendum. In einem dritten Erlaß vom 29. Januar 1224 gewährt er denen, die am Festtage oder in der Oktav des hl. Wilhelm dessen Kirche S. Thomae de Paraclito, deren Abt er war, besuchen ipsius Confessoris imploraturi subsidium, Ablaß von vierzig Tagen.

Endlich bringt Gertz noch zwei päpstliche Schreiben betreffend die Kanonisation des Niels von Aarhus, Nicolai Kanuti, aus den Jahren 1254 und 1255, worin Bischöfe und Klostervorstände aufgefordert und ermächtigt werden, Untersuchungen anzustellen über die Tugenden des Niels und die seiner Fürbitte zugeschriebenen [vermeintlichen] Wunder. Der zweite dieser Papstbriefe rügt es, daß die im ersten gegebenen Weisungen nur teilweise (in parte) befolgt und die eingesandten Berichte ungenügend seien. Es scheint, man ließ die Sache fallen.

August Perger S. J.

Die Buchmalerei in St Gallen vom 9. bis zum 11. Jahrhundert. Von **Adolf Merton.** 100 Tafeln. gr. 4° (108) Leipzig 1912, Hiersemann. *M* 80.—

Die Geschichte der Schrift und Ausstattung der Bücher mit Initialen und Miniaturen kann nur dann genau erkannt werden, wenn viele Photographien publiziert sind, welche eine stete Vergleichung der weit auseinanderliegenden Kodizes ermöglichen. Viel ist in dieser Hinsicht in den letzten Jahrzehnten geschehen, viel mehr bleibt noch zu tun. Darum muß man auch für diese große Publikation dem Verfasser und dem Verleger danken, und zwar um so mehr, weil die hundert Tafeln in schöner, deutlicher Ausführung viele sehr wichtige, bis dahin weiten Kreisen weniger bekannte Denkmäler zugänglicher machen. Der Verfasser hat in England, Italien, Frankreich und Deutschland die in Betracht kommenden Sachen mit viel Mühe gesammelt und trefflich zusammengestellt. Die Ergebnisse seiner Untersuchung faßt er dahin zusammen, daß für die Zeit von etwa 820 bis 920 St Gallen, von etwa 950 bis 1050 die Reichenau der Hauptsitz der künstlerischen Kultur in Alemannien war. Für die Ornamentik bleibt St Gallen auch nach 920 maßgebend, Reichenau nach 1050 wichtig für den Bilderkreis der Illustrationen des Neuen Testamentes. Durch Einwirkung von St Gallen und der Reichenau entstehen Zweigschulen bis nach Mainz hin. Dieser alemannische Kreis behauptet den ersten Rang innerhalb der ostfränkischen Kunst von 850 bis 1050. Diese Sätze sind im Text mit Hinweisen auf die Tafeln im ganzen und großen bewiesen und füllen eine Lücke in der Kenntnis der frühmittelalterlichen Kunst.

Geht man auf Einzelheiten ein, so fordert die sichere und selbstbewußte Art, womit andern Forschern gegenüber vorangegangen wird, vielfach zum Widerspruch auf. Für das Verständnis des einleitenden Abrisses der Geschichte St Gallens

bis ins 11. Jahrhundert bietet die Ansicht den Schlüssel, St Gallen sei durch die weltliche Sinnenfreude zur Trägerin der Kunst geworden. Der Sieg eines strengeren mönchischen Geistes habe das Ende ihrer alten Kultur gebracht. Diese Ansicht übersieht jedoch, daß Äbte, welche am Hofe weltlich lebten, wie in andern Klöstern, auch in St Gallen durch Dechanten für Ordnung sorgten. Freilich waren in St Gallen wiederholte Visitationen und Reformen nötig, aber daß die Unordnungen nicht allzu groß wurden, zeigen viele einzelne von den Chronisten erzählte Züge und die bedeutenden Leistungen in Liturgie, Gesang, Buchmalerei und Unterricht, welche ohne ernste und gesicherte Grundlagen nicht erklärlich sind. Daß diese Mönche beim Besuche König Konrads 912 den Gottesdienst an einem Tage schneller als gewöhnlich besorgten, um zu einem Feste im Speisesaal Zeit zu finden und ihre Gäste zu unterhalten, darf man ihnen nicht verübeln. Daß einzelne Mönche Besitz hatten, sogar zwei Reichenauer dem Bischof Egbert von Trier einen kostbaren Kodex widmeten, konnte durch besondere Umstände veranlaßt und erlaubt gewesen sein, die heute unbekannt sind.

Was die Lokalisation der einzelnen Handschriften für St Gallen oder Reichenau angeht, so bedaure ich, daß Merton meine Geschichte der Evangelienbücher nicht gekannt hat, worin darüber weitläufig gehandelt ist. Ich muß das dort Ausgeführte kurz wiederholen und sagen: Reichenau und St Gallen standen miteinander in regem Verkehr, die Mönche des einen Klosters sahen, was in der andern Abtei geleistet wurde. Für die kleinen und großen Buchstaben waren auch für sie Regeln gültig, welche im weiten Umkreis in Deutschland, Italien und Frankreich Geltung hatten. Man verwendete für die Initialen fast allerorts Flechtwerk, Ranken mit Knollen, später mit Blattwerk, brauchte Zirkel und Lineal. Warum kann daher nicht bei demselben Ziel und ähnlichen Mitteln ein talentvoller Schreiber der Reichenau einen geschickten Schreiber von St Gallen nachgeahmt, sogar übertroffen haben? Warum ist es unmöglich, daß man von Einsiedeln aus einen tüchtigen Schreiber nach St Gallen oder in die Reichenau sandte und dieser in seinem Kloster so weiterarbeitete, wie er es gesehen und gelernt hatte? Möchte man doch beim Zusammenstellen ähnlicher Kunstwerke sich begnügen, in vielen Fällen nur von Gruppen oder Schulen zu reden und nicht rasch alles auf einen Namen oder auf eine Schreibstube lokalisieren. In den Schreibstuben des Mittelalters arbeiteten keine Maschinen, sondern freie, gebildete Männer, die ihrem Charakter entsprechend auch schrieben. Oft saßen lebhaftere Talente neben Phlegmatikern, die auch in ihren Leistungen ihre Naturanlage verrieten. Es konnte vorkommen, daß die Schrift eines St Gallener Mönches derjenigen eines bestimmten Reichenauers mehr glich als jener seines Nachbarn in dem eigenen Skriptorium.

Wie weit Merton in seiner Stilkritik geht, beweist die Besprechung des Codex Perizoni 17 zu Leiden. Er schreibt: „Nicht nur die sorglose Zeichnung und der schlechte Farbenauftrag von Gold und Silber, sondern auch das planlose Gewirre der Ranken ist für St Gallen unerhört. . . . Die Grundierungen mit Blau, Grün und Purpur könnten spätere Hinzufügungen sein. Wenn ursprünglich, sind sie für St Gallen etwas Neues." Die Handschrift war schon in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts auf der Reichenau. Weiterhin gleicht sie in mancherlei

andern Reichenauer Kodizes. Trotzdem zweifelt Merton nicht an seiner Lokalisierung nach St Gallen. Cod. 1815 der Wiener Hofbibliothek mit Kalendar und Präfationen aus dem 9.—10. Jahrhundert wird allgemein der Reichenau zugeschrieben, der er vor Ende des 10. Jahrhunderts gehörte. Merton weist ihn der St Gallener Schreibstube zu und begründet dies besonders dadurch, daß im Kalendar der Name des hl. Gallus, nicht derjenige der hll. Pirminus, Januarius und anderer stehe. Das ist freilich beachtenswert, wäre es noch mehr, wenn der Name in einer Präfation sich fände. Aber im Kalendar stellte man seit dem 10. Jahrhundert auch andere Heilige neben die römischen und die eigenen. So findet sich der Name des hl. Gallus in einem Evangelistar zu Hildesheim. Oft wurde der Name eines Heiligen aus einer älteren Vorlage vom Abschreiber eines Kalenders herübergenommen, z. B. im Sakramentar des Mainzer Seminars aus dem älteren Sakramentar der Abtei St Alban, jetzt in Oxford, das vielleicht 850 in St Gallen geschrieben worden war.

Merton hat freilich liturgische und biblische Stücke seiner Handschriften benutzt, hätte aber durch eingehenderes Studium derselben noch mehr Anhaltspunkte finden können. Wie sicher liturgische und biblische Texte zur Lokalisierung helfen, hat Berger in Frankreich und Corssen bei Herausgabe des Adakodex gezeigt. Janitschek hat sie als Mitarbeiter nicht verwertet, seine nur aus Stilkritik gewonnenen Ergebnisse sind fast alle hinfällig geworden, während diejenigen Corssens feststehen bleiben.

Unsere Bemerkungen sollen keineswegs die wertvolle Publikation Mertons in den Schatten stellen. Sie bleibt unentbehrlich für alle, welche sich mit lateinischer Paläographie und Buchkunst der ersten Hälfte des deutschen Mittelalters beschäftigen. Die Arbeit auf diesem Gebiete hat noch viel zu leisten und es ist nützlich, über jeden Schritt auf diesem schwierigen Gebiete Rechenschaft zu führen, um langsam das Ziel, allseits gesicherte Ergebnisse, zu erreichen.

Stephan Beissel S. J.

1. **Durch die Wüste.** Roman aus der Zeit des Mahdi. Von **Heinrich Sienkiewicz.** Nach dem Polnischen übersetzt von S. **Horowitz.** Zweite Auflage. kl. 8⁰ (490) *M* 5.—; geb. *M* 6.—
2. **Mit welchem Recht?** Historischer Roman aus der Zeit der Königin Elisabeth. Von **Robert Hugh Benson.** Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von **R. Ettlinger.** kl. 8⁰ (VIII u. 654) *M* 6.—; geb. *M* 7.—
3. **Im Dämmerschein der Zukunft.** Ein Roman in Traumbildern. Von **Robert Hugh Benson.** Autorisierte Übersetzung von **R.** und **A. Ettlinger.** kl. 8⁰ (VIII u. 382) *M* 5.—; geb. *M* 6.—
4. **Die kleine Mamsell.** Ein Roman aus dem Provinzleben. Von **Henry Bordeaux.** Autorisierte Übersetzung von Gräfin **Bossi-Fedrigotti.** kl. 8⁰ (VIII u. 256) *M* 3.20; geb. *M* 4.—

5. **Das Hemmnis.** Roman. Von **René Bazin.** Autorisierte Übersetzung von Gräfin **Bossi-Fedrigotti.** kl. 8° (VIII u. 262) *M* 3.20; geb. *M* 4.—
Alles Einsiedeln 1911 und 1912, Benziger.

Unsere Literatur ist der Verlagsanstalt Benziger in den letzten Jahren zu besonderem Dank verpflichtet für die gut geschriebenen und gut ausgestatteten Übersetzungen der besten unter den neuen katholischen Romanen des Auslandes. Deutsche Leser und selbst deutsche Erzähler, die französische, englische oder gar polnische Werke in der Ursprache nicht bloß lesen, sondern wirklich genießen, bilden ja trotz unserer täglich zunehmenden internationalen Beziehungen eine winzige Minderheit. Und doch sind wir weder an religiöser Klarheit und Innigkeit noch an echter Kunst so reich, daß wir leichten Herzens darauf verzichten könnten, zu erfahren, welchen Ausdruck dem katholischen Gedanken etwa Männer wie Sienkiewicz, Benson, Bordeaux und Bazin geben. Die hohe literarische Bedeutung aller dieser Dichter ist in ihrem Heimatlande unbestritten. Der Pole und die beiden Franzosen stehen auch dem äußeren Erfolg nach in den ersten Reihen ihrer Landsleute, und die Bücher des Engländers haben den Kreis seiner Glaubensgenossen ebenfalls weit überschritten.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß Benson in letzter Zeit seine Feder mit beängstigender Schnelligkeit über das Papier eilen läßt. Da entschlüpft ihm dann ein Werk wie dieser „Roman in Traumbildern", der einem nüchternen Leser unerträglich phantastisch und einem literarisch Erzogenen allzu „gemacht" vorkommt. Immerhin werden Leute, die sich durch solche Mängel nicht aus der Ruhe bringen lassen, mit Vergnügen sehen, wie sich in einem so geistreichen Kopf die Zukunft unserer wissenschaftlichen, sozialen und religiösen Entwicklung spiegelt. Mehr Beifall verdient jedenfalls der aus dem Jahre 1904 stammende geschichtliche Roman „Mit welchem Recht?", der nun endlich die Übersetzung einer großen, von Heinrich VIII. bis Elisabeth reichenden Trilogie abschließt. Man begreift, daß Benson als Sohn des Primas von England in den seelischen Kämpfen seiner Bekehrung diese Zeiten mit innerster Teilnahme durchlebt hat. Wie ihre Schrecken und ihre Größe von einem englischen Katholiken empfunden werden, das ist in deutscher Sprache vielleicht nirgendwo so klar und ergreifend zu lesen.

Ein englischer Konvertit ist auch der Held in Bazins Roman „Das Hemmnis". (So hat die Übersetzerin nicht gerade klangvoll den französischen Titel La barrière wiedergegeben.) Mit psychologischer Notwendigkeit führt die Handlung zum Sieg fester Grundsätze über die Schwäche des Herzens und zum Triumph des lebendigen Glaubens über jenes Scheinchristentum, das die alte Religion Frankreichs unterwühlt und seine Ehen entweiht. Dabei lassen sich natürlich sehr deutliche Worte nicht umgehen. Weniger ernst, aber doch von den religiösen und sozialen Aufregungen des französischen Kulturkampfes durchzittert ist die reizende Geschichte von der „kleinen Mamsell", die bei der Ausweisung der Karmeliterinnen zu acht Tagen Gefängnis verurteilt wird und nun ihren Bewerber zwingt, sich ebenfalls solche Lorberen zu verdienen. Selbstverständlich haben so feinsinnige

Dichter und so belesene und weitgereiste Menschenkenner und Naturfreunde wie Bazin und Bordeaux über alle diese Geschehnisse eine Fülle von dichterischer Schönheit ausgestreut.

Der greise Sienkiewicz endlich verherrlicht in einem buntbewegten Abenteurer-roman den religiösen und sittlichen Heldenmut eines polnischen Knaben, der mit einem achtjährigen englischen Mädchen zuerst in der Gefangenschaft der Mahdisten und dann auf der Flucht durch Afrika umherirren muß, bis englische Truppen die Kinder auffinden und retten. Da Sienkiewicz Afrika kennt und ein wirklicher Künstler ist, durfte er sich an den Stoff wagen, ohne Gefahr zu laufen, daß er im Abenteuerlichen stecken bliebe.

Mehr braucht über den literarischen Wert dieser Werke nicht gesagt zu werden: seit dem Erscheinen der ursprünglichen Texte hat die Kritik oft genug ihre Anerkennung ausgesprochen. Die Übersetzer konnten diesmal freilich ihrer Vorlage noch weniger als sonst gleichkommen. Denn alle Verfasser der besprochenen Romane sind hervorragende Stilisten, die Franzosen mehr als Benson und am meisten von allen Sienkiewicz. Aber auch diesseits der erreichbaren Grenze sind die Forderungen nicht gerade zu künstlerischer Höhe gesteigert. Man begegnet hin und wieder undeutschen Wendungen, man wundert sich, daß in einer Dichtung, wo doch Anschaulichkeit unerläßlich ist, fremde Maße bis auf drei Dezimalstellen in Anmerkungen gesetzt werden usw. Streng künstlerisch sind also diese Romanübersetzungen nicht — wie wenige sind das überhaupt! —, aber sie sind durchaus lesbar. **Jakob Overmans** S. J.

Bücherschau.

Sechster internationaler Marianischer Kongreß in Trier vom 3. bis 6. August 1912. Herausgegeben vom Lokalkomitee. Zwei Teile in drei Abteilungen. gr. 8° (210, 324 u. 346) Trier 1912, Paulinus-Druckerei.

Die Akten des Trierer Marianischen Kongresses zerfallen äußerlich in drei getrennte Stücke: Den Festbericht mit den Reden, Predigten und Ansprachen, welche von Bischöfen, Welt- und Ordenspriestern und Laien gehalten wurden und teils wörtlich teils im Auszug geboten sind, nebst einem Bericht über die Vorbereitung des Kongresses; dann kommen die in den Sektionsversammlungen erstatteten Referate, und zwar in der 1. Abteilung die deutschen, in der 2. die fremdsprachigen Referate. Da die Spanier auf die Drucklegung der ihrigen verzichtet haben, so kommt der Löwenanteil bei den fremdsprachigen Arbeiten auf die Franzosen. Die Belgier (zur Hälfte ebenfalls französisch), Polen und Italiener nehmen nur die ersten 80 Seiten ein. Die Holländer fehlen, weil sie um die gleiche Zeit ihren eigenen Kongreß in Maastricht hielten. Demnach bietet auch der fremdsprachige Teil dem allgemeinen Verständnis nicht allzu große Schwierigkeiten.

Ein Vergleich der deutschen mit den französischen Arbeiten gibt Gelegenheit zu überraschenden und lehrreichen Beobachtungen. Die Zahl und Verschiedenheit der Verfasser ist schon eine Gewähr dafür, daß das Ganze eine reichhaltige Summa Mariana bildet, die den verschiedensten Wünschen etwas Entsprechendes bieten kann. Das Äußere ist einfach, aber trotz der gewiß nicht kleinen Schwierigkeiten gut besorgt und würdig. Auch die Abbildungen sind gut und willkommen.

1. **Commentarius in Psalmos.** Auctore Josepho Knabenbauer S. J. [Cursus Scripturae sacrae, Commentariorum in Vet. Test. pars II, in libros didacticos II.] 8° (490) Paris 1912, Lethielleux. *Fr.* 10.—

2. **Die Psalmen.** Sinngemäße Übersetzung nach dem hebräischen Urtext. Von Dr Alois Sanner. Zweite und dritte, verbesserte Auflage. Mit Erläuterungen von Dr J. Niglutsch. 12° (VIII u. 234) Freiburg 1912, Herder. *M* 1.10; geb. *M* 1.50

3. **Le nouveau Psautier du Bréviaire romain.** Traduction sur les originaux des psaumes et des cantiques avec les principales variantes des Septante, de la Vulgate et de la Version de saint Jérôme. Par le Chanoine E. Pannier. 8° (XXVI u. 360) Lille 1913, René Girard — Paris, Paul Lethielleux. *Fr.* 4.—

1. Zu guter Stunde, nämlich eben zu der Zeit, da Pius X. das Psalmengebet des Breviers reformiert und damit ein neues allgemeines Interesse für die Exegese dieser inspirierten Gebete weckt, erscheint im Kursus der Psalmenkommentar. Der rührigste Mitarbeiter und Mitbegründer dieses exegetischen Sammelwerks, der langjährige Exegeseprofessor P. Joseph Knabenbauer, nahm dieses Werk in die Hand, um es mit gewohntem Fleiß und Schaffenstrieb geistig durchzuarbeiten und darzubieten. Die Freude, diesen Band noch selber in seiner Vollendung zu schauen, sollte ihm nicht beschieden sein; der Druck war eben in vollem Gange, als ein unverhofft schneller Tod ihn hinraffte und die Weiterbesorgung des Druckes einem andern überwies.

Die Einleitung behandelt die üblichen Fragen nach den Verfassern und dem Inhalt, nach der Form und Entstehungszeit der Psalmen recht kurz, läßt aber keinen wichtigen Punkt unerörtert. Im eigentlichen Kommentar steht bei jedem Psalm der volle Vulgatatext an der Spitze, durch Alineas in passende Sinnabschnitte zerlegt. Die alten kritischen Zeichen Obelus (—) und Asteriskus (*) verweisen auf Textvarianten. Hierauf folgt nach einigen Vorbemerkungen jeweils die Angabe des Inhalts und die sprachliche und sachliche Erläuterung des Wortlauts. Die Sacherklärung ist inhaltlich recht befriedigend; die Darstellung verrät den mit seinem Stoff wohl vertrauten Lehrer, dem es vorab um die sachlich richtige Deutung des Textes zu tun ist, dessen Worten man darum mit Interesse folgt. Gewiß wird mancher, je nach persönlichem Geschmack und Bedürfnis, diesen und jenen Passus finden, den er anders wünschte: vielleicht erwartet er hier eine entschiedenere persönliche Stellungnahme des Verfassers zu kontroversen Fragen und Auffassungen einzelner Stellen, dort eine klarere Entwicklung und Begründung des messianischen Inhalts eines Psalms und dgl. Aber das Gesamturteil wird jeder teilen, daß uns hier ein Psalmenkommentar vorliegt, der es würdig ist, von uns, namentlich vom Geistlichen, vom Seminaristen, studiert und verwertet zu werden, ein Kommentar, der aufbaut und nicht niederreißt. Die Dunkelheit mancher Psalmstelle des Breviers beruht bekanntlich auf ungeschickter, ja stellenweise einfach unrichtiger Wiedergabe des hebräischen Originaltextes durch den griechischen und dann wiederum durch den lateinischen Übersetzer. Darauf verweist Knabenbauer natürlich gegebenenfalls. Manchmal ist schon der Wunsch laut geworden, der Psalmenerklärer möchte neben dem Vulgartext eine berichtigte neue Übertragung des gesamten Textes der Psalmen bieten. Dieser Wunsch hat etwas für sich; seine Erfüllung würde die Erklärung nicht unerheblich erleichtern, aber auch weit mehr Raum erheischen. Den praktischen Vorteil, in einem mäßigen Band die Erklärung des ganzen Psalters bieten zu können, glaubte P. Knabenbauer höher anschlagen zu sollen, und dafür werden ihm auch wieder viele dankbar sein.

2. Dem Verfasser des an zweiter Stelle genannten Bändchens schwebt der Zweck vor, „im Anschluß an den Urtext den Inhalt der Psalmen so wiederzugeben, daß sie in dem Sinne als Gebete erscheinen, wie sich die Kirche ihrer beim Gottesdienste

bedient oder sie unter bestimmten Bedingungen zu beten vorschreibt". Ihm gilt es, den Geist und die Stimmung der Psalmen dem Beter nahezubringen, nicht jede einzelne Stelle mit philologischer Akribie wiederzugeben. Das ist Lanner unseres Erachtens gut geglückt. Der Leser, oder sagen wir gleich der Beter — denn das Büchlein eignet sich ganz wohl auch zum Beten — findet den Literalsinn des Psalms, bei sehr schwierigen Stellen den mutmaßlichen Sinn, in gut deutscher, unmißverständlicher Wiedergabe; über dunkle Stellen hebt die Übersetzung den Betenden fast unmerklich leicht hinüber. Der iambisch-trochäische Rhythmus der Übersetzung, der natürlich oft eine etwas freiere Übertragung bedingt, versetzt seiner Natur nach auch das Herz in eine gehobene, poetische Stimmung, wie sie diesen Erzeugnissen der heiligen Lyrik eignet. Die von Professor Niglutsch beigegebenen Erläuterungen sind eine willkommene und notwendige Ergänzung. Gewiß wird sich auch diese neue Ausgabe manchen Freund erwerben. Die Angaben über Verwendung der einzelnen Psalmen beim Gottesdienst (S. 232 f) bedürfen aber noch einer Revision nach dem neuen Psalterium Pius' X.

3. Ganz dem neuen Psalterium angepaßt ist das Werk des Exegeten der katholischen theologischen Fakultät zu Lille und Mitglieds der Bibelkommission. Die Einleitung enthält, auf französisch, die Konstitution Divino afflatu und die sich mit den Psalmen befassenden Entscheidungen der Bibelkommission, sowie eine gedrängte Übersicht über die Fragen nach dem Urtext und den Übersetzungen der Psalmen, ihrer Verwertung im kirchlichen Gottesdienst und ihrer Verteilung im neuen Brevier, endlich Anweisungen über Psalmstudium und Psalmgebet im Geist der betenden Kirche. Nun folgen, ganz in der Reihenfolge des Psalteriums im Brevier, Wochentag für Wochentag, die Psalmen und Cantica vom Eingangspsalm der Matutin bis zum Nunc dimittis der Komplet. Jeder einzelnen Nummer geht ein kurzer Abriß des Inhalts voraus, mit Angabe des lyrischen Standpunkts, der Strophik und selbst Metrik des Urtextes, bisweilen auch der Hauptschwierigkeiten. Dann folgt, in Verszeilen geschrieben und in Strophen zergliedert, eine sehr gute französische Übersetzung des Urtextes. Der Text längerer Psalmen ist so gedruckt, daß sowohl die poetische Gliederung wie die liturgische Zerteilung ins Auge fällt. Fußnoten geben Aufschluß über Abweichungen der LXX, der Übersetzung von Hieronymus und des lateinischen Breviertextes sowie gelegentlich über den Sinn dunkler Ausdrücke. Vielleicht etwas öfter, als nötig ist, deuten Reihen von Punkten und andere Zeichen an, daß der Verfasser den Text für lückenhaft oder fehlerhaft überliefert hält; die noch so unsichere Metrik und Strophik ist, wo sie als Grund dafür aufkommen muß, hierzu doch eine zu schwache Stütze. Auch dieses Werk ist, alles in allem genommen, ein treffliches Hilfsmittel, um die Psalmen mit Verständnis und darum mit Andacht zu beten.

Die Lukas-Homilien des hl. Cyrill von Alexandrien. Ein Beitrag zur Geschichte der Exegese. Von Dr Adolf Rücker. 8° (II u. 102) Breslau 1911, Goerlich & Coch. *M* 3.20

Vorliegende Doktor-Dissertation gibt eine zusammenfassende Darstellung der Lukashomilien Cyrills. Am Ausgangspunkt steht sachgemäß die Überlieferung, in der die syrische Übersetzung wegen ihrer größeren Vollständigkeit die erste Stelle einnimmt, daraus ermöglicht sich die Feststellung des echten Textes der Homilien, eine Arbeit, die bei der sattsam bekannten Art der Katenenüberlieferung keineswegs überflüssig ist. Nachdem die Entstehungsverhältnisse kurz besprochen sind, wendet sich der Verfasser dem Schrifttext der Homilien zu. Wiederum ist es der syrische Text, der als getreue Wiedergabe der griechischen Vorlage einen Ersatz bietet für die vielfachen Änderungen der griechischen Fragmente. Es tritt aus dieser Untersuchung das Ergebnis zu Tage, daß Cyrill in der Tat den sogenannten alexandrinischen Text, die Hesychius-Rezension benützte. Auffällig ist die Tatsache, daß bei

Abweichungen von dem reinen H-Typus Übereinstimmung mit Sinaiticus und speziell dem dritten Korrektor wahrzunehmen ist. Lk 22, 22—44 ist von Cyrill nicht erklärt, aus dem Zusammenhang ergibt sich sogar der Schluß, daß die Verse nicht etwa zufällig ausgefallen, sondern übergangen sind. Der exegetische Ertrag der Homilien ist leider verhältnismäßig gering, Auseinandersetzungen mit andern Exegeten finden sich selten. Die hermeneutischen Grundsätze sind nicht einfach die des Origenes, von dem unfruchtbaren, wenig ansprechenden Allegorisieren ist nur wenig zu verspüren, wohl tritt die typische Bedeutung des Alten Testamentes sehr stark, vielleicht zu stark hervor. Sehr gesunden Sinn verrät die Forderung, für die Erklärung Veranlassung und historische Lage zu verwerten und die Parallelstellen heranzuziehen. Natürlich fehlt es gelegentlich nicht an Sonderbarkeiten. Aber die Auslegung Cyrills darf trotzdem als nüchtern und besonnen bezeichnet werden. Anhangsweise gibt Rücker einen Abdruck mit Übersetzung des Schlusses der 27. und 28. Homilie aus Cod. Sachau 220 (Königl. Bibliothek zu Berlin, Cod. syr. 28). Die Arbeit verrät tüchtige Methode und ist eine anerkennenswerte Förderung der Cyrillusforschung.

Die Überlieferung der arabischen Übersetzung des Diatessarons. Von Dr Sebastian Euringer. Mit einer Textbeilage: Die Beiruter Fragmente, herausgegeben und übersetzt von Dr Georg Graf. [Biblische Studien, herausgegeben von Prof. Dr O. Bardenhewer in München, XVII. Bd, 2. Hft.] gr. 8° (VI u. 72) Freiburg 1912, Herder. *M* 2.50

Fast zur gleichen Zeit, in der das arabische Diatessaron aus den beiden römischen Handschriften von Ciasca herausgegeben wurde (1888), fand man in der Nähe von Beirut zufällig die Schlußblätter einer weiteren Diatessaron-Handschrift, deren Text einen Teil des Abendmahlberichtes und die letzten Sätze der Evangelien enthalten. Bedeutungsvoller aber als diese Textfragmente sind wohl die Nachschriften, die nicht allein genaue Mitteilungen über Schreiber, Datum und Ort (Abû-'l-Berakât, 20. Juli 1332, Kairo), sondern auch den Stammbaum der Handschriften durch mehrere Glieder geben. Aus diesen Angaben hatte der erste Herausgeber der Blätter, P. L. Cheikho S. J., auf eine Vorlage des 10. oder sogar 9. Jahrhunderts geschlossen. Da jedoch nach der Nachschrift der römischen Handschrift des Museum Borgianum die arabische Übersetzung des Diatessarons von dem gelehrten nestorianischen Mönch Abû'l-Farağ ibn et-Tajjib († 1043) gefertigt ist und die Beiruter Fragmente zweifellos derselben Übersetzung entstammen, ergab sich die Frage, ob nicht doch beide Angaben ohne Widerspruch nebeneinander bestehen könnten. Euringer ist nun durch sorgfältige Erwägung aller historischen Momente zu der sehr begründeten Annahme gelangt, daß der dritte Vorgänger der Beiruter Handschrift noch ins 13. Jahrhundert gehört, somit dessen Vorlage, die als alte Handschrift der Gottesstadt (Antiochia) bezeichnet wird, wohl dem 12. oder 11. Jahrhundert zugeschrieben werden kann. Damit läßt sich die Geschichtlichkeit der Notiz des Cod. Borgianus vereinigen. Aus den Schreibernotizen geht mit Gewißheit die für uns interessante Tatsache hervor, daß man sich vom 11. bis 14. Jahrhundert in Syrien und Ägypten noch oder wieder sehr eifrig mit dem Diatessaron beschäftigt hat. Darf sich vielleicht darauf die Hoffnung gründen, daß die Zukunft uns weitere Handschriften der Übersetzung oder selbst des syrischen Textes schenken wird?

Praedicate Evangelium. Anleitung für die Kanzel, moderner Anforderung entsprechend. Mit einem Anhang von Predigtskizzen. Von Kurt Ubeis. Zweite Auflage. 8° (214) Regensburg 1912, Pustet. *M* 1.80

„Der natürlichste Redner ist offenbar der beste Redner." Das ist wohl der Grundton dieses Büchleins in seinem theoretischen Teil über Predigtstoff, Anfertigung, Form, Vortrag, Mittel und Hindernis der Predigt. Wer da spricht, versteht unsere Zeit und den Stand der Predigt gründlich, und ohne Phrase oder Illusion

greift er aus der Fülle des Wissens und der Erfahrung gerade die Winke und Gesichtspunkte heraus, deren Beachtung am meisten nützt oder not tut. Die Sprache ist einfach, sehr anschaulich und weit entfernt von dem steifen Zwang eines Lehrbuches. Wer es in die Hand nimmt, wird es weiter lesen und studieren mit einer Art Genuß; so lichtvoll, so warm, so ansprechend und kraftvoll werden da die Gedanken und Ratschläge vorgelegt. Auch der Anfang mit seinen Skizzen über einen Missionszyklus und einer Reihe apologetischer Predigten über Christus wird manchem eine angenehme Beigabe sein. Der Hauptwert des Büchleins dürfte vielleicht in seinen orientierenden Ratschlägen und praktischen Anweisungen liegen, sicher Eigenschaften, die ihm Freunde und Leser sichern.

Muster des Predigers. Eine Auswahl von Beispielen aus dem Schatze aller Jahrhunderte. Zum Gebrauche beim homiletischen Unterrichte und zum Privatgebrauche gesammelt. Von Nikolaus Schleiniger S. J. und Karl Racke S. J. Vierte, neu bearbeitete Auflage. 2 Bände. gr. 8° (XVIII u. 462; VIII u. 574) Freiburg 1913, Herder. *M* 12.40; geb. *M* 15.—

Es ist keineswegs eine Übertreibung, daß das Vorwort versichert, die vierte Auflage sei gegenüber der dritten, wie ehedem die dritte gegenüber der zweiten, fast zu einem neuen Werk geworden. Der starke Zuwachs an Mustern fällt beim ersten Blicke auf; man begegnet nicht nur über dreißig neuen Namen, von denen nahezu alle der neuesten Homiletik angehören — noch lebende Autoren sind: Bischof Bertram, Bürger, Hüls, Kane, Keller, Bischof v. Keppler, Kolb, Könn, Bischof Korum, de Mathies, Meyenberg, Ries, J. Schäfer, Stingeder —, sondern auch in der Auswahl der Stücke, die von den Autoren der früheren Auflagen stammen, hat sich manches geändert. Einiges, was gestrichen wurde, müßte man zurückwünschen, wenn nicht die erfreulich erhöhte Zeitgemäßheit des Werkes und der ohnehin auf zwei Bände angewachsene Umfang die Beschränkung zur unvermeidlichen Notwendigkeit gemacht hätten. Die Gruppierung hat sich eingehender und übersichtlicher ausgestaltet; die den verstorbenen Homileten beigegebenen knappen Notizen über Leben, Werke, Predigtweise erhielten dankenswerte Erweiterung. Es liegt auf der Hand, daß das Werk in erster Linie formell homiletischen Rücksichten folgt; doch möchte der Referent den Eindruck nicht verschweigen, daß auch stofflich eine sehr reiche Auswahl geboten wird. Daher findet auch die Frage, wie die einzelnen christlichen Wahrheiten in der geistlichen Rede zu behandeln seien, vielfältige Antwort, und zugleich besitzt man an den „Mustern" ein nicht zu verachtendes geistliches Lesebuch.

Die Ethik des Apostels Paulus. Von Dr Karl Benz. [Biblische Studien, herausgegeben von Prof. Dr O. Bardenhewer, XVII. Bd, 3. u. 4. Hft.] gr. 8° (XII u. 188) Freiburg 1912, Herder. *M* 5.—

Kaum hatte Prat den zweiten Band seiner Theologie des hl. Paulus veröffentlicht, da trat ein deutscher Gelehrter mit einer Bearbeitung eines Ausschnittes aus der Theologie des Apostels, der Ethik, hervor. Es ist zum ersten Male, daß ein Katholik eine umfassendere Behandlung dieses schwierigen Stoffes unternommen hat. Die Arbeit gliedert sich in zwei Hauptabschnitte, prinzipielle Ethik und konkrete Ethik. Der erste geht von den ethischen Grundlagen im Menschen aus, um der Reihe nach die Rechtfertigung als sittliche Erneuerung, das neue Leben und die alte Ordnung, die Entfaltung des neuen Lebens, sein Ziel und seine Hemmnisse wie Förderung darzustellen. Die konkrete Ethik sucht ihrem Gegenstand gerecht zu werden durch die Behandlung der vier Pflichtkreise, der Pflichten gegen Gott, die eigene Persönlichkeit, den Nebenmenschen und die Gemeinschaftsformen. Diese Teilung hat den Übelstand zur Folge, daß dieselben Stoffe zum Teil zweimal besprochen werden müssen. Ohne große Schwierigkeit hätten die Pflichten gegen Gott und den Nebenmenschen sich früher sehr leicht und passend einreihen lassen, ebenso die gegen sich

selbst. Es wäre daraus noch der große Vorteil einer strafferen Einheit der Arbeit und eines vollkommeneren Anschlusses an den Apostel erwachsen. Die Ausführung läßt gründliches Erfassen der Schriften des hl. Paulus erkennen, die Exegese schließt sich an die besten unserer katholischen Erklärer an ohne Vernachlässigung der nichtkatholischen Ausleger. In Einzelfällen wird der Fachgenosse manchmal anderer Ansicht sein als Benz, doch ist meist die entgegengesetzte Auffassung namhaft gemacht. Bisweilen sind die Darlegungen etwas kurz und der Vertiefung noch fähig. Kein Wunder bei einer Arbeit, die an nicht wenigen Stellen über das nächste Thema hinausgreifen muß und mit der Gesamttheologie des hl. Paulus in innigster Berührung steht. Ungern vermißt der Leser ein Register, wenigstens die behandelten Stellen der Heiligen Schrift hätten angeführt werden sollen. Zum Literaturverzeichnis ist anerkennend hervorzuheben, daß es nur die Spezialliteratur aufführt und von der Aufzählung ganz allgemeiner Hilfsmittel abgesehen hat.

Die Liebe zur Wahrheit nach Vernunft und Offenbarung. Erwägungen und Charakterbilder für Lehrende und Studierende. Von Georg Kolb S. J. Zweite, verbesserte Auflage. 12° (XII u. 272) Freiburg 1912, Herder. *M* 2.—; geb. *M* 2.50

Das aus langer Erziehertätigkeit hervorgegangene, in einfachem, oft volkstümlichem Tone gehaltene Büchlein, dessen erste Auflage anonym unter dem Titel: „Die Leuchte der Jugend" im Verlag des Katholischen Preßvereins zu Linz a. d. D. erschienen ist, geht von dem Gedanken aus, daß neben den andern Tugenden auch einmal die Wahrheitsliebe und Wahrheitstreue eine paränetische Behandlung verdienen. In dreißig Kapiteln erläutert es ernst und mit warmherziger Überzeugung zuerst den Wert der Wahrheit vor Gott und den Menschen, sodann die zu verstopfenden Quellen der Unwahrhaftigkeit: Oberflächlichkeit, Geschwätzigkeit, Menschenfurcht usw., endlich den segensvollen Zusammenhang der Wahrhaftigkeit mit dem gesamten sittlichen Leben. Geschichtliche Vorbilder, die sich indessen nicht ängstlich nur an den jeweiligen Lehrpunkt halten, sind jedem Kapitel angefügt; durch reichliche Zitate beabsichtigte der Verfasser zugleich eine Art Blumenlese schöner Gedanken und Ratschläge zu bieten. Wo Pythagoras erster Vertreter der Philosophie genannt wird (S. 56), mag vorgeschwebt haben, daß Pythagoras zuerst das Wort Philosophie für die philosophische Wissenschaft gebraucht haben soll.

Philosophie des Vegetarismus. Eine philosophische Grundlegung und eine philosophische Betrachtung des Vegetarismus und seiner Probleme in Natur, Ethik, Religion und Kunst. Von Friedrich Jaskowski. gr. 8° (XVI u. 314) Berlin 1912, Salle. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Franz Walter sagt in seinem Werke „Der Leib und sein Recht im Christentum", das Jaskowski teils lobt, teils einfältig zu nennen beliebt, ganz zutreffend: „In der Frage nach dem hygienischen Wert der fleischlosen Ernährung liegt der Prüfstein für den Vegetarismus" (S. 329). Aber gerade den exakten Feststellungen, die hier allein entscheiden können, ist Jaskowski wenig hold, zieht vielmehr, gleich manchem andern Vegetarier, eine mystizistische, oder wie er es heißt, philosophische Begründung vor. Sichtlich steht er im Banne okkultistischer Gedankenkreise, meint z. B., man müsse, um eine Handlung sittlich zu beurteilen, auch den augenblicklichen Stand der Sterne bedenken. Bircher-Benners „Grundzüge der Ernährungstherapie" werden als einseitig energetisch oder materialistisch abgelehnt, zugleich aber, echt mystizistisch, zugegeben, daß die vom Autor beigebrachten ethischen, religiösen, ästhetischen Gründe nur den verpflichten könnten, dessen Schicksalsstunde schon gekommen sei, um sie rein und klar zu erleben. Den andern gegenüber zieme Geduld; man könne und solle nicht aus dem sittlichen Vegetarismus eine Heringsware machen, indem man sie jedem „Gemischtköstler" ins Gewissen schiebt. „Es ist ja auch noch nicht entschieden, daß in unsern Breiten, unter unsern Aufgaben jeder sogenannte

Mensch (eigentliche Menschen sind nämlich dem Verfasser nur die, die das vegetarische Vollerlebnis haben) ohne Fleisch bestehen könnte" (S. 132). Welches der eigentliche philosophische Standpunkt des Verfassers ist, läßt sich nicht leicht sagen. Sein Mystizismus stellt ihn freilich in Gegensatz zum heutigen Monismus, der mit Recht als unzulänglich abgelehnt wird, hält ihn aber vielleicht doch in einer Art Alleinslehre befangen. „Jeder Mensch ist der werdende göttliche Urgrund" (S. 138). Jaskowski fühlt sich berufen, über Christentum und Kirche zu urteilen und die „rechtgläubig Befangenen" zu belehren. Zur katholischen Auffassung verhält sich sein Buch an einer Stelle wie die Weisheit zum Märchen, wie der Genius zum Kind, welche bescheidene Einschätzung gewiß sehr für den Urheber einnimmt. Es bestehe ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Christentum, namentlich dem katholischen, und der „Religion der Fleischmeider". Für diese haben eben die Tiere eine selbständige Bestimmung in der Natur, ein Recht auf eigene Entwicklung; die Bibelworte aber, wonach Gott der Herr den Menschen auch die Tiere zur Nahrung gab, werden mit geschmacklosen Wendungen abgewiesen. Nach alldem, und da obendrein diese „Philosophie" an mehreren Stellen sich in unglaubliche Lächerlichkeiten verschwärmt, wäre es begreiflich, wenn die besonneneren der Vegetarier den Verfasser dieses Buches als ein enfant terrible empfänden.

Siemers-Hölschers Geschichte der christlichen Kirche für katholische Gymnasien und andere höhere Lehranstalten. Gänzlich umgearbeitet und neu herausgegeben von Prof. Gerhard Mersch. Dreizehnte Auflage. 8° (XII u. 360) Münster 1913, Theissingsche Buchhandlung. *M* 2.50; geb. *M* 3.—

Lehrbücher, die wie dieses ganz aus der Praxis hervorgegangen sind und in langer Praxis sich erprobt haben, weisen für gewöhnlich vor bloßen Produkten der Studierstube einen großen Vorsprung auf, vorausgesetzt, daß gegen Veraltung und Steckenbleiben in ausgefahrenen Gleisen hinreichend vorgesehen wird. Dieser Sorge ist hier aufs trefflichste nachgekommen, und zwar so, daß trotz der verschiedenen Hände und verschiedenen Zeiten, die zur Ausgestaltung beigetragen haben, doch das Ganze frisch und wie aus einem Guß erscheint, im Gegensatz zu so manchen schablonenhaften Gerippen von Kompendien ein Werk von selbständigem, männlichem Charakter. Der gute alte Geist ist beibehalten, aber auch der historischen Gewissenhaftigkeit ist Rechnung getragen und ernste Arbeit darangesetzt. Einzelheiten, bei welchen größere Vorsicht der Formulierung zu empfehlen gewesen wäre, finden sich wohl, aber selten und nur geringfügiger Art. So möchte es etwas zu stark erscheinen, wenn der Dreikapitelstreit zurückgeführt wird auf die Schriften von „drei nestorianisch gesinnten Irrlehrern". Niceta von Remesiana wird als Verfasser des Te Deum wohl so wenig zu halten sein wie Lambert le Bègue als „Gründer der Beguinen". Auffallend ist, daß bei Aufzählung von größeren kirchengeschichtlichen Handbüchern neuester Zeit gerade einige der empfehlenswertesten übergangen werden. Brück-Schmidt wird wenigstens im späteren Verlauf der Darstellung einmal angeführt. Wilmers' Lehrbuch und das vorzügliche Handbuch von Marx werden nicht genannt. Um falschen Schein zu vermeiden, wäre es besser gewesen, vom Hinweis auf andere Lehrbücher überhaupt völlig abzusehen; die Hauptsache bleibt doch, daß das Werk, das man unter Händen hat, tüchtig ist und Gutes bringt.

Briefmappe. Erstes Stück, enthaltend Beiträge von: G. Buschbell, F. Doelle, J. Greving, W. Köhler, L. Lemmens, J. Schlecht, L. Schmitz-Kallenberg, V. Schweitzer, J. Staub, E. Wolff. [Reformationsgeschichtliche Studien und Texte. Herausgegeben von Dr Jos. Greving. Heft 21 und 22.] 8° (VIII u. 284) Münster 1912, Aschendorff. *M* 7.20

Briefe, die aus der Reformationszeit stammen und auf die Vorgänge jener bewegten Jahre Licht zu werfen geeignet sind, sollen, wo sie gering an Zahl oder auch ganz vereinzelt sich vorfinden, in einer besondern Sammlung für den Gebrauch

leicht zugänglich gemacht werden. Eine solche Sammlung konnte nirgends besser angebracht sein als in den „Reformationsgeschichtlichen Studien und Texten", die bereits in mehreren ihrer Lieferungen (Heft 3 7 20) wertvolle Briefsammlungen geboten haben, und mit der oben angezeigten „Briefmappe I" ist das Unternehmen vielversprechend ins Leben getreten. Ohne Zweifel wird dasselbe sich bewähren, zumal wenn bei vereinzelten Schreiben bekannter Persönlichkeiten die wünschenswerten Hinweise auf ihre sonstige Korrespondenz und deren Fundorte beigegeben werden. Die Möglichkeit, enger Zusammengehöriges und Gleichartiges zu eigenen Heften zusammenzustellen, bleibt immer offen, und wie sehr dies ratsam ist, zeigt sich im gegenwärtigen Bande, wo die von V. Schweitzer mitgeteilten Briefe aus kurialen Kreisen, trotz des Interesses, das ihnen innewohnt, sich neben den übrigen Stücken wie Fremdkörper ausnehmen. Im ganzen haben sich an dem vorliegenden Sammelbande zehn Herren beteiligt mit 111 Nummern, unter denen manche teils wegen der darin behandelten Angelegenheiten, teils wegen des Briefschreibers oder des Adressaten von erheblicher Bedeutung sind. Solche inhaltschwere Briefe wie die von Eck, Cochläus, Fabri sind für die Reformationsgeschichte ein Gewinn, das schwankende Urteil über Erasmus, die kritischen Verhältnisse in Augsburg und Konstanz, das gewalttätige Vorgehen in der Stadt Braunschweig wie in dem Herzogtum Braunschweig-Lüneburg erfahren eine lebenswahre Beleuchtung. Durch mehrfache Register ist Sorge getragen, die Auswertung des zusammengetragenen Materials möglichst zu erleichtern.

Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig v. Pastor. gr. 8° Freiburg, Herder.

1.: IX. Band, 3. Heft: **Die Berner Jetzertragödie im Lichte der neueren Forschung und Kritik.** Von Georg Schuhmann. (XII u. 152) 1912. *M* 4.—

2.: IX. Band, 4. und 5. Heft: **Der Franziskaner Thomas Murner.** Von Dr Theodor v. Liebenau. (VIII u. 266) 1913. *M* 7.—

1. Mit wahrem Feuereifer ist der Verfasser allem nachgegangen, was zur Verteidigung der einst so hart angeklagten Predigermönche gereichen und die neue durch Dr Nikolaus Paulus vertretene Auffassung des scelus Bernense noch mehr bekräftigen konnte. Es ist ihm gelungen, eine große Zahl von Momenten zur Geltung zu bringen, welche mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit darauf schließen lassen, daß den unglücklichen Männern schweres Unrecht geschah. Völlig geklärt ist die verworrene Angelegenheit nicht und wird es vielleicht niemals werden. Bewußte Ungerechtigkeit in der Urteilsabgabe oder blinde Überstürzung im Verfahren kann den bestellten Richtern nicht schuldgegeben werden. Die Aufregung im Volke und die Erbitterung des Rates haben jedes Bedenken zurückgedrängt und schließlich alles mit sich fortgerissen. Die Dienste, welche der Verfasser durch seine fleißige Arbeit der geschichtlichen Wahrheit leisten wollte, würden sich vielleicht besser gelohnt haben, wenn Ruhe, Kühle und Vorsicht bei Untersuchung und Darlegung es dem Eifer für Wahrheit und Gerechtigkeit gleich getan hätten.

2. Der geniale Straßburgsche Volksschriftsteller zählt zu den merkwürdigsten Gestalten des Reformationszeitalters und zu den beachtenswertesten Vertretern der deutschen Volksdichtung. Wie für den Kirchengeschichtschreiber und den Literarhistoriker kommt er in Betracht für den Theologen und den Juristen, er fesselt das Interesse des Protestanten wie des Katholiken. Die 52 Schriften, die von ihm aufgezählt werden, stellen bei weitem nicht die Summe der von ihm geleisteten Schriftstellerarbeit dar. Manches wurde gewaltsam vernichtet, anderes ging verloren oder blieb unbekannt. Wiewohl von den zahllosen üblen Nachreden, mit welchen der Haß seiner erbitterten Gegner die Welt erfüllte, kaum eine einzige schwerere Anklage näher begründet werden kann, hinterläßt doch sein Charakterbild keineswegs

den Eindruck des in heiliger Zucht und Strenge der Welt abgestorbenen Ordensmannes. Murner zeigt vielmehr das Unstäte und Vorlaute des verweltlichten, des „liberalen" Geistlichen: vor dem Ausbruch der Kirchentrennung streitbarer Verfechter der Reuchlinschen Richtung, Verehrer Huttens, völlig im junghumanistischen Fahrwasser und auch Luther zugetan, um so strenger als Sittenprediger gegenüber Rom und dem hohen Klerus, ausgesprochener Gegner des Dominikanerordens. Luthers Auflehnung gegen die Kirche brachte ihn zur Besinnung. Eine zarte Andacht zur Mutter Gottes, die er von Kindheit an gepflegt, scheint ihm zur Rettung geworden zu sein. Wenige von Luthers Gegnern haben von Anfang an die Tragweite der neuen Bewegung so klar überschaut, waren Luther so ebenbürtig an volkstümlichen Gaben und sind in der Bekämpfung der Neuerung so sachgemäß verfahren wie er. Äußere Gewalt, Terrorismus, Ungunst der Lage ließen seine Anstrengungen ohne die entsprechende Wirkung bleiben. Gleichwohl steht er unter den Bekämpfern Luthers und Zwinglis an Bedeutung in der vordersten Reihe. Auch auf andern Gebieten verrät er oft ein auffallend gesundes Urteil, so bei Beurteilung der Staatsomnipotenz oder bei Bekämpfung der Astrologie und bei den kritischen Bemerkungen über die Kirchenmusik und die Kirchenmalerei in seinen Tagen. Über das wechselreiche Kampfesleben dieses merkwürdigen Mannes liegt nun hier eine Monographie vor, die so ziemlich alles erschöpft, was über seine Schicksale, Taten und Schriften sich noch feststellen läßt. Die Arbeit ist eine streng wissenschaftliche, die schon durch die Namen der beiden beteiligten Gelehrten die beste Bürgschaft bietet. Verfasser ist ein vielverdienter Schweizer Historiker, der gehemmt durch Erblindung und Greisenalter, an P. Eubel, dem bekannten Erforscher der Franziskanergeschichte, einen ebenso sorgfältigen wie erfahrenen Helfer für die Herausgabe gefunden hat.

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. 1585 (1584) bis 1590. Zweite Abteilung: Die Nuntiatur am Kaiserhofe. Zweite Hälfte: Antonio Puteo in Prag 1587—1589. Bearbeitet und herausgegeben von Dr Joseph Schweizer. [Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. Herausgegeben von der Görres-Gesellschaft, XIV.] gr. 8° (CXLVI u. 630) Paderborn 1912, Schöningh. *M* 34.—

Aus einer tief erregten, für Kirche und Reich in Deutschland gleich bedeutungsvollen Zeit wird ein reicher Vorrat von Nachrichten und Einzelangaben hier erschlossen. Den amtlichen Berichten des Nuntius am Kaiserhof hat der Herausgeber nicht nur dessen gleichzeitige Korrespondenz mit deutschen Notabilitäten wie mit seinen Amtsgenossen an andern Höfen, sondern auch viele Aktenstücke aus deutschen Archiven beigefügt, die auf die von der päpstlichen Diplomatie betriebenen Angelegenheiten irgendwie Bezug nehmen. Besondere Mühe ist aufgeboten worden, um die päpstliche Aktion zur Beilegung des polnischen Thronstreites 1589 völlig ans Licht zu stellen. So vollkommen man jedoch den Wert der hierüber gesammelten Dokumente und der in der Einleitung gegebenen erschöpfenden Erörterung anerkennen muß, möchte man doch bedauern, daß so vieles andere zum Teil nicht minder Wichtige dadurch stark in den Schatten gerückt worden ist. Abgesehen von der Wiederbesetzung der ungarischen Bistümer, hätten wohl auch die verwickelten Verhältnisse in Böhmen, die Reformbemühungen in Niederösterreich, die Kirchenvisitation in Regensburg und manches andere eine etwas nähere Beleuchtung verdient. Erschien aber ein Eingehen auf so vielerlei wichtige Gegenstände in der Einleitung untunlich, so hätte wenigstens ein ausführlicheres Sachregister dafür entschädigen sollen. Hinsichtlich der Anordnung fällt auf, daß die vom Nuntius dem Kaiser überreichten kurzen Denkschriften, die für die Angelegenheiten der Nuntiatur von großer Wichtigkeit sind, in die wenig übersichtlichen Anmerkungen geschoben werden, die amtlichen Korrespondenzen des Nuntius mit deutschen Bischöfen und Fürsten in den Anhang verwiesen sind, dagegen die Instruktionen des Kaisers für seine politischen Agenten und sein Schriftenaustausch mit den deutschen Fürsten,

die wohl mit der polnischen Angelegenheit, aber keineswegs mit den Nuntiaturgeschäften in Zusammenhang stehen, mitten unter den Nuntiaturberichten ihren Platz erhalten. Für die Benutzung wäre es am bequemsten gewesen, alle mitgeteilten Aktenstücke einfach in chronologischer Folge aneinandergereiht vor sich zu haben. Wo nicht, so mußte der diplomatische Austausch des Nuntius mit Rom ausschließlich den Kern, alles übrige den Anhang bilden. Indes enthält der Band so viel Brauchbares, daß der Historiker, der mit öffentlichen Fragen oder Persönlichkeiten aus dieser Periode sich zu beschäftigen hat, gerne über solche Formsachen hinwegsehen und sich die hier aufgespeicherte fleißige Arbeit dankbar zu nutze machen wird.

Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland. Herausgegeben von Paulus v. Loë und Benediktus M. Reichert. 8° Leipzig 1912 u. 1913, Harrassowitz.

1. **Registrum litterarum Salvi Cassettae 1481—1483. Barnabae Saxoni 1486.** Herausgegeben von Benediktus M. Reichert. 7. Heft. (96) *M* 4.—
2. P. Raimundi Bruns Ord. Praed. **Annales Conventus Halberstadiensis.** Zum erstenmal herausgegeben durch P. Maternus Heinrichs O. P. 8. Heft. (VIII u. 152) *M* 6.—

1. Außer der knappen Zusammenfassung des Inhalts der Generalsbriefe bringt diese Fortsetzung zu der in dieser Zeitschrift früher (LXXXII 577) näher gekennzeichneten Veröffentlichung auch mehrere wichtige Ausschreiben nach ihrem vollen Wortlaut, wie die Neuregelung des Studienhauses in Köln 1483 oder die Vorschriften für das Dominikanerinnenkloster zu Straßburg im gleichen Jahre. Es leuchtet ein, welche Dienste eine solche Veröffentlichung leisten kann für Beurteilung der inneren Verhältnisse des weltumspannenden Ordens zu einer Zeit, da in weitem Umfang die Reform sich durchrang, wie auch für die Kenntnis zahlreicher Personalien. Es finden sich aber auch Angaben, die in noch weiterem Kreise Aufmerksamkeit zu wecken geeignet sind, wie z. B. die Nachricht von der Hebung, Behütung und Verehrung der sterblichen Überreste Alberts d. Gr., von den täglichen Vorlesungen über die Summe des hl. Thomas oder von dem rebellischen Schismatiker Titular-Erzbischof Andreas Zamometič von Granea. Der Provinzial soll ihn festnehmen lassen, Ordensgenossen die Bannbulle gegen ihn verkündigen und gegen ihn predigen und „das Volk zurückführen zum wahren Gehorsam gegen den heiligen apostolischen Stuhl".

2. Die Aufzeichnungen, die über die Geschichte des Dominikanerklosters zu Halberstadt von alten Zeiten an und über die Missionstätigkeit der Dominikaner in Preußisch-Brandenburg seit ihrer Wiedereinführung 1627 Licht verbreiten, stammen in der jetzigen Gestalt von dem bekannten P. Raimund Bruns und aus den Jahren 1755—1760. Spätere Zusätze bis 1810 sind durch verschiedene Mitglieder des Halberstadter Konventes im Laufe der Jahre angefügt worden. Ein Personalkatalog der deutschen Dominikanerprovinz für 1794 und ein bei der Propaganda vorliegender Bericht des P. Bruns über die von Friedrich II. gegen ihn verhängte harte Gefängnishaft bilden den Anhang. Die dürftigen Aufzeichnungen über die ältere Zeit des Halberstadter Klosters stützen sich auf Notizen, die der dritte Prior des wiederhergestellten Konventes, P. Kruckenkamp, seit 1673 gesammelt hatte, sie gewinnen an Reichhaltigkeit und Bedeutung, je mehr sie den Zeiten Kruckenkamps sich nähern, die Liste der Halberstadter Prioren 1662—1674 mit dem, was sie enthält, ist eigentliche Geschichtsquelle. Noch mehr wird die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch das, was P. Bruns, seit 1731 Militärseelsorger in Potsdam, 1748 Prior von Halberstadt, aus seinen eigenen Erlebnissen erzählt, z. B. über die Begegnungen mit dem ihm persönlich geneigten König Friedrich Wilhelm I., über die großartigen Unterschleife bei den Sammlungen und Bauarbeiten für die Berliner Hedwigskirche, die Salzburger Emigranten und die moralischen Zustände unter des Königs „langen

Kerlen". Die Einleitung, kritische Erläuterung und dokumentarische Ergänzung, die für den Text sehr wünschenswert gewesen wären, sind leider auf eine spätere Veröffentlichung verspart worden, wie auch auf das parallel laufende „Tagebuch" des P. Bruns keinerlei Rücksicht genommen wurde. Es findet dies in besonderen äußern Verhältnissen seine Erklärung; für die Sache selbst ist es ein Nachteil.

Die Juden in der katholischen Legende. Von Dr Heinrich Loewe. 8° (94) Berlin 1912, Jüdischer Verlag.

Gesammelt sind hier besonders deutsche Berichte über Mißhandlung von Kreuzesbildern, Hostien und Marienbildern durch Juden. Niemand wird alle derartigen Legenden als geschichtlich beglaubigte Tatsachen ansehen. Aber man kann auch nicht alle Erzählungen als bloße Legenden bezeichnen, weil genügende Zeugen für sie eintreten und weil es von vornherein nicht unwahrscheinlich ist, daß die gedrückten Juden, die von Haß gegen Christus erfüllt und gegen Marias Jungfräulichkeit eingenommen waren, ihren Gefühlen auch äußerlich Ausdruck verliehen haben. Wenn ein mittelalterlicher Schriftsteller erzählte, mehrere Jüdinnen hätten sich zu Rom in die päpstliche Kapelle eingeschlichen, sich vom Papste selbst das heiligste Sakrament reichen lassen, würde man das als unglaubliche Legende erklären. Und doch ist es in unsern Tagen geschehen. Der Versuch, die Juden von allen derartigen Anschuldigungen rein zu waschen, scheint demnach verfehlt.

Les Origines du servage en France. Par Paul Allard. 12° (332) Paris 1913, Lecoffre. *Fr.* 3.50

Die soziale Gliederung innerhalb der arbeitenden Klassen der romanischen Länder und die große Verschiebung, die von der Mitte des 4. bis zum Ende des 9. Jahrhunderts in derselben stattgefunden, werden in gediegener Untersuchung quellenmäßig dargetan. Unter den christlichen Kaisern war der Sklavenstand, während er numerisch zurückging, an Rechten und Vorteilen dem Stande der Freien nahegekommen, die hereinbrechende Barbarenherrschaft dehnte das Sklavenlos wieder über ungezählte Massen aus und gab ihm die Erniedrigung und Rechtlosigkeit der alten Zeiten zurück. Nur allmählich unter dem Einfluß der Kirche und der wachsenden Gesittung milderte sich die Lage, mehr und mehr schwand der Sklave; der Leibeigene, der Hörige, der halbfreie Lite, der Kolone in ihren verschiedenen scharf umgegrenzten Abstufungen traten an die Stelle, bis die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts wieder einen beklagenswerten Rückschlag brachte. Da das Studium der sozialen Schichtung der frühmittelalterlichen Bevölkerung in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, wird es der tüchtigen Untersuchung an Interessenten nicht fehlen. Für weitere Kreise gewinnt sie Bedeutung durch den neuerdings wieder glänzend geführten Nachweis für die Verdienste der Kirche um Hebung der arbeitenden Klassen, um Milderung ihres Loses und um stufenweise Beseitigung der Sklaverei und der Eigenhörigkeit. Die Einwendungen voreingenommener Kirchenfeinde gegen diese feststehende Tatsache, wie sie noch auf dem Historikerkongreß in Berlin 1907 öffentlich zu Markt getragen wurden, finden sich hier siegreich abgetan.

Die Anfänge des parteipolitischen Strebens und der politischen Presse in Bayern unter Ludwig I. 1825—1831. Von Dr Wilhelm Lempfrid. [Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte. V. Band.] gr. 8° (XIV u. 254) Straßburg 1912, Herder. *M* 6.—

Nur wenige Anfangsjahre der Regierung Ludwigs I. werden behandelt, denen die Aufgabe gestellt war, die oktroyierte Verfassung ins Leben überzuführen und eine Heranbildung des Volkes zur Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten in die Wege zu leiten. In jedem Staatswesen werden solche Neuerungen nur mit großen Schwierigkeiten sich vollziehen, um so mehr in Bayern, wo sehr verschieden geartete, gegenseitig fremde Provinzen und Stämme erst seit wenigen Jahren sich

zu einem Ganzen verbunden sahen und die verschiedensten Anschauungen und Interessen sich entgegenstanden. Der Verfasser hat viel gesammelt und ist nicht nur den Kammerverhandlungen, sondern auch der gesamten politischen Presse, die Broschürenliteratur einbegriffen, eifrig nachgegangen, verwertet also ein Material, das zum großen Teil kaum mehr aufzutreiben ist. Chronologisch voranschreitend gibt er die Stimmen wieder, die sich öffentlich vernehmen lassen, bringt aber auch wertvolle Personalnotizen über bemerkenswerte Erscheinungen auf dem Kampfplatze, sei es der Presse oder des Parlamentes. Dem Weitblick und dem guten Willen des zweifellos sehr begabten Königs wird die Beachtung nicht versagt und auch seine Selbständigkeit anerkannt, ohne seine Veränderlichkeit und seinen Eigenwillen zu übersehen. Es ließe sich die Frage aufwerfen, ob in jener Zeit der Unfertigkeit und Unreife für Bayern unter einem solchen König Verfassung und Parlament ein Glück zu nennen waren. Die Urteile und Sympathien des Verfassers braucht man nicht in allen Einzelheiten zu teilen, um seine Arbeit nützlich zu finden. Über das erste Keimen und Schäumen einer selbständigen politischen Presse Bayerns bietet sie einen dankenswerten Überblick.

L'Angleterre d'aujourd'hui. Par C. F. G. Masterman. Ouvrage traduit de l'anglais. Par l'abbé F. M. Le Meur. Préface de C. Stryienski. 8° (XVI u. 346) Paris 1912, Lethielleux. *Fr.* 6.—

Auf Grund eigener scharfer Beobachtungen wie unter Zuhilfenahme der dem wirklichen Leben am nächsten stehenden neueren Memoiren-, Roman- und Broschürenliteratur stellt der englische Verfasser die Symptome des Niedergangs und die Keime des Verfalls zusammen, die er im Schoße seiner nach außen so kraftvoll dastehenden Nation entdeckt zu haben glaubt. Hauptmomente sind: sinnlose Vergeudung bei den Reichen, Mangel höherer Interessen beim Mittelstand, Pauperismus der untersten Schichten, erschreckender Rückgang der Geburten bei großer Kindersterblichkeit, allmähliches Schwinden des Glaubens an Gott und Ewigkeit und damit langsames Ersterben jeder Religion. Ohne Zweifel findet sich in den ernsten Darlegungen vieles Wahre und manche feine Beobachtung; dadurch, daß das Geistesleben der Vereinigten Staaten als mit dem englischen innig verwachsen mit einbegriffen worden ist, gewinnt das Werk noch an Wechsel und Allgemeinheit des Interesses. Die Anmerkungen des Übersetzers, teils erklärend oder ergänzend, teils berichtigend, sind recht dankenswert. Aber wiewohl der Verfasser im Schlußwort den Pessimismus ausdrücklich von sich weist, ebenso entschieden wie einen leichtfertigen Optimismus, erscheint doch seine ganze Darstellung stark pessimistisch angehaucht. Die Übel und Mißstände, die er schildert und die in Wahrheit in großem Umfang vorhanden sind, scheinen überwältigend auf seinen Geist einzuwirken und für alle übrige Betrachtung seinen Blick zu verdüstern. Manches von dem, was Masterman über die Abnahme des Glaubens ausführt, wird auch auf katholische Bevölkerungen Anwendung finden, die dem Einfluß der Umwelt und Zeitrichtung immer ausgesetzt bleiben. Allein die Ausführungen über das Schwinden der Religion im ganzen zeigen, daß Masterman die katholische Kirche und katholisches Leben nicht kennt. Was er sagt, gilt von den protestantischen Sekten und erklärt gerade, weshalb religiös gestimmte Geister in England immer mehr ihren Anhalt bei der katholischen Kirche suchen.

L'Islam. Les trompe l'oeil de l'Islam; la France, puissance musulmane. Par Maurice Landrieux. 12° (VIII u. 105) Paris 1913, Lethielleux. *Fr.* 1.50

Die kleine Broschüre legt nicht so sehr auf die Darstellung der Eigenart des Mohammedanismus als auf den Nachweis das Hauptgewicht, daß Frankreich sich als eine muselmännische Macht betrachtet. Der Verfasser kennt die mohammedanischen Länder aus eigener Erfahrung. Seine Schilderungen des oberflächlichen, intoleranten Volkscharakters beruhen daher nicht auf aprioristischen Konstruktionen und lassen die

Bestrebungen der französischen Regierung zu Gunsten des Islams um so verwerflicher erscheinen. Während das offizielle Frankreich die katholische Religion verfolgt, die Schulen der Ordensleute schließt, die Güter der Kirche einzieht und verschleudert, erklärt es den Mohammedanern in Algier durch den Präsidenten Loubet, „es sei stolz darauf, eine große muselmännische Macht zu sein" (S. 64), baut es Moscheen, bezahlt es die Muftis, schickt es seine Vertreter, um die nach Mekka abfahrenden Pilger zu begrüßen, läßt es Herrn Fallières beteuern: „Die französische Republik wird stets eure Gesetze und religiösen Überlieferungen achten und ehren" (S. 67—70). Ernst ist die Gewissenserforschung, die der Verfasser vornimmt. Ob sie fruchten wird? Jedenfalls verdient die Broschüre alle Aufmerksamkeit. Sie gibt gute Winke zum Verständnis der Übermacht des Islams im schwarzen Erdteile.

Der geschichtliche Wert der Afra-Legende. Von Dr Otto Riedner. 8° (86) Kempten 1913, Kösel. *M* 1.50

Die hier vorliegenden Untersuchungen erschüttern die Glaubwürdigkeit des wohl um 700 geschriebenen Textes der betreffenden Legende, besonders der Angabe, die Heilige sei eine Buhlerin gewesen. Sicherheit bleibt nur hinsichtlich der Existenz Afras, ihres Namens und der Tatsache des Martyriums zu Augsburg (vgl. diese Zeitschrift über A. Bigelmair, Die Afralegende LXXXIV 98 f). Das ist doch zuletzt die Hauptsache. Die gründliche Darstellung ist durch Beigabe der wichtigsten Quellen allgemein verständlich, durch Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit fesselnd, verallgemeinert jedoch die gegen Legendenschreiber erhobenen Anklagen etwas zu sehr.

Beati Petri Canisii, Societatis Iesu, **Epistulae et Acta.** Collegit et adnotationibus illustravit Otto Braunsberger S. J. Vol. VI: 1567—1571. gr. 8° (LXVI u. 818) Friburgi Brisgoviae 1913, Herder. *M* 30.—; geb. in Halbsaffian *M* 33.—

Der Band umfaßt einen merklich größeren Zeitraum als die drei letzten; es sind 161 Briefe, wovon nur 11 bisher vollständig veröffentlicht; dazu 138 Briefe in Auszügen u. dgl., 178 Stück „Canisius-Akten", Hunderte von Anmerkungen und Erläuterungen aus handschriftlichen Quellen und, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, aus seltenen Drucken des 16. Jahrhunderts. Es ist auch ein hübsches Muster von einer Fälschung zu sehen: Ein hungriger, die Klöster brandschatzender Dichterling — man weiß nicht recht, wer es gewesen — setzt dem Abte von Weingarten sozusagen die Pistole auf die Brust, indem er ihm einen schwulstigen lateinischen Empfehlungsbrief überreicht, der unterzeichnet ist von „Petrus Canisius, ketzerischer Bosheit Inquisitor"; das Lustige dabei ist, daß diesem Machwerk die Ehre widerfuhr, in einem ernsthaften und achtungswerten Geschichtswerk des 18. Jahrhunderts als echter Canisiusbrief aufgeführt zu werden.

Der neue Band zeigt die kirchliche Erneuerung des katholischen Deutschland in langsamem, aber stetigem Fortschreiten. Der Hemmnisse und Schwierigkeiten sind es noch viele: der Mangel an tüchtigen Predigern; das ungeistliche Leben so vieler Stiftsherren und Pfarrer und selbst mancher Ordensmänner; das österreichisch-bayrisch-klevische Staatskirchentum; der Streit um die weltliche Herrschaft im Bistum Trient. Dazu kamen die österreichischen Protestanten mit ihrem dreisten, dem Staats- und Kirchenrechte Hohn sprechenden Begehren nach Auslieferung katholischer Kirchen und katholischer Gewissen; endlich über das ganze protestantische Deutschland hin eine große Schar von Predigern, die nicht müde wurden, auf Kanzeln und in Schriften wider die Katholiken zu hetzen.

Himmelhoch sehen wir über solchen Aposteln der Irrlehre einen Papst Pius V. emporragen; er ist so heilig in seinem Leben, so streng und fest in seinen Grundsätzen, und doch wieder den deutschen Katholiken ein so kluger, schonender Arzt, ein so zärtlich liebender Vater. Und er hat seines Geistes Kinder auch auf deutschem Boden: Herzog Albrecht V. von Bayern, Erzherzog Ferdinand von Tirol,

Erzherzogin Magdalena sind starke Säulen der Kirche; ein Kardinal Truchseß von Augsburg, ein Bischof Wirsberg von Würzburg, ein Propst Eisengrein, Kanzler Eck, Hofrat Eder sind Gestalten von echtem, scharfem, katholischem Schnitt. Nun macht man allmählich ernst mit Synoden und Visitationen; Rosenkranz, Wallfahrten, Jubiläumsandachten wachen aus dem Todesschlafe auf; die Jesuitenschulen recken und dehnen sich; zum eucharistischen Mahle drängen sich die Gäste. Eine Freude ist es auch, die Neuheiten des katholischen Büchermarktes zu mustern.

Selbstverständlich ist Petrus Canisius der Held dieses Bandes. Nicht daß es sich um seine Vergötterung handelte! Er ist Mensch gewesen und hat der menschlichen Schwäche seinen Zoll gezahlt auch in jenen Jahren. In seinem Feuereifer, dem päpstlichen Befehle vollkommenst zu entsprechen, konnte er bei Widerlegung der Magdeburger Centurien des Forschens, Grübelns, Verbesserns kein Ende finden; die schweren Seufzer hörte er gar nicht, die dabei seinen Obern, Mitarbeitern, Druckern sich entrangen. Und wenn die Ordensgenossen klagten: Ihres Provinzials beste Zeit würde von auswärtigen Herrschaften in Beschlag genommen; die Ordenshäuser würden nur im Fluge besucht; tatsächlich führe nicht Petrus Canisius das Zepter, sondern sein Stiefbruder Dietrich; und wenn beim Ordensgeneral die Anzeige einlief, der P. Canisius verderbe sich die Stimme und verkürze sich das Leben mit seinem unbändigen Nachtwachen und Fasten: so ist das sicher mehr gewesen als eitles Hirngespinst von Splitterrichtern und Griesgramen. Der Herausgeber hat nichts unter die Bank geschoben, nichts verschleiert.

Doch das waren Schlacken; sie wurden ausgebrannt; was blieb, war Gold, viel gutes Gold. Im schönsten Goldglanze strahlt Petrus Canisius. Einige Briefe dieses Bandes sind Prachtstücke apostolischer Weisheit und Tugend; so die Anweisung zur wissenschaftlichen und sittlichen Schulung jenes bayrischen Prinzen Ernst, der zum Bischof bestimmt war; so der Ratschlag für den Bischof von Würzburg über die Mittel und Wege, in so schweren, schlechten Zeiten den Pflichten des Hirtenamtes gerecht zu werden; so der Scheidegruß bei Niederlegung der Provinzialswürde. Und welche Tätigkeit! Er ist bald Fastenprediger in Augsburg, bald Hofprediger in Innsbruck und dann wieder Osterprediger in Würzburg, Missionsprediger in Ellwangen, Wallfahrtsprediger in Loreto. Mit freier Stirn steht er vor dem Papste und verlangt für Deutschlands Bischöfe milde Behandlung und große Gewalten. Bettelnd zieht er bei den Kardinälen herum; sie sollen ihn schützen gegen den Purpur, den Pius V. ihm um die Schultern werfen will. Den entzweiten Lehrern der Ingolstädter Hochschule bringt er den Frieden. Seine reiche Nimweger Verwandtschaft hält er zu frommen und wohltätigen Stiftungen an.

Was Kardinal Truchseß nach seiner Rückkehr von Ellwangen so einfach und treuherzig dem Herzog von Bayern über die vier Wochen schrieb, da Canisius an seiner Seite zu Ellwangen gearbeitet, das gilt reichlich und überreich von all den Wochen und Jahren, welche der sechste Band des Canisius-Briefbuches umfaßt: „Gott hab Lob und Dank! Der fromm Canisius hat gar viel Nutz mit Predigen und sonst geschafft."

Freiburger Diözesan-Archiv. Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Bistümer. Neue Folge. XIII. Band. (Der ganzen Reihe XL. Band.) gr. 8° (VI u. 334) Freiburg 1912, Herder. *M* 6.—

Alte Bischofs- und Klostergeschichte, Einrichtung von Kapiteln und Pfarreien der späteren Zeit, ehemaliges Patronatswesen und neuester Staatsschutz für revolutionäre Abfallbewegungen von der Kirche, neueste kirchliche Statistik und kirchengeschichtliche Territorialliteratur: alles ist wieder hier vertreten und fast für jeden gibt es da etwas zu finden. Den Altkatholiken von Meßkirch schiene mit den

64 Seiten ihrer Geschichte fast zu viel Ehre angetan, wäre nicht dieser Einzelfall so bezeichnend und so lehrreich, für Baden zunächst, aber auch mit Rücksicht auf andere moderne Regierungen. Besonders dankenswert ist neben manchem andern die fleißige Geschichte des Dominikanerklosters in Freiburg. Bei der Pfarrei Unteralpfen vermißt man ein wenig die orientierende Einführung; an gutem Material ist sie reich genug.

Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. Herausgegeben von dem Historischen Verein für Stadt und Stift Essen. 34. Heft. 8° (328) Essen 1912, Fredebeul & Koenen.

Die Stärke des Heftes beruht hauptsächlich auf den zwei wertvollen Textpublikationen, die an die Spitze gestellt sind, dem Heberegister des Stiftes nach einem einst an der Kette liegenden Pergamentkodex des 15. Jahrhunderts und den reichhaltigen Regesten aus dem Archiv des nunmehr ausgestorbenen Geschlechtes von Düngelen. Unter den ansprechenden kleineren Beiträgen wird die Zusammenstellung der graphischen Darstellungen und der stilistischen Beschreibungen Essens in älteren Geographiebüchern, Reisewerken und Memoiren manche Freude machen. Zwar konnte aus der älteren Zeit nicht eben viel beigebracht werden, immerhin aber verlohnte sich die Sammlung und würde sicherlich noch mehr Wirkung erzielt haben, wäre der Wortlaut der einzelnen Schilderungen durch geeignete Druckanordnung besser hervorgehoben worden.

Ellwanger Jahrbuch. Ein Volksbuch für Heimatpflege im Virngrund und Ries. 1912/1913. Herausgegeben vom Geschichts- und Altertumsverein Ellwangen in Verbindung mit dem Lauchheimer Geschichts- und Altertumsverein. 8° (VIII u. 132) Ellwangen 1913, F. Bucher. *M* 1.50; *M* 1.80

Weder wissenschaftlichen noch kirchlichen Aufgaben zu dienen ist dieses Jahrbuch bestimmt. Ein „Volksbuch" für Heimatpflege will es sein, und leistet durch Wort und Bild in dieser Art Erfreuliches. Die Jahreschronik für Stadt und Bezirk, die Familiengeschichten, die biographischen und nekrologischen Beiträge, die Notizen über Funde und Altertümer u. dgl. würden an sich schon vielfältige Anregung bieten; es finden sich aber auch direkte Winke zur Hebung des Kunstgeschmackes und Anleitungen zu familiengeschichtlicher Forschung. Dr Bosserts Fortsetzung der ältesten Geschichte des Klosters Ellwangen ist in dem diesmaligen Abschnitt recht schätzenswert. Ganz allgemein wird es im Interesse des Jahrbuches selbst gelegen sein, auch bei solchen größeren Arbeiten alles zu vermeiden, was auf achtungswerte Leserkreise verstimmend wirken könnte. Nicht alles z. B., was in einem der Aufsätze zum unterschiedslosen Lobe der Aufklärung und im Zusammenhang damit gesagt wird, ist dazu angetan, Vertrauen zu erwecken, so wenig übler Wille dabei sein mag. Man pflegt ja bei solchen Organen, die nicht mit wissenschaftlichen Ansprüchen auftreten, um der guten Gesinnung und wackern Leistung willen leichter über manches hinwegzusehen, aber es wäre doch zu wünschen, daß die Freude eine ungetrübte bliebe.

1. **Italiens berühmteste Städte und deren Heiligen-Erinnerungen.** Von Msgr Dr Robert Klimsch. 2 Bände. Mit zahlreichen Autotypien. 8° (XXIV u. 912) Regensburg 1912, Pustet. Geb. *M* 7.50
2. **Spaniens Städte, Land und Leute nach Gegenwart und Geschichte.** Von Msgr Dr Robert Klimsch. 176 Illustrationen im Text und 1 Karte. 8° (438) Einsiedeln 1912, Benziger & Cie. *M* 6.—; geb. *M* 7.—

1. Mit geringen Erwartungen hat Referent dieses neue Italienwerk zur Hand genommen. „Wer zählt all die Reisebeschreibungen Italiens?" So beginnt der Verfasser selbst sein Vorwort. In der Tat dürfte auf diesem Boden kaum mehr ein Plätzchen für ein neues Samenkorn sich finden. Oder doch? Man mag ja darüber streiten, ob jenes Sammeln von Stimmungsbildern berühmter Italienfahrer, das

sich der Verfasser zu einer Teilaufgabe gemacht hat und als Rechtfertigung seines Buches betont, anregender ist als eine lebendige Darstellung eigener persönlicher Stimmungen und Erlebnisse, aber die andere Teilaufgabe — das starke Hereinbeziehen der Heiligengeschichte — läßt uns gerne alle etwa aufsteigenden Bedenken verjagen und mit Freuden nach dem Buch greifen. Wer selbst einmal durch Italien gepilgert ist, weiß es, wie unsere verbreitetsten Reiseführer in dieser Beziehung selbst die notwendigsten Angaben vermissen lassen. Darum sei dem Verfasser für dieses Werk unser Dank gesagt. „Es ist bestimmt, Lust zu machen zur Fahrt nach Italien und Freude an den wichtigsten jener Orte und Stätten, die fast jeder Italienreisende mit Vorliebe berührt" (Vorwort). Wir möchten das Buch auch besonders als eine anregende Erinnerungslektüre empfehlen. Es sei aber ausdrücklich bemerkt, daß es für die Reise selbst einen eigentlichen Führer wie etwa Baedeker oder Gsell-Fels nicht überflüssig macht. Die Ausstattung ist in jeder Hinsicht lobenswert, der Preis sehr mäßig. Der Mangel eines guten Index ist aber sehr empfindlich.

2. Das Buch verdankt seine Entstehung einer Reise durch Spanien, welche der Verfasser vor einigen Jahren unternahm und die ihn durch den Osten, den Süden und das Zentrum des Landes führte. Auch dieses Buch ist keine Reisebeschreibung im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Eigene Erfahrungen, Beobachtungen und Erlebnisse mischen sich mit reichlichen Auszügen aus andern Werken über Spanien, aus Reiseerinnerungen und wissenschaftlichen Arbeiten. „Meine Absicht", heißt es in dem Vorwort, „war nicht allein, eigene Anschauungen und Erwägungen zu veröffentlichen, sondern nebstdem aus einer Reihe der besten originellen neueren Reiseschilderungen ein buntes Mosaik über das Schönste und Hervorragendste, das auf meiner Reiselinie lag, zu sammeln und dadurch Stimmung für die Schönheit und die Reize Spaniens zu erwecken." Vielleicht hätte der eine oder andere es vorgezogen, wenn der Verfasser nur seine eigenen Wahrnehmungen, Werturteile und Erwägungen geboten hätte, indessen hat auch das Vorgehen, wie es im vorliegenden Buche beliebt wurde, seine unverkennbaren Vorteile und Reize. Jedenfalls darf die Schrift angesichts ihres reichen Inhaltes und der interessanten Darstellungsweise als eine recht ansprechende, unterhaltende und belehrende Lektüre über Spanien, das Land und die Leute, die Monumente und die Naturwelt, die kirchlichen und kulturellen Verhältnisse bezeichnet und empfohlen werden. Eine vortreffliche Ergänzung des Textes sind die zahlreichen, zwar meist nur kleinen, aber scharfen und charakteristischen Illustrationen, Bilder von Städten, Landschaften, Bauten und namentlich Typen aus dem Volk und Szenen aus dem religiösen und dem Volksleben.

1. **Nach dem heiligen Lande.** Reise nach Italien, Ägypten und Palästina. Von B. Bauer. 2 Bände. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 26 Illustrationen auf Tafeln. 8° (366 u. 274) Radolfzell (o. J.), Moriell. *M* 5.—
2. **Maddu.** Die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern von Ceylon. Von Rob. Streit Obl. M. I. [Blüten und Früchte vom heimatlichen und auswärtigen Missionsfelde. Dargeboten von den Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. IV. Bändchen.] 8° (62) Fulda 1912, Aktiendruckerei. 30 *Pf.*
3. **Das Karolinum, Missionskolleg der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria.** Von Aloys Weber Obl. M. I. [Dieselbe Sammlung. V. Bändchen.] 8° (78) Fulda 1912, Aktiendruckerei. 30 *Pf.*

1. Bauers Bericht über seine Reise nach dem Heiligen Lande im Jahre 1885 fand eine so günstige Aufnahme, daß bereits die vierte Auflage ausgegeben werden konnte. Da der Verfasser noch zweimal eine Südlandsfahrt unternahm und zugleich viel einschlägiges Material studierte, erfuhr das Werk im Laufe der Zeit manche Verbesserung und wurde immer mehr zu einem Volksbuche umgestaltet. Für die vielen guten Seelen, denen es nicht vergönnt ist, die heiligen Orte zu besuchen,

bietet Bauers Buch einen willkommenen Ersatz. Der flotte Stil und das fromme Gemüt des Verfassers erhöhen den Reiz des Werkes.

2. und 3. Rüstig schreitet die Sammlung „Blüten und Früchte" voran. Das vierte Bändchen bietet eine geschichtlich treue und anziehend geschriebene Darstellung eines berühmten Muttergottesheiligtums auf der fernen Perleninsel, während das fünfte Bändchen eine von wohltuender Begeisterung getragene Geschichte des großen Missionskollegiums Karolinum, das die Oblatenpatres in Holländisch-Limburg leiten, bringt. Das erstere wird besonders die breiten Volksschichten interessieren; das andere dürfte vielen Priestern und jungen Leuten zur Orientierung in verschiedenen Lebensfragen von Nutzen sein.

1. **Jesu letzter Wille.** Von Hermann Fischer S. V. D. Dritte Auflage in neuer Bearbeitung. 8° (238) Steyl 1912, Missionsdruckerei. Geb. *M* 1.30
2. **Weltmission Christi und Missionspflicht der Katholiken.** Von einem Missionär vom heiligsten Herzen Jesu. gr. 8° (106) Hiltrup 1913, Herz-Jesu-Missionshaus. 80 *Pf.*
3. **Was ein jeder für die Mission tun soll.** Von Joh. Wallenborn Obl. M. I. [Blüten und Früchte vom heimatlichen und auswärtigen Missionsfelde. Dargeboten von den Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. VI. Bändchen.] 8° (84) Fulda 1912, Aktiendruckerei. 30 *Pf.*
4. **Das katholische Missionsfest.** Hilfsbüchlein und Materialiensammlung zur Veranstaltung von Missionsfeiern. Herausgegeben von P. Anton Freytag S.V.D. 8° (208) Steyl 1913, Missionsdruckerei. 80 *Pf.*

1. Eine Reihe trefflicher Werbeschriften hat der wachsende Missionseifer unter den deutschen Katholiken gezeitigt. Innerhalb weniger Jahre konnte das Büchlein von P. Herm. Fischer S. V. D. bereits dreimal erscheinen; und wohl verdient das ausgezeichnete Werkchen diesen Erfolg. In eindringlichen Worten legt es dar, wie die ganze Christenheit dazu berufen ist, mitzuwirken, daß Jesu letzter Wille in Erfüllung gehe: „Gehet hin, lehret alle Völker." Die edle Sprache des Buches, die tiefernste und doch wieder so vertrauensvolle Auffassung vom Gelingen des großen Missionswerkes, namentlich aber der echt katholische Ton wird jeden Leser ergreifen. Sie lassen gerne über einige Nebensächlichkeiten hinwegsehen, in denen wir nicht ganz mit dem Verfasser übereinstimmen. Der billige Preis bei hübscher Ausstattung trägt dazu bei, die Schrift zu einem wahren Volksbuche zu machen.

2. Den gleichen Stoff wie P. Fischer behandelt ein Missionär vom heiligsten Herzen Jesu in der Schrift: Weltmission Christi und Missionspflicht der Katholiken. Tiefe Gedanken bietet der erste Teil über den Seeleneifer des göttlichen Heilandes und die Missionstätigkeit der Urkirche. Besonders dankbar muß man dem Verfasser sein, daß er die Heilige Schrift so reich und glücklich auf die Missionsthemata anwendet. Weniger harmonisch ist der zweite Teil des Büchleins gegliedert, in dem zahlreiche Gründe für die Unterstützung des Bekehrungswerkes nicht ohne Wiederholungen aneinandergereiht sind. Den Abschluß der Schrift bildet eine Übersicht über die Mittel, die den Katholiken zur Betätigung ihres Missionseifers zur Verfügung stehen: Gebet, Almosen und persönliche Anteilnahme. Eine schärfere Fassung der Verpflichtung zur Unterstützung der Mission wäre hier zu wünschen. Der letzte Punkt gibt dem Verfasser Anlaß, eingehend über die erfolgreiche Tätigkeit seiner Genossenschaft auf den Inseln der Südsee zu berichten.

3. P. Wallenborn O. M. I., der verdiente Herausgeber der Missionszeitschrift Maria Immaculata, behandelt in seiner kleinen Schrift eine der wichtigsten Fragen der Missionstheorie: Was soll ein jeder für die Missionen tun? Er findet die Antwort in den Gaben der heiligen drei Könige angedeutet: Gold, Weihrauch und Myrrhen: Almosen, Gebet und Opfer. In lebendiger Sprache mit vielen Beispielen und treffenden Vergleichen weiß der Verfasser dem Leser die Pflicht gegenüber den

Missionen darzulegen. Das köstliche Büchlein erinnert an unsere besten Volksschriften; es verdient im Interesse der Heidenbekehrung die weiteste Verbreitung.

4. Einem praktischen Bedürfnis kommt P. Freytag S. V. D. entgegen; immer mehr bürgern sich die sog. Missionsfeste und Missionsabende in katholischen Vereinen und Pfarreien ein. Bisher war es aber wegen des Mangels an geeignetem Vortragsmaterial fast unmöglich, wohl abgerundete Programme für derartige Missionsveranstaltungen zusammenzustellen. Das Büchlein von P. Freytag bringt dafür Abhilfe; es bietet eine reiche Auswahl schöner, zum Teil ergreifender Missionsgedichte, Szenen und Lieder. Damit ist es den Leitern von Vereinen leicht gemacht, um einen Missionsvortrag — wie es bei den Volksbildungsabenden üblich ist — passende Deklamationen und Gesänge zu gruppieren. Ferner bietet der Verfasser praktische Ratschläge über die Veranstaltung eines Missionsfestes. Die beigefügten kurzen Skizzen und Entwürfe zu Vorträgen sind wohl etwas zu knapp und einfach gehalten, um ihrem Zweck völlig zu entsprechen.

Friedrich Ozanam, der Gründer des Vinzenz-Vereins. Ein Leben der Liebe. Von Heinrich Auer. 8° (VIII u. 200) Freiburg 1913, Caritasverlag. Kart. *M* 2.40; geb. *M* 3.20

Ein deutsches Denkmal für Friedrich Ozanam, eine Festgabe zur Jahrhundertfeier seiner Geburt, will der Caritas-Verlag durch das ungemein ansprechende kleine Werk bieten. Im vollsten, edelsten Sinne des Wortes ist dies erreicht. Hervorgegangen aus eindringenden Studien, getragen von tiefem Glaubensgeist, warmer Herzinnigkeit und hingebender Liebe, in schlichtem, einfachem Gewande ist das Denkmal eines Helden würdig. Ein echter Vinzenzbruder hat mit kundig liebender Hand festgehalten, was an Ozanam unsterblich ist: seinen still führenden Einfluß auf das Keimen und Blühen des großen Werkes der St Vinzenzkonferenzen. Jedem Vinzenzarbeiter wird das Buch darum ein kostbarer Schatz sein. Aber noch viel weiter muß es seinen Freundeskreis ziehen. Für den gebildeten jungen Mann, den Akademiker zumal, ist hier ein Ideal gezeichnet, dessen Lebensbedingungen ihm auch heute noch auf Schritt und Tritt begegnen. Der Verfasser kennt die Vorliebe unserer Tage für lebenswahres Schildern seelischen Geschehens. So baut sich denn hier vor unsern Augen unter des Lebens Sturm und Sonnenglanz der herrliche Charakter auf, der Ozanam zum Glaubenshelden und Liebesapostel gemacht hat. Möge ihm aus diesem deutschen Jubeldenkmal manch wahrer deutscher Jünger erstehen!

Ozanam. Par Abbé Charles Calippe. [La Pensée et l'Œuvre sociale du Christianisme, études et documents.] 8° (VI u. 206) Paris 1913, Tralin. *Fr.* 2.50

Hat Auer in seinem Ozanam vor allem den Stifter der Vinzenzkonferenzen gezeichnet, so findet man hier Ozanam in lebendiger Fühlung mit den wissenschaftlichen, sozialen, politischen Strömungen des damaligen Frankreich. Etappe um Etappe folgen wir seiner schriftstellerischen und lehrenden Tätigkeit, die getragen von seinen apologetischen Plänen und Zielen ihm einen weit- und tiefschauenden Blick für die Forderungen von Gegenwart und Zukunft erschloß. Wie Prophetenwort klingt seine Mahnung an den Klerus aus den kleinen Bourgeoispfarren herauszutreten zu den immensen Massen, die den Priester nicht mehr suchen, weil sie ihn nie kennen gelernt. Sein tiefes Verständnis für die Bedeutung der Gerechtigkeit, des Arbeiterschutzes, der Koalitionsfreiheit der Arbeiter als unerläßliche Bedingungen zur Lösung der sozialen Frage lassen auch das caritative Wirken des unermüdlichen Armenfreundes noch höher bewerten. Neben der anziehenden, trefflichen Schilderung des Menschen und Menschenfreundes Ozanam durch Auer bietet Calippes Studie jedem, der noch einen tieferen Blick in Ozanams geistige Werkstatt tun möchte, willkommene Ergänzung.

Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich. Von Elisab. Gnauck-Kühne. Leitfaden der Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde in sozialgeschichtlichem Aufbau für höhere Schulen, Kurse und zum Selbstunterricht. Neunte bis vierzehnte, stark vermehrte Auflage. gr. 8° (172) M.-Gladbach 1912, Volksvereinsverlag. Geb. *M* 1.20

Die außerordentlich starke und rasche Verbreitung dieses Leitfadens ist hier in der Tat nicht bloß Beweis eines Bedürfnisses nach solcher kurz gefaßten volkswirtschaftlichen und bürgerkundlichen Belehrung, sondern auch ein ehrendes Zeugnis für die Vortrefflichkeit des Gebotenen. Ob es richtig ist, der Wohlfahrtspflege einen ausschließlich vorbeugenden Charakter zuzuweisen? Das Wesentliche scheint doch hier mehr in der Gemeinnützigkeit, in der Pflege der sozialen Gruppe zu liegen.

Bauernbriefe. Landwirt Vorwärts an seinen Sohn. Von Jakob Ils. Mit Zeichnungen von Dr B. Aistermann. 8° (120) M.-Gladbach 1912, Volksvereinsverlag. Geb. 75 *Pf.*, 20 Exempl. je 70 *Pf.*, 100 Exempl. je 65 *Pf.*, 500 Exempl. je 60 *Pf.*

In populärer Form bieten diese Bauernbriefe dem jungen Landwirte überaus praktische Belehrung, die ihn seinen Beruf nicht nur schätzen, sondern auch in einer für ihn selbst und für die Volkswirtschaft nützlichen Weise betreiben lehrt. Bücher dieser Art können und werden außerordentlich großen Nutzen stiften, wenn es gelingt, das Volk in seiner Masse für die sorgfältige Lektüre derselben zu gewinnen.

Glücklicher Mittelstand. Mittelstandsbilder und Mittelstandspolitik. Eine sozialethische und wirtschaftliche Studie. Von Franz Hoermann. 8° (128) Trier (1912), Petrus-Verlag. *M* 1.70

Nicht bloß wirtschaftliche, sondern auch ethische und politische Gesichtspunkte werden hier für die Erhaltung des Mittelstandes angeführt. Bei der Wichtigkeit des Problemes wird die Schrift, die mit großer Wärme für den Mittelstand eintritt, um so mehr Interesse erregen, als sie die Schwierigkeiten der praktischen Lösung klar erkennen läßt. Die vorgetragenen Lehren schließen sich im wesentlichen an die Auffassungen der Vogelsangschen Schule und auch Gustav Ruhlands an.

Geschichte der Schöpfung im Lichte der Naturforschung und Offenbarung. Von H. Falbesoner. Mit einem Titelbild und zahlreichen Abbildungen im Text. 8° (392) Regensburg 1912, Pustet. *M* 4.20; geb. *M* 5.50

Da der religionsfeindliche Geist, der in der heutigen Naturwissenschaft vielfach herrscht, auch in die Volksschriften hineingetragen wird, um die religiöse Überzeugung im Volke und namentlich in der studierenden Jugend zu untergraben, wozu besonders die Schöpfungsgeschichte herangezogen wird, hat sich der Verfasser veranlaßt gesehen, in gemeinverständlicher Form eine „Geschichte der Schöpfung im Lichte der Naturforschung und Offenbarung“ nach dem heutigen Stande der Forschung herauszugeben. Er behandelt im ersten Teile „die Schöpfung der Erde und der sichtbaren Welt im Lichte der Naturforschung“ und im zweiten Teile „die Schöpfungsgeschichte der heiligen Offenbarung“. Der erste Teil zerfällt in drei Abteilungen: 1. Erdgestaltende Kräfte; 2. Abriß der geschichtlichen Geologie; 3. Abriß der Kosmologie. In den einzelnen Abteilungen unterscheidet der Verfasser genau zwischen dem, was vom Standpunkte der Naturforschung als wirklich sicher, was als wahrscheinlich und was nur als Hypothese betrachtet werden muß. Diese Unterscheidung ist von der höchsten Wichtigkeit. Ihre Nichtbeachtung hat zu vielen falschen Schlußfolgerungen geführt. Sehr beachtenswert ist, was am Schlusse der historischen Geologie gesagt wird: „. . . daß den Vertretern dieser Wissenschaft als ihr erstes Ziel vorschwebe, über die vorgeschichtlichen Zustände der Erde das herauszubringen, was eben der Mensch mit seinen natürlichen Kräften darüber an Gewißheit herauszubringen vermag. . . .“ „Dies kann nur geeignet sein, die geoffenbarte Lehre in ein richtiges Licht zu stellen, da es ja einen wirklichen Widerspruch zwischen Wissenschaft und

Offenbarung nicht geben kann." Im zweiten Teile: „Die Schöpfungsgeschichte der heiligen Offenbarung", legt der Verfasser zunächst dar, daß es außer dem, was uns die Wissenschaft über die Herkunft und Ausgestaltung der Welt lehren kann, noch eine andere Quelle für unsere Kenntnis gebe, nämlich „jene ehrwürdig alte heilige Urkunde, welche den Anfang der Bücher Mosis bildet, die Genesis". Er hebt das Verhältnis des biblischen Berichtes zur wissenschaftlichen Schöpfungsgeschichte hervor, indem er auf die Verschiedenheit des Publikums, des Standpunktes und des Zweckes des Verfassers hinweist, und führt dann die verschiedenen Auslegungen des biblischen Schöpfungsberichtes an, namentlich die Auffassung des hl. Augustin. Der Anhang am Schlusse des Buches zerfällt in die beiden Abschnitte: „1. Moses ist der Verfasser des biblischen Schöpfungsberichtes, und 2. Rechtfertigung unseres Standpunktes bezüglich der Auslegung der Heiligen Schrift."

Möge das gut ausgestattete Buch, das auf der Höhe der heutigen Forschung steht und in klarer, verhältnismäßig leicht verständlicher Darstellung den so umfangreichen Stoff in möglichster Kürze behandelt, einen recht großen Leserkreis gewinnen, namentlich unter der studierenden Jugend. Es wird sicher dazu beitragen, manche Zweifel zu klären und den Glauben an den allmächtigen Schöpfer zu festigen.

Wunder der Natur im Bereiche des Lichtes. Eine religiös-wissenschaftliche Naturbetrachtung. Von J. B. Baumer C. Ss. R. Mit 1 Titelbild und 30 Abbildungen im Text. 8° (VI u. 192) Regensburg 1913, Pustet. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

In diesem Büchlein will der Verfasser „in schlichter, einfacher Sprache auf gemeinverständliche Weise die Befunde der Wissenschaft darlegen", welche uns über das „Licht" Auskunft geben. Er behandelt deshalb zuerst „das Tageslicht", dann „die Sonne", „den Sternenhimmel" und endlich „das künstliche Licht". Die Ausführung der einzelnen Abschnitte ist durchaus wissenschaftlich und leicht verständlich, die Sprache schön und oft mit poetischen Ergüssen gewürzt, den Geist des Lesers anregend und zum Urheber des Lichtes hinführend. Ohne Licht wäre unsere Erde ein düsterer Kerker, eine schauerliche Wüste. Dem Lichte verdanken wir alles, was unsere Augen Wunderbares, Herzerhebendes sehen. Deshalb führt uns die Betrachtung der Sonne, des Sternenhimmels notwendig zu dem Schöpfer all dieser Pracht, wenn wir nur unsern Verstand gebrauchen wollen. Der Verfasser hat es gut verstanden, den Leser immer wieder hinzuweisen auf die Größe, Macht und Weisheit des Schöpfers, der diese zahllosen Himmelskörper ins Dasein gerufen und ihnen ihre Bahnen angewiesen hat. Die Ausstattung des Buches ist eine vortreffliche. Jeder, der nicht allen Sinn für das Erhabene und Übernatürliche verloren hat, wird dasselbe mit Genuß lesen.

Was muß der deutsche Staatsbürger von der deutschen Landwirtschaft wissen? Von Dr J. Frost. 8° (122) M.-Gladbach 1913, Volksvereinsverlag. *M* 1.20

In der Einleitung sagt der Verfasser: „Die Verständnislosigkeit und bittere Gegnerschaft gegen die Landwirtschaft, die man in weiten städtischen und industriellen Kreisen unseres Volkes antrifft, besteht nur darum, weil man in den weitesten Kreisen des Volkes von der Arbeit der Landwirtschaft und ihren Zielen und Ergebnissen zumeist gar keine Ahnung hat." Diesem Übelstande abzuhelfen und das Verständnis für den Wert der Landwirtschaft zu fördern, soll vorliegende Schrift dienen. Sie vereint, wie schon der Titel besagt und das Inhaltsverzeichnis zeigt, in kurz gedrängter Zusammenstellung alles, was zu einem richtigen Urteil über die deutsche Landwirtschaft führen kann. Die bei den einzelnen Abschnitten gegebenen statistischen Tabellen geben ein anschauliches Bild über die Ausdehnung, die Leistungen und Bedingungen für einen rationellen, lohnenden Betrieb der einzelnen Landwirtschaften in den verschiedenen Gegenden. Zugleich wird hingewiesen auf die Mittel und

Wege, wie sich die landwirtschaftliche Produktion und deren Verwertung in den einzelnen Betrieben entsprechend den verschiedenen Bedingungen heben läßt. Deshalb bietet die Schrift auch für den Landwirt selbst manche Winke, wie er seinen eigenen Betrieb entsprechend den gegebenen Verhältnissen verbessern und ertragsfähiger gestalten kann. So dient dieselbe der staatsbürgerlichen und volkswirtschaftlichen Aufklärung aller Berufsklassen, um zu überzeugen, daß „die Landwirtschaft nach wie vor die Grundlage unseres Volks- und Wirtschaftslebens ist und bleiben wird".

Die Welträtsel im Lichte der neueren physikalisch-chemischen und astronomischen Forschung. Betrachtungen eines modernen Naturforschers. Von Professor P. Joh. Müller. 8° (218) Wien-Teschen-Leipzig 1912, Prochaska. *M* 3.—

Der Verfasser, offenbar ein tüchtiger, kritisch arbeitender Fachmann, zeigt im Lichte der neuesten Forschung, wie wenig noch die Wunder der unbelebten Welt erklärt sind. An dem Kant-Laplaceschen System, an den Hypothesen Newtons und Keplers, den Ansichten Ostwalds übt er scharfe Kritik. Sie vermögen uns zwar sehr vieles zu erklären, aber sie versagen selbst in der Erfahrung häufig genug und vermögen uns auf keinen Fall irgend welche Erklärung über die Herkunft der Bewegung, der Energie, der Ordnung zu geben. Sie machen also einen Schöpfer nicht überflüssig, sondern weisen geradezu auf eine allmächtige Ursache der Weltvorgänge hin. Diese Ausführungen sind gegen den Materialismus und Monismus gerichtet und können einem in den einschlägigen Wissenschaften gut Bewanderten von großem Nutzen sein. Aber auch nur einem solchen. Denn der Verfasser setzt sehr viel voraus, der Durchschnittsgebildete vermag ihm nicht zu folgen, wenigstens nicht die Beweiskraft wirklich zu durchschauen. — Die Berufungen auf Professor Forel, den er viel zu hoch einschätzt, hätte der Verfasser besser fortgelassen (S. 151 u. 160); denn sie passen zu seinen eigenen Anschauungen ganz und gar nicht. Forel ist Pantheist, sein Gott ist die Welt, der Verfasser läßt die Welt geschaffen werden vom „allmächtigen Gott" und zwar zunächst für den Menschen. Der Satz aus Forel (S. 151), „daß die Seele aus der Tätigkeit der Sinnesorgane hervorgeht", entbehrt des Sinnes.

Die Methode in Erich Wasmanns Tierpsychologie. Von Friedrich Hermann Hörter. [Studien zur Philosophie und Religion. Herausgegeben von Dr R. Stölzle, 12.] 8° (XII u. 104) Paderborn 1912, Schöningh. *M* 2.—

Auf Anregung Professor Stölzles hat der Verfasser die schwierige Aufgabe unternommen, „Wasmanns tierpsychologische Anschauungen zu analysieren und sie in ein System zu bringen, um sie auf ihre Bedeutung für eine fortschreitende Tierpsychologie besser prüfen zu können". Zu diesem Zwecke wollte der Verfasser zuerst die Methode in Wasmanns Tierbetrachtung behandeln, um dann eine Darstellung und Kritik des Seelenlebens der Tiere nach den Ansichten Wasmanns zu bringen. Obwohl die vorliegende Schrift eigentlich nur den ersten Teil jenes Problems umfaßt, läßt sie doch auch schon die Stellung des Verfassers zum zweiten Teil klar erkennen. — Die Methode der Wasmannschen Tierpsychologie ist vom Verfasser mit Sorgfalt und Verständnis aus dessen hauptsächlichen tierpsychologischen Publikationen zusammengestellt worden. Der erste Abschnitt bespricht die Analyse der psychologischen Begriffe, der zweite die kritische Analyse der Beobachtungstatsachen und die dritte die Anwendung des Analogieschlusses bei Wasmann. Dann folgt im vierten Abschnitt die Kritik jener Methode durch den Verfasser. Er findet dieselbe logisch, biologisch und physiologisch sowie psychologisch berechtigt. Auch erreicht sie den Zweck einer natürlichen und einheitlichen Erklärung der Tatsachen, wie der Verfasser hier an interessanten eigenen Beobachtungen aus dem Leben der Hunde näher zeigt. Wer sich für die moderne Tierpsychologie interessiert, wird die Studie Hörters mit Interesse und mit Nutzen lesen.

Grundfragen unserer Fleischversorgung. Von der landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim gekrönte Preisschrift. Von Landwirtschaftslehrer Franz Weiß. gr. 8° (149) M.-Gladbach 1913, Volksvereinsverlag. Geb. *M* 1.—

Die Schrift behandelt die Fleischversorgung durch die einheimische Landwirtschaft auch mit Rücksicht auf die voraussichtliche Bevölkerungszunahme. Deshalb geht sie auf die Mittel und Wege ein, wie durch Steigerung der Futterproduktion in Feld, Wiese, Heide und Moor die Förderung der Tierproduktion bei den einzelnen Tierarten sich bewerkstelligen lasse, um die Fleischversorgung aus der eigenen Landwirtschaft möglich zu machen. Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß die deutsche Landwirtschaft dazu wohl im stande sei. Zu diesem Zwecke bietet er den Landwirten eine Fülle praktischer Anweisungen, um durch eine rationelle Bewirtschaftung der verschiedenen Böden entsprechend den Orts- und Klimaverhältnissen den Ertrag zu steigern sowohl im Kleinbetrieb als auch im Großbetrieb. Der Preis der Schrift ist ein so billiger, daß jeder strebsame Landwirt sie sich anschaffen sollte, dem an der Hebung der Produktionsfähigkeit seines Betriebes resp. seiner Viehzucht etwas gelegen ist. Für die Güte des Inhalts bürgt ja auch die Preiserteilung durch die angesehene Hochschule Hohenheim. Ein eingehendes Sachregister erleichtert die Benutzung des Buches.

Schröders Hilfsbüchlein zum kleinen Katechismus, zunächst der Diözese Paderborn. Neu bearbeitet von J. Gründer, Kgl. Seminardirektor. Fünfte, verbesserte Auflage. 8° (VIII u. 318) Paderborn 1912, Junfermann. *M* 3.—; geb. *M* 3.75

Die vorzügliche Brauchbarkeit des Schröderschen Hilfsbüchleins ist längst anerkannt. Obschon es sich zunächst an den kleinen Katechismus von Paderborn anschließt, so kann es doch auch den Katecheten anderer Diözesen recht wohl dienen, besonders in Norddeutschland, wo die kleinen Katechismen sich von dem in Paderborn gebrauchten nicht erheblich unterscheiden. Die Erklärung ist eine ziemlich ausführliche, wenn sie auch nicht gerade vollständige Katechesen bietet. Der Gegenstand jeder Lektion wird deutlich angekündigt und dann der Stoff stückweise dargeboten und erläutert. Meist wird dabei von einer Erzählung aus der Biblischen Geschichte oder dem Leben der Heiligen oder auch von einem Falle aus dem täglichen Leben ausgegangen und daran der betreffende Lehrpunkt angeknüpft. Auch auf Anregung des Gemütes wird gebührend Bedacht genommen. Der neue Bearbeiter hat das Büchlein merklich vervollkommnet durch größere Übersichtlichkeit der Darstellung und Beifügung eucharistischer Gedanken, die der entfernteren Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion dienen sollen.

Zweifacher Privat-Erstkommunionunterricht. Von Pfarrer Jakob Nist. 8° (92) Paderborn 1913, Schöningh. *M* 1.—

Je früher die Kinder zur ersten heiligen Kommunion geführt werden, desto mehr Geschick erfordert der vorbereitende Unterricht, falls er seinen Zweck erreichen soll. Was wir an Hilfsbüchern hierfür bis jetzt besaßen, setzte meist Kinder von 9 bis 11 Jahren voraus. An manchen Orten aber beginnt man, die fähigeren Kinder schon in einem früheren Alter zum Tische des Herrn zuzulassen. Dort vor allem dürfte das hier angezeigte Werkchen höchst willkommen sein. Es enthält einen kurzen Beicht- und Kommunionunterricht für Siebenjährige und einen zweiten, etwas ausführlicheren Kommunionunterricht für Achtjährige. Der Verfasser, Pfarrer Nist, ist durch seine ausgeführten Katechesen zum kleinen Katechismus, die in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebten, bereits weithin bekannt. Er versteht es wie wenige, auch zu den Kleinsten und Schwächsten herabzusteigen und die religiösen Wahrheiten ihrem Verständnis und Herzen nahezubringen. Das zeigt er auch im vorliegenden Büchlein. Hie und da ist wohl eine mißverständliche Ausdrucksweise unterlaufen,

die jedoch der Benutzer leicht selbst korrigieren kann. Das Werkchen sei allen, die jüngere Kinder auf die erste heilige Kommunion vorzubereiten haben, aufs beste empfohlen.

Aus Sage und Geschichte. Eine Sammlung von geschichtlichen Darstellungen, Erzählungen, Beschreibungen, Legenden, Sagen, Märchen, Parabeln, Gedichten und Statistiken. Zunächst zum Gebrauch im Religionsunterricht der Fortbildungsschule zusammengestellt. Herausgegeben von Dr J. Schwab. 8° (XII u. 526) Donauwörth 1912, Auer. Geb. *M* 4.50

Die Sammlung, lediglich aus der Praxis herausgewachsen, bietet Lesestücke der allerverschiedensten Art, welche dem für die Fortbildungsschule oder die sonntägliche Christenlehre tätigen Lehrer in irgend einer Weise dienlich sein können. An sich betrachtet erscheint die Zusammenstellung etwas bunt und ungleichartig, aber die gewählten Stücke sind durchschnittlich gut und meistens von erziehlichem Wert. Daß die schönsten Balladen von Schiller, Uhland, Freiligrath usw., geistliche Dichtungen von Gerok und Herder, Gedichte von Geibel, Platen u. dgl. recht reichlich vertreten sind, läßt sich mit dem Zwecke des Buches in Einklang bringen, wenn auch vereinzelt Namen herangezogen wurden, die man lieber missen möchte. Es wird sehr von der persönlichen Art des Religionslehrers abhängen, ob und inwieweit ihm das Buch für die Fortbildungsschule brauchbar ist. Jedenfalls ist der Herausgeber ein Mann der Erfahrung, wie er in seinen drei Bänden „Ausgeführte Katechesen für den Religionsunterricht der Fortbildungsschule und Christenlehre" (vgl. diese Zeitschrift LXXXIII 105) hinreichend bewiesen hat, und solange es für den Religionsunterricht der Fortbildungsschule an bewährten Hilfsmitteln noch so sehr mangelt, muß jeder Versuch dieser Art dankbar begrüßt werden.

Das katholische Kirchenjahr. Populär-wissenschaftlich dargestellt. Von Christian Kunz. 8° (IV u. 200) Regensburg 1913, Manz. *M* 2.10; geb. *M* 2.80

„Popularisierung des katholischen Gottesdienstes" ist der Leitstern, unter dem das Buch entstand, dem es mit Glück folgt, um Laien und Studierende aufzuklären über die poesievolle Schönheit der heiligen Zeremonien. Einzelne Angaben werden bei einer zweiten Auflage genauer zu fassen, die Zitate durch die klassischen Werke z. B. von Benedikt XIV. und Guéranger zu vermehren sein.

Aszese. 1. Mehr Geduld. Die christliche Geduld, die Zucht und Stärke der Seele. Von Erzbischof Ullathorne O. S. B. 8° (X u. 346) Mergentheim 1912, Ohlinger. *M* 2.80. — Übersetzt ist das trostreiche Belehrungsbuch in der Benediktinerinnen-Abtei Frauenchiemsee, empfohlen vom Verfasser des rasch so außergewöhnlich weit verbreiteten Buches: „Mehr Freude". Es zeigt, wie Geduld in allen Lagen des Lebens vor Trübseligkeit bewahrt und zum Frohsinn führt, in Erfüllung der Standespflichten und im Gebete hilft und Jesus ähnlich macht.

2. Jüngerschaft. Handbüchlein des christlichen Lebens. Von Emil Dimmler. kl. 8° (XVI u. 309) M.-Gladbach 1913, Volksvereinsverlag.
In neuer gewinnender Art wirbt das kleine aber inhaltsreiche, für manche Zehntausend bestimmte Büchlein Jünger für Christus als Prophet, Priester und König der Menschen. Die 60 kleinen Abschnitte eignen sich trefflich zu kurzen Lesungen. Druck und Ausstattung sind schöner, als das gewöhnlich bei solchen für Massenvertrieb bestimmten Schriften der Fall ist.

Die hl. Angela Merici. Ein Lebensbild. Von M. Vincentia Neusee O. S. U. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 48 Abbildungen. 8° (XVI u. 190) Freiburg 1912, Herder. *M* 3.—; geb. *M* 3.80

Die hl. Angela Merici, Stifterin des Ursulinenordens, gehört zu den gepriesensten Jugenderzieherinnen, die die Kirche Gottes hervorgebracht hat. Auf

ihren Anregungen beruht zum großen Teile der gewaltige Aufschwung, den das Werk der Jugenderziehung durch immer neue Ordensgenossenschaften und Schulinstitute genommen hat. Ihre Gestalt verdient immer wieder als erhebendes Vorbild vor Augen geführt zu werden, und es ist daher zu begrüßen, daß M. Vincentia Neusee eine Neuauflage der Lebensbeschreibung Angelas besorgte. Diese zweite Auflage, die sich auf die besten Quellen stützt, darf als vorzüglich gelungen bezeichnet werden. Historische Kritik verbindet sich aufs glücklichste mit einer anziehenden, auf das weibliche Gemüt ganz zugeschnittenen Darstellung. In diesem Buche findet vor allem die Jugend Ideale für das ganze Leben, und es wäre zu wünschen, daß es die weiteste Verbreitung fände.

Menschenart und Heldentum in Homers Ilias. Von Dr Heinr. Spieß. 8° (VI u. 314) Paderborn 1913, Schöningh. *M* 4.50

Von Anfang an war Homer ein Problem. Der Streit um seine Geburtsstätte in den ältesten Zeiten, die Erörterungen über die Textgestaltung besonders zur Zeit der Alexandriner, die durch Fr. Aug. Wolf nach dem Vorgange der Chorizonten, des Italieners Vico, des Engländers Wood, des Dänen Zoega in Fluß gebrachte „homerische Frage", all das löste sich im Laufe der Jahrhunderte ab. Es soll nun durchaus nicht geleugnet werden, daß diese gelehrten Streitigkeiten außer der Übung des Scharfsinnes für die Beteiligten auch für die unsterblichen Dichtungen selbst vielerlei Vorteile brachten. Indes schulden wir doch wohl am meisten jenen Männern Dank, welche abseits vom Tummelplatze mehr oder minder spitzfindiger gelehrter Streitigkeiten in positiver Arbeit das Verständnis und die Wertschätzung dieser überragenden Werke menschlichen Schöpfergeistes zu fördern suchen. Zu diesen gehört Dr Heinr. Spieß, der die rühmlich bekannten Homeriana des Schöninghschen Verlags mit einem nach Form und Inhalt gleich vollendeten Schriftchen über „Menschenart und Heldentum in Homers Ilias" bereicherte. Der Verfasser selbst kennzeichnet sein Werkchen als eine Frucht langjähriger Sammeltätigkeit und eigenen Nachdenkens. Es ist sicherlich eine reife Frucht. Von den beiden Teilen „Allgemeine Charakteristik der homerischen Menschenwelt" und „Darstellung einzelner Charaktere" ist besonders der zweite sehr ansprechend. Spieß weiß nach den Angaben des Dichters die Gestalten der griechischen und troischen Helden so lebendig vor uns hinzustellen, daß wir an die Naturwahrheit griechischer Statuen gemahnt werden. — Was an kleineren Ausstellungen gemacht werden könnte, kann man füglich in dem Vorhalte einer gewissen unbewußten Einseitigkeit zusammenfassen, wie sie aus der Begeisterung des Verfassers für seinen Stoff und für die Antike überhaupt begreiflich ist. Dazu sind zu rechnen zunächst ein gewisser Mangel in der Gliederung, indem die Unterpunkte der einzelnen Abschnitte nur durch die fortlaufenden Überschriften am Kopfe der Seite, nicht aber im Texte selbst hervorgehoben sind. Wenn man bei den klassischen Schriftstellern eine solche mangelhafte äußere Gliederung findet, so ist das ebenso wenig nachahmenswert wie das Fehlen der Satzzeichen bei den Alten. Die Kapitel des ersten Teiles sind auch zu wenig zueinander in Beziehung gebracht, der Einteilungsgrund nicht hervorgehoben. Der Exkurs über die nationale Verschiedenheit zwischen Achaiern und Troern würden besser zum allgemeinen Teile passen. Endlich macht sich eine gewisse Überschätzung des antikheidnischen Geistes geltend, indem der Verfasser zu sehr von dem Standpunkt seiner Helden aus spricht. So dürfte die Bezeichnung des von Homer öfters geschilderten Liebesgenusses als „gesunder Sinnlichkeit", des Paris als „Gatten" der Helena, die Meinung, Hektor handle „trotz äußerer Verletzung religiöser Bräuche im höchsten Grade sittlich", doch gewagt sein. Darum möchten wir auch die Schrift nicht ohne weiteres für Gymnasialprämien empfehlen. Der Verfasser selbst hat seine Schrift für Fachgenossen gedacht (S. III), und diesen wird sie sicher hohen Genuß und treffliche Anregung zur Belebung der Homerstunde bieten.

Poetik. Eine Vorschule für die Geschichte der deutschen Literatur und die Lektüre der Dichter. Von Dr Wilhelm Reuter. Vierte, verbesserte Auflage, bearbeitet von Lorenz Lütteken. 8° (X u. 188) Freiburg 1912, Herder. *M* 1.80; geb. *M* 2.30

Wollte Reuters Poetik nur ein Schulbuch sein, so wäre über die Brauchbarkeit, die durch die vier Auflagen hinlänglich bewiesen wird, hier weiter kein Wort zu sagen. Aber das Titelblatt verheißt auch eine Hilfe zur Selbstbelehrung, und in dieser Hinsicht mögen einige Bemerkungen einen Beitrag zur weiteren Vervollkommnung des Büchleins liefern. Ließe sich nicht ein Weg finden, die für Unterrichtszwecke gewiß manchen Vorteil bietende Gliederung des Stoffes in kleine und kleinste Unterabteilungen so schonend vorzunehmen, daß mehr das Verbindende als das Trennende hervorträte? Wer sich außerhalb der Schule für Poetik interessiert, möchte doch eins aus dem andern ursächlich hervorwachsen sehen. Daß die Erfüllung dieser Forderung auch auf knappem Raume möglich ist, hat z. B. Borinski gezeigt. Da fehlt nun freilich das Maß von Klarheit, das Reuters Definitionen erreichen. Trotz der Fortschritte dieser Auflage hätte vielleicht mit der neueren Ästhetik — nicht mit ihren Ausschreitungen, sondern mit ihren wertvollen Ergebnissen — und mit der Verstechnik der letzten Jahrzehnte noch enger Fühlung genommen werden können. Manches — z. B. die Art der Charakterisierung, das Verhältnis zur geschichtlichen Wahrheit usw. — wäre übersichtlicher, da es für alle Arten der Dichtung gilt, in einem eigenen Kapitel der Behandlung der einzelnen Gattungen vorausgeschickt worden. Die Novelle ist etwas ärmlich behandelt. Das Enjambement, die Inversion, die ästhetische Bedeutung des Reimes hätten wohl eine genauere Kennzeichnung verdient. Freilich ist es sehr schwer, den Rücksichten auf die Schule, wo immerhin das Wort des Lehrers Leben in die trockenen Paragraphen bringt, und zugleich den Wünschen von Lesern, die nur das Buch vor sich haben, vollkommen gerecht zu werden. Deshalb möge sich durch diese Bemerkungen niemand abhalten lassen, Reuters Poetik in allen Fällen zu Rate zu ziehen, wo es auf rasche und im ganzen zuverlässige Erkenntnis des Wesentlichen und Bewährten ankommt: die wird er hier besser finden als in manchem tiefer dringenden und anziehender geschriebenen Buch.

Balsam für die Leiden und Wunden der Zeit. Aus den Schriften von Alban Stolz. Herausgegeben von Heinrich Wagner. Mit einem Bildnis von Alban Stolz. 12° (XII u. 332) Freiburg 1912, Herder. *M* 2.—; geb. in Leinw. *M* 2.60

Als altbekannte, immer von neuem schmerzende Leiden der Zeit erscheinen dem Herausgeber Krankheit und Armut, als Hauptwunden: Abfall von Gott, Auflehnung gegen die gesetzliche Ordnung, Geldgier und Genußsucht, Mangel an christlicher Nächstenliebe. Alle diese Themata hat Alban Stolz sowohl mehr im allgemeinen, wie mit Rücksicht auf konkrete praktische Fragen, wiederholt mit packender Frische und Anschaulichkeit behandelt und dabei auf die Grundsätze des Christentums und der gesunden Vernunft als die besten Heilmittel für die Leiden der Zeit hingewiesen. Es ist ein hoher Genuß, hier einmal die zahlreichen Herzensergüsse und Betrachtungen des originellen Sozialpolitikers Alban Stolz in einer größeren geordneten Zusammenstellung zu überschauen. „Balsam" nennt Wagner diese Sammlung. Stolz selbst hätte vielleicht eine mehr ätzende Bezeichnung vorgezogen — man denke an seinen „Wachholdergeist wider die Grundübel der Zeit: Dummheit, Sünde, Elend" — aber die edle Absicht des Volksschriftstellers wie des Herausgebers ist hier mit Balsam richtiger gekennzeichnet. Wir wünschen dem tüchtigen Buche eine ebenso günstige Aufnahme, wie sie der ersten Wagnerschen Sammlung „Edelsteine aus reicher Schatzkammer" zu teil geworden ist.

Miszellen.

Ozanam über den Geist der Vinzenzkonferenzen. Bis in den Mai hinein zogen sich die Huldigungen, mit denen dieses Jahr alle Länder der Welt den großen Franzosen geehrt haben, der am 23. April 1813 in Mailand geboren wurde: Anton Friedrich Ozanam. Man feierte den unermüdlichen Kämpfer für religiöse und soziale Erneuerung, den weitblickenden Gelehrten und sprachgewaltigen Schriftsteller, den gläubigen, innig frommen Sohn der katholischen Kirche, man feierte am meisten den führenden Mitbegründer der Vinzenzkonferenzen. Nachdem nun die Spender so viel reicherer Kränze den Vortritt gehabt haben, darf dem berühmten Grabe auch ein Bewunderer nahen, der nur eine schlichte Gabe zu bieten hat — ein paar Erinnerungsblätter aus einem alten Buch, das wenige kennen.

Der fünfte Band des Bulletin des Conférences de St Vincent de Paul erschien im Jahre 1853, dem Todesjahre Ozanams, der damals erster Vizepräsident des Generalrates war. Infolgedessen finden sich gerade hier wertvolle Mitteilungen über den Verstorbenen und besonders über seine Auffassung der Vinzenzkonferenzen. Natürlich hat die spätere Entwicklung mit Recht manches weiter ausgebaut und genauer geregelt, was anfangs den frei waltenden Kräften des ersten Eifers überlassen war. Es wäre auf der heute erreichten Höhe töricht, den Konferenzen die fast formlose Geschäftsführung ihrer Jugend zurückzuwünschen. Aber es tut zu allen Zeiten wohl, sich wieder einmal von dem Geist umwehen zu lassen, der die Anfänge einer so wundervollen Gründung beseelt hat.

Man möchte meinen, eine Vereinigung, die nun schon 80 Jahre lang zur Linderung des Elendes wahrhaft Großartiges leistet, sei aus dem Mitleid mit den notleidenden Klassen geboren worden. Dem ist nicht so. Frankreich wimmelte in den dreißiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts von Philosophien, die eine Besserung der gesellschaftlichen Lage herbeizuführen versprachen. St-Simon wollte das Erbrecht aufheben und den Besitz nur nach persönlichem Verdienst bemessen. Enfantin erweiterte das System durch den Grundsatz der Weibergemeinschaft. Fourier gründete die sog. Phalansterien, in denen 1200 bis 1800 Personen haushalten sollten. Der englische Deismus zählte ebenfalls viele Anhänger. Den Katholiken sagte man, ihre Kirche habe eine große Vergangenheit, aber sie leiste nichts für die Gegenwart. Diesen Vorwurf zu entkräften und dadurch sich selbst und andere in der Treue zur Kirche zu stärken — das war der leitende Gedanke jener acht Studenten, die im Mai 1833 die Vinzenzkonferenzen ins Leben riefen. Ozanam hat das in einem berühmt gewordenen Vortrag in Florenz im Jahre 1853 ausdrücklich bezeugt. „Unser Hauptzweck", sagte er, „war nicht, den Armen zu helfen. Das war uns nur ein Mittel. Unser Zweck war, durch die Übung der Nächstenliebe uns selbst im Glauben zu befestigen und andere für den Glauben zu gewinnen."

Damit der Glaube um so klarer als die treibende Kraft des Unternehmens erscheine, wies man alle geschäftsmäßige Berechnung von sich. Noch im Jahre

1853 tadelt ein Rundschreiben des Generalrates, daß einzelne Konferenzen ein Jahresbudget aufstellen, daß sie alle Ausgaben durch lange Debatten ziehen und die Unterstützung auf bestimmte Häuser, Zeiten oder Personen beschränken. Das sei nicht der Geist der Konferenzen, nicht le doux et aimable laisser-aller de nos premières réunions. Drohte ein Defizit, so dachte man an das Beispiel des hl. Vinzenz von Paul, der in solchem Fall erst recht Almosen gab und dann oft durch neu eingehende Summen wunderbar gerettet wurde. Oder man erinnerte sich an eine fromme Schwester in Paris, die um so mehr Waisenkinder aufnahm, je weniger Geld sie hatte.

Und das grenzenlose Gottvertrauen der ersten Vinzenzbrüder wurde nicht enttäuscht. Ozanam erzählt in dem erwähnten Vortrag, einer seiner Freunde, der etwas vom St-Simonismus berührt gewesen sei, habe 1833 gesagt: „Was hoffen Sie zu erreichen? Sie sind acht arme junge Leute. . . . Und wenn Sie noch so viele wären, was würde das bedeuten? Wir aber schaffen Ideen und ein System, wodurch die Welt erneuert und das Elend für immer gebannt wird." 20 Jahre später war der St-Simonismus polizeilich unterdrückt und vergessen, während die Konferenzen allein in Paris 2000 Mitglieder hatten und 5000 Familien, d. h. ungefähr ein Viertel aller Armen der Stadt, besuchten. Außerdem bestanden schon über 1000 Konferenzen in den verschiedensten Ländern Europas und in Amerika.

Diese Erfolge waren nicht durch lärmende Reklame erreicht worden. Man wollte nicht, daß in den Zeitungen viel von den Vereinen gesprochen werde. Dann beginne die Eitelkeit wie ein Wurm am Lebensmark zu nagen. Das Gras, meinte Ozanam, bleibe immer klein; auch wenn es viel Land bedecke, werde es nie eine Eiche. Niemals dürfe man die Konferenzen mit den großen Werken vergleichen, die Gott zum Heil der Menschheit in seiner Kirche habe entstehen lassen.

Demut war auch hier nicht Kleinmut. Je weniger man sich mit dem beschäftigte, was geleistet war, desto eifriger schaute man nach neuen Arbeitsfeldern aus. Der Generalrat gab immer wieder zu bedenken, wieviele noch nicht zu Mitgliedern gewonnen, wieviele Arme noch nicht besucht, wieviele Städte überhaupt noch nicht für die Konferenzen erobert seien. Als die Vinzenzbrüder in Nantes auf Anregung des Bischofs alle Häuser nach entbehrlichen Kleidern und Möbeln durchsucht und in einer einzigen Pfarrei 32 Karren voll gefunden hatten, wurde dieses Beispiel sofort dringend zur Nachahmung empfohlen. „Oft sind Schritte zu tun", schrieb der Generalrat im Jahre 1853, „um die Armen aus irgend einer Verlegenheit zu befreien. Mühen und plagen wir uns damit so, als ob es für unser eigenes Interesse wäre? Die Kinder sind schlecht unterrichtet. Sorgen wir, daß sie beten lernen, daß sie in Schule und Religionsunterricht kommen, als wenn es sich um unsere eigenen Kinder handelte?" So ernst strebte man nach möglichster Ausnützung jeder verfügbaren Kraft.

Fast noch liebevoller als alles andere wurde die Herzlichkeit im Verkehr gepflegt. Man hielt sich vor Augen, wie freundlich der hl. Vinzenz von Paul sogar mit den Galeerensträflingen umgegangen ist. Man erinnerte sich an sein hübsches Wort: „Wenn die Nächstenliebe ein französischer Apfel wäre, würde die Herzlichkeit die rote Wange daran sein." Aus den Konferenzen waren alle steifen

Formen verbannt. Schon die Sehnsucht, einander wiederzusehen, bot eine Gewähr für den fleißigen Besuch der Sitzungen. „Wie könnte ich den Ausdruck meiner Freude zurückhalten", sagte Ozanam in Florenz, „wenn ich so fern von meiner Heimat so viele Brüder finde, die alle durch die gleiche Liebe vereint sind und nur eine einzige Familie bilden! Früher habe ich dieselbe Freude in England empfunden und erst kürzlich wieder in Kastilien, wo eine kleine Gruppe von Freunden mich in einem engen Zimmer empfing. Aber ich versichere Ihnen, so klein das Zimmerchen war, so groß war die Liebe in den Herzen. Sie verriet sich in jedem Blick, jedem Wort und jedem Händedruck. Ich bin tief gerührt von diesem echten Brudersinn, der die Konferenzen des hl. Vinzenz von Paul belebt. Er ist überall gleich, auch in den entlegensten Ländern, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie lieb es mir ist, ihn hier in Florenz ebenso wiederzufinden, wie ich ihn schon in Genua, in Livorno und in andern Teilen Italiens gefunden habe." In Livorno hatte Ozanam todkrank gelegen. Da gingen die Vinzenzbrüder täglich drei Stunden weit zu seinem Landhaus, und wenn sie abends spät die Fenster des Krankenzimmers erleuchtet sahen und daraus erkannten, daß es schlimm stehe, drängten sie sich nicht auf, sondern übernachteten in naheliegenden Häusern, um im Notfall sofort helfen zu können.

Bald war leider alle Liebe, alle Kunst der Ärzte und die milde Luft des Südens umsonst. Von der Sonnenhöhe eines reichen Lebens sank der Vierzigjährige ins dunkle Grab. Nun ruht sein Leib in der Kirche der katholischen Universität von Paris, in der Krypta von St-Joseph-des-Carmes, inmitten der Septemberopfer der großen Revolution. Das „Lateinische Viertel" ist wieder die Heimat des Studenten und Professors der Sorbonne geworden. Tausende bringen hier dem hervorragendsten unter den acht unsterblichen Gründern der Vinzenzkonferenzen ihre stille Verehrung dar. Seine innerste Seele aber erschließt sich nur denen, die nachfühlen können, was er in seinem Testamente schreibt: „Ich habe die Zweifel, die unsere Zeit bewegen, kennen gelernt, aber mein ganzes Leben hat mich davon überzeugt, daß es für Geist und Herz keine Ruhe gibt außer im Glauben der katholischen Kirche und unter ihrer Autorität. Wenn ich meinen langen Studien irgend einen Wert beimesse, dann ist es der, daß sie mich berechtigen, alle, die mir teuer sind, zu beschwören, doch einer Religion treu zu bleiben, in der ich das Licht und den Frieden gefunden habe. Meine letzte Bitte an meine Familie, mein Kind, meine Brüder und Schwäger und all ihre Nachkommen ist die: Harrt aus im Glauben trotz der Demütigungen und der Ärgernisse und trotz aller Beispiele des Abfalls, die Ihr erleben werdet!"

Auf einer Reise durch Südfrankreich besuchte Ozanam im ehemaligen Pouy bei Dax die berühmte Eiche, unter der nach der Überlieferung der hl. Vinzenz von Paul als Knabe die Herden bewacht hat. Es war ein mächtiger Baum. Ozanam schnitt einen Zweig ab und sandte ihn nach Paris, daß er den Versammlungssaal des Generalrates schmücke. Möge etwas von der geheimnisvoll werbenden Kraft, die dort den dürren Eichenblättern entströmt sein muß, auch von den bescheidenen Gedenkzeilen ausgehen, die hier aus einem vergilbten Jahrbuch des segensreichsten all der Werke gesammelt sind, mit denen der Name Ozanam verbunden ist!

„Natur und Kultur.“ Man hört allenthalben — schier zum Überdruß —, daß gerade wir Zeugen eines außergewöhnlichen Kulturaufschwunges sind. Versteht man darunter die Fortschritte der Technik, so ist dieses Lob zweifellos berechtigt. Jedes Jahr bringt uns etwas Neues in Verkehrsmitteln, im Beleuchtungswesen, in der Photographie usw. Die Maschinen ersetzen auch im Landbau mehr und mehr die menschlichen Arbeitskräfte, alles wird „rationell“ betrieben und aufs äußerste ausgenutzt. Die Bewegung hat etwas Leidenschaftliches und Überstürztes an sich und fängt bereits an, ihre Gefahren zu enthüllen. Die Natur ist nahe daran, verdrängt zu werden; man sieht sich genötigt, „Naturschutzparke“ anzulegen, damit die künftigen Geschlechter wenigstens noch an einigen Fleckchen sehen, wie es zur Zeit der biedern Altvordern auf der Erde aussah. Laubenkolonien, Arbeitergärten, künstliche Nistplätze usw. deuten auf dasselbe Bestreben hin. Das alles sind Gefahren, die bemerkt wurden, vielleicht gerade noch rechtzeitig. Es gibt noch andere, die bedenklicher sind. Die Hast des Schaffens gestattet den Menschen nicht mehr, ruhig zu sinnen und nachzudenken. Die Natur hat aber von jeher im Bewußtsein der edelsten Menschen noch eine andere und höhere Aufgabe gehabt, als uns das Brot zu verschaffen und uns zu ergötzen; sie war und ist ein unbestechlicher Führer zu ihrem und unserem Urheber, zu Gott, allerdings nur jenem, der nachzudenken weiß und Zeit dafür findet. Hinter Telephon und Telegraph, hinter Luftschiff und Kunst steckt jetzt überall der Mensch und nur er; alles ist ja künstlich, von der Natur sieht man in Großstädten außer der Sonne am Tage sehr wenig. Das bringt die Gefahr, daß der oberflächliche Beobachter zum Materialisten wird, sich selbst als Herr der Natur dünkt.

Wollen wir Katholiken nun unsere Zeit mitleben und uns aufrichtig freuen über alles, was sie Großes schafft, aber das Wichtigste dabei nicht übersehen, so müssen wir einen zuverlässigen Führer haben, der uns das eine mitteilt und uns vor dem andern bewahrt. In der Zeitschrift „Natur und Kultur“ hat Dr Völler und der Stab seiner Mitarbeiter es versucht, uns einen solchen Führer zu stellen. Die Zeitschrift steht im 10. Jahrgang, sie ist aus den Anfängen heraus, und es ist möglich, sich ein Urteil über ihren Wert zu bilden. Als Grundton des Programms wird „die gewissenhafte und zuverlässige Behandlung der Grenzfragen zwischen Naturwissenschaft und Weltanschauung“ angegeben, vom christlichen Standpunkte aus natürlich. Dieser Teil des Programms wurde bis jetzt in anerkennenswerter Weise durchgeführt. Wer Wünsche und Ausstellungen hat, ist vom Herausgeber eingeladen, selbst mitzuarbeiten. Alle wichtigen Neuerungen in Technik und Wissenschaft sollen zusammenfassend besprochen werden. Das ist bis jetzt in mustergültiger Weise geschehen. Die Namen der Mitarbeiter, deren Art man schon aus ihren sonstigen Werken kennt — der Herren Birkner, Gockel, Kathariner, Plaßmann, Ursprung, Forch, Schad und Dammann — bürgen dafür. Jedermann findet in den Heften etwas, was ihn interessiert und ihm Nutzen schaffen kann. Es ist da eine Abteilung für leicht auszuführende Versuche, für Preisaufgaben, Winke für Terrarien- und Aquarienbehandlung, die Beschreibung der für die einzelnen Monate und Jahreszeiten wichtigen Blumen. Meinungsaustausch und Besprechung der neuesten Literatur. Gerade auch die

Naturschutzbestrebungen werden in ihren Zielen und Erfolgen vorgeführt. Das nochmalige Durchblättern der früheren Bände reizt immer wieder zum Lesen; man ist erstaunt, was in den stattlichen Bänden alles angehäuft ist.

Mögen nun die Katholiken auch zeigen, daß sie imstande sind, ein solches Werk, das heutzutage in irgend einer Form vorhanden sein muß, zu halten und in die Höhe zu bringen. Die einfache, vornehme Ausstattung erlaubt z. B. dem Arzte, es in seinem Sprechzimmer mit Ehren aufzulegen. Der Inhalt ist so, daß es in den katholischen Familien jedem Mitgliede in die Hände kommen kann. Die heranwachsende Jugend kann die Zeit nun miterleben an der Hand eines guten Führers.

Andere, die nicht auf unserer Seite sich befinden, wenigstens nicht in den allerwichtigsten Fragen, haben gewaltige Erfolge zu erzielen vermocht. Warum sollen wir es nicht können? Der Preis ist wahrlich niedrig genug angesetzt. Reich illustrierte, halbmonatliche Hefte, von Fachleuten geschrieben, kann man unter 8 Mark im Jahre nicht gut liefern. Solange also die Zeitschrift in dem bisherigen Geiste geleitet wird, können wir sie allen gebildeten Katholiken aufs beste empfehlen.

Der Autor der Mappa mundi im Palazzo di Venezia. Im vorigen Jahrgang (Bd LXXXIII dieser Zeitschrift S. 238 ff) wurde über die lang verschollene Mappa mundi aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Palazzo di Venezia zu Rom des näheren berichtet. Jetzt ist es dem Geschichtschreiber des Palazzo di Venezia, Professor Dr Philipp Dengel, gelungen, den Autor dieser Mappa mundi ausfindig zu machen. Als solcher entpuppt sich der Venezianer Girolamo Bellavista. Über diesen venezianischen Kosmographen war bisher nur bekannt, daß er eine Mappa mundi auf Leinwand für den Papst Pius II. in den Jahren 1462 und 1463 gemalt habe, die der Papst nach Pienza zur Ausschmückung seines heimatlichen Palastes schickte. Auch diese Karte ist verschollen.

Auf Grund der archivalischen Untersuchungen des bekannten Erforschers der Regierung Pauls II., Professor Dr Giuseppe Zippel in Rom, kann nun Dengel weiter mitteilen, daß Bellavista Pius II. auf dem Kreuzzuge gegen die Türken als geographischer Ratgeber hätte begleiten sollen und daß er nach dem in Ancona erfolgten Tode des Papstes (15. August 1464) nach Rom zurückkehrte, um alsbald in die Dienste Pauls II. (1464—1471) zu treten. In die päpstliche Famiglia aufgenommen, erhielt er einen Monatsgehalt von 4 Gulden, der 1467 auf 5 Gulden erhöht wurde. Dieses Dienstverhältnis kann bis Ende April 1469 dokumentarisch nachgewiesen werden. Leider fehlt aber in den erhaltenen Kameralakten Pauls II. jede nähere Angabe über die Beschäftigung Bellavistas am päpstlichen Hofe. So ist es nicht zu verwundern, daß Zippel in seinem dankenswerten Aufsatze: Cosmografi al servizio dei Papi nel Quattrocento (Bollettino della Società geografica Italiana 1910, Fasz. VII, S. 12 ff), Bellavistas Beziehung zur verschollenen Riesenkarte des Palazzo di Venezia verborgen geblieben ist.

Dem aus der Schule des gefeierten Altmeisters der historischen Kartographie, des Hofrates Professor Dr v. Wieser in Innsbruck, hervorgegangenen Professor Dengel kam es da zu statten, daß er bei seinen umfassenden und an neuen Ergebnissen so reichen historischen Forschungen stets ein offenes Auge für die geographischen, insbesondere historisch-kartographischen Fragen behielt. In einem Werke des Kartographen Girolamo Ruscelli aus Viterbo, das Kaiser Ferdinand I. gewidmet ist und 1561 in Venedig erschien (La Geografia di Claudio Tolomeo Alessandrino . . . da Girolamo Ruscelli. . . . Venezia appresso Vincenzo Valgrisi MDLXI), fand er nämlich auf Seite 58 die ausdrückliche Angabe: Paul II. habe für den Palazzo di San Marco eine ausnehmend große Weltkarte anfertigen lassen (. . . tavola notabilmente grande . . ., che fece far papa Paola secondo nel palazzo di San Marco in Roma). Ist aber Paul II. der Auftraggeber, so ist als Autor der prächtigen, riesengroßen Weltkarte wohl mit Sicherheit Bellavista anzusprechen, da er nach den bisher bekannten Akten allein in Betracht kommen kann.

Die Karte selbst aufzufinden, ist Professor Dengel bisher nicht geglückt, obgleich er „auf dem riesig großen Dachboden und in den vielen verborgenen Winkeln des weiträumigen Palazzo di Venezia Umschau gehalten hat. Da es sich aber nach den Ausführungen Dengels um eine Karte aus den Jahren 1464 bis 1469 handelt, so ist wohl auch das Kartenbild damit hinreichend deutlich gegeben, es dürfte sich im wesentlichen mit den erhaltenen kartographischen Darstellungen aus dieser Zeit, wie sie die genuesische Weltkarte und die Weltkarten der Venezianer Leardo und Fra Mauro bieten, decken.

Das mit acht wertvollen, vortrefflich hergestellten Tafeln ausgestattete Prachtwerk: „Palast und Basilika San Marco in Rom“ (Rom 1913, Loescher. 4° XVI u. 98), in dem Dengel die für die Geschichte der Kartographie wichtigen Untersuchungen anstellt, ist durch die Fülle seiner bisher unbekannten Aktenstücke auch eine wahre Fundgrube von interessanten Details zur Geschichte, Topographie, Bau- und Kunstgeschichte des Palazzo di San Marco, genannt Palazzo di Venezia, und der Basilika San Marco in Rom. Fürwahr, unglaublich viel Interessantes und Wichtiges weiß so ein römischer Palazzo zu berichten, wenn ein Forscher wie Dengel ihn beredt macht.

Vom „Internationalen Orden für Ethik und Kultur“. Zu unsern früheren Mitteilungen über den jungen „Orden“, der neben den zahlreichen andern freigeistigen Organisationen sich in der Stille fortentwickelt (LXXVIII 587 f; LXXXII 354; LXXXIV 278), sind uns einige Ergänzungen und Berichtigungen zugegangen. Die soeben erschienene „Leitschrift“ gibt unter Vorbehalt weiterer Verbesserungen eingehende Auskunft über sein Wesen und seine Ziele.

„Wir stehen am Ende einer langen Vorbereitungszeit zur nachchristlichen Kultur. Am Ende, weil über den vielen auseinanderstrebenden Einzelproblemen und Umwertungen das Bedürfnis nach Harmonie, nach aufrechten, in sich ausgeglichenen Menschen erwacht ist.“ Der alte Glaube sei abgetan. „Das Schwerste aber bleibt noch: Neu aufzubauen. . . . Im Sturm des Befreiungskampfes hat

man das Gemüt und Glücksbedürfnis nur allzusehr unterschätzt." Ein neues Ideal, angeblich höher als das alte, wird aufgestellt: eine immer glücklichere, edlere, arbeitsfrohe, in Eintracht zusammenlebende Menschheit. Die Orientierungspflichten der neuen Ethik seien die solidarischen Pflichten und das Glück der Menschheit auf der Erde.

Diese Leitsätze werden bis ins einzelne ausgelegt in einem „Kulturprogramm" (S. 21 ff). Man hat hier den vollständigen Plan einer freigeistig aufzubauenden Welt. Restlos wird vor allem die Lossagung von der Kirche durchgeführt.

Religiöse Fragen. Ablehnung aller Dogmen und jeder transzendenten, für alle Kulturstufen und -Zeiten gültig sein sollenden Ethik (im Sinne der Grundsätze des Monistenbundes, der Freidenkerbünde, der Gesellschaften für ethische Kultur und ähnlicher positivistischer Verbände). Kampf gegen alle Vorrechte transzendenter Weltanschauungen im staatlichen und gesellschaftlichen Leben, Trennung von Kirche und Staat, von Kirche und Schule, Einführung eines weltlichen Moralunterrichts. Eifrige Mitarbeit an der Schaffung von Ersatzmitteln für den heutigen Religionsunterricht in den Schulen und für die Kulthandlungen der Kirchen. Für die einzelnen Abschnitte des Menschenlebens, für Geburt, Jugendweihe, Ehe, Tod wird der Orden selbst versuchen, neue Formen der Feiern im kleinen Kreise von Gleichgesinnten zu finden, bei denen die Würde des Ereignisses mehr betont wird, als es bei den heutigen gesellschaftlichen Schaustellungen und den oft entarteten kirchlichen Familienfeiern geschieht. Trost und Erbauung, sowohl für Gesunde wie Kranke, vor allem Rat in allen ernsten Lagen des Lebens, Erziehung des Volkes zur Reinheit, zur ernsten Arbeit, zur Selbstbeherrschung, zur sozialen Solidarität, zur Ehrfurcht vor Kunst und Wissenschaft sollen die Aufgaben der kirchlichen Beamten an Stelle ihrer bisherigen Tätigkeit sein (selbstverständlich ohne Bildung neuer Kirchen).

Jugenderziehung. Angestrebt wird die Umwandlung der Schule, besonders der Volksschule im Sinne der Vollerziehung (Charakter und Willensbildung, Moralunterricht, Arbeitsschule); Schaffung der Einheitsschule, Freigabe der Mittel- und Hochschulen an alle Befähigten, Umgestaltung der Schule nach den Grundsätzen der Landerziehungsheime und freien Schulgemeinden, des Bundes für weltliche Schule und Moralunterricht usw. Staatsbürgerliche Erziehung der Jugend und Eingewöhnung an die Pflichten des öffentlichen Lebens durch möglichste Selbstverwaltung.

Volksaufklärung. Im Sinne der zahlreichen fortschrittlichen Volksbildungsvereine, der dänischen Volkshochschulen, der ungarischen Bahnbrechergesellschaft, des Internationalen Instituts für Austausch fortschrittlicher Erfahrungen usw., möglichst durch Bildung örtlicher Kartelle und Ausbau der freiheitlichen bzw. in unserem Sinne arbeitenden Vereinigungen.

Friedensfrage. Der Orden tritt ein für die Ausdehnung der im wirtschaftlichen Leben und in der Technik schon vorhandenen internationalen Vereinbarungen auf das politische Gebiet und erstrebt durch die Mittel des Ausbaues des Völkerrechts, des ständigen Schiedsgerichts (Haag) und Staatengerichtshofes sowie der Staatenorganisation (im Sinne der Friedensgesellschaften), den Bund der Kulturstaaten. Desgleichen lehnt er den falschverstandenen „Patriotismus" und den „Militarismus" ab, der die Verbreitung der Weltfriedensidee im Bewußtsein der Jugend verhindert. Wir erkennen an, daß im alten Patriotismus und der militärischen Organisation gute Kerne stecken — wie Disziplin, Selbstverleugnung, Gewöhnung

an körperliche Strapazen, kameradschaftliche Erziehung — die nur auf ein anderes Ziel zu richten wären: nämlich schwierige und nützliche soziale Dienste für die Gemeinschaft zu erlernen und zu leisten. Wir sind der Meinung, daß wir dafür wirken sollen, solche Zukunftsgedanken zu pflegen, die selbstverständlich nur eine allmähliche (über die Zwischenstufe des Milizheeres), aber äußerst fruchtbare Umwandlung des Militärdienstes für den Friedensstaat der Zukunft bedeuten würden. In dieses „soziale Dienstjahr" wären beide Geschlechter (nach ihren verschiedenen natürlichen Arbeitsgebieten) einzustellen.

Volkswirtschaft. Bodenreform. Angestrebt wird eine Ablösung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung durch eine genossenschaftliche (im Sinne der Gesellschaft für genossenschaftliche Kultur, der Bodenreformer und der Gartenstadtgesellschaften). Hebung aller Glieder der Gesellschaft über das Existenzminimum durch organisierte Selbsthilfe und Staatshilfe. Selbstbefreiung der handarbeitenden Klassen, Befreiung der schöpferischen Intellektuellen vom Marktwert ihrer Schöpfungen durch geeignete Stiftungen.

Frauenfrage. Kinderrechte. Sexuelle Frage. Der Orden erstrebt uneingeschränkte rechtliche, sittliche und politische Gleichstellung der Geschlechter, also auch aktives und passives Frauenwahlrecht. Im Einklang damit sind in seiner eigenen Gemeinschaft sämtliche Ämter grundsätzlich beiden Geschlechtern gleichmäßig zugänglich. In der Ehereform steht er unter anderem auf dem Boden des Bundes für Mutterschutz und Sexualreform, der Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht, der abolitionistischen Föderation und ähnlicher Organisationen. Er erstrebt also vor allem gleiches Recht für beide Geschlechter in sexueller Beziehung, also Beseitigung der durch nichts gerechtfertigten größeren Freiheit, die die bisherige Gesellschaft dem Manne gewährt, während sie die Grenzen für die Frau unbarmherzig eng zieht, ferner Stärkung des sittlichen Verantwortlichkeitsgefühls als Mittel zur Überwindung der Prostitution und zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Rechtsreform. Auch hier möchte der Orden bei allen Bestrebungen mitwirken, welche unabhängig von allen dogmatischen Voraussetzungen den Ersatz der Strafe (z. B. im Sinne der internationalen kriminalistischen Vereinigung) durch die Unschädlichmachung der Gewohnheitsverbrecher, Verhütung der Fortpflanzung belasteter Individuen, durch die Besserung der Verbesserlichen, durch die sachverständige Behandlung der geistig Minderwertigen und vor allem durch die staatliche Bekämpfung der Ursachen des Verbrechens herbeiführen wollen (wozu u. a. auch die Einführung des „Pollard"-Systems der bedingten Verurteilung gehört). Im Privatrecht: Umwandlung der Rechtssätze im Sinne einer fortschreitenden Sozialisierung, so zwar, daß das Recht der Person stärker betont werde als das Recht der Sachgüter. Ferner wünschen wir Abschaffung veralteter Rechtsbestimmungen (religiöse Eidesformel 2c.).

Hygiene. Rauschgifte. Der Orden ist bestrebt, die soziale und besonders die Rassenhygiene zu fördern (im Sinne der Gesellschaft für Rassenhygiene, des neutralen Guttemplerordens, der Gartenstadtbewegung u. a.), indem er von dem Standpunkt ausgeht, daß die Menschheit der Nation, die Nation der Familie und die Familie dem Individuum vom ethischen Standpunkt aus voranzustellen sei. Hierhin gehört natürlich die Unterstützung jeder Art von Jugendpflege und Jugendfürsorge abseits von kirchlichen und chauvinistischen Tendenzen, sowie die Versuche, die körperliche Tüchtigkeit der Jugend zu steigern, die Heimatsliebe zu stärken (Tierschutz, Pflanzenschutz und überhaupt Naturschutz). Als Protest gegen die

unsinnigen und für den Bestand der Kulturvölker gefährlichen Trinksitten und um den Ernst und die Würde seiner Arbeit zu wahren, schließt der Orden bei allen Veranstaltungen und Verhandlungen jede Art alkoholischer Getränke aus und unterstützt Bewegungen, die zur Eindämmung der Alkoholflut auf gesetzgeberischem Wege führen, wie z. B. die zur Einführung des Gemeindebestimmungsrechts. Er legt jedoch seinen Mitgliedern für ihr Privatleben keine Verpflichtung zur Abstinenz oder ähnlichen sozial-hygienischen Forderungen auf, weil er Zwang vermeiden will und auf die persönliche Erkenntnis seiner Mitglieder vertraut.

Wissenschaftliche und technische Organisation und Welthilfssprache. Der „Internationale Orden für Ethik und Kultur" erstrebt die Organisation der Wissenschaften durch Kongresse und Bibliographien und eine Verhütung wissenschaftlicher Kraftvergeudung im Sinne des Instituts der „Brücke" und der Bestrebungen zur Schaffung einer Welthilfssprache. Die Internationale Zentrale hat in Würdigung der Wichtigkeit der Weltsprachenbewegung eine Zentrale für Esperanto geschaffen, ohne dadurch irgendwie Stellung zu nehmen gegen andere Sprachprojekte. Die Zentrale hat eine eigene Organisation mit eigenen Propagandamitteln für die Ordensidee.

Es würde zu weit führen, dieses weitschichtige Programm im einzelnen zu besprechen. Verwerfliche und verständige Forderungen gehen durcheinander. Die verständigen werden auch von andern erhoben, die nicht Freigeister sind, und zwar mit tieferer und kräftigerer, weil religiöser Begründung, und mit gewisserer und reicherer, weil Menschen- und Erdentod besiegender Hoffnung.

Die Grundorganisationen des „Ordens" sind, entsprechend den Logen des Freimaurer- und Guttemplerordens (der Jesuitenorden wird dem Studium empfohlen als ein abschreckendes Beispiel; der Freimaurerorden scheine ein wenig den Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Zeit verloren zu haben [„Nachrichten des Intern. Ordens für Ethik und Kultur", Freiburg 1913, Nr 9]), die „Heime", die überall entstehen können, wo genügend Mitglieder, „Brüder" und „Schwestern", „Ordensgeschwister" für eine solche Gruppe vorhanden sind. Die Heimmitglieder kommen wöchentlich einmal an ihrem Wohnort, am besten abwechselnd in Privatwohnungen zusammen. Die „Heime" sollen möglichst nicht mehr als 25 Mitglieder haben. Vereinzelt wohnende Mitglieder gehören unmittelbar der Zentrale an. Höhere Grade im Orden entsprechen einem höheren Pflichtenkomplex, verleihen aber keinerlei weitere Rechte als Stimmrecht in der betreffenden Körperschaft. Nach Nr 9 der „Nachrichten" gibt es Landeszentralen für Deutschland und die Schweiz; die deutschen „Heime" arbeiten in Frankfurt a. M., Freiburg i. Br., Kassel, Mannheim, (Hamburg stand in Nr 7/8), die schweizerischen in Huttwil, Lausanne, Solothurn, Zürich.

Der Präsident, Professor August Forel, hat sich von einem Schlaganfall so weit erholt, daß er seine Ehrenämter als Vorsitzender versehen kann. Daß er totgemeldet wurde, beruhte auf einer Verwechslung mit dem 1912 verstorbenen Seenforscher François Alphonse Forel in Lausanne.

Adolf Kolping nach der Selbstzeichnung.

I. Der Lebenslauf.

An Pionieren der sozialen Rettungsarbeit ist die katholische Kirche Deutschlands nicht arm gewesen im 19. Jahrhundert. Viele sind heute vergessen, während ihre Werke weiterblühen. Einer hat nicht vergessen werden können; die Wunde, für die er Heilung wußte, klaffte zu nah und tief am Herzen unseres Volkes, mit so sicherer Hand und auf so selbsteigene Art hat er Abhilfe gebracht und mit so wunderbarem Erfolge ist er gesegnet gewesen, daß von einer Generation zur andern sein Ansehen noch immer gewachsen ist. Hunderttausende biederer deutscher Männer aus dem gesundesten Marke unseres Volkes blicken heute dankbar auf zu dem lieben Gesellenvater Kolping als zu ihrem Patriarchen und verehren in ihm, wie den Herold ihrer Standespflichten, so den Wahrer ihrer Standesehre, den Neubeleber des deutschen Handwerkerstandes. Es trifft sich schön, daß so enge auf das Zentenarium des gefeierten Arbeiterbischofs W. E. von Ketteler die Hundertjahrfeier des Handwerkerpatriarchen folgt. Nicht nur daß diese beiden Männer im Leben sich nahe kamen, im Streben übereinstimmten und zu gemeinsamem Werke sich die Hand reichten, sie haben unter den Sozialreformern des 19. Jahrhunderts auch das gemeinsam, daß sie originell und aus sich selbst heraus eigene Wege gegangen sind, unter den Katholiken aber, daß sie Bahnbrecher und Lebenswecker gewesen sind zum Heil und Segen für viele.

„Gründer" und „Organisator", wie bedeutungsvoll immer die soziale Schöpfung sein mag, um die es sich handelt, erschöpft indes bei Kolping noch nicht alles. Der vielfach merkwürdige Mann war vor allem der echte Typus des katholischen Seelsorgers nach dem Herzen der Kirche, in seinem Wandel wie in seinem Wirken für jeden Priester ein leuchtendes Vorbild [1]. Priesterlicher Lehrer und Berater war er seinen Kreisen nicht nur auf der Kanzel und im Vereinslokal, er war es gleichzeitig nicht

[1] Es ist erhebend, heute die Urteile zu vergleichen, die damals Erzbischof v. Geissel als Oberhirte bei verschiedenen Gelegenheiten über Kolpings Charakter, Wandel und Wirken abgegeben hat. Vgl. Pfülf, Kardinal v. Geissel II 51—53.

minder wirksam mit Hilfe der Presse. Er war Volksschriftsteller von Gottes-gnaden. Die Wochen- und Monatsblätter, die er leitete, waren ganze Erfolge, überraschend für jene Zeit, und was mehr besagt, sie waren ein Segen für das Volk, eine Freude und ein Stolz der deutschen Katholiken. Seine „Erzählungen" und „Lebensbilder" wurden daher auch bald schon in Bände aufgesammelt, sie haben eine Auflage um die andere gesehen, und während Kolping seinen „Burschen" etwas galt als der „Gesellenvater", war er dem Volke bekannt als der „Kalendermann".

Noch kommt bei Kolping ein starkes persönliches Moment hinzu. Gerade und bieder, verständig und wohlwollend, eine echte Nathanaelseele ohne Falsch und Arg, übte er eine eigene Macht über die Herzen. Wo er auftrat, nahm er für sich ein, gewann das Vertrauen und weckte Sympathien, die nicht mehr schwanden. Es ist auffallend, diesen Mann, der aus den bescheidensten Kreisen emporgestiegen war und dessen ganzes Wirken den sozial weniger bevorzugten Klassen galt, der so ganz durch und durch Mann des Volkes war, von seiten solcher mit Freundschaft und Vertrauen ausgezeichnet zu sehen, welche den höchsten Rangstufen der Gesellschaft oder der Geistesbildung angehörten. Zählte er doch zu seinen besondern Gönnern neben dem Fürsten Radziwill den Generaldirektor v. Olfers und die beiden Gerlach und erfreute er sich bis zu seinem Ende des besonders vertrauten Umgangs mit August Reichensperger.

Eine ungewöhnliche Laufbahn ist es fürwahr, die den 24jährigen Schustergesellen von seinem Handwerk hinweglockte, um ihn, durch Studium und Weihe vorbereitet, als Führer und Vater an die Spitze der katholischen Gesellen Deutschlands treten zu lassen: zehn Jahre vom Schusterlehrling zum Gymnasialschüler, wieder zehn Jahre vom Studenten zum Gesellen-Präses, abermals zehn Jahre vom Lokalpräses zum Haupt einer mächtigen sozialen Organisation und ihrem Vertreter vor dem Königsthrone, und noch einmal zehn Jahre, und seine sterblichen Überreste ruhen gleich denen eines Auserwählten der Gnade an geheiligter Stätte, in der schönen alten Minoritenkirche zu Köln am Rhein.

Eigentümlich wie diese Laufbahn war die innere Entwicklung, die Kolping durchzumachen hatte, um durch die verschiedenen Schichten und Klassen der Gesellschaft hindurch klare Bahn und festen Boden zu gewinnen. „Seitdem", so schreibt er 20. Dezember 1837 im Hinblick auf seinen entscheidenden Entschluß, „lebte ich unter einem wunderbaren Gemisch von Menschen. Meine Bekanntschaften rührten von einem Stande in und durch

den andern, es mochte nicht leicht eine geben, deren Grundzüge, insofern ich sie beobachten konnte, mir nicht bekannt gewesen wären." Aber unverkennbar waltete über ihm eine höhere Hand, die ihn zum Werkzeug bildete und seiner besondern Aufgabe entgegenführte.

Als jüngstes Kind war Adolf einer schlichten Familie zu Kerpen am 8. Dezember 1813 geschenkt worden. Irdischer Wohlstand war den braven Leuten nicht beschieden; ein paar Grundstücke, die sie bebauten, und einige Schafe, die sie hielten, lieferten das tägliche Brot. Aber aufrichtige Frömmigkeit und die innigste gegenseitige Liebe verschönten das anspruchslose, an Arbeit reiche Leben. Die gemeinsame Familienandacht und der Tag der ersten heiligen Kommunion waren die Erinnerungen aus der Kindheit, die Kolping später in der Fremde tröstend vorschwebten. Als er auf seinen Wanderungen in Tirol 1841 von der Straße aus die Kinder in den Häusern beten hörte, kamen ihm entschwundene Zeiten in den Sinn: „Da dachte ich oft an die glücklichen Tage meiner Kindheit, wo ich, mit meinen Geschwistern um den alten ehrwürdigen Großvater geschart, das Abendgebet hersagte." Drei Monate früher als Student in München war er am Christi-Himmelfahrtsfeste ähnlichen Erinnerungen nachgegangen:

„An die Heimat denkt man immer gern, dann aber vorzüglich gern, wenn Tage oder Feste wiederkehren, die einen vorzüglich an dasjenige mahnen, was die Heimat teuer macht. An diesem und jenem Tage bin ich zur ersten heiligen Kommunion gegangen, und der ganze Himmel dieser Jugendfreude öffnet sich wieder, wenn der merkwürdige Tag wiederkehrt. Es liegen zwar schon viele Jahre zwischen jener Hochzeitsfeier, der reinsten und erhabensten Freude der Jugend; heute aber, als ich während dem Gottesdienste daran gedachte, wurde meine Seele wieder bis in den innersten Grund bewegt. Habe ich auch das einfältig fromme Gemüt bewahrt? jene Gnade nicht verloren, die der Herr den Kindern so gern und so reichlich erteilt? O es liegt viel Böses, viel Ungemach dahinter! Der Sinn ist nicht mehr rein geblieben! Wie die Kräfte zu wachsen begannen, erwachten auch die Leidenschaften und führten mich manchmal irre. Gottes Hand hat mich bis hierher wunderbar geleitet, mich beschützt, mir den Weg zu meinem Ziele geebnet, aber ich war nicht immer dankbar. Heute kniete ich wieder vor dem Altare, wünschte wieder beten zu können wie damals. Aber das wird schwerlich wiederkehren. Die Worte sind schöner geworden; aber ach, das Herz ist nicht so lauter. Tage der Kindheit und der ungetrübten Andacht und Freude, wie selig seid ihr, aber wie bald geendet! Vergeblich schaut der Mann nach euch um und wünscht euch zurück! Vor ihm liegt Arbeit und Mühe, hinter ihm viele verlorenen Tage, die mit keiner Reue zurückerkauft werden. Nur eines ist ihm übrig, seine Hoffnung auf den Herrn, der die bange Seele stärken wird im Kampf." [1]

---

[1] Schon gedruckt bei Schäffer, Adolf Kolping, der Gesellenvater, Paderborn 1894, 39 f.

Des Knaben schwächliche Körperanlage ließ ihn für die schwere Arbeit des Landbaues nicht recht geeignet erscheinen, um so mehr ward ihm Freiheit und Freude für das Lernen in der Schule. Ein ausgezeichnet braver und einsichtiger Lehrer waltete hier, der die guten Anlagen des Kindes erkannte und verständnisvoll pflegte. Er war für Adolf ein väterlicher Freund und blieb für diesen bis zum Tode „mein verehrter Lehrer". Reiche Anregungen, geistiges Aufwärtsstreben und das Bewußtsein einer mehr als gewöhnlichen Begabung nahm Adolf aus dieser Schule mit, als er 1826 zu einem wackern Schuhmachermeister zu Kerpen in die Lehre gegeben wurde. Den drei Lehrjahren folgte die Gesellenzeit, die Kolping an verschiedenen Orten in Stadt und Land und bei verschiedenen Meistern Erfahrung sammeln ließ. Überall nahm er ehrenvolle Zeugnisse mit. Aber der Drang, sich geistig weiterzubilden, verließ ihn nicht. In freien Stunden und am Abend las er in sich hinein, wessen er nur Gutes habhaft werden konnte, Erzählungen, Dichtungen, geistliche Bücher, Geschichtswerke. Er begann auch, selbst im Dichten sich zu versuchen; das älteste Gedicht, das von ihm erhalten ist, war auf den Tod der Mutter im Juli 1833.

Im gleichen Jahre hatte er durch Ziehung einer hohen Nummer sich vom Militärdienste freigelost und hatte auch endlich seinen Wunsch erreicht, in Köln eine gute Stelle zu finden, wo die große, betriebsame Stadt mehr Gelegenheiten bot, in Kenntnissen voranzukommen und den Gesichtskreis zu erweitern. Es war jedoch nicht nur ein brennendes Verlangen nach Wissen und Bildung, was ihn in seinem bescheidenen Stande nicht zur Ruhe kommen ließ, es lag in ihm wie die Ahnung eines höheren Berufes, das dunkle Gefühl einer Aufgabe, die er zu lösen habe. In Stunden ernster Andacht vor dem vielbesuchten Bilde der Mutter Gottes in der Kupfergasse gedieh langsam der Entschluß zur Reife, koste es, was es wolle, die höheren Studien aufzunehmen und sich dem geistlichen Stande zu weihen. Der Entschluß, kaum gefaßt, sollte ernstlich auf die Probe gestellt werden. Kolping arbeitete als Geselle in Köln bei einem guten und wohlhabenden Meister, mit dem er in bestem Einvernehmen lebte und wo er fast gleich einem Sohne des Hauses gehalten war. Der alternde Meister besaß eine einzige Tochter in heiratsfähigem Alter, und zwischen ihm und seiner Lebensgefährtin war es ausgemachte Sache, daß der brave, tüchtige Geselle mit der Hand des einzigen Kindes die Fortführung des Geschäftes übernehmen solle. Schon jetzt sah sich Kolping mit freundlichen Aufmerksamkeiten umgeben; eine gesicherte, freundliche und selbst behäbige

Existenz stand ihm offen, die ihn zugleich in die Lage versetzte, seinem alten Vater und seinen gänzlich unbemittelten Geschwistern manches Gute zu erweisen. Sobald indes der bisher Ahnungslose des bestehenden Planes gewahr wurde, kündigte er die Stelle und verließ das freundliche Haus, unerachtet des Kummers, den er dadurch den guten Meistersleuten antun mußte. Eine neue Stelle hatte sich in Köln bald gefunden; aber zu Beginn des Jahres 1836 stellte sich bei dem fleißigen Gesellen eine Erkrankung ein, die es ratsam erscheinen ließ, für einige Zeit im elterlichen Hause zu Kerpen Erholung zu suchen. Diese Gelegenheit benutzte Kolping, um die große Frage seiner Standesänderung zur Entscheidung zu bringen. Was er kaum zu hoffen gewagt, sein alter Vater gab ohne Schwierigkeit die Zustimmung; Mittel, den Plan auszuführen, konnte er aber freilich nicht gewähren. Der Pastor von Kerpen, auf den vieles ankam, stellte sich dem Vorhaben bestimmt ablehnend entgegen, dafür aber erwies sich ein Nachbarpfarrer, Pastor Lauffs in Blatzheim, als Gönner und Berater. Nach dessen Anleitung begann Kolping das Studium des Lateinischen, zunächst neben seinem Handwerke her, an der früheren Stelle in Köln; von Ostern 1837 an blieb er im Elternhaus ausschließlich mit den Studien beschäftigt. Zum Unglück war inzwischen sein Mentor, Pastor Lauffs, nach Lechenich versetzt worden; aber nun gewann Kolping in dem Vikar Wollersheim einen neuen Lehrer, der bald zu ihm in ein herzliches Freundesverhältnis trat und ihm für die schwere Anfangszeit auch materielle Unterstützung zukommen lassen konnte. Wollersheim, ein frommer, ernster Priester, war zugleich ein Mann von literarischen Interessen und selbst schriftstellerisch tätig; es konnte nicht ohne Einfluß auf einen so regsamen Schüler sein, beim Ringen nach höherer Ausbildung gerade ihn zum Führer zu haben. Mit Herbst 1837 trat der 24jährige Schustergeselle, so vorbereitet, in die Tertia des Marzellengymnasiums zu Köln. Seine Mittel waren überaus bescheiden, er aber war an Entbehrungen gewöhnt, und der Eifer war groß. Alles schien gut zu gehen — da brach der fleißige Student zusammen, ein starker Blutsturz im Frühjahr 1838 stellte sein Leben in Frage. Als Rekonvaleszent spricht er selbst einige Monate später von den „Strömen von Blut, die ihm aus der Brust quollen“ und mit „Vorahnungen des Todes“ ihn erfüllt hätten. Er knüpft daran eine Betrachtung, die Einblick gewährt in seine Vergangenheit und sein Inneres:

„Soll's nicht schwer sein, so aus der Blüte der Jahre, dem Lenze des Lebens, der Zeit, in welcher das Leben in Wahrheit erst Wert bekommt, zu scheiden, dann, wann die Jugendblüte noch nicht von der Wange verwischt ist und die Welt noch

voll fröhlicher Bilder lacht, ein Grab sich langsam zubereiten sehen, wo man alle die schönen Wünsche begräbt, die hier im lebensfrohen Herzen emporstiegen? Ob dies wirklich schwer ist, kann ich für meinen Teil gewiß nicht sagen. Nicht als ob ich nicht die Gefühle der Jugend empfände, als ob ich der Welt schon überdrüssig wäre und ihre Genüsse und Freuden für mich schon keine Reize mehr hätten. Ich habe möglichst wenig genossen und nichtsdestoweniger viel und stark empfunden. Aber was ich empfunden habe, war gewiß nicht geeignet, mir den Tod schrecklich zu machen."

Kolping war in der Tat ein tief empfindungsreiches Gemüt. Sein Verhältnis zu den schlichten Eltern, zu Schwester und Bruder war von rührender Innigkeit, seine Liebe zu dem einen oder andern seiner Jugendfreunde ist von einer Wärme und Zärtlichkeit, die überraschen könnte in unserer prosaischen Zeit. Der ganze weit ausgedehnte Kreis seiner Angehörigen und Gönner nahm sein Herz und seine Erinnerung viel in Anspruch, und es gab Stunden in den Vorbereitungsjahren zum geistlichen Stande, wo er sich ein Übermaß hierin zum Vorwurf machte. Schon am ersten Tage, da er in München die Hochschule bezogen hatte, ergeht er sich in solchen Empfindungsträumereien:

„Mondenschein liegt über der weiten Gegend, und ob's die stille, ruhige Abendluft tut, oder ob die sorgliche Liebe der Meinen die Gefühle meiner Brust aufregt, eine unnennbare Sehnsucht regt mein Inneres auf und hält mich noch so spät wach. Auch auf der Reise empfand ich diese Sehnsucht oft, doch nur auf Augenblicke, gewöhnlich gegen Abend, wenn ich, müde von dem ewigen Herumschaukeln im Wagen und des Schauens, mich in eine Ecke drückte und meinen Gedanken freies Spiel ließ. Ja, um diese Zeit saß ich gewöhnlich bei meinen Freunden und plauderte in dem Hause meines verehrten Lehrers, an das sich so manche frohe Erinnerung meines Lebens knüpft, oder in dem lieben Doms Hause, wo man mich so liebevoll aufnahm, oder beim lieben Herrn Breuer, oder zu Hause nachdenklich und ernst. Doch ich darf diesen Gedanken nicht nachhängen, sie werden mir meine Ruhe stören; habe ich doch hier ein reiches Feld von Arbeiten und Beobachtungen gefunden, und bin ich nicht auf die größte Tätigkeit hingewiesen?"

Nicht ganz zwei Wochen später fällt er wieder in diese Stimmungen zurück:

„Als wir uns in den Nachen setzten, waren die Spaziergänger schon alle weg, und ein tieferes Dunkel lagerte sich in den Gebüschen. Meine Gefährten unterhielten sich in ihrer Weise, ich saß nachdenklich in dem kleinen Boot und hing meinen bewegten Gefühlen nach. So wie das Wasser neben mir hinfloß, wie die Wellen sich sanft brachen und in unzähligen Kreisen sich verloren, so war's in meinem Innern. Dunkle Gefühle stiegen wieder in meinem Innern auf, Bilder aus der Jugendzeit, die mir so oft in meinen Jugendträumen die Seele entzückt hatten. Welch herrliche, aber, ach, vergebliche Entwürfe habe ich nicht an dieselben geknüpft! Wo sind sie geblieben? — Der Sturm des Lebens hat sie zerstreut, und wenn jetzt bisweilen, wenn der Himmel sich wieder heiter mir zeigt, die freundlichen Gefährten meiner Jugend mir nahen, so finden sie nicht mehr den lebensfrohen Genossen, der mit

heiterer Miene ins Leben blickt. Den Kranz, den ich mir um die Schläfe winden wollte, habe ich am heiligen Altare aufgehängt, dort mag er verwelken! Aber das Herz will demungeachtet nicht immer schweigen. Zu lange hat es festgehangen an seiner Liebe, es verdankt ihr zu viel, als daß es ihrer so leicht vergessen könnte. Ist sie doch den rauhesten Pfad des Lebens mitgewandelt, stets treu geblieben in Freud' und Leid, hat mich stets nach oben gewiesen, wenn Leidenschaften mich zur Erde hinabziehen wollten. Ja hat sie nicht den ernsten Entschluß zur Reife gebracht, der mich dem Altare weihte, wenn sie selbst auch dabei jede Freude des Lebens opfern mußte?

„Jetzt wandle ich als Fremdling in einer fremden Stadt umher unter fremden Menschen, die für den Fremden keine Liebe haben können. Wer will's ihm nun verargen, wenn er der fernen verlassenen Liebe gedenkt, wenn sein Geist sich mit den teuern Erinnerungen beschäftigt, die ihm einzig von der Heimat noch geblieben sind? Am Großen, Guten und Schönen soll ich meinen Geist bilden, ja, und reichliche Nahrung ist mir geboten. Dabei will aber das Herz nicht ganz leer ausgehen. Zudem ist mit der Geistesbildung nichts getan, wenn das Herz nicht tätigen Anteil daran nimmt. Wenn ich deshalb eurer, meine Teuren, so gern gedenke und die Liebe lebendig erhalte, die für euch in meinem Busen wohnt, wenn ich gern die fröhlichen Jugendbilder nochmal um mich versammle, das bewegte Herz daran zu ergötzen, so deutet es mir nicht übel. Des Herzens Neigungen kann und werde ich nicht verleugnen, solange ich sie mit meiner Stellung verträglich finde. Alles wechselt, nur die Liebe ist beständig."

Die Kräfte des daniederliegenden Gymnasialschülers waren langsam wiedergekehrt, doch zog seine Erkrankung die Folge nach sich, daß ihm, dessen Studium aussichtslos erschien, die anfangs gewährte Befreiung vom Schulgelde wieder entzogen wurde. Um die unentbehrlichen Mittel sich zu verschaffen, sah Kolping sich angewiesen, neben dem angestrengtesten Studium auch noch Privatunterricht für andere zu übernehmen. So gelang es ihm mit Anspannung aller Kräfte, trotz wiederholter Erkrankung um Ostern 1841 das Gymnasium zu absolvieren.

Die Frage, an welcher Hochschule er sich nunmehr für sein geistliches Amt die wissenschaftliche Vorbildung verschaffen sollte, hatte ihn schon lange im voraus beschäftigt. Bonn lag am nächsten, dort hätte er billig und in steter Verbindung mit seinen Freunden und Wohltätern leben können. Aber dort herrschte zur Zeit der Hermesianismus, dessen kalter Geist und unkirchliche Richtung seinem katholischen Sinn aufs äußerste widerstrebten. Ein Freund in Belgien bot ihm mit der Unterstützung des Kardinals Sterkx in Mecheln die Aussicht auf eine Freistelle im Kolleg der Propaganda zu Rom. Der Vorschlag bot manches Verlockende, aber Kolpings Verlangen stand nach München, das damals unter Ludwig I. als Stätte der christlichen Kunst seine Blüte sah und das durch einen auserwählten Kreis katholischer Lehrer den Getreuen der Kirche in ganz

Deutschland teuer war. München freilich lag in weiter Ferne, keinerlei Anknüpfungspunkte boten sich dort für Kolping, und es war nicht abzusehen, wie auch nur die nötigsten Mittel dafür beschafft werden könnten.

Da wurde eines Abends im Winter 1840 Kolping ein Zettel eingehändigt, der ihn dringend ersuchte, nach einem bestimmten Hause in der Nähe des Domes zu kommen. Dort fand er einen Sterbenden liegen, bereits der Auflösung nahe. Im Zimmer stand ein ihm bekanntes achtbares Fräulein aus der Nähe seines Heimatortes; sie bat ihn, dem Sterbenden noch den letzten Beistand zu leisten und für das Begräbnis Sorge zu tragen, für welches sie die Auslagen auf sich nahm.

Der Sterbende war wie Kolping aus Kerpen gebürtig und diesem wohlbekannt. Er war Theologe gewesen, vom Berufe aber abgekommen und hatte einige Jahre als Hauslehrer bei den Brüdern jenes Fräuleins, dann als Schullehrer seine Existenz gefristet, bis sein unglücklicher Hang zum Trunk seiner Laufbahn vor der Zeit ein Ende machte. Die Dame, die Kolpings Hilfe für den Unglücklichen in Anspruch nahm, hatte für denselben eine tiefere Anteilnahme gehegt. Nachdem er gestorben war, gedachte sie für die Ruhe seiner Seele ein Werk christlicher Liebe auf sich zu nehmen. Durch Gelübde machte sie sich anheischig, einem dürftigen Theologen die Mittel zum Studium zu gewähren. Ihre erste Wahl fiel auf Kolping, dessen Verhältnisse ihr bekannt waren. Kolping, durch die Mitteilung überrascht, zauderte anfangs. Nach mehrwöchentlicher Bedenkzeit nahm er an und hatte es nicht zu bereuen. Sein Studium war jetzt gesichert; zu Beginn des Sommersemesters 1841 machte er sich auf den Weg nach der fernen Isarstadt. Noch am Abend nach seiner Ankunft am 3. Mai 1841 schrieb er ins Tagebuch:

„Da bin ich in der Hauptstadt Bayerns, kenne keinen Menschen und soll doch hier erst meine tätigen Studien beginnen. Ein sonderbares Unternehmen, wenn man sich die Sache so obenhin ansieht. Geht man aber weiter, so wird man finden, daß Gott es war, der mich hierhin leitete, daß er mir die Mittel bot, dies Unternehmen ausführen zu können. Und da ich schon so vielfache Beweise seiner gütigen Fürsorge empfangen habe, so darf ich gewiß mich seiner künftigen Leitung getrost überlassen."

Drei Semester, bis Ende Juli 1842, verbrachte Kolping an der Universität München. Reicher geistiger Gewinn, vielfache Anregung zur Frömmigkeit und große geistliche Tröstungen wurden ihm hier zu teil. Gewissenhafte Professoren lehrten im kirchlichen Geiste, an Windischmann fand der rheinische Student einen ernsten, liebevollen Seelenführer, durch

Empfehlung der Gönner aus der Heimat öffnete sich ihm manches gute Haus. Die Kunstschätze Münchens, die malerische Umgebung und die Nähe Tirols boten Erquickung und Erholung anderer Art in Fülle. Unterstützungen kamen teils von der edlen „Gönnerin", teils von Advokatanwalt Wallraf in Köln, teils von Pastor Lauffs in Lechenich, vielleicht auch noch von andern Freunden; die Professoren gewährten Befreiung von den Kollegiengeldern. So konnte Kolping, wenn auch fern von jedem Überfluß, doch ohne Sorge ganz seinen Studien und seiner Ausbildung leben. Aber der Winter 1841 auf 1842 brachte wieder eine schwere Prüfungszeit. Unter den katholischen Studenten aus dem Rheinland, die sich in München enger zusammengeschlossen hatten, brachen Krankheiten aus; einer derselben, der mit Kolping im gleichen Hause wohnte und näher verkehrte, der Theologiekandidat Mesgens aus Bilk, fiel der Krankheit zum Opfer.

Nicht nur für Kolpings weltmännische und wissenschaftliche Ausbildung war München von Bedeutung. Er sah in seinem Aufenthalt an der Universität vor allem die Vorbereitung zum Priestertum, und die Jahre seines Studiums an der Hochschule sollten ihm zugleich zur Schule eines höheren geistlichen Lebens werden. Inwieweit sie es geworden sind, gibt fast jede Seite seines Tagebuchs zu erkennen. So heißt es schon zum Pfingstmontag, den 31. Mai 1841:

„Am Vorabende des heiligen Pfingstfestes bin ich zum erstenmal hier zur heiligen Beicht gewesen und habe mir zum Beichtvater Herrn Professor Windischmann gewählt. Wahrlich, die Wahl ist gut ausgefallen. Nie bin ich so bis in den Grund des Herzens gerührt worden, nie ist der Entschluß fester in meiner Seele geworden, alle meine Kräfte Gott zu weihen, wie jetzt. O möge Gott doch mir Gnade und Kraft geben, meine Vorsätze auszuführen! Den Abend habe ich mit ernsten Betrachtungen über die Wichtigkeit meines künftigen Standes zugebracht. Gestern morgen empfing ich aus den Händen des Herrn Professors Döllinger das Brot des Lebens. Meine Seele war bis in den tiefsten Grund erschüttert. Ich kann mich nicht mehr als lebenslustigen Studenten denken; bin ich doch schon mit meinem Erlöser in eine Gemeinschaft des Lebens getreten, in der sich der ganze Ernst des Lebens ziemt. Von mir ab will ich werfen die Eitelkeit des Lebens, die Lust der Sinne und den trügerischen Schein der Welt, in dem ich mich bisher noch oft so wohlgefiel. Nur eines ist Weisheit: Gott kennen und ihm allein dienen. Den gestrigen Tag habe ich deshalb auch still und zurückgezogen zugebracht. Nur am Abend bin ich zu meinen Bekannten gegangen, habe eine halbe Stunde geplaudert und bin dann wieder nach Hause geeilt, um meinem Gott für so viele heute empfangenen Gnaden noch zu danken. Christliche, katholische Religion! Wie viele Tröstungen bietest du dem Christen dar, der sich bestrebt, dich kennen zu lernen und seine Freude nur in dir sucht!"

Tiefen Eindruck brachte es auf Kolping hervor, als er am 3. Juni 1841 Gelegenheit hatte, in der Kapelle des Krankenhauses der feierlichen Einkleidung von zehn Barmherzigen Schwestern beizuwohnen. In den preußischen Rheinlanden, wo damals noch das ganze katholische Ordenswesen unterdrückt war, gab es so etwas nicht zu sehen. Um so mehr war der angehende Theologe jetzt von der ernsten Feier ergriffen und füllte ganze Seiten seines sonst kargen Tagebuches mit dem, was er geschaut und empfunden hatte.

„Als der Bischof das Kirchengebet über sie sprach, war es mir, als ob mich eine unsichtbare Gewalt erfaßte und zur Erde niederbeugte. Tränen drangen mir aus den Augen, und ein Glück war es, daß ich nicht ganz in der Nähe stand, ich hätte meinen Gefühlen nicht mehr gebieten können. Sie waren nun Bräute des Himmels, ewig mit ihrem Heilande verbunden in Liebe und Treue. Ich wagte dabei nicht, an mich selbst zurückzudenken, an mich, der ich draußen vor dem Heiligtum stand, unwürdig, an so heiliger Stätte zu erscheinen. Wie war mir der Zufall so klar, die Mahnung so deutlich! Der noch an der Welt hängt, mit fast abgöttischer Liebe an Eltern und Freunden, in dessen Herz die Weltliebe nicht ganz erstorben ist, der paßt nicht zu solcher großartigen Feier, der muß draußen stehen, bis auch ihn vielleicht einst die Gnade mächtig rührt und das Tor des Herzens und des Heiligtums öffnet, damit auch er eintrete und sein Opfer dem Herrn wohlgefällig darbringe. . . .

„Ja wahrlich, das Christentum besteht nicht in schönen Worten und leeren Redensarten, es muß tätig, hingebend, aufopfernd geübt werden, so daß es sich auch im Äußern ausprägt und auf die Umgebung mit übergeht. . . .“

Der Spätsommer 1842 führte Kolping wieder in die Mitte der Seinigen. Die folgenden drei Semester studierte er nun zu Bonn, wo die Verhältnisse inzwischen einen erfreulichen Umschwung erfahren hatten. An den Professoren Dr Clemens und Dieringer fand der strebsame Theologe gute Ratgeber und warme Gönner. Aus seinen Rechnungen über die ziemlich reichlichen Anschaffungen gediegener theologischer Werke läßt sich der Ernst seiner Studien ermessen; auch die erste noch vorhandene Spur einer publizistischen Betätigung reicht in diese Bonner Zeit zurück. Zu Ostern 1844 erhielt Kolping die Aufnahme ins Priesterseminar zu Köln, wo unter der festen Oberleitung des neuen Erzbischofs ein entschieden kirchlicher Geist seinen Einzug gehalten hatte. Rasch eilte dieses letzte Vorbereitungsjahr vorüber. Am 13. April 1845 empfing Kolping aus den Händen des Weihbischofs Gottfried Claessen die heilige Priesterweihe. Die Nacht zuvor war in Kerpen sein alter Vater aus dem Leben geschieden, der Tod war für den Greis die Erlösung aus langem schmerzlichen Leiden. Der Neugeweihte kehrte heim, um mit der Feier seiner Primiz das

Begräbnis des teuren Vaters zu begehen. Die Primiziantenpredigt hatte schon lange zuvor Professor Dieringer zugesagt.

Schon bald nach dieser wehmütigen Freudenfeier trat Kolping seinen Posten an, es war die zweite Kaplansstelle an der St Laurentiuskirche zu Elberfeld, mit welcher zugleich er den Religionsunterricht für die Schüler des Gymnasiums und der höheren Bürgerschule übernahm. Schon diese erste Anstellung war ein Vertrauenserweis; denn unter Erzbischof von Geissel stand es als Regel fest, für Elberfeld und Barmen als besonders bedrohte Posten jedesmal die tüchtigsten und zuverlässigsten Arbeiter auszuwählen.

Kolpings Amtsvorgänger, Kaplan Frings, war soeben als Professor an das Seminar zu Paderborn berufen worden, wo er für die katholische Sache noch vieles Gute wirken sollte. An Pastor Friderici fand der Neuankömmling einen tüchtigen Vorgesetzten und am ersten Kaplan Steenaerts einen bereits erfahrenen seeleneifrigen Priester vor, mit welch beiden er nun im schönsten Einvernehmen wirkte. Die deutsch-katholischen Wirren des vorausgegangenen Jahres hatten für die katholische Minorität in der großen Fabrikstadt die Schwierigkeit der Lage noch erhöht, aber auch bei dem treu gebliebenen Kern der Gemeinde den Eifer neu gespornt. Aus der Initiative junger katholischer Handwerker selbst war der erste Vorschlag ausgegangen, die katholischen Gesellen der Stadt zu einer marianischen Bruderschaft zu vereinigen, und Kaplan Steenaerts nahm sich entgegenkommend ihres guten Eifers an. Eine eigene Fahne für den Aufzug bei Prozessionen und öftere Zusammenkünfte zur Einübung von Kirchenliedern bildeten für den Anfang die Hauptvereinigungspunkte; die ursprünglich geplante Bruderschaft ward zum „Junggesellenverein"; zu den Gesangsübungen traten allmählich regelmäßige Versammlungen zur Anhörung geistlicher Vorträge, und auf Anraten eines tüchtigen Lehrers kamen bald Unterrichtsstunden hinzu für Übung in den Elementarfächern und für Weiterbildung. Als der angehende Junggesellenverein am Sonntag vor Laurentius 1845 seine Fahnenweihe beging, war Kolping bereits zur Stelle, beteiligte sich an den Beratungen zur Ausgestaltung der Statuten und übernahm, während Steenaerts die sonntäglichen Ansprachen beibehielt, regelmäßige Standesunterrichte oder andere Vorträge für die Montagabende. Er war denn auch Zeuge des großen Eindrucks, den der Aufmarsch des Vereins bei der Laurentiusprozession 1846 hervorbrachte, und lebte das rege Treiben des angehenden Vereins mit dem ganzen frischen Eifer mit. Bei der ersten Vorstandswahl, 6. November 1846, war Kaplan Steenaerts zum Präses

erkoren worden; doch da dieser bald als Pfarrer nach Wermelskirchen versetzt wurde, stand man im Mai 1847 schon vor der Neuwahl. Kolping hatte nicht alle Stimmen für sich; sein kräftiges, etwas derbes Zufahren im Erstlingseifer hatte da und dort verdrossen, aber schließlich einigte sich doch die Mehrheit der Wähler auf ihn, und nun als Präses des ersten katholischen Gesellenvereins stand der 34jährige Priester vor der Lösung seiner Lebensaufgabe.

Mit Recht hat Kolpings Biograph, sein Nachfolger als Generalpräses, Msgr Schäffer [1], die vielverbreitete Vorstellung des Irrtums geziehen, als sei Kolping mit dem gereiften Entschluß und dem fertigen Plane nach Elberfeld gekommen, dort einen Gesellenverein zu begründen. Es war vielmehr eine wunderbare Verkettung von Umständen, die ihn für das Werk vorbereitete und stimmte, ihn zum Werkzeug formte und sorgfältig heranzog, ihn schließlich erst in untergeordneter Stellung Zeuge und Mithelfer sein ließ bei der Errichtung des geistigen Baues, dessen Ausbau und Vollendung ihm vorbehalten war.

Anderseits ist nicht zu verkennen, daß Kolping für den arbeitenden Stand, dem er zehn Jahre angehört hatte, auch nach der Betretung der geistlichen Laufbahn eine lebhafte Anteilnahme beibehielt, und daß durch Beobachtungen und Erfahrungen, die er namentlich während der Jahre in Köln im Umgang mit den Gesellen gesammelt hatte, diese Anteilnahme zu einer tief schmerzenden geworden war, die seinen apostolischen Eifer stacheln mußte. Es war ein Zurückkommen auf noch frische und unmittelbare Eindrücke, als er im Dezember 1837 in sein Tagebuch notierte:

„Wie der Handwerker oft über das, was ihm zunächst liegt, wegsieht und etwas ins Auge faßt, das entweder für seine Lage geradezu schädlich ist oder ihn doch manchmal so aus seinem Kreise zieht, daß das Haltbare an seinem Standescharakter verloren geht, er dabei unzufrieden, mürrisch wird, die ersten Schritte zu seiner inneren Zerrüttung und dem Verderben seines Glückes getan hat und in dem Herabsinken in den niedern Kreis schlechter Genossen seinen Sturz vollendet, so gibt es gewisse Leute, die, in der Schule einer aufgeklärten Erziehung mit den Gaben höherer Vollkommenheit ausgerüstet, nicht minder unglücklich sind als jener verirrte Handwerker, der einsieht, daß seine Handlungsweise seinen Ruin schuldet, aber doch unfähig ist, kräftigere Schritte zur Besserung zu tun und immer nur nach der Stunde lechzt, wo er im Rausche sinnlichen Vergnügens die mahnenden und nagenden Gedanken ersticken kann."

Durch die Aufzeichnungen aus Kolpings Anfangszeit über die Entwicklung, die er in seiner Jugend genommen, zieht es wie eine Ahnung;

[1] Adolf Kolping der Gesellenvater, Paderborn 1894, 60.

es ist, als werde er wie durch magnetische Kraft stetig, wenn auch unbewußt, auf die große Aufgabe seines Lebens hingelenkt. Was er selbst an den Ausgangspunkt der Entwicklung stellt, ist ein außerordentlicher Respekt, den er von früher Kindheit an für höhere Geistesbildung hegte. So heißt es in jener selben Tagebuchaufzeichnung vom Dezember 1837:

„Ich habe schon oben bemerkt, daß ich in meiner frühen Jugend schon eine sonderbar große Verehrung für ‚gelehrte Leute' (mit dem Kindesbegriff) hegte. Wo ich jemanden sah, von dem man sagte, er sei gelehrt, da glaubte ich einen Menschen von ganz außergewöhnlichen Eigenschaften und Vorzügen von mir zu haben. . . . Ich urteilte zuerst nach denjenigen, die mehr die Sache unterscheiden mußten als ich, und da findet sich denn die Achtung für das Wissen unter jeder Menschenklasse, unter denen aber am meisten, die nichts oder doch nicht viel wissen. Wie ich größer wurde, hin und wieder einen Begriff über einige Gegenstände der Wissenschaften auffing, Geschichte las und sich in mir ein Gefühl hervordrängte, welches mich zum Studium selbst trieb, so verringerte dies sicher die hohe Meinung nicht, die ich für Männer hegte, denen ich meine schönsten Genüsse verdankte."

Jahre reiferer Beobachtung belehrten ihn indes, daß die Hochschätzung, mit der er die Gelehrsamkeit umgeben hatte, im Leben sich nicht bewährte, daß nicht jeder Gebildete oder Gelehrte schon deshalb auch ein schätzenswerter Mensch sei. Ja mit Entsetzen mußte er erkennen, daß vieles von dem, was weiten Volkskreisen zum Verderben war, gerade von den gelehrten Ständen seinen Ausgang nahm.

„Eine schlimme Sache ist es für die menschliche Gesellschaft, wenn diejenigen Menschen, welche durch ihre Stellung oder die Bildung, die sie vor den übrigen auszeichnet, das Augenmerk oder sozusagen der Stützpunkt der übrigen geworden sind, wenn diese Blößen eines niederen Geistes geben, die dann ein Heer von schlechten Folgen nach sich ziehen.

„Mir hat sich die Überzeugung aufgedrungen, daß aus dem Kreise der Gebildeten jene Quelle fließt, welche mit ihrem durchdringenden Elemente die Erde um sich sprossen macht, zugleich aber den Samen mit ausstreut, der wuchert und wächst, sei es zum Leben oder zum Tod, mögen es Giftpflanzen oder stinkendes Unkraut oder Heilkräuter und nützliche Gemüse sein.

„Unter Gebildeten verstehe ich solche Menschen, die an Kenntnissen sich über den Haufen erheben, die ihr Leben dem Forschen nach immer größerer Intelligenz widmen, die handeln sollen, nicht um der Form der Tat zu genügen, sondern um zu zeigen, daß sie mit Bewußtsein, mit einer Überzeugung handeln, die sie so und nicht anders zu handeln bestimmt. Ihre Rede muß der Ausdruck der denkenden, scharf unterscheidenden Seele sein."

Die schmerzliche Wahrnehmung reichte nicht hin, dem jungen Kolping die Wertschätzung zu rauben, die er für alle Bildung und Wissenschaft in sich nährte. Diese waren es ja, was Macht gab über die Geister und eben dadurch die Mittel bot, auf die moralische Hebung der Menschen hinzuwirken so gut als wie zu ihrem Verderben, und diese Aufgabe gerade schwebte

ihm als das Höchste vor, dazu gerade fühlte er sich im Innern aufgerufen. Dem schlichten Handwerksgesellen von damals stand die Stufenleiter, die ihn zu dieser Höhe führen sollte, klar vor Augen: erst höhere Schulbildung und dadurch Aufnahme in den Umkreis der gebildeten Stände, dann durch beharrliches Studium ein gründlich gelehrter Mann; auf Grund des erworbenen ausgebreiteten Wissens ein Lehrer des Volkes, als einflußreicher Volkslehrer ein Führer der Mitbrüder zu moralischem Hochstande und damit zu Menschenwürde und zu menschlichem Glück.

„Da ich besonders es mir zur Aufgabe gemacht hatte, indem ich die Menschen handeln sah, auch auf die Gründe ihres Handelns zu sehen, ich aber für die Wissenschaft am meisten interessiert war, so suchte ich in dem Menschen immer den Standpunkt seines Wissens zu erraten. . . . Keinen Menschen habe ich gefunden, der nicht das Wissen ehrte und deswegen diejenigen verachtet hätte, die es besaßen. So haben die Gebildeten immerhin eine Achtung, die wohl ihre Persönlichkeit verringern, aber nicht aufheben kann, und es wird auch kein Vernünftiger sie ihnen versagen.

„Aber noch etwas mehr als bloße Achtung findet sich für dieselben unter den übrigen Menschen vor. Dies ist der Anteil, den sie an den Geistesprodukten jener nehmen. Ihre Ideen sind für das Volk hauptsächlich geschrieben, werden von diesem ergriffen, aufgefaßt und nicht selten im Leben verwirklicht. Dies ist der weitere Wirkungskreis des Gebildeten, der einmal mit offenem Gesichte dem Volke gegenüberstehend seine ganze Person und mit dieser seinen inneren Wert preisgibt.

„Hat er aber erst den Volksgeist ergriffen, weiß er ihn an gewissen kitzeligen Stellen zu fassen, ihn für sich zu interessieren, dann ist er sein Lehrer geworden und hat mit diesem Amte alle die großen und kleinen Pflichten auf sich geladen, die ein solches Lehrfach fordert.

„Aber Volkslehrer sein, das ist etwas Großes, etwas sehr Großes, man wird sich's wohl nicht zu groß vorstellen. Eine Stellung einnehmen, auf die der große Haufe blickt, nach deren Angabe er den Ton der Stimme modelt, gleichsam den Zügel in den Händen haben, durch welchen die Menge gelenkt wird, ist etwas, was entweder zur höchsten Geistesanstrengung begeistern oder den Geist des Menschen zur tiefsten Stufe der Schmeichelei hinabziehen muß.

„Daß diesen beiden Extremen der Gedanke zu Grunde liegt, irgend etwas in der Welt neu umzuschaffen, zu gestalten, finden wir, wenn wir in der Geschichte auch nur die Anfangsgründe wissen, auf jedem Blatte.

„Der Erfolg jeder derartigen Unternehmung hat über den moralischen Wert schon entschieden. Lag in dem Bestreben das Gute, gründete sich die Wissenschaft auf göttliches Gesetz, war es demjenigen wirklich gemeint, etwas Gutes, Haltbares auf der Welt zu stiften, der es sich unterfing, dem menschlichen Geiste eine andere Richtung zu geben, so arbeitete sich das Gold leicht aus dem Gemenge fremder Stoffe hervor. Aus der Mühe erwuchs der Segen entweder gleich oder nachher, blieb aber nie aus. Was wahr, gut, göttlich ist, wird nie verderben, wird nie sich verschlechtern, den Gehalt durch Zeit und Umstände verlieren, sondern seinen Segen immer mehr vergrößern und ausbreiten.

„Was aber im Grunde schlecht ist, seine Stütze nicht auf Gott hat, und sehe es noch so glänzend aus, schmeichle und gefalle [es] auch noch so sehr, das Untaugliche

erscheint schon zu seiner Zeit, mag es lange übertüncht und bedeckt sein, auch noch so sehr unter der angenehmen Form verborgen liegen, es muß einmal ans Tageslicht kommen, und währte es auch noch so lang. Nur blickt man dann mit um so größerem Abscheu auf dasselbe, wenn man es endlich einsieht, wie lange man sich durch dasselbe täuschen ließ.

„So steht der Stand des Gebildeten, der durch seinen Geist sich nicht allein über die Menge erhebt, sondern ihm voranschreitet und es weiß, daß man seinen Schritten folgt. Suchte sein Herz von Jugend an die Wahrheit mit Ernst und Ausdauer, förderte er seine Geisteskräfte, um dadurch nützlich zu werden seinem Mitbruder, aber nützlich in moralischer Hinsicht — jeder andere Nutzen führt zum Verderben —, und hatte er sich wirklich das Wohl der Menschheit zum Zielpunkte seines Lebens gesetzt, so kann nicht dann, wann sein Geist den Umfang seiner Kräfte und seiner Pflichten ermißt, die Richtung seiner Grundsätze dahin abzwecken, daß der andere durch ihn zwar geblendet, aber betrogen wird. . . .

„Dessen Streben aber eine andere Absicht zu Grunde lag, es sei eins, unter welcher Form sie vorkomme, ist es nur die angegebene nicht, [so] bereitet sich zuerst ein Verderben, das um so größer wird, je mehr durch ihn irre geleitet wurden. Der große Haufe von Volkslehrern wird nun wahrscheinlich an die Reihe kommen, denn sie können es selbst nicht leugnen, nicht mal [ver]schweigen, daß das Höchste, was sie erstrebten, die Volksgunst war, oder ‚die Gunst des Publikums' mit einem beliebten Ausdruck."

Kolping trug kein Verlangen und war nicht danach geartet, zu jener Art von Volkslehrern zu gehören, die durch Umschmeichelung der Massen um „die Gunst des Publikums" buhlen. Er selbst wirft die Frage auf:

„Wodurch mag man wohl die Volksgunst am leichtesten erlangen? Wie stellt man's an, daß das Volk für den fraglichen Mann interessiert wird, ihn schätzen lernt und ihn zu seinem Lehrer macht? Denn das hängt alles vom Volke ab. Es ist doch keine Kleinigkeit, einen solchen Posten zu bekommen. Und hat man ihn, was macht man, um ihn zu behalten?

„Man muß dem Volke die Wahrheit sagen. Wahrheit ist ja die Quelle, wonach alle dürsten. Man muß dem Volke seine Mängel zeigen, es mit unparteiischer Strenge richten und die Mittel an die Hand geben, wie es sich bessern kann; man muß es von den Gelegenheiten entfernen, wodurch es sich schaden kann, ihm das Gift zeigen und seine schreckliche Wirkung, muß ihm Nahrung geben, die den krankhaften Zustand verbessert und gesunderes und kräftiges Blut in seine Adern schafft, und, tut's not, auch eine schmerzliche Operation mit ihm vornehmen."

Was Kolping hier ironisch den falschen Volksbeglückern als Mittel anpries, um die Massen an sich zu ketten, das war es, was er im Ernste selbst anwandte, um im rechten Sinn ein Lehrer des Volkes zu sein zu dessen Wohlfahrt und Erhebung, und wohl selten hat ein Volkslehrer aufrichtigere Verehrung und treuere Anhänglichkeit gefunden. Das biedere, treue Volk hat ihn erkannt und verstanden.

Als der Erzbischof von Köln, Johannes von Geissel, am 7. Juli 1847 nach Elberfeld kam zur Firmung und Einweihung der neuen Kirche und

mehr noch zur Ermutigung der vielgeprüften katholischen Gemeinde, trat ihm der junge Gesellenverein bereits als eine moralische Macht unter die Augen. In feierlichem Zuge holten die katholischen Gesellen ihren Erzbischof ab, versahen während der Feierlichkeiten musterhaft den Kirchenchor, huldigten des Abends ihrem Oberhirten durch eine Serenade und ließen durch ihren Präses die Grundzüge und bisherigen Erfolge ihres Vereins dem Erzbischof darlegen. Geissel blieb von der Stunde an für Kolping und seinen Verein der wohlwollendste und teilnehmendste Gönner.

Nicht lange hatte Kolping seines Amtes als Präses gewaltet, als schon alle das Gefühl durchdrungen hielt, daß der rechte Mann an der rechten Stelle sei. Nach den praktischen Erfahrungen der ersten zwei Vereinsjahre wurden im Oktober 1848 die Statuten neu gestaltet. Inzwischen war durch abwandernde Gesellen der gute Same in die benachbarten Städte des Rheinlandes weitergetragen worden und hatte auch anderswo das Verlangen nach einem derartigen Vereine rege gemacht. Auf Elberfeld allein beschränkt, blieb der Verein Stückwerk, in seiner Wirksamkeit eingeengt und für die Zukunft ganz abhängig von den Zufälligkeiten der lokalen Verhältnisse. Mit aller Macht erfaßte den eifrigen Präses der Gedanke, im katholischen Köln einen Mittelpunkt des Vereins zu schaffen und von hier aus über die Städte des Rheinlandes ihn auszubreiten. Auf Kolpings wiederholtes Ansuchen hin berief ihn der Erzbischof im Frühjahr 1849 als Domvikar in seine Metropole, wo er in der Dompfarrei an den Seelsorgearbeiten sich zu beteiligen hatte. In den dortigen Handwerkerkreisen hatte er bereits durch seine Getreuen vorarbeiten lassen, und nachdem er 2. April 1849 seinen Einzug gehalten, war auch hier ein ansehnlicher Verein bald beisammen. Eben jetzt erschien aus Kolpings Feder die erste selbständige Schrift: „Der Gesellenverein. Zur Beherzigung für alle, die es mit dem wahren Volkswohl gut meinen. Von Adolf Kolping. Köln-Neuß 1849." Den 40 Seiten der Schrift waren die Statuten des Vereins als Anhang beigegeben. Die Dinge entwickelten sich nun Schlag auf Schlag. Schon im Februar 1850 trat eine Konferenz zur Gründung eines Gesellen-Hospizes in der Stadt Köln zusammen. Der 1. Mai des gleichen Jahres brachte das „Generalstatut des katholischen Gesellenvereins Köln-Elberfeld-Düsseldorf" und damit den „Rheinischen Gesellenbund".

Als Kolping im Oktober 1851 auf der Mainzer Katholikenversammlung auftrat, war es jedoch nicht mehr bloß ein Bund für die Rheinlande, zu dem er einlud, sondern eigentlich schon der katholische Gesellenverein für

alle deutschen Handwerker und alle deutschen Länder. Das Werk Kolpings fand freudige Aufnahme und feurige Unterstützung, vielleicht bei niemand mehr als bei Bischof von Ketteler und den auserwählten Männern seiner Umgebung[1]. Kolping hatte hier in Mainz sich und sein Werk vor das ganze katholische Deutschland hingestellt und hatte mit einem Male alle Herzen dafür gewonnen. Im Süden wie im Osten, vorab in Mainz, Freiburg, Karlsruhe, Breslau, begannen rasch Vereine sich zu bilden, und diese schönen Erfolge lockten 1852 den Gesellenvater zu seiner ersten großen Gründungsreise durch den Süden Deutschlands. In Augsburg, München, Innsbruck, Salzburg, Linz, Steyr und Wien sah er sein Werk frisch und kräftig Wurzel schlagen, in Wien zumal blühte es rasch empor und wurde Kolping und seinem Werke von seiten der höchsten und allerhöchsten Kreise warme Sympathie und lebhaftes Interesse entgegengebracht. Auch die Rückreise, die Kolping über Berlin nahm, brachte noch eine Eroberung; hier wurde der seeleneifrige Vikar Eduard Müller für das Werk gewonnen und mit seiner Hilfe sofort ein lebenskräftiger katholischer Gesellenverein in der Hauptstadt Preußens zu stande gebracht. Kaum von der langen Reise zurückgekehrt und von seinen treuen „Burschen" in Köln festlich empfangen, machte sich Kolping wieder auf zur Katholikenversammlung in Münster 1852, die nun auch die Städte Westfalens, vorab die Bischofsstadt Münster selbst, dem Verein erschloß.

Drei Jahre später sah der unermüdliche Organisator bereits die Früchte reifen. Sein Auftreten in Berlin im März 1855, wo er vor einer glänzenden Versammlung über Bedeutung und Ziel der Gesellenvereine sprach, war selbst für die Hauptstadt ein Ereignis. Königliche Prinzen und Staatsminister, Fürsten und Parlamentsmitglieder drängten sich um den ehemaligen Schustergesellen und lauschten beifällig seinem langen, aber fesselnden Vortrag[2]. Wie er dabei feststellte, zählte man bis zu jener Stunde

---

[1] Vgl. Pfülf, Bischof von Ketteler I 269 f.

[2] Hermann v. Mallinckrodt, als Mitglied der Katholischen Fraktion damals im Abgeordnetenhause in Berlin, schrieb 25. März 1855 an seinen Bruder: „Hier gibt es nichts Absonderliches. Das Neueste ist, daß auf heute abend ein Fraktionssouper anberaumt ist, bei welchem auch der bekannte Kolping gastieren wird. Während ich schreibe, ist großer Gesellenverein, zu welchem der Besuch mehrerer Minister angekündigt war. Ich bin einiger Briefe halber ferngeblieben. Es handelt sich für Kolping um den Erwerb von Korporationsrechten." Einige Jahre später, 2. Oktober 1862, sprach Mallinckrodt von der Tribüne des Abgeordnetenhauses Kolping und dessen Werk ein glänzendes Lob. Vgl. Pfülf, Hermann v. Mallinckrodt (1901) 216.

104 Vereine mit rund 12000 Mitgliedern. Noch im Mai des gleichen Jahres erschien Kolping in München zur Einweihung des dortigen Gesellenhauses; er konnte Zeuge sein, wie der König des Landes[1] durch seinen amtlichen Vertreter der Freude und Anerkennung für das Werk warmen Ausdruck verleihen ließ.

Noch zweimal führten weit ausgedehnte Rundreisen den Gesellenvater durch einen großen Teil der deutschen Länder; 1856 waren es hauptsächlich Sachsen, Böhmen und Österreich, 1863 Schwaben, Bayern, Baden und die Schweiz. Aber es galt jetzt nicht mehr der ersten Neugründung, sondern der Aufmunterung und weisen Beratung an Ort und Stelle. Zwei andere Jahre wurden noch bedeutungsvoll für Kolpings Lebenslauf. Sein Erzbischof hatte ihn 1862 zum Rektor der Minoritenkirche ernannt, was auch für die kirchlichen Feste des Vereins einen Gewinn bedeutete; kurz darauf folgte seine Erhebung zum päpstlichen Geheimkämmerer. Als die Ernennung eintraf, war Kolping eben auf einer Wallfahrtsreise nach Rom begriffen. Er sah sich dort von Pius IX. aufs herzlichste aufgenommen, viel geehrt und freundlich beschenkt. In anderer Weise wichtig wurde das Jahr 1864. In den März fiel die Grundsteinlegung des Neubaues für das Kölner Gesellenhospiz. Das erste Kölner Hospiz, für das mit großer Mühe die Mittel zusammengebracht worden waren[2], hatte 8. Mai 1853 bezogen werden können. Aber es scheiterten anfangs alle Anstrengungen, die Korporationsrechte für das Haus zu erlangen, deren es zum guten Gedeihen bedurfte. Die Verwendung mächtiger Gönner mußte angerufen werden, um durch ein unmittelbares Eingreifen des Königs das Gewünschte zu erreichen, wenn auch erst um Jahre später. Als man endlich so weit gelangt war, hatte sich auch bereits die Notwendigkeit herausgestellt, neue und beträchtlich weitere Räume für die Vereinszwecke zu schaffen. So begann denn 1857 wieder das Planen und Sammeln. Am 20. Juni 1864 konnte zum neuen Gebäude der Grundstein gelegt werden. Nicht lange nachher tagte die Katholikenversammlung in Würzburg, wo über die wichtigsten sozialen Angelegenheiten des Volkes verhandelt wurde. Hier wurde auch zur Organisation des katholischen Gesellenvereins der Schlußstein eingefügt und darüber an alle Bischöfe Deutschlands eine Denkschrift versendet.

---

[1] Durch Handschreiben vom 19. September 1855 verlieh König Max II. dem Münchener Gesellenhause Korporationsrechte und machte ihm unter den gnädigsten Ausdrücken seiner Anerkennung ein Gnadengeschenk von 10000 fl. Vgl. Schäffer, Adolf Kolping, der Gesellenvater 168.

[2] Kolping selbst veröffentlichte die Schrift: Für ein Gesellenhospizium, Köln 1852.

Kolping, bei dem 1861 das alte Brustleiden wieder hervorgebrochen war, fühlte sich um diese Zeit schon recht leidend, ein Vorgefühl des nahen Endes veranlaßte ihn im Sommer 1865, durch Testament alle seine zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen. Aber bei der Katholikenversammlung zu Trier erschien er wieder in der alten Frische. Hier sprach er am 10. September 1865 noch mit Kraft im Vereinslokal und hielt auch noch eine Präsidesversammlung ab. Als an einem der Abende der Trierer Lokalpräses in einem Ehrenspruch den anwesenden Gesellenvater feierte, erinnerte dieser ernst an ein Entrüstungswort des hl. Paulus: „Ihr Männer, was tut ihr da? Wir sind sterbliche Menschen! Der Gesellenverein ist nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk." Es war gleichsam das Schlußwort seines Lebens.

Noch ehe die Trierer Tagung vollends ihren Abschluß gefunden, eilte Kolping zurück nach Köln, wo am darauffolgenden Sonntag der vollendete neue Hospizbau feierlich eingeweiht werden sollte. Aber in der Nacht, die auf die Rückreise folgte, überfiel den schon längst leidenden Gesellenvater schwere Erkrankung. Nur mit größter Mühe vermochte er sich so weit aufrecht zu halten, daß die Feier der Einweihung ohne Störung ihren Verlauf nehmen konnte. Kolping, mit den Abzeichen der päpstlichen Kämmererwürde bekleidet und von 30 auswärtigen Vereinspräsides umgeben, wohnte dem feierlichen Festgottesdienst in der Minoritenkirche bei. Des Abends bei der Versammlung hielt er, wenn auch mit der äußersten Anstrengung, die erste Rede im neuen Saale, die zugleich die letzte in seinem Leben sein sollte. Sein Werk war vollendet, im Frieden konnte er sich zur Ruhe legen. Noch einige Wochen schmerzlicher Läuterung, und am 4. Dezember 1865 war er sanft entschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Kirchenmusikalische Fragen der Gegenwart.

(Schluß.)

II. Kirchenlied und mehrstimmige Musik.

Die Kirchenmusik hat viel Kummer und Sorge mit ihren Lieblingskindern. Während der Erstgeborne, der Choral, eine sinnige, stets dem Idealen zugewandte Dichternatur mitbekommen hat, die sich schwer mit dem praktischen Leben abfindet, besitzt das Volkskirchenlied eine recht sanguinische Anlage, bei der nur die vorsichtigste und klügste Erziehungsmethode die guten Seiten des Charakters zur Herrschaft bringt. Bald singt der Bruder Luftikus eine Melodie in der Kirche, die er auf dem Tanzsaal gelernt zu haben scheint, dann wieder schleppt er Knittelverse herein, die allenfalls für ein humoristisches Couplet paßten, ernstere Lieder, die ihm nicht besonders „liegen“, wie er sagt, singt er so langweilig und zähflüssig, daß man mit der Peitsche hinterdrein sein möchte, oder er detoniert und gleitet immer mehr in die Tiefe wie ein Luftballon, der sich zum Landen anschickt. Und ist er einmal in besonders guter Laune, hat's ihm einmal ein Lied angetan, dann singt er ohne Bedenken eine zweite Stimme dazu, unbekümmert um die greulichen Dissonanzen, die dadurch mit der begleitenden Orgel entstehen.

So ist es aber in der Tat. Wie selten hört man ein Kirchenlied so, daß auch ein feineres musikalisches Empfinden ganz davon befriedigt sein könnte! Wer je praktisch mit der Kirchenliedfrage zu tun hatte, weiß es, ein wie schweres Kreuzlein mit dieser Aufgabe auf seine Schultern drückt. Da heißt es mit nie erlahmender Geduld an der Vervollkommnung arbeiten. Wer sich ans Schelten und Poltern machen wollte, hätte verlorenes Spiel. Das feine und zarte Gemüt des Volkes verlangt Liebe und ruhige Belehrung. Schließlich wird es dann schon selbst einsehen, daß dies und jenes nicht in Ordnung sei und Besserung erheische. Vor allem werde man nicht müde, mit den Schulkindern immer wieder die Kirchenlieder einzuüben; die Alten folgen dann schon von selber nach. Daß dabei das Sprichwort „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen“ mal umgekehrt wahr wird, ist ja eine ganz hübsche Abwechslung im ewigen Gleichklang der Dinge.

Die Verschiedenheit der Gesangbücher und noch mehr die verschiedene Redaktion der einzelnen Lieder in den einzelnen Diözesen ist bei der heutigen Verkehrsleichtigkeit und der damit begünstigten Freizügigkeit und Wanderlust ein recht fühlbarer Mißstand. Man seufzt nach einer einheitlichen Bearbeitung der Melodien und Texte. Allein diese ist nicht nur sehr schwierig, weil das Volk mit einer Zähigkeit sondergleichen an der einmal eingelernten Melodie festhält und jede Änderung als eine Verschlechterung, ja als einen Eingriff in ererbtes Gut empfindet, sondern auch, weil selbst die Fachleute über die Art der Änderung nicht einig werden können. Ob die berühmten 25 Lieder in einheitlicher Redaktion sich überall werden durchführen lassen, ist eine Frage, die wir an die Zukunft stellen müssen.

Über den Einheitskatechismus ist man noch immer nicht im klaren, wie die schier endlosen Debatten der letzten Lustren zeigen. Und doch ist dabei nur die kleinere Schwierigkeit vorhanden, die von seiten der Fachleute, da ein Widerstand des Volkes nicht zu befürchten ist. Es heißt also in der Gesangbuchfrage vorsichtig sein. Heißsporne kann man dort wie überall, wo es sich um tief ins Volksleben einschneidende Reformen handelt, am wenigsten brauchen. Lieber verzichte man einstweilen auf die Einheit, als daß man ein scandalum populi verursache. Es hat ja auch wirklich keine so große Eile. Und wenn man nach hundert Jahren einmal eine erträgliche Einheit zustande gebracht hat in ruhigem, fast unmerklichem Fortschreiten, dann ist es besser, als wenn sie nach zehn Jahren erreicht ist unter großen Opfern von Frieden und Eintracht. Was sind auch 100 Jahre in der Entwicklung der Kirche und im Ausreifen ihrer Ideale? Wir wissen ja gar nicht, ob sie nicht noch Zehn-, ja Hunderttausende von Jahren vor sich hat. Man blicke doch in tiefere Perspektiven als immer nur in die engen Jahrzehnte unseres eigenen Lebens.

Am ehesten dürften sich die Texte uniformieren lassen, denn darauf ist das Volk nicht so sehr erpicht, kann sich auch, da heutzutage ja jedermann lesen kann, ohne nennenswerte Schwierigkeiten nach einem neuen Modus richten. Mit der Uniformierung müßte aber zugleich eine durchgreifende poetische Verbesserung der Texte vorgenommen werden. Die Grundsätze, die G. Dreves in seiner Broschüre „Ein Wort zur Gesangbuchfrage" (Freiburg, Herder) aufgestellt hat, müßten dabei mit Ausnahme seiner Ansichten über sprachliche Archaismen maßgebend sein. Das wäre eine Aufgabe, unserer besten Dichter würdig. Wir denken hier besonders an unsern P. Gaudentius Koch O. C., der uns schon so schöne Kirchenlieder gedichtet

hat, in denen die Volksseele so ergreifend betet. Wenn irgend einer, dann wäre er der geborne Reformator unserer Kirchenliedertexte.

Bei den Melodien aber wird man sich's zehnmal überlegen müssen, bis man das Beschneidemesser anlegt oder Aufpropfungen macht. Es wird z. B. bei den Rheinländern nicht leicht zu erreichen sein, daß sie ihre Lieblingslieder wie etwa „Tauet, Himmel“ oder „Deinem Heiland, deinem Lehrer“ ohne die bekannten Achtelgruppen singen; die Lieder haben sich in ihrer jetzigen Form zu tief ins Volksempfinden gegraben, sie kämen ihnen in der vereinfachten Form wie ein geplünderter Rosenstock vor oder wie ein Schwan, dem man die Schwingen abgeschnitten. Hier ist christliche Duldsamkeit viel eher am Platze als idealsüchtiges Eifern. Die Lieder sind auch gar nicht unwürdig, besonders wenn ihnen eine farbenreiche Begleitung gegeben und das Tempo nicht zu schnell genommen wird. Für letzteres ist bei Volksliedern ohnehin keine Gefahr. So verschleiern selbst Stellen, die beim Lesen recht trivial anmuten, wie: Preis' nach Kräf = ten sei = ne Wür = de ..., ihren etwas leichten Charakter.

Man sollte überhaupt die Anforderungen für eine Volksmelodie nicht gar zu hoch stellen. Lieder, die von den Gläubigen immer und allgemein mit Begeisterung gesungen werden, müssen etwas an sich haben, was sie gerade als Volkslieder geeignet macht, und die Theorie hat dabei nicht zu zürnen und ein verdrießliches Gesicht zu machen, sondern sollte sich liebevoll in die Psyche des Volkes versenken und nach den Gründen dieser Erscheinung forschen. Unsere Ästhetik ist leider viel zu sehr eine Abstraktion jener Kunst, die man die klassische nennt, statt daß sie sich aus psychologischen Tatsachen aufbaue. Je mehr man in den Tempeln und Palästen der Kunst aus- und eingeht, um so mehr fühlt man den Mangel. Von dieser praktischen Ästhetik sind wir aber noch weit entfernt. Es muß erst das Baumaterial aus den Steinbrüchen der experimentellen Psychologie beigeschafft werden. Auch Dreves sagt in seiner oben genannten Broschüre bezüglich der Volkstümlichkeit des Kirchenliedes: „Damit sind wir allerdings zum andernmal auf einem Gebiete angelangt, wo alles Definieren, Klassifizieren, Spezialisieren gründlich ein Ende hat.“

Darum können uns auch die heißblütigen Argumente, die man gegen beliebte Kirchenlieder vorzubringen pflegt, nicht überzeugen. Wir erinnern uns noch mit Vergnügen an jene Zeit, wo der verdiente Domkapellmeister Weber von Mainz dem Lied: „Stille Nacht“ mit dem scharfen Seziermesser

der Ästhetik Herz und Lungen bloßgelegt und etwa zwanzig tödliche Krankheiten an ihnen konstatiert hat. Der Anatom ist unterdessen ins Grab gesunken, das „todkranke" Lied lebt noch ebenso kräftig wie vorher in unverwelkter Jugendfrische.

Hier möchte der Verfasser die Gelegenheit wahrnehmen, aus seinem eigenen Leben eine schwere musikalische Todsünde zu beichten. Er hat einmal bei dem Lied „Hier liegt vor deiner Majestät", gesungen von einer Schar frischer Schulkinder und begleitet von einem guten Organisten, starke musikalische Eindrücke empfunden. Man denke sich, ausgerechnet in dem Liede, das in unserer kirchenmusikalischen Welt wohl nur bei Dr Löbmann Gnade gefunden hat[1]. Aber das natürliche Empfinden brach sich seine Bahn durch all die Vetos einer rigorosen Theorie. Und mochte ihm auch das anerzogene Palestrinagewissen noch so eindringlich vorreden, welch abscheuliches Giftgewächs dieses Lied sei und wie man es ausreißen und hinauswerfen müsse aus dem Garten der kirchlichen Kunst, die Macht der Natur siegte über die Macht der anscheinend theoretisch begründeten Bedenken.

Wo sind jene Theoretiker, denen es nicht schon ähnlich erging mit diesem oder jenem Lied? Wer vermöchte sich dem stillen Reiz der schlichten

[1] Nachdem der Aufsatz bereits geschrieben war, finde ich nachträglich, daß auch der jetzige Generalpräses des deutschen Cäcilienvereins, Professor Müller, das Lied in Schutz nimmt. In Nr 1 (1910) der Paderborner Zeitschrift „Die Kirchenmusik" drückt er seine Freude darüber aus, daß Dr Löbmann diese deutsche Singmesse nicht nur als notwendiges Übel betrachtet, sondern ihr auch nach der musikalischen Seite hin Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wir möchten übrigens durchaus nicht die ganze Haydnsche Singmesse ohne weiteres empfehlen; nicht alle Lieder derselben sind in ihrer Art so abgeklärt wie das Eingangslied „Hier liegt vor deiner Majestät". Es wurde gegen dieses Lied vor allem auch das Bedenken geltend gemacht, daß der Empfindungsgehalt der Melodie nicht mit dem Text übereinstimme. Dann müßte man aber auch einen großen Teil der Choralmelodien für verfehlt halten, und gar manche mehrstimmige Kyriekompositionen müßten abgewiesen werden, da sie das eigentliche Flehen kaum ausdrücken, sondern nur einen mehr oder weniger gediegenen musikalischen Satz darstellen. Daß wir in solchen Fällen gleichwohl keinen Kontrast empfinden, liegt in der Indifferenz und Vieldeutigkeit der Musik. Wer hätte bei dem herrlichen Lied:

Wun-der-schön Präch-ti-ge

schon gefühlt, daß die Melodie eigentlich nur für die dritte Strophe paßt, die gerade die entgegengesetzte lyrische Stimmung aufweist, wie die erste und zweite. Wenn nun eine Melodie sich für den Ausdruck so konträrer Empfindungen eignet, daß wir auch nicht die geringste Störung des ästhetischen Genusses merken, dann muß man mit solchen Beweisgründen sehr vorsichtig und zurückhaltend sein.

Weise „Stille Nacht“ zu entziehen oder der wuchtigen Kraft eines „Großer Gott“ oder dem entzückten Osterjubel eines „Das Grab ist leer“? Es ist wirklich nicht bloß, wie Griesbacher meint, eine echt deutsche Pietät, die das Lied „Stille Nacht“ am Leben erhält, sondern es ist der prägnante musikalische Ausdruck jener Volksnaivität, die ihre Freude hat an den Kirchenkrippen mit dem geschnitzten Kindlein, der heiligen Mutter, dem hl. Joseph und dem aufgehängten glitzernden Stern. Wer nicht ein alter Griesgram geworden ist und nicht absichtlich seine Hand auf die Saiten seines Gemütes legt, damit sie ja nicht mitschwingen können beim Erklingen solcher Lieder, wer sich nicht durch den Pantoffel der herrschsüchtigen Frau Theoria einschüchtern läßt, wird in Sachen des Kirchenliedes zu einem milderen Urteil kommen. Und wenn auch solche Lieder aus dem 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts Rokokozüge aufweisen, was liegt daran? Man ist ja auch in der bildenden Kunst glücklich über die Periode hinaus, wo einzig der romanische und gotische Baustil als kirchlich galt. Heute gefällt uns auch wieder der lebhafte Schwung des Barock und des Rokoko, nicht nur die strengen, gemessenen Linien der alten Stile. Hüten wir uns, Reichenspergers einseitige Theorien aufs Gebiet des Kirchenliedes und der Kirchenmusik zu übertragen.

Danit möchten wir keineswegs leugnen, daß gerade jene Zeit vieles hervorgebracht hat, was wir nicht mehr brauchen können. Solche Lieder dürften sich aber auch kaum mehr in Deutschland lebendig erhalten haben; in verstaubten Büchern liegen sie in tiefem Schlaf und werden höchstens noch hie und da von einem Gelehrten aufgerüttelt, um Auskunft zu geben über ihr Woher.

Noch weniger möchten wir in Abrede stellen, daß die alten Kirchenlieder zum großen Teil von sehr hohem inneren Wert sind, viele davon zugleich von echter Volkstümlichkeit. Großartigere und stimmungsreichere Volkslieder als z. B. „O Heiland, reiß die Himmel auf“ (natürlich die alte, dorische Melodie!), „Zu Bethlehem geboren“, „Es ist ein Ros entsprungen“, „Vor aller Jungfraun Krone“ (Dreves' „O Christ, hie merk“ Nr 108) und andere lassen sich kaum denken. Wenn man aber alle diese auch heute noch gern gesungenen Lieder eingehend prüft, dann merkt man immer, daß sie ein modernes Gepräge haben und sich unschwer in unser Dur und Moll einordnen lassen. Lieder dagegen, die in den alten, unserem Dur und Moll ferner liegenden Kirchentonarten verfaßt sind, finden in unserer Volksseele nicht mehr ein entsprechendes Sensorium. Darum werden

solche Lieder nie wieder eine Auferstehung feiern, und für ihre Wiedereinführung sollte man auch nicht unnütz seine Kräfte opfern.

Merkwürdig bleibt es, daß unsere an musikalischer Produktion so reiche Zeit das Feld des Kirchenliedes so ziemlich brach liegen läßt. Einiges liegt ja in privaten Drucken vor, gelangt aber nicht in die Öffentlichkeit. Hier wäre einmal ein allgemeines Ausschreiben am Platze. Die besten Einsendungen müßten in einem Band veröffentlicht werden. Als Dokument für das Können unserer Zeit würde die Sammlung Ewigkeitswert haben, auch wenn einstweilen nur eine beschränkte Zahl der neuen Lieder in die Gesangbücher aufgenommen werden könnte. Für den Cäcilienverein dürfte das eine viel anregendere und dankbarere Aufgabe sein als die Sorge für jene — man verzeihe — ausgedroschenen Strohbündel „leicht ausführbarer" Kirchenmusikalien, die er trotz alles Seufzens Jahr für Jahr in seinen Scheunen aufstapeln muß.

Die mehrstimmige Kirchenmusik ist zwar nicht mit denselben Hoheitsrechten ausgestattet wie der Choral, gleichwohl nimmt auch sie teil an der mütterlich gütigen Liebe und Sorge der Kirche. Und sie ist im Laufe der Zeiten schon ein rechtes Sorgenkind geworden, das immer wieder seinem hohen Beruf untreu wurde, besonders wo es sich mit der Instrumentalmusik anfreundete, und immer wieder einer starken zurückdrängenden Hand bedurfte.

Einige Zeugnisse aus dem 15. Jahrhundert lassen uns in die verwahrlosten kirchenmusikalischen Verhältnisse, die damals herrschten, einen Blick tun. So schreibt z. B. Agrippa von Nettesheim († 1535), der sich sonst wahrlich nicht durch eine besonders kirchliche Gesinnung auszeichnete:

„Heutzutage ist die Zügellosigkeit der Musik in den Kirchen so groß, daß man zugleich mit dem Meßtexte auf den Instrumenten üppige Liedeleien zu hören bekommt, und beim Gottesdienste die für schweres Geld gemieteten liederlichen Musiker ihre Gesänge nicht zur Erbauung der Anwesenden und zur Geisteserhebung aufführen, sondern zur Erregung der schlimmsten Sinnlichkeit; daß sie nicht Menschen-, sondern Tierstimmen hören lassen: denn hier wiehern Knaben den Diskant, andere brüllen den Tenor, andere bellen den Kontrapunkt, wieder andere blöken den Alt oder brummen den Baß. So hört man Töne im Überfluß, aber vom Texte kein Wort." Bei solchen Zuständen können wir es verstehen, daß man zur Zeit des Tridentinischen Konzils nahe daran war, der mehrstimmigen Kirchenmusik die Türe zu weisen und sie gänzlich aus dem Gotteshaus zu verbannen. Der

unfruchtbare Baum sollte umgehauen werden. Allein der mitleidige Gärtner bat den Herrn nochmals um eine Probezeit und siehe da, es kam ein Palestrina und rettete den Baum. So ging es bis ins 18. Jahrhundert, wo die kirchliche Musik abermals entartete und vollständig weltlichen, theatermäßigen Aufputz zeigte.

Das ist unkirchliche Musik im positiven Sinne. Es gibt aber auch eine unkirchliche Musik im negativen Sinne, die leider eine höchst unerfreuliche Begleiterscheinung der so notwendigen und verdienstlichen Reform des 19. Jahrhunderts wurde. Das ist jener fade Absud von Musik, der uns alljährlich scheffelweise ins Gotteshaus gebracht wird, armselige Harmonieübungen mit unterlegtem kirchlichen Text, die zu schlecht sind, um in der Welt leben zu können. Sie mißbrauchen das Asylrecht der Kirche, wie jene Verbrecher im Mittelalter, die durch Flucht in gottgeweihte Orte der Lynchjustiz zu entgehen wußten. Von dieser Musik gilt auch das Wort der Apokalypse: „Daß du doch kalt wärest oder warm! Weil du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde."

Kirchlich und würdig kann nur ein Werk sein, das künstlerisch ist. Nur die besten Gaben des menschlichen Geistes sind es wert, als Opfer vor das Allerheiligste gebracht zu werden. Haben die alten Juden etwa ihre kranken Tiere zum Opfer auserlesen? Wie oft aber liest man in Kritiken so oder ähnlich: „Künstlerisch will das Werk ja nichts sagen, aber es verletzt nicht das der Kirche geziemende Dekorum, darum möge es passieren." Würde es nicht viel besser heißen: „Künstlerisch will das Werk nichts sagen, also ist es auch nicht würdig für den Gottesdienst." Mit solchen Elaboraten müßte unserer Meinung nach viel schärfer ins Gericht gegangen werden, sonst überwuchern sie die ernsteren Arbeiten und entziehen ihnen Nahrung und Licht.

Wie ein wissenschaftliches Kompendium trotz der äußeren Einfachheit und Anspruchslosigkeit die Edelfrucht langjähriger vertiefter Fachstudien darstellt, bei dem jeder Satz der Extrakt eines langgesponnenen Denkprozesses ist, so erfordert es auch einen Meister, einfach und leicht ausführbar zu komponieren und zugleich künstlerisch wertvoll. Und selbst einem Meister wird es nur glücken in Stunden starker Inspiration, wo das Empfinden besonders machtvoll aufquillt. Gerade weil die einfache Musik auf dekorativen Schmuck verzichten muß, hat sie die Akkorde und die Seele der Melodie mit starkem Empfindungsgehalt zu durchtränken. Wer sich daran machte, die gewaltigen Schuttmassen der neueren kirchen=

musikalischen Produktion unter dieser Rücksicht zu durchsuchen, würde wohl noch manches gediegene Goldkörnchen entdecken, das von einem vielleicht zu oberflächlich prüfenden Rezensenten unbeachtet beiseite gelegt wurde, aber auch gewiß unter den Werken vielgenannter Kirchenkomponisten manches, was sich bei einer intimeren Herz- und Nierendurchforschung als Talmi erwiese, mochte es auch das obligate Lob gefunden haben.

Diese negativ unkirchliche Musik fand ihren besten Nährboden bei der retrospektiven Kunstauffassung des 19. Jahrhunderts, die in der Nachahmung des Alten ihr Heil erblickte. Auch die deutsche Kirchenmusik wurde von dieser unglücklichen Zeitidee erfaßt und Jahrzehnte hindurch von diesem Geiste der Nachahmung beherrscht. Da war der Augenblick gekommen, wo auch schwächere und schwächste Talente aus ihren Schlupfwinkeln hervorkriechen und sich der Öffentlichkeit zeigen konnten. Die Regeln der musikalischen Komposition waren ja schnell gelernt, und auf Originalität sah die Kritik so viel wie gar nicht. Dr Witt, ein Geist viel freierer Richtung und persönlichen Gepräges, wie seine eigenen Kompositionen beweisen, und die Namen jener Meister, die er bevorzugte, mußte bald sein Zepter an die Archaisten abgeben, die nun die Kirchenmusikschulen und die kirchenmusikalischen Zeitschriften beherrschten. Ein durch viele kleine Regelchen verwässerter Palestrinastil sollte die Grundlage abgeben für das neuzeitliche Schaffen. Selbst der Orgel suchte ein allzu gestrenger Referent palestrinensische Regeln aufzudrängen, wie z. B. die Regel, daß bei Synkopen nur eine gleichlange oder halb so lange Note angebunden werden darf. Gegen einen solchen Rigorismus war nicht anzukommen, und Leute, die anderer Ansicht waren wie Renner, mußten ihre „verderblichen" Gedanken in Broschüren niederlegen. Männer wie Tinel oder Rheinberger, von denen oft ein kleines Filigransätzchen, wie z. B. des letzteren herrliches Ad hoc templum, mehr wert ist als ganze Waggons offiziell in den Katalog aufgenommener Kirchenmusik, kamen ihr Leben lang als Kirchenmusiker nicht hoch, ja mußten sich die beschämendsten Kritiken gefallen lassen; Werke freierer Richtung wurden zur Prüfung an Referenten geschickt, deren schulmeisterliche Pedanterie bekannt war. Dr Haberl, dessen hervorragende Begabung nicht so sehr auf praktischem Gebiete lag als auf dem der Musikgeschichte, war im Grunde seines Wesens zwar weitherziger, hatte aber auch das entscheidende Wort nicht gewagt.

Unterdessen hatten die „Geächteten", unbekümmert um abfällige Kritiken, im stillen emsig weitergearbeitet. Es erstanden immer mehr Talente, die

an die freiere Richtung Witts, Mitterers, Rheinbergers anknüpften und kühn die Enge durchbrachen. Und als Dr Haberl unter der Last seiner schwierigen Aufgaben zusammengebrochen war, zeigte es sich unverkennbar, daß die Kirchenmusik an einem Wendepunkt ihrer Entwicklung angekommen sei. Sein Nachfolger als Generalpräses des deutschen Cäcilienvereins, Professor Müller, hat sofort die Zeichen der Zeit verstanden und das Schifflein wieder ins freie, offene Meer hinausgelassen, damit es auf die Suche nach Neuland gehe.

So stehen wir jetzt in einer Periode des Stürmens und Drängens. Frische Luft zieht ein in die lange verschlossenen Kammern. Die berühmte Regensburger Kirchenmusikschule, jene Hochburg kirchenmusikalischer Bestrebungen, hat mit Weinmann und Griesbacher Kräfte gewonnen, die in der Meinung, es sollten die kolossalen Fortschritte der neueren Tonkunst nicht nur der Welt dienstbar gemacht werden, sondern auch der Kirche, jene morschen Schranken niederlegten. In Österreich wurde eine neue Akademie für kirchliche Tonkunst gegründet, wo die modernsten der modernen Kirchenmusiker, Vinzenz Goller und Max Springer, als Professoren wirken. Eine so schnelle Wandlung konnte man freilich vor 15 Jahren noch nicht erträumen. Aber es kam ein Pius X. auf den päpstlichen Thron, der den modernen Perosi begünstigte, in seinem ewig denkwürdigen Motuproprio selbst der Chromatik freien Durchgang gewährte, Widmungen von Werken freiester Richtung annahm und mit hohem Lob auszeichnete, persönlich sogar an Stücken Gefallen findet, die uns kühleren Deutschen schon über der Grenze des kirchlich Zulässigen liegend erscheinen könnten.

In der Tat: Will man das Wort des Motuproprio, daß die Kirche stets den Fortschritt der Künste begünstige, nicht zu einer leeren Phrase stempeln, dann darf man das Schaffen der neuen Kirchenkomponisten nicht auf den Palestrinastil festlegen. Denn dort ist ein Fortschritt nicht möglich. Palestrina bedeutet in seinem Genus ebensosehr den Abschluß und Höhepunkt eines aufsteigenden Bergpfades wie Raffael in seiner Stilgattung der Malerei. Auf diesem Wege sind neue Entdeckungen nicht mehr möglich. Die Schüler aber von solchen Meistern, die den Abschluß einer Richtung und nicht eine Entwicklungsstufe bedeuten, leiten notwendig eine Periode der Dekadenz ein. Man braucht sich nur von der Geschichte belehren zu lassen.

Aber hat nicht das päpstliche Motupropio den Palestrinastil als Ideal mehrstimmiger Kirchenmusik aufgestellt? Ganz gewiß! Wer darum alle

Umstände so günstig zusammenfindet, daß er dieses Ideal durch Aufführung alter Meisterwerke buchstäblich verwirklichen kann, tut gut daran. Das ist aber etwas ganz anderes, als vom modernen Komponisten zu verlangen, daß er sich unter künstlicher Beleuchtung in die Säkularstimmung des Cinquecento, die durch Einwirkung aller damaligen Kulturfaktoren auf das Gemüt erzeugt wurde, versetze und aus dieser Stimmung heraus komponiere. Nirgends fordert das Motuproprio die Komponisten zu einer solchen Unnatur auf. Man hatte ja auch von Palestrina trotz der Reformbedürftigkeit der damaligen Kirchenmusik nicht verlangt, daß er seine Werke in den Formen früherer Zeiten schaffe; er durfte so modern sein, wie er nur wollte, und konnte in allen Formen seiner Zeit sprechen, und das trotz der Gemeinsamkeit jener Formenwelt mit der Profanmusik. Unsere Säkularstimmung ist die des 20. Jahrhunderts, die aus einer Fülle ganz anders gearteter Kulturfaktoren — wir brauchen nicht die schlechten zu nehmen, sondern nur die guten und indifferenten — resultiert und sich darum naturgemäß in andern Formen aussingt als die des 16. Jahrhunderts. Professor Mausbach drückt in dem bedeutsamen Werk „Religion, Christentum, Kirche" (III 166) diese Gedanken folgendermaßen aus: „Da die Kunst mehr wie jede andere geistige Tätigkeit spontane, schöpferische Tätigkeit ist, so kann ihr das einfache Verharren und Nachahmen nie so viel wert sein als das Schaffen und Erfinden; das Herbe, Ungelenke, Ungestüme, das sich leicht mit solchem Ringen und Vordringen verbindet, ist an sich ein echteres Zeichen wahrer Jugendkraft und Anwartschaft auf die Zukunft als die leichte, ansprechende Faßlichkeit des Herkömmlichen."

Auch bezüglich der Ausführung alter Meisterwerke sollte man nicht allzusehr auf das theoretische Ideal drängen. Dasselbe praktisch vollkommen und konsequent durchzuführen, könnten überhaupt nur die größten Domchöre fertig bringen. Allein selbst wo die Umstände so glänzend liegen wie im Regensburger Dom, wo eine herrliche Akustik, eine in ihren strengen gotischen Formen zum Palestrinastil passende Architektur, das mystische Halbdunkel mit den alten farbenprunkenden Glasbildern, ein genialer Dirigent und ausgezeichnet geschulte Gesangeskräfte zusammenwirken, empfindet man bei jahrelangem Anhören des Palestrinastiles das Gefühl der Übersättigung und das Bedürfnis nach reicherer Abwechslung in der musikalischen Formenwelt. Wer nie in seinem Leben andere Musik gehört und die letzten drei Jahrhunderte gewissermaßen überschlafen hätte, der möchte sich immerhin wohl fühlen unter diesen einfachen schlichten Klängen, da das Streben

und Sehnen nur nach dem geht, was man irgendwie kennt. Aber in unsern Tagen ist auch der gewöhnliche Mann aus dem Volke mit einer viel reicheren Klangwelt und einer viel packenderen Rhythmik vertraut. Und so geht es ihm mit der Kirchenmusik wie einem durch leckere Speisen verwöhnten Magen, der sich mit Wasser und Brot begnügen soll. Und ist es auch gewiß, daß der alte Stil gerade wegen seiner Fremdartigkeit am stärksten alle Assoziationen weltlicher Art zurückdrängt und am intensivsten zum Überirdischen emporheben könnte, so ist es anderseits ebenso sicher und von der Erfahrung bezeugt, daß er die Herzen gewöhnlicher, musikalisch ungeschulter Menschen kalt und öde läßt. Hier berühren sich Extreme. Das sind psychologische Tatsachen, die weder Machtworte noch Suggestionsversuche aus der Welt schaffen können und die kluge und vernünftige Rücksicht erheischen. Das schönste Beispiel einer solchen zarten Rücksichtnahme gibt uns Pius X. selbst, indem er seine vatikanischen Gesangsdirektoren für reiche Abwechslung in den Stilarten sorgen läßt. Dadurch allein gibt er uns den deutlichsten Beweis, daß das theoretische Ideal durchaus nicht mit dem praktischen zu identifizieren ist. Durch den Mund des P. Santi, der mit dem Fühlen und Denken des Heiligen Vaters in kirchenmusikalischen Fragen aufs innigste vertraut ist, haben wir zudem auf der Generalversammlung des Cäcilienvereins zu Innsbruck (1911) Worte echt apostolischer Weitherzigkeit vernommen, die sicher nicht ohne allerhöchste Zustimmung gesprochen wurden.

Wer stets den nächsten Zweck aller Kirchenmusik vor Augen hat, die Erbauung der Gläubigen, wird sich in der Praxis ebenso fernhalten von leichtfertiger Nachgiebigkeit gegen den oft verbildeten Geschmack des Volkes wie von rigorosem Festklammern an das Alte. Und selbst wenn er infolge starker Widerstände den Palestrinastil praktisch nur wenig pflegen kann, so wird derselbe doch stets sein Ideal bleiben, das ihn vor Mißgriffen bewahrt. Mag dieses Ideal auch nicht das Ziel seiner Fahrt sein, so wird es ihm doch wie ein Leuchtturm alle Klippen zeigen, an denen das Schifflein der Kirchenmusik zerschellen könnte besonders beim starken Wogengang der Chromatik.

Die Gefahren dieses chromatischen Meeres werden von ängstlichen Seelen weit über Gebühr betont. Sie wagen sich nicht gerne hinaus in die offene See und bleiben lieber in den ruhigen Gewässern nahe am Ufer. Wir möchten es doch lieber mit dem Kolumbus halten, der in der festen Überzeugung, Goldland zu finden, eine der kühnsten Taten der Weltgeschichte

wagte. Auch wir möchten für die Kirchenmusik ein solches Goldland hoffen. Selbst das zartere und feinere Schifflein des Chorals haben wir unbedenklich dem freien Meer anvertraut, um so weniger möchten wir uns besinnen, die ungleich kräftiger gebaute Mehrstimmigkeit in die drängenden Wogen zu senden.

Es schüttelt mancher den Kopf und denkt an jene Zeiten zurück, wo man auch der Kirchenmusik alle Freiheit ließ; sie habe aber, statt dieselbe zum Guten zu benutzen, bald ihre ehrwürdige Aufgabe vergessen und Theaterkostüme angelegt. Dafür habe sie sich von Pius X. das ewige Brandmal der Unkirchlichkeit aufdrücken lassen müssen. Es ist aber kein Zweifel, daß auch die kühnste modern-chromatische Leistung weltlichen Genres lange nicht so sehr der Würde und dem Ernst der Kirche widerstreitet wie die seichte und leichtfertige Opernmusik des 18. Jahrhunderts, von der man auch heute noch Proben in italienischen — wahrscheinlich auch andern — Kirchen hören kann. Man wird das zugeben müssen und auch ohne weiteres zugeben.

Aber verfällt die moderne Musik nicht ins gegenteilige Extrem, das schließlich und letztlich doch ebenso unkirchlich ist, in eine zu düstere, weltschmerzliche, pessimistische oder auch weiche, sinnenverträumte Stimmung, die schlecht paßt zur Interpretation der Gefühle eines wahrhaft christlichen Herzens? Es ist gewiß, daß die Chromatik alle Mittel in sich birgt, solche christentumsfremde Stimmungen zu wecken, es dürfte auch eine große Zahl moderner Kompositionen von dieser Verweichlichung angekränkelt sein und namentlich durch ein Übermaß von wogenden Nonenakkorden das Gemüt in unendliche Fernen hinausdrängen, die nicht schimmern wie die Pforten einer beseligenden Ewigkeit, sondern schwarz sind wie die grausame Nacht des Nirwana. Allein der überreiche Schatz chromatischer Ausdrucksmittel findet sich auch zurecht in jenem Gefühlsmeer, das sich über das Herz des Christen breitet und sich widerspiegelt in den liturgischen Texten, wo bald die heitere Sonne der Freude lacht, bald der stille Mondenschein der Hoffnung schwebt, bald schwarze, schwere Wolken von Leid und Kummer hängen. Des Christen Grundstimmung, und mag er ein noch so großer Optimist sein, ist nicht lauter Freude und Friede, sondern ein starkes Gemisch verschiedenster Strebungen. Auf dornenreicher Wanderung in das regnum refrigerii, lucis et pacis begriffen, findet er noch vieles, was die Harmonie der Seele stört, viele „Chromatik" in seinem Innern und unlösbare Glaubens- und Wissensrätsel quälen seinen nach Wahrheit lechzenden Sinn.

So hat die Chromatik ein weites Feld der Betätigung, und ein wahrer Künstler, der die Geheimnisse der christlichen Seele zu erlauschen versteht, wird, durch das Leuchtturmlicht des kirchlichen Geistes und der klassischen Polyphonie geleitet, nicht nur an den Klippen dieser neuen Kunstmittel vorbeisteuern, sondern für die Kirchenmusik neue Eden der Schönheit erschließen mit wundervollen Aussichten und tropischer Blumenpracht.

Ob dieses große Entdeckergenie, dieser moderne Palestrina schon geboren ist, wissen wir nicht. Jedenfalls eröffnet sich für die Zukunft der heiligen Musik ein hoffnungsfroher Blick. Und mag es auch unserer Generation noch nicht gegönnt sein, selbst ins gelobte Land einzuziehen, so mag es vielleicht schon der nächsten gelingen oder der übernächsten. Es ist schon viel, wenn wir dasselbe mit dem alten Moses vom Berge aus erschauen können und wenn ein beglückendes Ziel dem mutigen Streben leuchtet und winkt.

Joseph Kreitmaier S. J.

Hugo von St-Victor.

Ein Charakterbild aus der Zeit der Frühscholastik.

Wer in der Geschichte der Philosophie und Theologie einen Gottesgelehrten finden will, der philosophische Schärfe, Tiefe in der Spekulation und herzinnige deutsche Frömmigkeit in seltener Harmonie vereinigt, der greife zu den Bänden CLXXV—CLXXVII der Patres latini von Migne. Diese Bände enthalten die Schriften des Hugo von St-Victor. Eine ungemein sympathische, vornehme, innerlich ausgeglichene und geschlossene Persönlichkeit tritt ihm hier entgegen.

Hugo lebte von 1096 bis 1141, in einer interessanten, bewegten Zeit, voll von Spannungen und Kämpfen um theoretische und praktische Probleme. Wir haben die Gegensätze verkörpert in den Namen: Nominalismus — Realismus, Abälard — St Bernhard, Heinrich IV. — Gregor VII. Es ist die Zeit des Universalien- und des Investiturstreites. In die kurzen Jahre des Lebens Hugos fällt die Regierung von nicht weniger als acht Päpsten und sechs Gegenpäpsten, von vier Herrschern in Deutschland und drei in Frankreich. Mitten in diesen Kämpfen und Unruhen wird Hugo geboren. Sein ganzes Werden und Leben, durchaus herausgewachsen aus seiner Zeit, steht in einem eigenartigen Gegensatz zu dieser und über ihr. In seiner Zeit so viel Gärung und Unrast, in seinem Leben eine selten frühreife Abgeklärtheit und Ruhe. Mabillon, Fleury und Rohrbacher nehmen Flandern als seine Heimat an. Aber Lorrain, das Mabillon mit Flandern übersetzt, bezeichnete damals auch Niedersachsen. Alle älteren Historiker vor Mabillon, so Hugos Biograph von St-Victor, alle Schriftsteller dieser Abtei ohne Ausnahme, der zweite Herausgeber seiner Werke und alle neueren Forscher, die eigens über Hugo gearbeitet haben, wie Liebner, Kaulich, Kilgenstein und Ostler, stimmen darin überein, daß Sachsen sein Vaterland sei. Nach dieser, wie es scheint, richtigen Ansicht stammt Hugo aus Hartingham in Sachsen, aus der Familie der Grafen von Blankenburg, einem einflußreichen, mächtigen Geschlecht. Sein Vater hieß Konrad, seine beiden Onkel Siegfried und Reinhard. Reinhard war

Bischof von Halberstadt. Er hatte seine philosophische, theologische und religiöse Bildung in Paris erhalten.

Paris war damals nicht Universität, aber der Schauplatz reger wissenschaftlicher Tätigkeit. Denifle[1] schreibt: „Allerdings war die Pariser Schule der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts keineswegs die spätere Hochschule, noch bildeten die Professoren derselben eine Universität, allein es war nun der Grund dazu gelegt, daß keine Stagnation mehr eintrat, daß Professoren und Schüler sich nach und nach mehrten, bis endlich der Zeitpunkt kam, in dem die magistri spontan eine Korporation eingingen."

Es bestanden damals in Paris die Schule von Notre-Dame, die Artistenschule auf dem Genovevaberg, an welcher Abälard lehrte, und die Schule von St-Victor. Die beiden letzteren lagen bis 1211 außerhalb der Stadt Paris, gehörten aber zum Stadtgebiet, dem territorium Parisiense. Hier vor der Stadt, mitten in wilden Wäldern hatten sich um eine kleine Kapelle des hl. Viktor Eremiten zu Gebet, Betrachtung und Handarbeit gesammelt. 1108 schloß sich ihnen der gefeierte Archidiakon und Scholaster von Notre-Dame an, der Professor der Rhetorik, Dialektik und Theologie Wilhelm von Champeaux, aus der Geschichte der Philosophie bekannt als extremer Realist. Der dialektischen Kämpfe mit seinem besten Schüler und überlegenen Rivalen Abälard müde, einem lebhaften Bedürfnis nach religiöser Verinnerlichung folgend zog er sich in die Einsamkeit von St-Victor zurück. Von seinen Schülern folgten ihm Gilduin, Gottfried, Robert, Günther, Thomas u. a. Ob Wilhelm in St-Victor das Institut der regulierten Chorherren mit der Regel des hl. Augustinus schon vorgefunden oder erst eingerichtet hat, ist nicht gewiß.

Nicht lange überließ man ihn der Ruhe. Seine Schüler und der Bischof von Mans drängten ihn, seine Lehrtätigkeit wieder aufzunehmen. Er folgte endlich ihrem Wunsche und begann wieder seine Vorlesungen draußen bei St-Victor. 1112 oder 1113 wurde er Bischof von Châlons und blieb es $7^1/_2$ Jahre bis zu seinem Tod 1121. Sein Lieblingsschüler Gilduin, ein weiser und frommer Mann, wurde sein Nachfolger in St-Victor. Ludwig VI. von Frankreich wählte ihn zu seinem Beichtvater. Unter ihm wurde St-Victor eine reiche und mächtige Abtei. 1138 hatte sich schon eine ansehnliche Kongregation entwickelt. Beim Tode Gilduins zählte man 44 Häuser. Die Kongregation dehnte sich aus über Frankreich, Italien,

---

[1] Die Universitäten des Mittelalters bis 1400 I, Berlin 1885, 46.

England, Schottland und Niedersachsen. Noch im 12. Jahrhundert zählte sie 38 Abteien und mehr als 80 Prioreien. Aus der Abtei St-Victor allein, an der die bedeutendsten Staatsmänner und Gelehrten, z. B. Peter Lombardus, der magister sententiarum, studierten, gingen 7 Kardinäle, 2 Erzbischöfe, 6 Bischöfe, 54 Äbte hervor. Das Leben hier galt als das strengste, der Wissenschaftsbetrieb als mustergültig. Verschiedene Bischöfe im In- und Ausland holten sich zur Reform ihres Klerus Kanoniker von St-Victor. So auch Bischof Reinhard von Halberstadt, ein dankbarer, treu ergebener Schüler dieser Pflanzstätte echt kirchlichen, priesterlichen Lebens. Er hatte den Kanonikern das Kloster St Pankratius in Hammersleben gegründet und ihnen seinen hochbegabten Neffen Hugo zur Ausbildung übergeben. Der junge Mann hatte für das stille Leben bei Studium und Kontemplation ebensoviel Vorliebe und Begeisterung, als er Abneigung empfand gegen das Kriegsgetümmel in seiner Heimat, in das auch sein Onkel Reinhard als treuer Anhänger des Papstes gegenüber Heinrich IV. hereingezogen war. Gegen den Willen der Eltern wählte er sich das Ordensleben als Beruf. Da er aber im Vaterlande nicht die nötige Ruhe finden konnte, entschloß er sich mit achtzehn Jahren zu einer Reise ins Ausland. Sein alter Großonkel Hugo, Archidiakon von Halberstadt, begleitete ihn. Onkel Reinhard hatte natürlich Paris als Zielpunkt der Reise empfohlen. Die beiden deutschen Grafen besuchten Flandern, Lothringen und Marseille und gelangten schließlich nach Paris und St-Victor. Hugo betrat das gelobte Land seiner Seele, das er gesucht, zu dessen Erreichung er die Heimat verlassen hatte. Es ist bei ihm von Bedeutung, zu merken, daß diese Tat seinem weiteren, tieferen Forschen nach der Wahrheit vorausging; sie war dafür von einschneidender Wirkung.

In St-Victor stand Gilduin als Prior an der Spitze des Klosters; Thomas, auch ein Schüler Wilhelms von Champeaux, leitete die Schule. Die beiden Sachsen wurden freundlichst aufgenommen — Onkel Reinhard stand noch in guter Erinnerung — und es gefiel ihnen so wohl, daß sie beide eintraten. Der alte Hugo baute aus seinen reichen Mitteln eine prächtige, neue Kirche; der junge Hugo setzte seine Studien unter Thomas fort, das heißt für damals: sowohl religiös als wissenschaftlich wurde er eingeführt in den Geist des hl. Augustinus. Es ist ja die Zeit unmittelbar vor St Thomas und der Einführung der aristotelischen Philosophie, es ist noch die Periode Augustins. Von 1125 an lehrte Hugo an der Seite des Meisters Thomas und wurde 1133 sein Nachfolger als Scholaster.

Thomas war Gehilfe des Erzbischofs von Paris gewesen und zeigte sich sehr entschieden gegen kirchlichen Unfug jeder Art, besonders gegen die Schandtaten adeliger Kleriker. Er wurde ermordet, als er sich den Umtrieben und Gelüsten eines solchen nach dem erzbischöflichen Stuhl von Paris energisch widersetzte. Daß dieser Mann mit seiner kirchlichen Treue, seinem wissenschaftlichen Ernst und seinem Martertod für die gute Sache auf Hugos Gemüt mächtig wirken und ihm unvergeßlich bleiben mußte, ist leicht zu begreifen. Von 1133 bis 1141 entfaltete nun Hugo als Leiter der Schule von St-Victor eine glänzende Tätigkeit. Unter ihm erreichte die Schule ihren Hochstand. Schon seit 1127 verband ihn — das ist wieder charakteristisch für ihn — eine innige persönliche Freundschaft mit dem hl. Bernhard von Clairvaux. Oft tauschten die beiden ihre Gedanken aus. Gerne holte sich Hugo in Schulfragen die Meinung des heiligen Abtes. So ist dessen Schrift De baptismo nach Vacandard eine Antwort Bernhards auf eine Anfrage Hugos. Nie hatte Hugo im Kloster eine Würde. Wissenschaft und Kontemplation füllten seine kurzen Lebensjahre mehr als genügend aus. Nach außen trat er gar nicht hervor. Nur einmal, 1140, beauftragte ihn Ludwig VII. von Frankreich, zugleich mit dem Bischof von Arras und dem Abt von Rebais die in Unordnung geratenen Verhältnisse des Klosters Morigny zu ordnen und dort die Abtswahl zu leiten. Bei aller Zurückgezogenheit aber hat er niemals den weiten Blick und die lebendigste Fühlung mit seiner Zeit verloren. Er war ja auch in Paris an einer wahren Zentrale geistigen Lebens. Für die Geschicke seiner Zeit hatte er das wärmste Interesse. So schrieb er einen entschiedenen Brief an den Erzbischof Johann von Sevilla mit der Aufforderung, doch mutig für die Kirche einzutreten. Gar nicht aber mischte er sich in die Polemik und die dialektischen Streitigkeiten seiner Zeit. Ab und zu finden sich in den Schriften Anspielungen auf Meinungen Abälards, aber niemals nennt er den Gegner, niemals ist auch nur die geringste unsachliche Schärfe diesem gegenüber zu finden. Dazu war Hugo eine viel zu vornehme, adelige Natur, dazu war er zu tief eingedrungen in den Geist Christi. Diese edle, überlegene Art bewundern auch heute noch alle an ihm, die sich nur etwas mit seinen Werken beschäftigen. Am 11. Februar 1141 starb er im Alter von erst 44 Jahren. Sein hervorragendster Schüler Richard, ein Schotte von Geburt, wurde sein Nachfolger bis 1173. Es scheint, als habe sich in diesen beiden Männern die Abtei an Leistungsfähigkeit gleichsam erschöpft. Schon Richard mußte ein Sinken der

Disziplin in St-Victor miterleben und hatte persönlich viel zu leiden unter dem hochmütigen Abt Ervisius, leistete aber dabei das Meisterstück wahrer Religiosität, sich durch die widrigsten Verhältnisse in seiner Schaffensfreudigkeit nicht brechen zu lassen. In der folgenden Zeit hat sich Walter von St-Victor als unwissenschaftlicher, öder Polemiker hervorgetan gegen die „ketzerische" Dialektik innerhalb der Theologie mit dem Buche In quattuor labyrinthos Franciae und sich damit um so weniger Ruhm geholt, als er unter diesen vier Labyrinthen neben Abälard, Gilbert de la Porrée und Peter von Poitiers auch Peter Lombardus, den Lehrer des hl. Thomas, bekämpft. Erwähnt zu werden verdient endlich noch der Hymnendichter Adam von St-Victor[1]. Im 13. Jahrhundert erlosch die Bedeutung von St-Victor gänzlich; man mußte schließlich sogar Lehrer von auswärts beziehen.

Nicht alle Schriften, die in den Bänden CLXXV—CXXVII der Patres latini bei Migne als opera Hugonis angeführt werden, sind echt. Für das Folgende wurden diejenigen zu Grunde gelegt, welche von Forschern wie Hauréau, Kilgenstein und Ostler als echt bezeichnet werden. Man kann Hugos Schriften in drei Klassen teilen: exegetische, dogmatische und mystische. In den exegetischen wird neben dem Wortsinn auch noch eingehend ein allegorischer, anagogischer, tropologischer und mystischer Sinn der Heiligen Schrift behandelt in einer Weise, die uns heute vielfach fremd anmutet. Das Buch der Weisheit, den Ekklesiastikus, das Buch Judith, Tobias und die Makkabäer zählt Hugo nicht unter die kanonischen Bücher, sondern stellt sie auf eine Stufe mit Hieronymus, Augustin, Gregor und Origenes. Unter den dogmatischen Schriften ragt als Hauptwerk hervor: De sacramentis christianae fidei, das auch von Thomas und Bonaventura mit Namen zitiert wird. Es ist nicht etwa ein Traktat über die sieben Sakramente, sondern eine Summe der ganzen Theologie und handelt der Reihe nach über die Schöpfung, Gotteserkenntnis, Gottes Willen, Erschaffung der Engel und Menschen, Zustand vor der Sünde, Sündenfall, Erlösung, über die Menschwerdung, das Naturgesetz, Kirche und Sakramente, Simonie (sehr begreiflich in damaliger Zeit), Tugenden, Gelübde, endlich über die Eschatologie. Die Eruditionis didascalicae libri septem oder besser das Didascalion verrät ein ganz kompendiöses Wissen über kulturelle Verhältnisse, naturwissenschaftliche Kenntnisse und soziales Leben der Zeit,

---

[1] Mit ihm beschäftigte sich eine Studie dieser Zeitschrift XXIX 278 416.

sowie den scharfen, systematischen Beobachter, der für alles helle Augen hat, der alles einheitlich zu verarbeiten und zusammenzufassen weiß. Wunderbar innig und sprachlich geradezu dichterisch schön sind seine mystischen Schriften.

In seinen philosophischen und theologischen Anschauungen steht Hugo, wie schon gesagt, noch ganz unter Augustin. Etwa 120mal wird Augustin mit Namen angeführt, daneben gegen 50 andere Autoren, die er teils selbst gelesen hat, teils aus Zitaten kennt: besonders Eusebius, Cyprian, Isidor, Hieronymus, Ambrosius, Origenes, Chrysostomus, Anselm, Boethius, Donatus. In philosophischer Beziehung hatte der extrem realistische Standpunkt seines Lehrers Wilhelm keinen Einfluß auf ihn. In allem, was er schreibt, bricht immer und immer wieder der echte Mystiker durch, nicht krankhaft, übertrieben, sondern ungemein warm und anziehend, echt deutsch. Das Lebensproblem schlechthin ist ihm das innige, persönliche Verhältnis der Seele zu Gott, der Entwicklungsgang der Seele auf Gott hin, ein ganz augustinischer, paulinischer, der christliche Zentralgedanke, insofern er Natur und Gnade umfaßt. Alles, was sich nicht irgendwie auf Gott bezieht, hat für ihn kein Interesse. Aber er faßt das so weit, daß er eben von allen Dingen aus Beziehungen zu Gott findet. Man trifft bei ihm keine trockenen, langweiligen Erörterungen über Gott. Seine theologischen Traktate brechen oft am Schluß spontan in einen feurigen Dialog, in ein Kolloquium mit dem Herrn der Seele aus. Er ist immer Philosoph, Theolog und Mystiker zugleich. Deshalb kann man seine philosophischen, theologischen und mystischen Anschauungen aus seinen Hauptwerken heraus zusammenfassen in den Gedankengang, der bei ihm wie eine Grundidee immer wiederkehrt: vom Menschen auszugehen auf die ihn umgebende Welt und dann wieder in den Menschen zurückzukehren zu Gott, der in ihm ist.

Der Mensch als sinnlich-geistiges Wesen steht an der Grenze der materiellen und geistigen Ordnung als ihr Bindeglied mitten im opus conditionis, in der Schöpfung. Daß der Mensch eine Seele hat, beweist Hugo nicht weiter. Sie ist substantiell, geistig, unsterblich. Bezüglich ihrer Entstehung ist er Kreatianist. Die Seele für sich allein ist ihm die menschliche Persönlichkeit. Persönlichkeit ist ihm die dem Geist eigentümliche Einheit. Vom Leib geschieden bleibt die Seele ganz unvermindert dieselbe Person. Der Leib, von ihr getrennt, nimmt ihr nicht das Person-Sein, wie er es ihr nicht gegeben hat. Die Einheit also, die Hugo annimmt

zwischen Leib und Seele, ist nicht so vollkommen, substantiell, sondern mehr akzidentell. Ja, die Seele muß bei der Vereinigung mit dem Leib fast etwas von ihrer natürlichen Einheit aufgeben. In der Folgezeit wurden seine Anschauungen in dieser Frage von Thomas von Aquin nicht aufgenommen, sondern durch die aristotelische unio substantialis verdrängt.

In vier Stadien vollzieht sich nach Hugo der Kreislauf, der Lebenslauf der Seele: Sie entfaltet ihre einfache Wesenheit zu den Seelenkräften Verstand und Wille, sie vereinigt sich mit dem Körper, dringt durch die Sinne ein in die Außenwelt und kehrt endlich von dieser in der Sammlung zurück in sich, in Gott.

Zuerst also entfaltet die Seele ihr natürlich einfaches Wesen zu den Seelenkräften Verstand und Wille. Sie sind Hugo nicht real verschieden, sondern durchaus identisch mit der Seelensubstanz. Es ist ihm recht eigentlich zu tun um die Wahrung möglichster Einheit. Er bezeichnet die Seelenkräfte als Entfaltungen der Natur der Seele. Die einzelnen Denk- und Willensakte sind wiederum nur Entfaltungen, Betätigungen der Kräfte. Habitus als Mittelstück zwischen Akt und Potenz kennt er nicht dem Namen, wohl der Sache nach. Tugend ist ihm das Heil-, Gesund-Sein der Seele.

Dann gibt die Seele dem Körper das vegetative und sensitive Leben. Durch eine Fülle von Akten steigt sie zur Sinnenwelt nieder und gießt sich durch die fünf Sinne aus über die sichtbare Welt. Die fünf Sinne sind ihm gleichsam Fortsetzungen, Verlängerungen der fünf Glieder an jeder Hand, durch welche der Mensch noch tiefer in die Welt eindringt als mit Händen und Füßen. Einen inneren Sinn neben den äußeren erwähnt er nicht. Das durch die Sinne gebotene Material verarbeitet weiter die imaginatio, das Gedächtnis und endlich der Verstand. Die Sinne sind das erste Auge des Menschen: oculus carnis. Die Vernunft ist das zweite: oculus rationis. Dieses Auge stellt den Menschen über das Tier, macht ihn Gott ähnlich. Durch die Vernunft dringt der Mensch noch viel tiefer ein in die sichtbare Welt, bis auf den Grund: auf Gott. Durch die Vernunft erkennt er sich selbst und in sich selbst als Grund wiederum Gott. Der Vernunft kommt in der Verarbeitung des durch die Sinne Gebotenen zu das Teilen, Scheiden. Die ganze Universalienfrage aber behandelt Hugo nicht ex professo. Der Streit war ihm zuwider, wohl auch wegen der Person seines Lehrers, dessen Standpunkt er nicht teilte, gegen den er aber auch nicht auftreten wollte.

Die erste Betätigung des Verstandes ist die cogitatio, das Denken. Das damit erworbene Wissen teilt er ein in Logik: formales, scientia: niederes, intelligentia: höheres Wissen. Die Logik umfaßt das trivium: Grammatik, Rhetorik, Dialektik. In der scientia behandelt er eingehend und gründlich und mit großen, umfassenden Detailkenntnissen Weberei, Schmiedekunst, Schiffahrtskunde, Ackerbau, Jagd, Medizin und Schauspielkunst. Die intelligentia ist teils theoretisches Wissen: Theologie, Mathematik, Physik und das quadrivium: Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie, teils praktisches: Ethik, Ökonomik und Politik. Ungemein interessant ist zu lesen, was er über all diese Dinge zu sagen weiß. Manches mutet uns da heute recht drollig an; aber in solchen Dingen und Anschauungen ist und bleibt jeder ein Kind seiner Zeit.

Natürlich greifen die Entfaltungen der Seele in den verschiedenen Stadien beständig ineinander über. Nicht nur denkend, auch wollend betätigt sich die Seele. Beweise für die Willensfreiheit scheinen Hugo überflüssig. Nur gegen die Astrologie wendet er sich und leugnet den zwingenden Einfluß der Gestirne. Die Willensbewegung, meint er, greift viel tiefer und geht aus größerer Tiefe des Geistes hervor als das Erkennen, offenbart das tiefste Wesen des Geistes. Insofern könnte man Hugo als Voluntaristen bezeichnen. Aber nur mit einem gewissen Recht. Er nimmt immer den ganzen Menschen mit Verstand und Willen. Darum stellt er auch ausdrücklich in Abrede, daß bloßes Erkennen Gottes, wenn auch noch so vollkommen, schon beselige. Die Seligkeit in Gott muß den ganzen Menschen, Verstand und Willen ergreifen. Wahrheit und Güte machen das höchste Wesen aus. Auf dieses höchste Gut zielt schließlich und endlich die ganze Willensbewegung, wie es als letzter Grund vom Denken gefunden wird. Zu diesem Gut kehrt im letzten Stadium ihres Kreislaufes die Seele in der Sammlung in sich zurück von der Außenwelt. Sie ist ja auch ein Stück opus conditionis, eine Schöpfung im kleinen. Und die ganze Schöpfung will nur ein Buch, ein Reden Gottes zu seinen Geschöpfen sein. Darum, sagt Hugo, haben wir Menschen die Augen vorn und die Ohren an der Seite, daß wir erst Gottes Reden und dann erst der Menschen Reden vernehmen. Ratio und creatura, Vernunft und Schöpfung, führen den Menschen zur natürlichen Gotteserkenntnis. Aber der Mensch ist nicht nur ein Stück opus conditionis und kommt nicht nur auf natürliche Weise zu Gott; er ist durch Gottes Huld auch hineingehoben in das opus restaurationis, das Wunderreich der Erlösung und

Gnade. Da eröffnen sich dem Menschen zwei weitere Zugänge zu Gott; von außen her die Offenbarung, doctrina, von innen die aspiratio. Da tritt das dritte und edelste Auge des Menschen in Tätigkeit: oculus contemplationis, das Auge der Beschauung. Ursprünglich sah der Mensch mit allen drei Augen hell und klar. Dann aber kam die Sünde, der Stolz, mit ihren Folgen: Unwissenheit, Sterblichkeit, Begierlichkeit. Der oculus carnis, mit dem der Mensch die äußere Welt sehen kann, blieb ungetrübt. Der oculus rationis, mit dem der Mensch sich selbst erkennen kann, wurde geschwächt, lippus. Der oculus contemplationis erblindete ganz. In diesem traurigen, gesunkenen Zustand verlebten die Menschen das Zeitalter des natürlichen Gesetzes: von Adam bis Moses ganz sich selbst überlassen; die Periode des geschriebenen Gesetzes von Moses bis Christus, wo dem, der seine Unwissenheit einsah, ein Rat von oben gegeben wird; endlich die Zeiten der Gnade, von Christus bis zum Weltenende, wo sich Gott wieder in Liebe zum Menschen neigt. Da entwirft Hugo ein Kriegsbild, wie es später Ignatius von Loyola in seiner berühmten Betrachtung vom Reiche Christi malt: „Das fleischgewordene Wort ist unser König, der in die Welt kam, um gegen Satan zu streiten. Alle Heiligen vor und nach seinem Erscheinen sind seine Krieger, die teils vorausgehen teils nachfolgen.“ Der eine Teil der Menschheit tritt auf Christi Seite, der andere auf die Seite des Tyrannen. Gab es früher nur ein Sakrament, so gibt es jetzt deren mehr, welche dem, der sich im Glauben an Gott hingibt, die Gnade spenden. Jenes eine Sakrament war die Ehe, „ein heiliges Zeichen eines Bundes zwischen Gott und Seele, zwischen Christus und der Kirche“. Immer wieder kommt Hugo auf diese Einheit zwischen Gott und der gläubigen Seele. Freilich, damit die Seele auf diese erhabene, selige Weise mit Gott sich vermähle, dazu müssen noch manche Bedingungen erfüllt werden. Er fordert einen demütigen Geist, Beharrlichkeit im Suchen, Ruhe im Leben, schweigendes Forschen, Armut und ein fremdes Land — überall dringt seine Individualität, seine eigene Vergangenheit durch. Man braucht sich bei diesen Gedanken nur Hugos Lebensgang vor Augen zu halten und man versteht, warum er alles dieses verlangt.

Wenn die Seele treu und beharrlich diesen Forderungen nachkommt, wenn der Mensch durch die meditatio sein Herz bewacht und nicht mehr in ungezügelter Weise sich nach außen ergießt und verliert, dann hört er auf, zeitlich zu sein. Dann verachtet er leicht alle Schickungen der Fortuna, wenn sein Verlangen da gefestigt ist, wo wir nicht der

Veränderlichkeit unterworfen sind, wenn wir die Wurzeln in Gott haben. Gott ist unser Erdreich, unser Vaterland. In solchem Zustand ist die Seele gesund: durch die Hoffnung grünt sie, in Umsicht schmückt sie sich mit Laub und spannt ihre Zweige aus. Bei den contemplativi, den beschaulichen Seelen, führt Hugo aus, wächst dann die Weisheit in die Höhe, bei den activi, den Aktionsmenschen, in die Breite. Und das Geheimnis dieser Fruchtbarkeit? „Vom Äußeren zurückkehren zum Innersten: das heißt aufsteigen zu Gott, von der Zerstreuung der Ausgegossenheit und Veränderlichkeit sich sammeln in sich selbst. Aufsteigen zu Gott, das ist Einkehren zu sich, und nicht nur Einkehren zu sich, sondern im Innersten auf unaussprechliche Weise über sich emporsteigen. Das Innerste ist das Nächste, Höchste, Ewige." Daher dann die Festigkeit und Fruchtbarkeit eines in Gott gegründeten Menschen, während die Seele, wenn sie in der Flut irdischer Anhänglichkeit und Liebe aufgeht, einem Schiffbrüchigen gleicht.

Eine dreifache Eitelkeit findet Hugo im Irdischen: die Eitelkeit der Veränderlichkeit, Begierlichkeit, Sterblichkeit. Die erste ist in allen Dingen als Ursache der Sünde, die zweite im menschlichen Geist als Sünde, die dritte im menschlichen Leib als Strafe der Sünde. Darüber soll sich der Geist klar werden in der cogitatio, meditatio, contemplatio; im Denken, Betrachten, Beschauen. Dann gilt: „Niemand glaube, daß der Anblick sichtbarer Dinge keuschen Geistern schädlich sei." Wenn nur die inneren Augen des Herzens rein sind von unlauterer Begierde, dann bieten sich von außen nur mehr lauter Spuren der göttlichen Schönheit und Güte.

Wahre Perlen enthalten besonders die beiden Schriften: Soliloquium de arrha animae und De amore sponsi ad sponsam. Im Soliloquium halten der Mensch und die Seele Zwiesprache. Der Mensch sagt zur Seele: „Ich weiß, dein Leben ist Liebe, du kannst ohne Liebe nicht sein. Du hast einen Bräutigam und weißt es nicht. Er ist der Allerschönste, aber du hast sein Antlitz nicht geschaut. Er sieht dich, wollte sich aber dir noch nicht zeigen. Doch hat er dir ein Pfand seiner Liebe gegeben."

Die Seele: „Was ist das?"

Der Mensch: „Die ganze Welt, Himmel und Erde, Luft und Wasser. Alles ist für dich, die Gabe ist offenbar, der Geber verborgen. Und von all dem willst du, o Seele, nur ein Teilchen lieben und nicht den Geber des Ganzen selbst? Hüte dich, Seele, daß man dich nicht etwa eine Buhlerin schelte statt dich Braut zu heißen, wenn du die Geschenke über den Liebenden stellst!"

Die Seele möchte gern vollkommen lieben, aber das Pfand genügt ihr noch nicht. Da erinnert sie der Mensch an ihr Leben und ihre Schönheit und ihre Fähigkeiten und an die Erlösung, an die Kirche mit all ihren Gnadeneinrichtungen, dieses Triklinium des himmlischen Jerusalem, dieses wahre Königsgemach, in dem die Seele gleich Esther gepflegt und geschmückt werden soll für den König. Immer eindringlicher wird des Menschen Rede, immer ergriffener wird die Seele. Schließlich fragt sie:

„Was ist dieses Süße, das mich bei der Erinnerung an ihn ergreift und mich so stark und sanft durchdringt?"

Darauf der Mensch: „Dein Geliebter ist es, der dich besucht, aber verborgen kommt. Er kommt, dich zu berühren, aber nicht, um von dir gesehen zu werden. Er kommt, dich zu mahnen, aber nicht, um sich von dir erfassen zu lassen. Er kommt nicht, um sich ganz zu schenken, sondern um dich kosten zu lassen; nicht um dein Sehnen voll zu befriedigen, sondern um dein Gemüt zu erobern. O meine Seele, so viel der Worte sind schon geredet; nun erkenne Einen, liebe Einen, folge Einem, ergreife, besitze Einen!"

Da kann die Seele nicht mehr dem süßen Drängen widerstehen:

„Das will, das begehre ich, das verlange ich von ganzem Herzen."

So werden Gott und Seele Bräutigam und Braut. So wandert die Seele an Gottes Hand durch dieses Leben, reift Gott mehr und mehr entgegen, bis sie ihn endlich besitzen und schleierlos schauen wird in ewiger Wonne. „Dort gibt es für unser Sein kein Sterben, für unser Erkennen kein Irren und keine Kälte gegenüber unserem Lieben."

Das ist die Vermählungsgeschichte der Seele nach Hugo von St-Victor, ihr Lebensgang und Kreislauf. Das ist die Geschichte seiner eigenen Seele.

So steht er vor uns, groß für seine Zeit und den damaligen Stand der Entwicklung, der frühscholastische Philosoph, Theolog und Mystiker: entsprossen aus deutschem Stamm, aus edlem Blute, selten begabt mit Verstand, Energie, einem tiefreligiösen Gemüt, alles harmonisch entwickelt und ausgebildet im Vaterhaus, auf Reisen, an der ersten Pflanzschule kirchlicher Bildung seiner Zeit. Charaktere wie Bischof Reinhard von Halberstadt, Prior Gilduin und Meister Thomas haben auf ihn eingewirkt. Der große hl. Augustinus hat ihn als Ordensmann wie als Gelehrten durch seine Regel und seine Werke so ganz und gar zu seinem Schüler gemacht, daß Hugo nur als der Augustinus seiner Zeit bezeichnet wurde. Freilich hat Hugo Augustinus durchaus in seiner individuellen Eigenart aufgenommen und

verarbeitet. Und dann setzte schon ein solches Aufnehmen und Verarbeiten eine gewisse Kongenialität voraus. Es war also kein geistloses, mechanisches Herübernehmen und Abschreiben. Hugos Lehre erscheint nicht als abstrakte, blutlose Doktrin und in so unpersönlicher Form, daß man über seine Werke ebensogut den Namen eines andern setzen könnte, sondern als das Ergebnis einer Lebenserfahrung, als der Ausdruck seines tiefsten Wesens. Seine Gedanken haben, wie dies van Endert von Augustinus sagt, zum Hintergrund seine ganze geistige Geschichte. Er hat das selbst einmal ausgesprochen in dem schlichten, schönen Wort: „So viel kann einer von der Wahrheit schauen, als er selber ist."

Friedrich Kronseder S. J.

Verschollene Freidenker.

Man muß längst verstaubte Bände aus dem 16. und 17. Jahrhundert hervorholen, um die verschollenen Namen von Männern auszugraben, welche, mehr als man glaubt, paradoxe Geistesrichtungen ihrer Zeit und späterer Geschlechter in sich verkörpert haben. Nicht durch ihre Anhänger und Bewunderer wurden sie verewigt. Theologische und philosophische Gegner bringen von ihnen Kunde in ihren polemischen Werken. Charrons des Skeptikers Apologie über die drei Wahrheiten (1593), Garasses ungeheure und ungeheuerliche Rüstkammer gegen die Freidenker, La doctrine curieuse des beaux esprits (1627), die berüchtigte und in den meisten Exemplaren vernichtete Atheistenliste Mersennes in seiner Erklärung der Genesis, eine Menge anderer apologetischer Tagesschriften frischen mühevoll Spuren auf, die sonst lange verweht wären. Diese Werke werden wohl noch nachgeschlagen, wenn auch viel zu wenig ausgenützt. Andere, teils seltenere teils ältere, wertvoller, weil sie weiter zurückgreifen oder tiefer eindringen, bleiben im Dunkel der Vergessenheit. Es sei nur an Stanislaus Reszka[1] erinnert: „Über die atheistischen Lehren und die Grausamkeiten der Evangeliker", an Johannes Hoornbeeks[2] Apologie gegen alle Nicht-Calviner und an die Streitschriften der Neu-Arianer gegen zeitgenössische Freidenker. Unparteiische Kritik, genaue geschichtliche Untersuchungen darf man nur selten in diesen Werken suchen, wohl aber kostbare Hinweise auf gewisse Anschauungen und Richtungen, die viel Licht auf die Geschichte philosophischer Irrgänge werfen.

Von unmittelbaren Einflüssen dieser verschollenen Menschen und Meinungen auf berühmtere Philosophen, deren Namen in allen Geschichten der Philosophie zu finden sind, wird man höchstens in vereinzelten Fällen sprechen dürfen. Wieviel ist aber mit der Erkenntnis gewonnen, daß ganze Gruppen von philosophischen Urteilen, deren Zusammenschluß man erst im 17. Jahrhundert vermutet hat, bereits im 16. Jahrhundert lebendig

---

[1] De Atheismis et phalarismis Evangelicorum, Napoli 1596.

[2] Summa Controversiarum Religionis, Ultraiect. 1653; 2. Aufl. 1658.

wurden, und zwar deutlich genug. Da hat die Geschichte der Philosophie viele Unterlassungen gut zu machen.

Besonders lehrreich ist es, sich unter den Haufen jener wunderlichen Menschen zu mischen, die man vom 16. zum 18. Jahrhundert unterschiedslos Schwarmgeister, Libertiner, Fanatiker, Enthusiasten nannte. Es ist eine bunte Gesellschaft. Die Grenzen, welche die Gelehrten früherer Zeiten zwischen den einzelnen Abteilungen zogen, waren recht willkürlich. Man wird vor allem die systematischen Denker, in deren Werken ein originelles Lehrgebäude vorliegt, von den philosophischen Abenteurern unterscheiden müssen. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß diese Glücksritter nicht selten wichtige Zeugnisse ablegen für weit verbreitete Geistesströmungen, denen gerade wenig erfinderische, aber freche Köpfe und geschwätzige Zungen unterlagen. Ebenso wichtig sind philosophische Aphorismen, die man vielfach in Werken von Männern zerstreut findet, denen es vielleicht mehr an Ruhe als an Fähigkeit gebrach, ihre Gedanken in geordneten Reihen aufzustellen.

Eine scharfe Linie muß zwei Gruppen von Weltanschauungen trennen: Die eine wird von spekulativen Köpfen vertreten, die auf dem Boden des Christentums bleiben wollten, ihren dogmatischen Glauben aber durch eine pantheistische Welterklärung, die man besser Theosophie als Mystik nennt, ausdeuten oder ergänzen wollten; die andern verwarfen offen oder versteckt jeden Glauben und hielten nur das für wahr, was sie selbst ausgedacht hatten. Hier taucht man in ein Chaos philosophischer Kunststücke.

Unternehmen wir einen kurzen Spaziergang mitten durch diese verschiedenartigen Gebiete. Überall bieten sich neue Ausblicke.

Die Geschichten der Philosophie bevorzugen unter jenen pantheistischen „Mystikertheosophen“, für die der Glaube noch irgendwie maßgebend blieb, in erster Linie Valentin Weigel (1533—1588) und den Schuhmacher Jakob Böhme (1575—1624); nicht mit Unrecht, sofern beide Männer, besonders der letztere, viel gelesen wurden, auch außerhalb Deutschlands, und bedeutenden Einfluß gewannen. Ihre Vorgänger Kaspar Schwenckfeld (1489—1561) und Sebastian Franck (1499—1542) finden weniger Berücksichtigung, und doch verdienten gerade Francks Aphorismen in seinen 280 „Paradoxa“ (1588) besondere Aufmerksamkeit. Hier fühlt man ganz leicht die Nähte, welche diese zügellose Spekulation mit den veräußerlichten Ausläufern einer hohen mittelalterlichen Mystik verbinden, hier erscheint der Grundriß der späteren Geistesarbeit Weigels und Böhmes durchsichtig.

Nach Franck ist Gott „das Wesen und die Natur selbst in allen Dingen". „Gott ist in dem Vogel der Gesang, im Hafen der Klang, in allen Dingen die Natur, Wesen und Leben." „Gott ist eine freye Krafft, die mit einem jeden hin und her schwebt, er ist auch Tod und Sünde in uns." „Gott will, was ein jeder will, und ist doch willoß, es scheint allein so, daß er diß und das wolle, . . . Gott wird in uns erst zum Willen, . . . er will, wie ein jeder will, einem jeden, . . . Gott ist ein gemeiner Wille, wie ihn ein jeder zu sich reist: Setze eine Spinne auff ihn, die nicht will wie er, so will Gott wie die Spinne will." „Was einer thun will, das thut und will Gott ihm, . . . die Creatur thut nichts, sondern wird gethan, wie Gott durch ein jedes thut, also thut es. Der Vogel singt und fleugt eigentlich nicht, sondern er wird gesungen, Gott ist es, der in ihm singet." So ist denn Gott „eine Ursach des Falls Adae und aller Sünd", und „die Sünd ist nicht Sünd oder boeß, wie es Gott thut in und mit dem Menschen."

Jeder, der das liest, erkennt alsbald eine ganze Kleinwelt von Keimen, die von jetzt an weiter wuchern und treiben, bis zur Lehre vom Gott-Natur und vom nachcartesianischen Okkasionalismus, der alle Handlungen der Geschöpfe in Gottes Wirken aufgehen läßt.

Und auch hier kann man die Tatsache beobachten, daß diese Wege der abendländischen Philosophie genau dieselben waren wie die früher gebahnten in der arabischen Spekulation. Aber auch die dogmenlosen Philosophen machten sich gleich ans Werk, um die Konsequenzen aus dieser neuen Gotteslehre zu ziehen, allerdings zuerst schüchtern und ungeschickt. Zu solchen Verschollenen gehört David Georgii (Joris) ein Holländer aus Delft, der um das Jahr 1527 in Bocholt seine wunderlichen Lehren zu verbreiten begann. Später flüchtete er nach Basel und nannte sich dort Johann a Bruck oder Briningen. Er genoß in der Schweiz ein gewisses Ansehen, warb Schüler in Holland und schrieb an sie allerlei Bücher und Briefe. Sein Tod fällt in das Jahr 1552. Nachdem man in Basel drei Jahre nach seinem Tode hinter seine Schliche und unchristlichen Anschauungen gekommen war, wurde er auf Befehl des Stadtrates ausgegraben und mit seinen holländischen Werken und seinem Porträt verbrannt [1]. Er gilt als

[1] Die Geschichte Georgiis gab die Baseler Akademie heraus; sie wurde ins Holländische übersetzt. Eine andere Lebensbeschreibung schrieb Georgiis Schwiegersohn, Nikolaus Blesdikius. Vgl. Hoornbeek, Summa Controversiarum Religionis [2] 387 ff.

Wiedertäufer, und man erwähnt wohl seine wahnwitzigen Lehren, er sei ein zweiter Christus, größer als der erste u. a. m. Wichtig für die Weiterentwicklung des Freidenkertums in Holland sind aber nicht diese Albernheiten, sondern gewisse philosophische Machtsprüche, die der sonderbare Mann seinen Jüngern mitteilte.

Das Äußere war für ihn nichts, das Geistige alles, in einem durchaus rationalistischen Sinn. Himmel und Hölle, Gericht und Ewigkeit galten ihm als Seelenvorgänge im Menschen, als religiöse Erlebnisse und Stimmungen, sie sind ein innerer Lohn und eine innere Strafe. Auch die Engel sind keine körperlosen Geschöpfe, sondern nur menschliche Gedanken, rein geistige Ideen, während man sich die Auflehnungen des Fleisches gegen den Geist als Dämonen denkt: Jeder äußere Kult muß mit dem Georgii-Messias aufhören; Sakramente und Predigt hebt er auf. Wenn Georgii eine Art öffentlichen Sündenbekenntnisses, und zwar aller Vergehen, fordert, so ist das bei ihm kein religiöser, sondern ein sozialer Akt. Will er doch auch, wie es scheint, eine Art Güter- und Frauengemeinschaft durchsetzen; gemeinschaftlich sollen in gewissem Sinn auch die Seelengeheimnisse sein. Sein Standpunkt in sittlichen Dingen lag, wenn man seinen Gegnern glauben darf, jenseits von gut und böse. Er selbst verteidigt sich dagegen allerdings in einem Brief an Anna von Oldenburg vom Jahre 1540. Als Quelle seiner Erkenntnisse gab Georgii selbst persönliche Offenbarungen an. Das war in jener Zeit eines wahnwitzigen Enthusiasmus fast notwendig, um Anhang zu gewinnen. Die offenbarende Gottheit war aber für ihn wohl nur die eigene Vernunft, und man wird kaum irren mit der Annahme, daß er sich auch in diesem Sinn über Christus stellte. Als der Höhere galt ihm, der jede Übernatur leugnete. Denn er sah in der Annahme einer übermenschlichen Welt nur eine Verirrung.

Georgii war nicht etwa eine vereinzelte Erscheinung oder gar ein origineller Kopf. Er sprach nach, was er von andern gehört hatte. Zumal in den Niederlanden war solche Weltanschauung nichts Neues. Eine breite Freidenkerbewegung hatte bereits vor der Reformation in vielen Ländern eingesetzt: das 16. Jahrhundert brachte ihr Mut, Zuversicht und gute Aussichten. Calvin schildert in seiner Schrift gegen die Freigeister einen doppelten Strom dieser Bewegung[1]. Die einen wüteten frech und rücksichtslos gegen das Christentum. Für sie war Paulus ein zerbrochenes

---

[1] Instructio adversus fanaticam et furiosam sectam Libertinorum.

Gefäß, Petrus ein Verleugner Christi, Johannes ein beschränkter Jüngling, Matthäus ein Wucherer. Aber diese Kraftworte waren damals noch recht gefährlich[1]: So verschanzten sich die Libertiner hinter Bildern und Allegorien. Ehrlichkeit war nicht ihre Sache. Georgii gehörte zu diesem Kreis. Calvin nennt nicht bloß die bekannten Quintin und Pocque, sondern auch Verborgenere: einen Coppin und Bertrand. Auf den persönlichen Offenbarungsbetrug verzichteten sie meistens. Ihre Weisheit gipfelte in einer Art Pantheismus. Ein lebendiger Geist durchflutet alles. Unsere Seelen sind keine Substanzen, sondern Gottes Modi. Der breite Strom dieser populären Spekulation wälzt sich trotz aller Hemmnisse weiter, stets im gleichen Bett, in langweiligster Eintönigkeit bis in das 18. Jahrhundert hinein[2].

Nur selten bemächtigte sich ein feinerer Kopf dieser Denkwirrsale, um allzu extravagante Ausschweifungen abzutun und etwas mehr Logik in den Redeschwall zu bringen. Man hat in unserer Zeit auf den katholischen Holländer Dick Volkertszoon Coornhert aus Haarlem, einen Apostel der Toleranz und einen der bedeutendsten Männer dieser Richtung, aufmerksam gemacht. Er ist ein Aufklärungs- und Modernistentypus, der für die Gedankenrevolution des scheidenden 16. Jahrhunderts große Bedeutung hat[3]. Überhaupt fühlte sich das Freidenkertum in den Niederlanden recht heimisch.

Die Behauptung aber, die ein Schriftsteller von dem andern übernimmt, daß die „Libertiner" in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden aufkamen, ist unhaltbar. Es gab deren von gleichem Geist zu derselben Zeit in Italien, Frankreich und Deutschland. Über ihre Verbreitung und Freizügigkeit in Polen erstaunt, hat ein neuer Forscher den Satz niedergeschrieben, das Polen der Jagellonen habe seine Spinoza, seine Hobbes, seine Toland, seine Voltaire und Holbach an zwei Jahrhunderte vor ihrem Auftauchen im Westen gehabt[4]. Das ist in dieser schroffen Form nicht richtig. Die Freidenker in Polen gehörten zu demselben weit ausgedehnten Strom der Ungläubigen, der ganz Europa durchflutete.

---

[1] So kraß sprach z. B. Hermann van Rijswijck (verbrannt im Haag 1512); vgl. über ihn Meinsma, Spinoza und sein Kreis; übersetzt von Schneider, 102 ff.

[2] Vgl. St. v. Dunin-Borkowski, Der junge De Spinoza 473 ff 593 ff.

[3] Vgl. Meinsma a. a. O. 105 ff und Dilthey im Archiv für Geschichte der Philosophie V 487 ff.

[4] Henryk Merczyng, Polscy deiści i wolnomyślicieli za Jagiełłonów (Polnische Deisten und Freidenker unter den Jagellonen) im Przegląd Historyczny (Historische Revue) XII 3 ff. Separatabdruck, Warschau 1911.

Der Vergleich mit Toland und Voltaire mag noch angehen; mit Spinoza und Hobbes darf man sie nicht zusammenstellen, weil sie keine Systeme ausarbeiteten. Immerhin ist diese unbekannte Seite aus der Geschichte wert, uns einen Augenblick zu beschäftigen.

Liest man die katholischen Streitschriften jener Zeit, so kann man leicht dem Irrtum verfallen, als ob jene Freidenker einfach mit den Neu-Arianern des 16. und 17. Jahrhunderts zusammenzuwerfen wären. Das ist nicht der Fall. Trotz des rationalistischen Einschlags in ihrer Theologie hielten die Sozinianer, Antitrinitarier und Neu-Arianer in Polen an der Übernatur, den Wundern der Heiligen Schrift und manchen Geheimnissen des Christentums fest. Gerade in ihren Schriften gegen die zeitgenössischen Ungläubigen findet man wertvolle Hinweise auf diese verschollenen Freidenker, „Halbjuden", „Heidenjuden", wie man sie dort gern nannte. Die Werke dieser Libertiner selbst sind beinahe vollständig verschwunden.

Vor allem setzte damals in Polen eine heftige Kritik der heiligen Schriften ein, und auf diesem Gebiet muß man allerdings von Vorläufern Spinozas reden. Die Freidenker suchten Widersprüche im Neuen Testament nachzuweisen und brachten es auf 139. Die schriftgläubigen Neu-Arianer verteidigten sich auf eine sonderbare Weise. Sie fahndeten nach Widersprüchen im Alten Testament. Einer von ihnen, Czechowic[1], stellt 11 zusammen, die allerdings von einer recht einfältigen Exegese Zeugnis ablegen. Da waren die gegen das Neue Testament erhobenen Schwierigkeiten immerhin ernsterer Natur.

Den Gedankengang der radikalen „Heidenjuden" zeichnet Merczyng recht wahrscheinlich. Sie verzichteten, um aller Schwierigkeiten in der ganzen Heiligen Schrift enthoben zu sein, auf alles Dogmatische, alles Offenbarungsgut. Was sie behielten, waren, außer einem allgemeinen Deismus, bloß die zehn Gebote als Grundlage der Ethik, die sie allein beschäftigte. Und dieses Sittengesetz hielten sie für verbindlich, weil sie darin einfach die den großen heidnischen Philosophen bekannten ethischen Vernunftregeln sahen. Czechowic bezeugt diese Tatsache und Anschauungsweise ausdrücklich[2].

---

[1] Czechowic (1532—1613); sein Werk „Christliche Unterredungen" (Rozmowy christyańskie, 1575) ist nur noch in sechs Exemplaren vorhanden; eines befindet sich auch in Berlin. Vgl. Merczyng a. a. O. 5 ff und Brückner, Polnische Sektierer (Różnowiercy polscy) 239 ff.

[2] Merczyng a. a. O. 6.

Eine Petersburger Handschrift zur polnischen Geschichte des Andreas Lubieniecki († 1623) beurkundet die Ausbreitung dieser Freidenker über Litauen, Weißrußland, Podolien, Wolhynien und die Ukraina in den letzten zehn Jahren der Regierung Sigismund Augusts (1562—1572)[1]. Auch eine Reihe von Namen ist uns erhalten, und wir wissen, daß deren Träger ihre Schriften ziemlich ungestört verbreiten durften. Einer der einflußreichsten war ein Pole aus Schlesien, Martin Seidel (vielleicht Zydel). In seiner Geschichte der Antitrinitarier (1784) gibt Bock einige Aufschlüsse über den merkwürdigen Mann, welcher hochbetagt inmitten seiner Schüler in Ohlau in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts starb. Bock kannte zwei seiner handschriftlichen Werke, darunter eine Schrift: „Grundlagen des christlichen Glaubens" (Fundamenta religionis christianae), in der er das Neue Testament verwirft und alle Christen des Götzendienstes beschuldigt. Czechowic setzt sich in seinen „Unterredungen" mit einem Haupt polnischer Freidenker auseinander, der in einem gedruckten polnischen Katechismus nur den Dekalog und die Heiligung des Sabbats aus der Heiligen Schrift beibehalten will. Merczyng vermutet im Verfasser eben jenen Seidel und möchte in den „Grundlagen" die lateinische Übersetzung des Katechismus wiederfinden. Das ist ja nicht unmöglich, aber auch dann dürfte man Seidels Einfluß und Bedeutung nicht zu hoch anschlagen. Nach allem, was wir wissen, war er nur ein eifriger Mitsprecher einer verbreiteten Richtung. Der „geistige Vater" der Bewegung, „die durch Spinoza zu Holbach und Haeckel gelangte", war er in keinem Fall[2]. Diese Bewegung hatte lange vor ihm eingesetzt, und wir kennen ihren Verlauf ziemlich genau; Seidel gehört nur ins Halbdunkel.

[1] Ebd. 13. [2] Ebd. 27.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Glück ab!

Glück auf! grüßen wir den Bergmann, der hinabtaucht in den dunkeln Erdenschlund, um in schmalen Gängen bei spärlichem Grubenlicht nach der Erde Schätzen zu graben. Glück ab! hallt es dem Luftfahrer nach, der emporsteigt in den weiten Himmelsraum, um dort, bis zu einem gewissen Grade losgelöst von den Schranken des Raumes und der Zeit, zu schwelgen in der Fülle des Lichtes. Scheinbar entgegengesetzt, besagt der Gruß doch beidemal dasselbe: den Wunsch, daß es dem einen wie dem andern vergönnt sein möchte, dahin zurückzukehren, wo nach des Schöpfers Wille der Mensch zwar nicht festwurzelt wie eine Pflanze, aber doch festgehalten ist durch die unsichtbaren Bande der Schwerkraft und die Macht der Verhältnisse, an die Oberfläche, das Antlitz der Erde. Nur hier, auf dem Grunde des gewaltigen Luftmeeres, das die Erdkugel in einer Höhe von mehreren hundert Kilometern umschließt, ist des Menschen natürlicher Platz, nur da fühlt er die ruhige Sicherheit, wie sie ihm als Daseinsbedingung notwendig ist.

Anfangs freilich, als ein Flug durch die Lüfte nur erst ein süßer Traum war, da dachte man nicht an ein Glück ab! Da sann und grübelte man nur, wie man glücklich aufsteigen könnte aus der Tiefe dem Lichte entgegen. Das glückliche Hinabsteigen würde sich, glaubte man, wie von selber machen. Selbst P. Lana S. J., der Bahnbrecher, dessen klarer Geist schon 1670 einen eingehenden Plan zur Eroberung der Luft ausgedacht, geht über diesen Punkt ziemlich leicht hinweg. Wie soll seine von vier gewaltigen luftleeren Kugeln getragene Barke wieder herabkommen? „Man wird", erklärt er, „wenn man bis zur Erde herabsteigen will, die Hähnchen der Gefäße (Kugeln) öffnen müssen. Wenn nämlich allmählich die Luft eindringt, werden sie ihre Leichtigkeit verlieren und sich mählich senken, bis sie das Schiff auf den Boden niedersetzen." Und „wie die Schiffe auf dem Meere, so könnten auch diese Schiffe sich der Anker bedienen, welche leicht an den Bäumen fassen würden. Endlich hat der Luftozean zwar keine Küsten, aber er bietet auch den Vorteil, daß keine Häfen nötig sind, wo die Schiffe Zuflucht suchen müßten. Sie können jederzeit, wenn Gefahr droht, landen und aus der Luft herabsteigen".

Welch holde Unbefangenheit haben doch diese Worte für uns, die wir die mit dem Blute manches braven Luftfahrers geschriebene Gleichung Landen = Stranden kennen! Allerdings, im Anfang schien es fast, als sollte der Altmeister luftschifferischer Wissenschaft auch hierin recht behalten. Über den ersten Versuchen waltete eine eigene Vorsehung. Am 19. September 1783 übergab der jüngere Montgolfier, Stephan, im Schloßhofe zu Versailles in Gegenwart der Majestäten und

einer großen Volksmenge die erste bemannte Heißluftkugel den Lüften. Freilich waren diese ersten Luftschiffer nicht Menschen; man hatte damals noch eine zu hohe Achtung vor einem Menschenleben. Wer wußte denn, wie es da oben aussah? So begnügte man sich also, einen Hammel, einen Enterich und einen Hahn in einem Weidenkorbe als erste lebende Wesen in das Reich der Lüfte emporzusenden. Nach acht Minuten ging der Ballon in dem etwa 4 km entfernten Walde von Vaucresson nieder. Die Tiere waren heil und munter. Nur der Hahn zeigte eine Verletzung, welche die Gelehrten dem Einflusse der Atmosphäre zuschreiben wollten, obwohl es doch viel näher lag, an einen Tritt des Mitfahrers Hammel zu denken. Auch jetzt noch sträubte sich König Ludwig XVI. gegen den Gedanken, einem seiner teuren Untertanen eine Fahrt in das neu erschlossene Reich zu gestatten. Nur mit Mühe erhielten endlich Pilâtre de Rozier, ein Lothringer, und Marquis d'Arlandes die Erlaubnis zu einer Fahrt. Ihre prachtvoll verzierte Heißluftkugel stieg am 21. November 1783 in den Gärten von La Muette auf, schwebte über Paris hinweg und ging nach 25 Minuten sanft nieder. Die 70 Fuß hohe und 46 Fuß breite Hülle sank über den beiden kühnen Männern und der mitgeführten Glutpfanne zusammen. Doch konnte d'Arlandes gerade noch zur Seite springen und seine Gefährten und die Hülle vor der Feuersgefahr behüten.

Auch die ersten Versuche des leistungsfähigeren, aber auch gefährlicheren Gasballons verliefen glatt. Den ersten bemannten Aufstieg unternahm sein Erfinder, der Physiker Charles, zusammen mit einem der Brüder Robert am 1. Dezember 1783 im Garten der Tuilerien. Die aus abwechselnd rot und gelben Seidenbahnen zusammengesetzte Kugel von 9 m Durchmesser trug eine elegante Gondel. Ventil, Füllansatz, Anker, Ballast, Höhenbarometer waren schon damals mit bewunderungswürdiger Umsicht vorgesehen. Nach mehrstündiger Fahrt landete Charles ganz glatt bei Nesles. Er ließ sich von mehreren Edelleuten, welche die Ballonverfolgung zu Pferd aufgenommen hatten, die glückliche Landung bestätigen und fuhr dann, nachdem Robert ausgestiegen war, nochmals zu einer bedeutenden Höhe empor, um kurz darauf ebenso glatt wieder zu landen. Das war also eine ganz ausgezeichnete Fahrt mit einer sehr glatten Landung und sogar mit einer Zwischenlandung. Es wäre aber auch zu schade gewesen für die damals jugendfrisch aufflammende Begeisterung und — die prachtvollen Ballone.

Aber es blieb nicht immer so. Als man nicht mehr damit zufrieden war, bei möglichster Windstille eine Art Heuschreckensprung vom Boden in die Höhe zu tun, sondern sich an eigentliche Höhen- und Weitfahrten wagte, da merkte man bald, daß eine glatte Landung das schwerste Stück bei den Ballonfahrten sei. War man durch Gasverlust oder Ballastabgabe wieder in die Nähe des Bodens gekommen, so öffnete man durch Ziehen an der Ventilleine dem Gase oben an der Kugel einen Ausweg und warf den Anker aus. Wenn nun der Anker nicht fest packte oder das Tau riß oder die Ankerzacken abbrachen, dann gab es nur zu leicht eine mehr oder minder lange, entsetzliche Schleiffahrt. Der Bodenwind fing sich in dem noch halbvollen Ballon, aus dem das Gas nicht schnell genug entweichen konnte, und jagte ihn in wilder Jagd vor sich her, wie ein wilder Junge einen Ball vor sich hertreibt. Über Felder und Wiesen, durch

breite Gräben und Wassertümpel, über Hecken und Zäune ging es mit Windeseile im buchstäblichsten Sinne. Der Materialschaden wäre dabei noch das wenigste gewesen; man hatte ja schon längst auf die buntbemalten Hüllen und die reich gezierten Gondeln verzichtet. Aber die Insassen des grob geflochtenen Korbes wurden bei einem solchen tollen Hindernisrennen über Stock und Stein schrecklich durcheinandergeschüttelt, bekamen die verschiedenen Hindernisse reichlich zu fühlen und mußten froh sein, wenn sie mit einigen Quetschungen und Knochenbrüchen davonkamen und nicht, aus dem Korbe herausgeschleudert, mit gebrochenem Genicke auf dem Plane liegen blieben.

Dieser Alp, der Gedanke an die Landung, lastete auf dem Freiballonsport bis zur Erfindung der Reißleine. Der Amerikaner Wise und der Franzose Godard kamen fast gleichzeitig auf den Gedanken (1844 bzw. 1855), ein Deutscher, Major Groß, brachte ihn durch einige Verbesserungen zur Vollendung (1893). Auf der oberen Kugelhälfte läßt man in der Hülle einen schmalen, von oben nach unten laufenden Streifen oder auch einen dreieckförmigen Ausschnitt frei. Erst kurz vor dem Füllen des Ballons wird dieser Ausschnitt mit einem entsprechenden Stoffstück von innen überklebt oder übernäht. Vom oberen Ende dieses Stückes geht eine Leine gleich der Ventilleine in den Korb. Hat nun der Führer sich dem Boden genähert, durch Auswerfen des Schlepptaues den Fall abgefangen und die Fahrt gebremst, so braucht er nur, sobald er das geeignete Fleckchen Erde unter sich erspäht hat, mit einem kräftigen Zuge an der roten Reißleine die Reißbahn aufzureißen, um den Korb fast in demselben Augenblicke auf dem Boden aufsetzen zu lassen, während die Hülle kraftlos davor zusammensinkt. Durch den langen Schlitz konnte so viel von dem Gase, der Lebenskraft des dicken Ungeheuers, entweichen, daß es todeswund auf der Stelle bleibt und auch der kräftigste Wind nichts mehr mit ihm anfangen kann — wenigstens für gewöhnlich. Denn infolge von Versagen der Reißvorrichtung oder durch andere mißliche Zufälle kann es auch heute noch zu einer kurzen Schleppfahrt kommen. Man unterscheidet darum verschiedene Arten von günstigen Landungen. Sie ist sehr glatt oder eine „Damenlandung“, wenn der Korb beim Aufsetzen auf dem Boden fest stehen bleibt; glatt, wenn er umfällt, und glücklich, wenn es zu einer kleinen Schleiffahrt und infolgedessen zu leichteren Verletzungen, aber nicht zu einem größeren Unglück kommt. Dank der Tüchtigkeit unserer Ballonführer, die ja alle eine genau festgesetzte Prüfung bestehen müssen, ist der letztere Fall ziemlich selten, so daß das Freiballonfahren, das so wundervollen Reiz bietet, zu einem ziemlich harmlosen Wagnis geworden ist und für diesen Zweig der Luftfahrt das Glück ab! seinen tragischen Unterton fast ganz verloren hat.

Was aber bedeutet der Gruß für den eigentlichen Luftschiffer, den Fahrer im Lenkbaren? Auch für ihn ist der Gruß zur bloßen Formel geworden, wenn wir seine Person ins Auge fassen, nicht so, wenn wir dabei an sein Schiff denken. Man sollte ja meinen, beim Lenkbaren könnte nur von einer sehr glatten Landung die Rede sein. Der Führer hat sein Schiff ganz in der Hand. Er kann sich die geeignetste Landungsstelle aussuchen, zu derselben durch bloße Maschinenkraft herabsteigen. Gewiß! Aber sobald er über der Landungsstelle schwebt, beginnt

ein heißes, zähes Ringen zwischen Menschenkraft und roher Naturgewalt, wobei es sich freilich kaum einmal um Sicherung eines menschlichen Lebens, leicht aber um die Erhaltung des Schiffes handelt. Es ist mit dem Luftfahrzeug ähnlich wie mit einem Seeschiff. In seinem Elemente, auf der hohen See, kann dieses auch stärkeren Stürmen Trotz bieten; aber in der Nähe der Küste ist es bei etwas Sturm immer in Gefahr, elendiglich zu zerschellen. So beginnen auch die Gefahren für das Luftschiff, wenn es aus seinem Elemente, der Luft, zur festen Erde herabkommt. Der Freiballonführer verschafft sich eine sichere Landung in ziemlich radikaler Weise, indem er einfach sein Fahrzeug abtakelt, die Kugel, die ihn so sicher und sanft durch die Lüfte getragen, aufschlitzt. Er gibt so die Füllung preis. Hülle, Korb und Zubehör bleiben ihm erhalten. Er kann sie wohlverpackt nach Hause zurückbringen und zu weiteren Fahrten benützen. Das geht aber nicht beim Luftschiffe. Zur Füllung des Tragkörpers oder der einzelnen Ballone ist eine solche Menge Gas nötig, daß es zu kostspielig und zu zeitraubend wäre, die Füllung für jede Fahrt zu erneuern, auch wenn wir annehmen, daß Wasserstoffgas überall in genügender Menge beschafft werden könnte. Dazu kommt, daß der Gebrauch der Reißbahn nur beim Prallschiffe zum Ziele führen würde, während beim Starrschiffe auch nach Entleerung der einzelnen Ballone die äußere Form erhalten bliebe und nach wie vor dem Winde eine gewaltige Angriffsfläche böte.

So stehen hier dem Glück ab! eine ganze Reihe von Schwierigkeiten entgegen. Zunächst kann das Luftschiff nicht, wie der Freiballon, ohne fremde Hilfe landen. Es muß dafür gesorgt werden, daß an der voraussichtlichen Landungsstelle eine zahlreiche, gut geschulte Mannschaft bereit steht. Das wird nicht immer leicht sein. Nehmen wir aber an, dafür sei gesorgt worden; die Leute standen bereit, haben die ausgeworfenen Halteseile glücklich gefaßt und den Luftriesen in seinem Laufe aufgehalten. Nun tritt eine zweite Schwierigkeit ein, das Festhalten. Die Mannschaft mag noch so zahlreich und kräftig sein, der Wind ist und bleibt eine elementare Naturkraft und dabei ein tückischer Gesell. Und dieser gewaltige Leinwandballen, der dem geringsten Hauche nachgeben möchte, ist auch ein gar zu köstliches Spielzeug für ihn. Da können auch eiserne Fäuste versagen. Und angenommen, es gelingt, so taucht sofort eine dritte Schwierigkeit auf. Die Leute können nicht immer an derselben Stelle stehen bleiben und halten; das Luftschiff muß in die Halle gebracht werden. Ein letztes schweres Stück, ein solches Ungetüm von 100 bis 160 m Länge und etwa 15 m Breite ohne Schädigung der empfindlichen Haut und des gebrechlichen Knochengerüstes in die knappe Halle zu schieben wie ein Messer in seine enge Scheide. Was Wunder, wenn die vergangenen Jahre, in welchen der Lenkbare sich so herrlich entwickelte, neben vielen Triumphfahrten auch gar manche Unglücksfahrten aufweisen, Unfälle, bei welchen zwar die Personen selbst meist verschont blieben, das Schiff aber um so gründlicher getroffen wurde. Wie viele, in einem Augenblicke vernichtete stolze Hoffnungen, angefangen von dem mit staunenswerter Technik ausgeführten Aluminiumluftschiffe des Österreichers David Schwarz, das am 3. November 1897 auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin strandete, bis zu dem

Zeppelinstarrschiff, das am 19. März d. J. zu Karlsruhe das jüngste Opfer der Windsbraut geworden. Und es ist nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge wenig Hoffnung, daß es zugleich für längere Zeit das letzte Opfer gewesen, daß die Unfälle, wie sie gerade die Zeppelinstarrschiffe schon so oft betroffen haben, immer seltener werden.

Es fehlt sicherlich nicht an Vorschlägen zur Sicherung der Landung. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß man bei der Wahl des Bauplatzes für eine Halle vorsichtiger sein sollte, wie man ja auch nicht jeden Punkt einer Küste zu einem Hafen wählen kann. Es gibt überall Plätze, wo der Wind übergeht, wie die Leute sagen, wo also fast immer Windstille herrscht. Das sind die Plätze für Lufthäfen. Man hat große Gruben mit umgebendem Walle oder eigens angelegte Waldlichtungen (Baumeister Bloos) als Nothäfen vorgeschlagen. Es wurden überaus sinnreiche Luftschiffanker entworfen (System Schmidt und System Weikersheimer), die verschiedensten Haltevorrichtungen ersonnen. Man hat an den Hallen immer wieder zu bessern gesucht, mit vielen Kosten drehbare Hallen aufgerichtet; ja man denkt sogar an zusammenlegbare Hallen, aus denen das Luftschiff ungehindert emporschweben könnte, wie der Adler aus seinem Horste. Die von Dr Alexander Katz in Berlin geplante Ersatzhalle würde das Ballonzelt der französischen Revolutionsarmee wieder aufleben lassen. Danach sollen von der Mitte des Tragkörpers aus Stoffbahnen schräg zum Boden geführt und dort mit Pflöcken oder durch Aufwerfen von Erde befestigt werden, so daß ein Zelt entsteht, dessen oberen Teil der Ballon selbst bildet. Ich habe genau denselben Vorschlag vor Jahren ausgearbeitet und unserem allverehrten Grafen Zeppelin zur Prüfung unterbreitet. Man versprach sich aber keinen Nutzen von einer Verwirklichung des Gedankens.

An Vorschlägen fehlt es also gewiß nicht, und wenn auch viele derselben für das Auge eines erfahrenen Fachmannes das Unmöglich der Ausführung an der Stirne tragen, so kann man sich doch im allgemeinen der Empfindung nicht erwehren, daß die von verschiedensten Seiten gegebenen Anregungen zu wenig ausprobiert werden, daß man vielleicht zu sehr darauf ausgeht, ein Schiff nach dem andern zu bauen, statt das Dasein der vorhandenen sicher zu stellen, indem man die Landungsvorkehrungen immer mehr verbessert. Daß man die wiederholten Unfälle an der Halle selbst beim Einholen und Herausbringen des Schiffes durch zwangläufiges Aus- und Einschieben mittels Gleitschienen oder Ankerwagen, wie Neureuther und Naumann schon 1911 angaben, so ziemlich unmöglich machen könnte, dürfte jedem sofort einleuchten. Dennoch scheinen ähnliche Einrichtungen wenig im Gebrauch zu sein.

Zum Besten der Sache sei im folgenden ein Vorschlag kurz dargelegt, der nicht dem einen oder andern einzelnen Übel zu Leibe gehen, sondern allen Landungsschwierigkeiten den Garaus machen möchte, so daß er vielleicht dem Luftschiffe dieselbe Sicherheit verschaffen könnte wie die Reißbahn dem Freiballon. Nach meiner Ansicht bietet ein solches Mittel der **Ballonwagen**. Ich glaube keineswegs, damit ganz neue Gedanken auszusprechen. Ein Blick über die vielen

Patentanmeldungen, wie sie die Spalten von Fachzeitschriften füllen, zeigte mir vielmehr, daß Einzelheiten dieses Vorschlages, soweit sich dies aus jenen knappen Angaben abnehmen läßt, vielleicht schon patentiert sind. Das kann aber dem Vorschlag nur zur Empfehlung dienen und für die Richtigkeit des Grundgedankens sprechen. Und darauf kommt es ja an. Worin besteht der Ballonwagen? Er beruht auf folgenden Erwägungen. Zunächst läßt sich unschwer einsehen, daß „eine haltende Sache besser ist als eine haltende Person". Mögen die Soldatenfäuste, welche die Haltetaue gefaßt haben, noch so kräftig sein, mögen die Leute von Eifer für die Sache glühen, es ist unmöglich, daß sie stundenlang mit gleicher Kraft und Aufmerksamkeit alle zusammen festhalten. Ein einziger plötzlicher Windstoß, und das Unglück ist geschehen, ganz abgesehen davon, daß bloße Menschenkraft bald nicht mehr gegen eine gewisse Windstärke aufkommen kann, auch wenn sie durch einen Anker unterstützt wird. Ist dagegen der Haltepunkt etwas Festes, die natürliche Schwere einer toten Masse, eine mechanische Vorrichtung, so wird die Haltekraft immer gleichmäßig verläßlich wirken; in gleicher Weise kann sie in genügender Stärke vorgesehen werden, um auch dem stärksten Winde zu trotzen. Des weiteren wird es darauf ankommen, daß diese mechanische Haltevorrichtung bei aller Schwere noch beweglich ist, so daß sie leicht auf einem möglichst freien Platze in der für das anfahrende Schiff günstigsten Richtung bereit gestellt werden kann, ohne selbst dem Schiffe zur Klippe zu werden, an welcher es scheitert. An diese schwere und doch noch bewegliche Haltevorrichtung muß endlich der Luftriese so gefesselt werden, daß er sich nicht mehr rühren kann.

Diese Forderungen soll der Ballonwagen erfüllen. Seine Zusammensetzung wäre folgende. Ein ca 20 m langer und ca 5 m breiter Rahmen in Eisenkonstruktion liegt möglichst elastisch auf Achsen, die selbst wieder auf entsprechend schweren, nach Art von Straßenwalzen aus Stein oder Gußeisen hergestellten, breiten Rädern ruhen. Diese Räder sind abgefedert, steuerbar und mit dem Rahmen mittels Kniegelenkes verbunden, so daß sie sich auch selbsttätig der jeweiligen Fahrrichtung anpassen können. Sie werden durch Motorkraft in Bewegung gesetzt. Auf beiden Wagenseiten sind Winden angebracht. Aus mehreren derartigen Wagen wird dann im Bedarfsfalle der eigentliche Ballonwagen zusammengesetzt. Wird nämlich das Nahen eines Luftschiffes gemeldet, so fahren sie einzeln in einer der Länge des Schiffes entsprechenden Zahl auf den Platz und stellen sich in der für das Anfahren des Schiffes günstigsten Richtung auf. Und nun müssen sie durch geeignete Kuppelung und Verschraubung zu einem Ganzen verbunden werden, so daß ein einziger langer Wagen entsteht, der trotzdem, wenn auch nur langsam und vorsichtig, vorwärts bewegt und innerhalb gewisser Grenzen auch seitwärts gesteuert werden kann. Dies geschieht durch Steuerung des ersten und letzten Räderpaares und die erwähnte selbsttätige Einstellung der dazwischen liegenden Räder. Es sei hier gleich auf eine andere Möglichkeit der Konstruktion eines solchen Ballonwagens hingewiesen. Statt in die Räder könnte man das Hauptgewicht auch in den Rahmen oder in das Wagengestell verlegen durch Verwendung entsprechend starker Eisenträger. So würden die Räder leichter und besser beweglich. Aber es fragt sich, ob dabei die Technik nicht auf

unüberwindliche Schwierigkeiten stieße. Ausführbar scheint dieser Gedanke, wenn das Ganze auf Schienen gesetzt wird. Man könnte von einer in der Mitte des Platzes liegenden, drehbaren Halle oder einfachen Drehscheibe Geleise nach den vier Hauptrichtungen führen, so daß auch für einen solchen aus Eisenträgern gebauten Ballonwagen wenigstens ein annäherndes Einstellen nach der herrschenden Windrichtung möglich wäre.

Nehmen wir nun an, ein Ballonwagen erster oder zweiter Art stehe in günstiger Richtung bereit. Kommt das Schiff in Sicht, so gehen die Leute, es können das zugleich die Führer der Wagen sein, demselben entgegen, fassen die Haltetaue und laufen mit ihnen auf die beiden Seiten des Wagens. Möglichst schnell müssen nun die Taue, die ja mit Ringen versehen sein können, in die Haken an den Winden eingehakt werden. Ist das geschehen, so beginnen alle gleichzeitig an den Winden zu drehen. Reicht Menschenkraft nicht aus, so kann leicht die Motorenkraft der Wagen verwendet werden. So wird das Schiff langsam und gleichmäßig durch Maschinenkraft niedergezogen. Wenn es dem Wagengestell ziemlich nahe ist, können halbkreisförmige, bisher an den Wagenseiten anliegende Eisenstangen, in welchen starke, breite Stoffbahnen oder Gurten hängen, aufgeklappt werden, so daß das Schiff sich darauf niederlassen kann. Sind nun am Tragkörper und an dem Wagengestelle entsprechende Ringe angebracht, so wird es leicht sein, das Ungetüm an den Wagen derart festzuschnüren, daß auch der stärkste Wind nicht mehr an ihm rütteln kann, er müßte denn einen über 100 m langen Wagen mit schweren Walzrädern oder entsprechend schwerem Rahmen mit in den Kauf nehmen. Jetzt kann das Schiff in jede Halle, sie liege noch so ungünstig, und der Wind wehe noch so stark, ohne Schaden gefahren werden. Ja, falls keine Halle in der Nähe ist, kann der Wagen auch ruhig an Ort und Stelle bleiben. Wenn man die erwähnten Halbkreise nach oben zu Bögen ergänzt und mit Leinwand überspannt, so ist die Halle ersetzt, und es besteht wohl kaum die Gefahr, daß ein besonders heftiger Wind das Gerüste eines gefesselten Starrschiffes eindrückt, zumal man ja den Wagen nach der Windrichtung einstellt. Die Leinwand kann auf den Wagen zugleich mit andern für Ausbesserungen und Ergänzungen nötigen Dingen immer mitgeführt werden. Um jede Kippgefahr zu vermeiden, können auf beiden Seiten des Wagens an den Trägern Eisenstangen mit einem Ende in einem Scharnier befestigt sein und, wenn der Wagen an Ort und Stelle bleiben soll, um 90° herausgedreht und mit einem beweglichen Endgliede auf den Boden aufgesetzt werden. Auch können die Walzräder mit Steinen oder Eisenstücken gefüllt werden.

In Kriegszeiten wird es ja besser sein, das Luftschiff nicht in die gewohnte, auch dem Feinde bekannte Halle zu führen, sondern auf seinem Wagen bald dahin bald dorthin zu bringen, unter Umständen sogar in Stollen, die in Erdhügel getrieben sind, zu bergen. Mit Recht machte Hauptmann Hildebrandt auf die Gefahr aufmerksam, in welcher unsere Luftschiffhallen, besonders die an der Grenze, im Mobilmachungsfall schweben. Sie werden sofort das Ziel der feindlichen Flieger sein, und auch die sorgfältigste Bewachung wird sie kaum retten können. Wenn auch die besten Schützen rings um die Halle in Anschlag lägen

und Kanoniere mit Ballonabwehrkanonen beständig bereit stünden, was würden sie gegen diese Riesenvögel ausrichten, die mit Gedankenschnelle heranschwirren werden, die unter dem Schutze der Dämmerung, eines leichten Nebels, in großer Höhe sich nähern und in dieser Höhe immer engere Kreise um ihr Opfer ziehen können, wie ein Geier, der im geeignetsten Augenblicke auf seine Beute herabstößt? Man bedenke ferner, daß gegen jede Halle nicht ein einzelner Flieger, sondern eine ganze Abteilung geschickt werden könnte.

Die Ballonwagen könnten auch auf guten Straßen oder auf dem Schienenwege dem Luftschiffe nach- oder entgegenfahren. Und wie sie die Landung sichern, so würden sie auch einen Aufstieg bei jedem Wind ermöglichen, indem man auf ihnen den Luftkreuzer an einen günstigen Platz bringen, an den Tauen langsam hochlassen und schließlich, wenn keine Gefahr mehr besteht, daß er irgendwo anstößt, freigeben könnte. Wenn so jedem Luftschiffe ein oder mehrere Ballonwagen zur Verfügung stehen, dürfte auch für die Lenkbaren, auf die wir mit Recht stolz sind, ein solcher Grad der Sicherheit bei der Landung erreicht sein, daß wir ihnen ohne Bangen das Glück ab! nachrufen können.

Doch nun kommen wir zu einem Gebiete, wo der Gruß noch gar traurig, fast hoffnungslos klingt, zum Fluge. Wie vielen, vielen ist er schon von besorgten Freunden und Bekannten, von den blassen, angstbebenden Lippen liebender Frauen und Mütter nachgefolgt, ohne daß er sich erfüllte! Nicht das Glück, nein, das schwärzeste Unglück sahen sie wiederkehren in der Gestalt eines gräßlich verstümmelten, blutigen Körpers, der Leiche des geliebten Mannes. Was den Flieger in der Luft hält, ist seine Schnelligkeit; für ihn ist Bewegung, möglichst schnelle Bewegung, Leben, notwendige Bedingung der Sicherheit. Dadurch, daß die in rasenden Wirbeln durch die Luft bohrende Schraube die breiten schrägstehenden Tragflächen mit rund 100 km-Geschwindigkeit dahinschleift, wird die Luft zum tragenden Kissen für das Drachenflugzeug. Auch wenn der Motor abgestellt ist und der Flieger im Gleitflug herabgeht, ist es nur die durch die Fallgeschwindigkeit erzeugte Schnelligkeit, womit die entsprechend eingestellten Flächen durch die Luft gleiten, was ihn vor jähem Absturz bewahrt. Diese Schnelligkeit, welche für ein Drachenflugzeug Lebensbedingung ist, macht aber notwendig die Landung zu einer äußerst gefährlichen Sache. Man denke sich: ein möglichst leicht gebautes, schwankes Gerüst aus Leinwand und Holzleisten oder Eisenröhren trifft mit jener wilden Geschwindigkeit auf die harte Erde. Wie müssen da eine Reihe von Umständen mit Blitzesschnelle ins Auge gefaßt und das Verhalten entsprechend eingerichtet werden! Die Geschwindigkeit, die Windrichtung, die Neigung des Flugzeuges nach vorne, nach den Seiten, die Bodenbeschaffenheit, der Motor, die Steuer — alles will beachtet sein. Der Winkel ist zu groß: das Flugzeug bohrt sich mit dem Kopf in die Erde und schleudert den Flieger wie ein wild bockendes Pferd auf den Boden; einer der mächtigen Flügel streift einen Baum, einen Zaun oder den Boden, der Landungsplatz zeigt eine kleine Unebenheit, ein tiefes Wagengeleise, einen Graben, in welchem die Räder sich verfangen: das Flugzeug schlägt um und begräbt den Flieger unter seinen Trümmern, zerdrückt ihn mit dem Motor, verkohlt ihn durch Entzündung des

Benzins. Und wenn der Flieger in all diesen Fällen wie durch ein Wunder mit dem Leben davonkommt, so wird gewöhnlich wenigstens das Flugzeug stark beschädigt, wenn nicht ganz vernichtet. Aber man hat doch im Fliegen so große Fortschritte gemacht, man ist zu Höhen von mehr als 5800 m emporgestiegen, hat Strecken von mehr als 1000 km durchflogen, die Geschwindigkeit schon auf 170 km gebracht! Gewiß! Manche Flugleistung, welche vor Jahren noch angestaunt wurde, erscheint heutzutage als ganz alltäglich. Trotzdem gilt auch heute noch, was der Simplonbezwinger Chavez vor seinem Todesfluge (September 1910) einem Reporter erklärte: „Das Flugzeug ist ungefähr noch so, wie es erfunden wurde. Die Maschine ist dieselbe, nur die Menschen, welche darauf sitzen, haben Fortschritte gemacht. Heutzutage ... weiß ein frisch gebackener Flugzeugführer mehr als vor einem Jahr der erfahrenste Flieger."

Es ist freilich die Frage, wie man dem Drachenflugzeuge größere Sicherheit verschaffen könnte, oft und viel studiert worden. Man hat auch hier schon viele, zum Teil patentierte Vorschläge gemacht. Doch scheint noch keiner so recht befriedigt zu haben; sonst hätte man nicht erst jüngst im klassischen Lande der Flugkunst, in Frankreich, ein Preisausschreiben von mehr als einer halben Million Franken erlassen für Erfindungen, durch welche die Sicherheit der Flugzeuge erhöht wird. Von den bisher gemachten Vorschlägen verdient wohl am meisten Beachtung das Fallkleid und der Fallschirm. Das Fallkleid, die Erfindung eines jungen Berliner Chauffeurs, soll den Flieger selbst sicher stellen. Es wird wie ein Mantel getragen und breitet sich im Falle eines Absturzes selbsttätig nach Art eines Schirmes aus. Ein Metzer hat einen doppelten Fallschirm an einer über das Flugzeug emporragenden Achse befestigt. Derselbe kann im Falle der Not durch einen einfachen Hebeldruck ausgelöst werden und soll Flieger und Flugzeug zugleich schützen. Die Erfinder haben dabei immer an einen eigentlichen Absturz gedacht. Doch könnte man diesen Fallschirmgedanken auch für die Sicherung der gewöhnlichen Landung verwerten. Wenn an einem in der Mitte zwischen den Tragflächen emporragenden Maste, der zugleich für die Verspannung und für drahtlose Telegraphie dienen kann, ein leistungsfähiger Fallschirm befestigt wird, der sich im Falle eines jähen Absturzes selbsttätig auslöst, sonst aber auch nach Belieben entspannt werden könnte, so kann der Flieger, wenn er landen will, erst mit abgestelltem Motor im Gleitfluge niedergehen und dann in einer gewissen Höhe über dem Boden den Fallschirm in Tätigkeit treten lassen und so mit seiner Maschine ziemlich ruhig aufsetzen. So würden wir den Vogel nachahmen, der auch bei der Landung die Flügel fallschirmartig vorstreckt.

Durch diese Vorrichtung wäre es auch möglich, daß der Flieger längere Zeit über derselben Stelle in der Luft schwebte, indem er sich bei abgestelltem Motor aus bedeutender Höhe mittels des Fallschirmes herunterließe. Sobald er dann durch Anlassen des Motors und Einstellen des Steuers wieder in die Höhe strebte, würde der Fallschirm sich von selbst schließen. Das wäre für photographische Aufnahmen, Abwerfen von Bomben, Beobachtungen doch sicherlich sehr erwünscht. Endlich könnte ein so ausgerüsteter Flieger mit Ruhe einem Versagen des Motors oder dem Reißen eines Drahtes entgegensehen und einen kleineren Schaden wohl

auch gleich in der Luft ausbessern. So sind auch die Aussichten für das Drachenflugzeug nicht ganz hoffnungslos.

Die vielen Opfer, welche der Flugsport bis jetzt gefordert, brauchen uns nicht zu sehr zu erschrecken. Gar manche haben sich den Unfall durch eigenen Leichtsinn zugezogen. Es ist durchaus unrichtig, daß jeder Flieger früher oder später ein Opfer seines Berufes werden müsse. Hubert Latham, der vielgenannte Latham, verunglückte in Afrika auf der Büffeljagd, und Wilbur Wright, der kühne Bahnbrecher, starb in seiner Vaterstadt Dayton an einer gewöhnlichen Krankheit. Selbst wenn es nicht gelänge, das Drachenflugzeug durch irgend eine Verbesserung in ähnlicher Weise zu einem sichern Verkehrsmittel umzugestalten wie seinerzeit das Hochrad durch Erfindung der Transmission, kann man nicht sagen, daß ein besonnener, geübter Flieger mit seinem Leben ein frevelhaftes Spiel treibt. Es gibt übrigens viele verständige Männer, welche das Drachenflugzeug keineswegs für das Flugzeug der Zukunft halten, sondern auf Grund ihrer Studien fest überzeugt sind, daß die andern, viel weniger gefährlichen Arten, die Schrauben- und Schwingenflugzeuge, allmählich sich entwickeln werden. Gerd Fritz Leberecht spricht in seinen so lebensfrischen Luftfahrten von einem Schwingenflugzeug, das von einem Fachmanne, Professor Grübler an der Technischen Hochschule in Dresden, geprüft wurde, wobei ein Auftrieb von 10,1 kg pro Pferdestärke festgestellt werden konnte. Auf Wunsch des Kriegsministeriums werde aber die Sache vorläufig noch geheim gehalten. So eröffnen sich auch auf dem Gebiete des Flugwesens hoffnungsvolle Ausblicke.

Darum unverzagt, ihr tapfern Männer, die ihr es wagt, auf gebrechlichem Fahrzeuge das oft so wild bewegte Luftmeer zu durchsteuern. Vertraut auf eure oft erprobte Willensstärke und Geisteskraft! Wenn ihr aber zur Einsicht gelangt, daß auch die besten Kräfte versagen können, daß ihr als Flieger besonders oft in Lagen geraten könnt, wo aus dem Gefühl der eigenen Ohnmacht heraus mit Notwendigkeit ein übermächtiges Verlangen nach einer höheren Kraft geboren wird, dann erwartet als vernünftige Männer diese Kraft nicht von Talismanen und Götzenpuppen, wie sie manche als wahre Kulturschande am Kopfe des Flugzeuges führen, sondern von dem, der einherfährt auf den Wolken des Himmels, der mit Allmachtskraft dem stürmenden Meere gebieten kann: Verstumme! und dem sausenden Winde: Höre auf zu wehen! Euch und allen wackern Luftfahrern ein herzliches Glück ab!

B. Wilhelm S. J.

Rezensionen.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Herausgegeben von Dr **Clemens Baeumker.** gr. 8° Münster 1912, Aschendorff.
X. Bd, 6. Heft: **Die Lehre Anselms von Canterbury über den Willen und seine Wahlfreiheit.** Von Dr Franz Baeumker. (VIII u. 80) *M* 2.75

Die verdienstvolle Schrift umfaßt vier Teile: 1. Der Wille im allgemeinen. 2. Die Wahlfreiheit; ihr Begriff nach Anselm. 3. Begründung der Willensfreiheit. 4. Zur Würdigung der Lehre Anselms.

Der hl. Anselm von Canterbury hat nicht die ganze Frage über den menschlichen Willen systematisch behandelt, sondern greift eigentlich nur einen, freilich hochwichtigen Punkt heraus, die Wahlfreiheit. Was er darüber geschrieben, ist wohl zugleich der Niederschlag wirklicher Lehrunterredungen, die er mit seinen Mönchen über diese Frage gehalten. Wie aus der ganzen Behandlung hervorgeht, setzt der Heilige als Theologe die Existenz der Willensfreiheit, die so klar in der Heiligen Schrift gelehrt wird, als unabweislich voraus und verteidigt dieselbe gegen Angriffe, welche zu seiner Zeit teils aus der Erfahrung im Kampfe mit den Versuchungen und Drohungen physischer Gewalt, teils aus dem Vorherwissen Gottes, aus seiner Vorherbestimmung und aus dem Wirken der Gnade entnommen wurden. Damit scheint die Annahme von Domet de Vorges widerlegt zu sein, welcher sagt: „Anselm begegnete damals keiner andern Leugnung als der des Libertiners, der behauptet, der Leidenschaft nicht widerstehen zu können.“ Anselms Lehre bietet außerordentlich viel Ansprechendes und zeigt trotz allen Eintretens für die Rechte der Gnade, der Vorherbestimmung und des Vorherwissens Gottes nicht jene Schärfen und Härten, welche ein einseitiges Betonen des Gnadenwirkens Gottes so leicht annehmen kann. Dennoch befriedigt die Darstellung des Heiligen keineswegs ganz. Er faßt die Wahlfreiheit zu eng, wenn er bloß von jener Freiheit sprechen will, die es dem Menschen ermöglicht, die Gnade zu bewahren, oder wenn Gott die verscherzte Gnade von neuem anbietet, dieselbe anzunehmen und so das ewige Heil zu wirken. Die Frage nach der Möglichkeit, im Zustande der Ungnade wenigstens etwas natürlich Gutes zu wirken, wird nicht einmal erörtert. Trotzdem anerkennt Anselm die Wahlfreiheit als seelisches Grundvermögen selbst für die Zeit, wo die Rechtschaffenheit, d. h. die Gnade, verloren ist. Allein sie kann sich dann auf dem Gebiete des übernatürlich Guten, das ja für Anselm nach seiner Definition der Wahlfreiheit allein in Frage kommt, nicht betätigen. Die Ausführungen des Heiligen sind reich nicht bloß an theologisch wertvollen Gedanken und logisch tiefsinnigen Unterscheidungen, sondern auch an feinen psychologischen Beobachtungen, wie der Verfasser mit Recht gegen Verweyen bemerkt.

Das Gesagte beweist, wie lohnend es ist, Dr Baeumkers klarer und übersichtlicher Darstellung zu folgen. Scharfe Analyse und gute Belege für die

Einzelbehauptungen führen leicht und sicher in die Gedankengänge Anselms ein. 22₃ 25 [12] [13] und wohl auch anderwärts darf sich die Übersetzung etwas weniger ängstlich an den Buchstaben klammern.

XI. Bd, 1. Heft: **Der Zweckgedanke in der Philosophie des Thomas von Aquino.** Nach den Quellen dargestellt. Von Theodor Steinbüchel. (XIV u. 156) *M* 5.50

Steinbüchel sagt mit Recht, der Zweckgedanke sei eine der Grundideen in der Naturphilosophie und Psychologie, in der Ethik und Gesellschaftslehre sowie in der Metaphysik des großen Meisters. Die Fülle des Gedankenreichtums, der uns hier entgegentritt, läßt sich nicht skizzieren. Der Verfasser, dessen Hauptziel eine systematische Darstellung, nicht eine kritische Wertung noch eine Aufdeckung der Quellen war, aus denen der heilige Lehrer vielleicht geschöpft hat, widmet der Erörterung über den Begriff Ziel und Zweck ein Fünftel des gesamten Buches. Dieser erste Teil sowie der erste Abschnitt des zweiten Teils, die Abhandlung nämlich über die zielstrebige Betätigung der Einzelwesen, haben den Referenten am meisten angesprochen. Der zweite Abschnitt dagegen, welcher den Menschheitszweck zum Gegenstand hat, ist vielleicht für die fünfzig Seiten, die ihm zu Gebote stehen, mit Material etwas überreich beladen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn hier einzelnes — nicht in der Lehre des hl. Thomas, wohl aber in der Darstellung des Verfassers — noch unausgeglichen bleibt.

Der Verfasser scheint hier natürliches und übernatürliches Ziel viel schärfer zu trennen, als der heilige Lehrer dies tut. Diesem schwebt sicher die übernatürliche Bestimmung des Menschen stets vor Augen, und die Betätigung der Vernunft ist nicht so zu fassen, als ob vom Lichte des Glaubens einfach abgesehen wäre; die Vernunft, der wir zu folgen haben, ist die vom Glauben erleuchtete Vernunft. Auch bei der 1ª 2ᵃᵉ und 2ª 2ᵃᵉ haben wir es mit einer Summa theologica zu tun, nicht mit einem Abriß rein natürlicher Sittenlehre im Anschluß an Aristoteles. Eine zu scharfe Betonung eines bloß natürlichen Zieles und der sich selbst überlassenen Menschennatur als Sittenregel würde den heiligen Lehrer in Gegensatz zu sich selber bringen. Übrigens hebt auch der Verfasser selbst hervor, wie das letzte Ziel ein übernatürliches und ihm alles untergeordnet sei. Wenn Steinbüchel S. 120 sagt: „Die religiöse Zielbestimmung des Menschen fordert also geradezu Berücksichtigung und Pflege aller immanenten Güter. Die Religion verpflichtet zur Kultur", so ist dies gewiß insofern richtig, als die Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche die beste und solideste Kulturtat ist. Darüber hinaus aber gibt es keine allgemeine Verpflichtung, für irdische Kultur, für Wissenschaft, Kunst und Technik zu arbeiten. Aller Eigenwert (S. 118), der den sinnlichen Kräften und irdischen Gütern zukommt, besteht darin, daß sie in sich kein Übel sind, sondern an sich gute Dinge, geeignet, unter Leitung des Verstandes und Willens Mittel zu werden fürs ewige Leben.

XI. Bd, 2. Heft: **Die Lehre des Thomas von Aquino de passionibus animae in quellenanalytischer Darstellung.** Von Dr Matthias Meier. (XV u. 160) *M* 5.50

Der Verfasser umgrenzt S. 3 den Zweck seiner Arbeit mit den Worten: „Meine Aufgabe geht nicht so fast dahin, die thomistische Lehre von den passiones

systematisch und sachlich wiederzugeben und zu bewerten, als die Quellen aufzudecken, aus denen unser Philosoph zum Baue seines emotionalen Systems geschöpft hat. Die Lehre selbst werde ich nur unter dem Gesichtspunkte fassen, nach welchem die Art und Weise und der Umfang der inhaltlichen Beeinflussung von fremden Gedanken am leichtesten ersichtlich wird."

Es handelt sich dabei nicht um die mittelalterlichen Vorgänger des hl. Thomas, sondern fast ausschließlich um Zitate aus der Heiligen Schrift und um Väterstellen, namentlich aber um Texte des Aristoteles, auf welche der hl. Thomas sich beruft. Meier folgt in seiner Darstellung dem Gange des hl. Thomas. Ein erster Teil behandelt „die Passionen der Seele im allgemeinen" (S. th. 1ª 2ªᵉ, q. 22—25), der zweite Teil „die Passionen der Seele im speziellen" (S. th. 1ª 2ªᵉ, q. 26—48).

Als Gesamtresultat ergibt sich für den Verfasser folgendes Bild über die Passionenlehre beim Aquinaten: „Bei eigener Form und selbständig dialektischer Darstellungsweise ist Thomas in seiner Passionenlehre vollinhaltlich von seiner gelehrten Vorwelt abhängig. Gleichwohl stellt sich das Ganze seiner emotionalen Ausführungen nicht wie ein äußerlich aneinander gereihtes Gefüge verschiedener Gedankenmassen dar, sondern sieht aus, als wäre es im ganzen Umfange das ursprüngliche und eigene Produkt seines umfassenden Geistes" (S. 156). Diesem Urteile können wir mit gewissen Einschränkungen zustimmen.

Viele von den Einzelgedanken, die uns beim hl. Thomas in seiner Lehre von den Leidenschaften begegnen, sind ein Erbgut, das sich in der Heiligen Schrift, bei den Vätern, namentlich aber bei Aristoteles findet. Um dem Ausdruck „vollinhaltlich", den Meier gebraucht, selbst was das bloße Rohmaterial betrifft, mit dem der heilige Lehrer arbeitet, seine Berechtigung nachzuprüfen, müßte Artikel für Artikel der ganze Gehalt, der sich im Corpus articuli wie in den Antworten zerstreut findet, verarbeitet werden. Auf diese Arbeit hat der Verfasser, wie aus den oben aus der Einleitung (S. 3) zitierten Worten hervorzugehen scheint, verzichtet. Übrigens genügt das bloße Material zu einer „Lehre" keineswegs. Dasselbe muß analysiert, geistig durchdrungen, in seinen Schlußfolgerungen erkannt und dann systematisch verarbeitet und aufgebaut werden. Die innere Verknüpfung und Verkettung gehört daher ganz wesentlich zum Inhalt auch der Lehre von den Leidenschaften beim hl. Thomas. Überdies bietet die logische Durchdringung neue Wahrheiten. Die logische Ableitung ist eine wirkliche Wahrheitsquelle. Demnach muß der Ausdruck „vollinhaltlich" cum grano salis genommen werden.

Einem andern Ergebnis der Arbeit Meiers vermag jedoch Referent nicht beizupflichten. Der Verfasser schreibt (S. 157): „Auf der andern Seite freilich läßt meine quellengeschichtliche Darstellung der thomistischen Passionenlehre ersehen, daß Thomas mitunter Gedanken und Zitate nicht im Sinne jener Autoren faßt, denen er sie entlehnt."

Referent hat einige der Ausstellungen Meiers nachgeprüft. Bei zweien (S. 91 f 102/103) hat er dessen Beweisführung trotz wiederholten Lesens nicht recht fassen können und will daher eines Urteils nach irgend einer Seite sich enthalten. An einer andern (S. 67) fehlt die Möglichkeit, die Stellen von Thomas und von Dionysius Areopagita zu vergleichen, da Meier die Worte der letzteren nicht im Wortlaut zitiert. Bei andern liegt dagegen der Irrtum des Verfassers klar zu tage.

a) „Thomas läßt Aristoteles sagen, daß wir diejenigen lieben, die das Böse, was sie getan, eingestehen, während Aristoteles nur davon redet, daß denen gegenüber, die ihre Übeltaten sagen und bereuen, der Zorn zu schwinden pflegt“ (S. 66). Darauf ist zu antworten:

In der 1^a, 2^{ae}, q. 27, a. 1, obi. 2 zitiert der hl. Thomas nicht Arist. Rhet. II 3, wie Meier voraussetzt, sondern II 4, und hier ist nicht die Rede vom bloßen Schwinden des Zorns (wie in Kap. 3), sondern von den Gründen, warum wir jemand lieben oder hassen. (*Τίνας δὲ φιλοῦσι καὶ μισοῦσι καὶ διὰ τί;* lautet die Überschrift des Kap. 4.)

b) In q. 26, a. 3 „Thomas erweitert hier den aristotelischen Text, an den er sich anlehnt, einmal um die dilectio, die er in diesem Zusammenhang mit amor identifiziert, und modifiziert ihn im christlichen Sinne durch die caritas“ (S. 66). Antwort: Der hl. Thomas zitiert Ethic. Nic. VIII 5 (nicht wie Meier hat VIII 7; doch liegt nur eine verschiedene Kapiteleinteilung vor) bloß als Beleg, daß amicitia ein quasi habitus sei, und dieser Beleg ist richtig. Vom übrigen, was er in a. 3 noch sagt, kann man höchstens behaupten, Thomas sage es gelegentlich dieses Textes von Aristoteles, nicht aber er „erweitere den aristotelischen Text“.

c) „Nicht aber versteht Thomas seinen Lehrer, wenn er . . . glaubt, daß Aristoteles seiner Einteilung der Begierde zufolge die Einteilung der Freude in sinnliche und geistige vollziehe“ (S. 88). Antwort: Im ganzen dritten Artikel der q. 31, auf welchen Meier sich bezieht, findet Referent keine direkte Berufung auf Aristoteles. Der hl. Thomas setzt also wohl seine eigenen Gedanken auseinander.

d) „q. 34, a. 4. Thomas zitiert das 7. Buch der aristotelischen Ethik. Dort finde ich keine Stelle des Inhalts, daß wir nach Art der Freude das Tun der Menschen beurteilen“ (S. 104, Anm. 1). Antwort: Der heilige Lehrer zitiert ganz richtig „Aristot. Ethic. VII cp. 11 in princ.“, wo der erste Satz lautet: *Περὶ δὲ ἡδονῆς καὶ λύπης θεωρῆσαι τοῦ τὴν πολιτικὴν φιλοσοφοῦντος. οὗτος γὰρ τοῦ τέλους ἀρχιτέκτων, πρὸς ὃ βλέποντες ἕκαστον τὸ μὲν κακὸν τὸ δ' ἀγαθὸν ἁπλῶς λέγομεν.* Der Gedanke, auf den sich der hl. Thomas bezieht, ist der: Lust ist das Endziel, auf welches die Leute hinstreben, und je nach dem Zweck, den eine Handlung verfolgt, nennt man sie gut oder bös einfachhin.

Aus dieser Prüfung der Aristoteleszitate ist wenigstens klar, daß der Verfasser allzueilig einen Widerspruch zwischen dem hl. Thomas und dem Stagiriten vermutet. Der große „Kommentator“ des „Philosophen“ kannte diesen zu gut, als daß wir leichthin Mißverständnisse erwarten dürfen.

Kaum einen glücklicheren Blick zeigt der Verfasser da, wo er Unstimmigkeiten in Augustinuszitaten beim hl. Thomas entdeckt.

a) Der hl. Augustin hatte de Civ. Dei l. 14, c. 7 gesagt, nach der Heiligen Schrift unterscheiden sich amor und dilectio nicht. Beide werden vom Guten wie vom Bösen angewendet. Der hl. Thomas, der in 1^a, 2^{ae}, q. 26, a. 3 einen gewissen Unterschied zwischen amor und dilectio annimmt, sucht die für ihn entstehende Schwierigkeit dadurch zu lösen, daß er bemerkt, der hl. Augustin rede an jener Stelle vom amor in der pars intellectiva, in der amor und dilectio zusammenfallen.

Meier findet (S. 68) diese Lösung unrichtig. Bei Augustin sei der Sprachgebrauch fließend, voluntas lasse sich an der genannten Stelle nicht als vernunftgemäßes Wollen deuten, sondern sei mit cupiditas identisch. Antwort: Daß es sich wirklich um das geistige Begehren an der betreffenden Stelle handelt, geht aus

den Worten hervor, die der hl. Thomas frei zitiert: recta itaque voluntas est bonus amor, et voluntas perversa est malus amor. Denn die rectitudo und perversitas können unmittelbar bloß auf das Begehren in parte intellectiva gehen. Das ganze Kapitel bezieht sich auf das geistige Begehren. Der Irrtum bei Meier erklärt sich dadurch, daß er voluntas in parte intellectiva mit „vernunftgemäßem" Wollen identifiziert, was nicht angeht. Es gibt auch ein intellektuelles Begehren, das auf das Schlechte und sittlich Gemeine geht. Von diesem ist an der Stelle die Rede, von der Meier S. 68, Anm. 3 spricht.

b) S. 128 heißt es bei Meier: „Ich brauche kaum mehr zu erwähnen, daß sich Thomas bisweilen mit Unrecht eines Zitates als obiectio oder argumentatio usw. bedient." Er beruft sich besonders auf 1ª, 2ªᵉ, q. 42, a. 1, obi. 1 und q. 43, a. 1 sed contra. Hier werde der Satz des hl. Augustin: Wir fürchten nichts, außer, daß wir verlieren, was wir lieben, als Einwand dagegen gebracht, daß das Übel Objekt der Furcht sei, gegen den Sinn des hl. Augustin. Dann werde die Stelle sogar als Hauptautorität für die These gebracht, die Liebe sei Ursache der Furcht, während Augustinus deutlich sage, wir fürchten das Verlieren des Guten. Antwort: Diese Argumentation des Verfassers ist recht unglücklich, obgleich sie ihm so wichtig scheint, daß er im Schlußergebnis S. 158 noch einmal darauf zurückkommt. Es ist nämlich klar, daß der Sinn eines Textes, wie ihn der hl. Thomas auffaßt, nicht aus dem Wortlaut der obiectio, sondern aus dem der Antwort zu entnehmen ist. Diese findet sich in q. 42, a. 1 im Corpus articuli selber und sie trägt nichts Falsches in den Text hinein. Auch q. 43, a. 1 sed contra schließt der hl. Thomas ganz richtig aus dem Text des hl. Augustinus: Wenn wir fürchten, ein Gut zu verlieren, so ist die Ursache der Furcht im Grunde doch die Liebe zum Guten.

Diese Ausstellungen, die nur im Dienste der Wahrheit stehen, wollen das viele Gute nicht verkennen, das in der überaus fleißigen Arbeit Meiers liegt. Mit Bienenfleiß hat der Verfasser die Zitate des hl. Thomas nachgeprüft, namentlich bei Aristoteles dessen Lehre skizziert und auf verwandte Stellen hingewiesen, die Beziehungen bzw. die Gegensätze zu Plato und zur Stoa aufgedeckt. Beim hl. Johannes von Damaskus wird auf dessen Quelle Nemesius besondere Rücksicht genommen, auch wo dieser vom hl. Thomas nicht speziell zitiert ist. So ist ein reiches Material zusammengetragen, für das man dem Verfasser Dank wissen muß, um so mehr, als man zugleich auf zahlreiche philosophische und namentlich philosophiegeschichtliche Einzelarbeiten hingewiesen wird.

XI. Bd, 3./4. Heft: **Theologie und Wissenschaft nach der Lehre der Hochscholastik.** An der Hand der Defensa doctrinae D. Thomae des Hervåus Natalis. Von Dr theol. et phil. Engelbert Krebs. (X, 78 u. 114*) *M* 6.50

Dieses Doppelheft zerfällt in zwei Teile. Der erste bildet die Darstellung des Problems. Der zweite bietet: „Magistri Hervaei Natalis Defensa doctrinae D. Thomae in fortlaufendem Exzerpt aus Cod. Vat. 817 mit Paralleltexten in Anmerkungen und Scholien aus gedruckten und ungedruckten Schriften des Hervåus und anderer Hochscholastiker von Wilhelm von Auxerre bis Johann von Baconthorp." Es ist eine Arbeit, an der Referent seine wahre Freude hatte,

sowohl was die Auswahl des Themas wie die Behandlung angeht. Die folgende kurze Skizze, deren Daten der vorliegenden Schrift selbst entnommen sind, mag einen kleinen Begriff von der Reichhaltigkeit ihres Inhalts geben.

Herväus Natalis (Hervé de Nedellec) war der 14. General des Dominikanerordens (1318—1323). Grabmann sagt von ihm: Er war „ein hervorragender Thomist, der ein feines Verständnis für die Eigenartigkeit und Inhaltlichkeit der philosophisch-theologischen Spekulation des Aquinaten bekundet und durch metaphysische Tiefe sowie auch durch Klarheit der Beweisführung und Darstellung dem englischen Lehrer kongenial war". Herväus Natalis war zeitlich vielleicht der erste Verteidiger des Aquinaten gegenüber Scotus (S. 1). Die Defensa stammt wahrscheinlich aus der Zeit von 1307—1312 (vgl. S. 1*). Sie zerfällt in zwei Teile, deren erster von der Theologie als Wissenschaft, deren zweiter vom Inhalt der Theologie handelt (S. 28). Dem ganzen Plane nach hätte dieser Traktat „sich zu einer ganz großen Summa im Geiste des Aquinaten auswachsen sollen". Leider ist die Darstellung allzubreit und umständlich, und so ist er „offenkundig dieser Breite zum Opfer gefallen, er ist, von der eigenen Fülle erstickt und erdrückt, ein Torso geblieben" (S. 72, vgl. S. 4). Der erste, vollständig erhaltene Teil bildet ein in sich abgeschlossenes Ganze (S. 4).

An diesen Teil lehnt sich nun die Arbeit von Krebs in der „Darstellung" an. Sie lehnt sich aber bloß an, denn darauf kommt es an, zu zeigen, wie die Hochscholastik das Problem gelöst hat. Krebs schickt daher einen Paragraphen über die Entstehung des Problems, ob die Theologie eine Wissenschaft sei, voraus, das auch heute noch seine Aktualität nicht eingebüßt hat. Dann folgen die Paragraphen: Ist die Theologie eine Wissenschaft?; Das „Subjekt", d. h. der Zentralbegriff der Theologie; Spekulativer und praktischer Charakter der Theologie. Diese drei Paragraphen entsprechen den drei Unterabteilungen in der Schrift des Herväus Natalis, nämlich den Fragen nach der Causa formalis, materialis, finalis der Theologie. Nur die Entstehung des Problems selber und die Lösung der Hochscholastik sollen hier nach Krebs (S. 13—53) skizziert werden.

Der hl. Augustinus anerkannte eine den Glauben vorbereitende Vernunftwissenschaft, die zum Glauben führen und denselben vor den Ungläubigen auch einigermaßen begründen kann. Dann aber hält er es für die Pflicht der Gläubigen, mit der Hilfe Gottes von der Vernunft Gebrauch zu machen und so zu größerem Verständnis des bisher Geglaubten vorzubringen. Dieses größere Verständnis ist dem hl. Augustin nicht ein rein natürliches, sondern es kommt zustande nur in reinen Herzen aus natürlichem Denken und dem Beistand der Hilfe Gottes (S. 18). Diese beiden Gedanken fanden durch den hl. Anselm, durch Hugo und Richard von St Viktor Eingang in die Scholastik. Doch trat der erste Gedanke mehr zurück, während oft der Versuch gemacht wird, „mit der Vernunft zu begreifen, was wir im Glauben festhalten", und für die Geheimnisse des Glaubens freilich den Glauben immer voraussetzend, „notwendige Gründe" zu entdecken (S. 19 ff). Als die Hochscholastik begann, galt es also als theologische Überlieferung: Wissen und Verstehen ist etwas ganz anderes als Glauben. Es gibt ein dem Glauben vorarbeitendes, ein ihn verteidigendes, ein ihn verständlich machendes Wissen. „Der Einfluß der Gnade und der speziellen Erleuchtung auf dieses Wissen wird betont, aber die Grenzen zwischen wirklichem Einsehen aus Gründen der Vernunft und mystischem Schauen oder gläubigem Erkennen sind zu unsicher gegeben" (S. 23). Das Problem, ob

die Theologie eine Wissenschaft sei, war gegeben von dem Augenblicke an, wo die Hochscholastik die eben skizzierten Überlieferungen aus Augustin mit der Wissenschaftslehre des Aristoteles zu vergleichen begann. Dieser kannte nur ein Wissen, das sich zurückführte auf die Evidenz von Schlußfolgerungen und letztlich auf unbeweisbare, unmittelbar einleuchtende natürliche Wahrheiten, wie die vom Widerspruche, vom ausgeschlossenen Dritten, vom zureichenden Grunde, und in sich selbst evidente unmittelbare Sinneswahrnehmungen. Wissenschaft konnte ihm nur sein, was sich so auf natürlich in sich selbst unmittelbar einleuchtende Prinzipien stützte. Aristoteles kannte eine Rangordnung der Wissenschaften, von denen die eine für die andere die ersten Prinzipien lieferte. Konnte die Theologie, welche auf den Glauben sich aufbaute, ihn zu verstehen suchte, ihn verteidigte, am aristotelischen Wissensbegriff gemessen, Wissenschaft heißen, und welchen Rang nahm sie ein? Die großen Scholastiker nahmen es ernst mit diesen Fragen. Sie hatten ihre Antworten schon alle gegeben, als Herväus seine Defensa schrieb. S. 39—50 gewährt Krebs einen sehr interessanten Überblick über die verschiedenen Phasen, welche die Beantwortung der Frage, ob die Theologie eine Wissenschaft sei, in der Hochscholastik gefunden. Wilhelm von Auxerre, Alexander von Hales, Bonaventura und Johannes Pecham, Albert der Große und Ulrich von Straßburg ziehen an uns vorüber. Eingehender ist der hl. Thomas behandelt. Matthäus von Aquasparta und Heinrich von Gent finden kurze Erwähnung. Scotus und sein Schüler Johannes de Basoliis folgen. Als straffe Verteidiger der Doktrin des hl. Thomas treten auf Thomas Anglicus und Bernhard von Clermont. In gemäßigter Weise, ohne sich mit allen Aussprüchen des heiligen Lehrers in unserer Frage zu identifizieren, Herväus selber im Anschluß an Gottfried von Fontaines, Johannes von Lichtenberg und Johannes von Neapel. Ziemlich ablehnend verhält sich Durandus. Schwankt im allgemeinen die Antwort zwischen Ja und Nein hin und her, so zeigt sich doch, daß die Dominikaner wohl infolge der Kritik, die von anderer Seite an der thomistischen Doktrin geübt wurde, in ihren bedeutenderen Vertretern dazu hinneigten, zu gestehen, die Theologie sei nicht Wissenschaft im strengen Sinne des aristotelischen Wissenschaftsbegriffes, und den Gedanken des hl. Thomas, die Theologie könne als eine dem göttlichen Wissen subalterne Wissenschaft angesehen werden, so ziemlich preisgaben. In der Augustinerschule, an deren Spitze Ägidius Colonna steht, finden wir hingegen die Lehre des hl. Thomas wieder wortwörtlich. Herväus Natalis selbst leugnet, daß die Theologie eine Wissenschaft sei; die Lehre des „Bruder" Thomas sucht er sich so zurechtzulegen, die Theologie sei keine subalterne Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur im weiteren Sinne, insofern sie mit der Subalternwissenschaft eine gewisse Ähnlichkeit habe. Er beruft sich dafür auf die Quaestiones disp. de veritate und auf das erste Sentenzenbuch (S. 39). Damit ist die Lehre des hl. Thomas 1, q. 1, a. 2 sachlich so ziemlich verlassen. Nur eines kann als gesicherter Reingewinn aus der eingehenden Behandlung der Frage in allen Schulen betrachtet werden: Die Theologie kann, auch wenn sie im wahren Sinne als Wissenschaft betrachtet wird, nicht im Vollsinn der aristotelischen Auffassung vom rein natürlichen Wissen Wissenschaft genannt werden. In einer andern Beziehung aber führte die scholastische Disputation zu einem sichern Resultate. Die Erleuchtungstheorie des Heinrich von Gent wird allgemein zurückgewiesen. Das theologische Wissen als Wissen führt sich auf kein besonderes Licht zurück. Ein solches ist nicht erwiesen, und gäbe es ein Licht, das innere Einsicht in die Glaubenswahrheiten brächte, so wäre es um das Glaubensverdienst geschehen (S. 51).

Die Belege für alle diese Ausführungen über die Autoren der Hochscholastik finden sich im zweiten Teile der Arbeit von Krebs. Jeder, der sich für die Scholastik interessiert, wird dem Verfasser für die Mühe dankbar sein, mit der er die Auszüge aus Herväus angefertigt und mit einem so reichen Apparat von Anmerkungen aus ungedruckten und gedruckten, aber zum Teil schwer zugänglichen Quellen versehen hat. Den Ergebnissen des Verfassers kann man wohl beipflichten. Es fällt aus der ganzen Arbeit reiches Licht nicht nur auf Herväus, sondern auch auf die Eigenart des hl. Thomas von Aquin und auf die ganze Schaffensart der Scholastik.

Was die Frage selber anbetrifft, so äußert sich Krebs über das Schicksal der Antwort des Herväus in der Folgezeit nicht. Mißt man alles Wissen am aristotelischen Begriff des auf eigene Einsicht sich gründenden natürlichen Wissens, dann müßte Herväus recht behalten. Aber dieser Begriff von Wissen ist zu eng; der hl. Thomas hat dies wohl gefühlt, wie aus der Summa 1, q. 1, a. 2 hervorgeht. Seine Unterscheidung, daß es kein Wissen gebe von den Glaubenswahrheiten, die als principia vorausgesetzt sind, wohl aber von den Schlußfolgerungen, die aus ihnen gezogen werden (De verit. 14, a. 9 ad 3um), ist sehr wahr, und seine Lehre, daß die Theologie dem Wissen Gottes subalterniert sei, enthält durch die wissenschaftliche Apologetik ihre Bestätigung und tiefere Begründung.

Julius Beßmer S. J.

1. **Saint Ignatius Loyola.** By ***Francis Thompson.*** Edited by J. H. Pollen S. J. With 100 illustrations. Third edition. 8⁰ (334) London 1910, Burns & Oates. 10*Sh.* 6*d.*

2. **Ignatius von Loyola.** Ein Heiligenleben. Von **Francis Thompson.** (Die Übertragung besorgt durch Helene v. Reuß.) 8⁰ (XVI u. 318) Kempten und München 1912, Kösel. *M* 3.20; geb. *M* 4.20

1. Dieses Buch erregte bei seinem Erscheinen in England bedeutendes Aufsehen. Der Grund lag zunächst in der Person des Verfassers. Franz Thompson (geb. 18. Dezember 1859) ist ein Dichter von Gottes Gnaden, dessen poetische Werke trotz ihres geringen Umfanges bei seinen Landsleuten in hohen Ehren stehen. (Sie erschienen von 1893 bis 1897 in drei Bändchen.) Aber selten ist einem Poeten sein Pegasus so zum Verhängnis geworden wie ihm. Obwohl er in der katholischen Lehranstalt von Ushaw eine gute humanistische Bildung erhalten hatte — er zeichnete sich aus durch gute Aufsätze und schlechtes Kricketspiel —, so erwies er sich als Student der Medizin in Manchester zu diesem und jedem andern Brotstudium unfähig oder unwillig und zerfiel darüber mit seinem Vater so, daß er nach London entwich, um auf eigene Faust seiner Neigung zur schönen Literatur zu leben. Was kommen mußte, kam. Bald geriet er in solches Elend, daß man ihm wegen seines armseligen Äußern den Zutritt zu den öffentlichen Bibliotheken versagte und damit seine letzte menschenwürdige Zuflucht entzog. Trotzdem konnte er das Dichten nicht lassen. Der Herausgeber der katholischen Zeitschrift Merry England, Wilfrid Meynell, dem er einen Beitrag einsandte,

wurde endlich auf das kostbare Talent aufmerksam, hatte aber Mühe, den Obdachlosen in den Straßen der Weltstadt, wo er mit Zündhölzchenverkauf und ähnlichem sein Leben gefristet haben soll, auszukundschaften. Nun fehlte es Thompson nicht mehr an teilnehmenden Freunden und Förderern, aber seine Gesundheit hatte inzwischen so gelitten, daß er am 13. November 1907 in seinem 48. Lebensjahr an der Schwindsucht starb. Als letztes Erzeugnis seiner Feder hinterließ er die uns hier beschäftigende Lebensbeschreibung des hl. Ignatius, zu der die Wohltäter seiner letzten Jahre ihn ermuntert hatten.

Wir dürfen also nicht eine wissenschaftliche Biographie erwarten, in der alle in der jüngsten Zeit neu erschlossenen Quellen verwertet wären. Thompson hat nur die bereits vorliegenden Lebensbeschreibungen, und zwar neben den Bollandisten und andern älteren Werken auch Genelli und besonders die größere englische Geschichte von Stewart Rose (Saint Ignatius Loyola and the early Jesuits, London 1891; man vergleiche darüber diese Zeitschrift XLIII 91), seiner Arbeit zu Grunde gelegt und danach ein kurzes, aber musterhaftes Lebensbild geschaffen. Man braucht nur einige Seiten zu lesen, um gewahr zu werden, daß er sich mit ganzer Seele in den Charakter und Gedankenkreis des Heiligen hineingelebt hat, um ihn seinen Landsleuten nicht nur wahrheitsgetreu zu schildern, sondern auch menschlich nahe zu bringen. So entstand ein stilistisch außerordentlich feines, poetisch verklärtes und doch geschichtlich vollkommen getreues, überaus naturwahres Bild des großen Ordensstifters. Dabei kommt dem Verfasser seine Vertrautheit mit der spanischen, französischen und italienischen Literatur jenes Jahrhunderts sehr zu statten. Selbst Schiller und Goethe treten auf. Man hat, besonders wenn man kein Engländer ist, oft Mühe, alle Feinheiten seiner Anspielungen zu verstehen.

Es ist also ein ganz modernes Heiligenleben, in dem die aszetischen und übernatürlichen Gesichtspunkte zwar durchaus nicht fehlen, aber doch zurücktreten, während die rein menschlichen, dem heutigen Zeitgeist leichter verständlichen Charakterseiten des Heiligen und seiner Gefährten und Mitarbeiter mit sichtlicher Vorliebe behandelt sind. Diese ersten Jesuiten und ihre Erfolge in den verschiedenen Ländern erhöhen den Reiz der Darstellung und durften nicht fehlen. Wenn aber S. 232 von den Monita secreta des Zahorowski so gesprochen wird, als hätten sie schon um diese Zeit eine Rolle gespielt, so ist das ein kleiner Anachronismus. Die 100 meist wertvollen und lehrreichen Abbildungen (Porträte, Monumente 2c.) sind dem genannten Werke von St. Rose entnommen.

2. Die Übersetzung dieses Werkes war schwierig, aber wir wollen gleich beifügen, sie ist gut gelungen. Die Abbildungen, eine gute Auswahl aus dem englischen Original, gereichen dem Buch zur Zierde und verstärken die Stimmung. Daß bei einigen unübersetzbaren oder nur für Engländer verständlichen Wendungen auf wörtliche Treue verzichtet wurde, ist nicht zu tadeln. Vielleicht hätte die Freiheit noch etwas weiter getrieben werden können. Die wenigsten Leser werden z. B. erraten, daß „Excalibur" (29) der Name des Schwertes des Königs Artus ist. Der „Fürstbischof" von Köln und der „Kardinal-Erzbischof von Augsburg"

(280) kommen zwar auf Thompsons Rechnung, hätten aber in der deutschen Ausgabe ihren richtigen Titel wiederbekommen sollen.

Formen wie Louvain, Liège, Lorraine waren zu verdeutschen; „German Arnheim" (82) ist Deutsch (»niederl.) »Arnheim; „Bachelor" (61) und „nächtliches Fasten" (82) klingen nicht gut deutsch. Das Wort Religion (74) bedeutet nicht Glauben, sondern Ordensstand; noch störender ist es, daß S. 225 zweimal von einem „allgemeinen Konzil" die Rede ist, dem sich Le Jay erst widersetzt, um es gleich darauf warm zu befürworten; an der ersten Stelle muß es heißen „Nationalkonzil"; eminence (207) heißt nicht Kardinalswürde; auch S. 157 ist die Übersetzung ungenau. Statt „privates Konzil" (243) und „das geheime spanische Konzil" (296) sollte geheimer Staatsrat gesagt sein. Es scheint besonders an der nötigen Überwachung des Drucks gefehlt zu haben; notiert sei Gruvea (61 und öfter), Bern (78) statt Leon, Severus (85) statt Servet, Toledo (98) statt Tolentino, Bombay (227) statt Lombay, Martyrologie (317). **Matthias Reichmann** S. J.

Deux livres d'heures attribués à l'enlumineur *Jacques Coene*. 51 planches. *Fr.* 15.—

L'ystoire de Helayne. Reproduction des 26 miniatures. *Fr.* 10.—

Christine de Pisan, Épître d'Othéa, déesse de la prudence, à Hector, chef des Troyens. Reproduction des 100 miniatures de ***Jean Miélot.*** *Fr.* 20.—

Chroniques et conquestes de Charlemaine. Reproduction des 105 miniatures de ***Jean Le Tavernier*** d'Audenarde. *Fr.* 20.—

Histoire de Charles Martel. Reproduction des 102 miniatures de ***Loyset Liédet.*** *Fr.* 20.—

Alle fünf Bücher herausgegeben von ***J. van den Gheyn*** S. J. 8^0 ($20 \times 16^1/_2$) Mit Texten von 12 bis 24 Seiten. Brüssel 1909 bis 1913, Vromant.

Das an erster Stelle genannte Werk enthält Reproduktionen aus zwei um 1400 entstandenen Horenbüchern des Ritus von Paris in der Kgl. Bibliothek zu Brüssel, Nr 10767 mit 26, Nr 11051 mit 25 Bildern. Diese Bilder wurden vom Grafen Paul Durrieu dem Jacques Coene zugeschrieben, welcher 1398 zu Paris, 1399 zu Mailand und 1404 wiederum in Frankreich beschäftigt war, wo er mit zwei andern Malern für Karl den Kühnen eine Bibel illustrierte. Sein Hauptwerk sollen die Heures du maréchal de Boucicaut sein. Van den Gheyn gibt zu, die beiden von ihm publizierten Brüsseler Stundenbücher gehörten derselben Schule an wie jenes des Marschalls von Boucicaut, läßt aber die Frage unentschieden, ob Coene sie mit Miniaturen ausstattete. Jedenfalls unterscheiden sie sich voneinander so, daß sie zwar in demselben Atelier, aber nicht zur gleichen Zeit, wohl auch nicht von denselben Meistern hergestellt wurden. Schon die Kalender stimmen nicht ganz überein. So nennt das erstere am 13. März den „hl. Macedonie", das zweite den hl. Gereon. Im zweiten, wohl jüngeren,

sind auf den Rändern die Verzierungen weniger gedrängt und zwischen den leichten Ranken mit ihren meist dreilappigen, efeuartigen Blättern Vögel angebracht. Die Miniaturen gleichen sich, sind aber nie identisch. Im zweiten ist beispielsweise das Holzwerk der Zimmer mehr betont. Beide haben dreierlei Hintergründe: schachbrettartige oder mit feinen Ranken gefüllte oder noch unbedeutende Versuche der Landschaftsmalerei.

In dem an zweiter Stelle angezeigten Buche erzählt Jehan Wauquelin nach einem gereimten französischen Roman des 12. Jahrhunderts in derselben Sprache, aber in Prosa die Geschichte der „schönen Helena", einer Tochter des Kaisers Anton von Konstantinopel. Sie floh, als dieser sie heiraten wollte, und wurde von ihm erst dreißig Jahre später wiedergefunden als Gemahlin des Königs von England. Der phantasievolle Roman führt nach Konstantinopel, Jerusalem und Rom, dann in das Gebiet des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, für den er bearbeitet, geschrieben und illustriert wurde, und an dessen Grenzen, nach Tournai, Douai, Courtrai, Brügge und Brüssel. Er schildert Gefechte zwischen Christen und Sarazenen, eine Seeschlacht und Belagerungen, Szenen des häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Lebens, alles in den Trachten und nach den Gewohnheiten, welche um die Mitte des 15. Jahrhunderts am Hofe von Burgund herrschten. Van den Gheyn betont mit Recht, daß die 26 Miniaturen die verschiedensten Ereignisse in malerischer Art behandeln. Wer sie malte, ist unbekannt, vielleicht Wilhelm Vrelant mit einem seiner Schüler. Die Landschaft ist bereits ziemlich gut entwickelt, die meisten Figuren stehen groß im Vordergrunde, die des Hintergrundes werden kleiner. Die etwas gespreizte, affektierte Hofetikette des burgundischen Hofes herrscht vor in den friedlichen Szenen, die rittermäßige Kampfesart ist in den kriegerischen mit Vorliebe und Treue geschildert.

Ein merkwürdiges Erzeugnis ist der von Christine de Pisan verfaßte Brief der Othéa, der Göttin der Klugheit, an Hektor, den Anführer der Trojaner. Er wendete sich durch Othéa eigentlich an den Herzog Louis von Orléans und gab ihm hundert Regeln in Versen an, denen eine Allegorie und eine Erklärung beigefügt wurden, welche der Philosophie, der Mythologie, der Bibel, der Geschichte und der Legende der Heiligen entnommen waren. Alles sollte zur Ausbildung eines tüchtigen Ritters anleiten. Jean Miélot, Kanoniker zu Lille, erweiterte das Ganze auf Befehl des Herzogs Philipp des Guten und fügte mancherlei bei aus Boccaccio, Virgil und Ovid. Dann richtete er sein Buch so ein, daß je eine Miniatur die obere Hälfte einer Seite einnimmt, die untere Hälfte und die Rückseite des Pergamentblattes vom Text ausgefüllt wird. Sein Buch ruht in der Kgl. Bibliothek zu Brüssel als Nr 9392. Alle Miniaturen desselben werden hier durch van den Gheyn publiziert. Gemalt wurden sie 1455 oder 1461, vielleicht wenigstens zum Teil durch Loyset Liédet. Die meisten großen Götter der Griechen und Römer erscheinen in denselben mit den berühmtesten Helden der Mythologie: Pygmaleon, Herkules, Cadmus und Midas, Hektor, Priamus, Achilles, Ulysses und andern, alle jedoch nicht in antiker Tracht und Auffassung, sondern wie Zeitgenossen des Herzogs Philipp. Beispielsweise stellt die wie ein Engel geflügelte, als vornehme Dame gekleidete Othéa dem Hektor, einem

schönen jugendlichen Ritter, die Göttin der Mäßigkeit vor, welche auf dem Haupte eine Uhr, in der Rechten ein Trinkgefäß, in der Linken ein verschlossenes Kästchen trägt. Cassandra betet vor einem Altar, dessen Bild den Gekreuzigten zeigt. Die Zwietracht übergibt ihren goldenen Apfel für die Schönste an drei vornehme burgundische Damen, welche an einer Speisetafel sitzen. Bei der Leichenfeier für Hektor ist ein Katafalk errichtet vor einem Altare, auf dem ein Götzenbild steht, vier Nonnen aber sitzen in einem Chorstuhl und beten mit gefalteten Händen. Von antikisierender Kleidung, Bewaffnung, Landschaft und Einrichtung ist keine Spur zu finden. Alle Götter und Helden Griechenlands sind Burgunder geworden.

Auch die beiden umfangreichen, oben an vierter und fünfter Stelle erwähnten Geschichten Karls des Großen und Martells sind phantasievoll ausgeschmückte Legenden, worin die um die Mitte des 15. Jahrhunderts beliebte Lebensauffassung und Mode herrscht. Der Roman Karls des Großen (Kgl. Bibliothek zu Brüssel Nr 9066—9068) enthält 150 grau in grau von Jean Le Tavernier aus Audenarde ausgeführte Bilder. Seine Initialen sind gemalt von Pol Fruit, seinen Text schrieb, bearbeitete und vollendete David Aubert im Jahre 1458. Karl kämpft und siegt in Ungarn, Italien, Spanien, Griechenland und Palästina, bei Jerusalem, Rom, Budda, Pamplona und vor andern Städten. Mit ihm ziehen und siegen seine Helden, besonders Ogier und Roland. Während der Ausführung dieses Werkes bearbeitete David Aubert 1448 bis 1465 für Philipp den Guten von Burgund den Roman von Karl Martell (in der Kgl. Bibliothek zu Brüssel Nr 6—9). Er erzählt darin die Heldentaten des Herzogs Gloriant von Berry, die Geburt und die Lebensereignisse seines Sohnes Karl Martell, dann die Schicksale des Königs Pipin und Karls des Kahlen, des Girard von Roussillon sowie des Garin von Lothringen, läßt jedoch die beiden letztgenannten mehr hervortreten als Karl Martell. Die 102 Miniaturen zu seinem Text malte Loyset Liédet mit seinen Ateliergenossen um 1470. Loyset war ein ungewöhnlich fruchtbarer Künstler, nennen doch die Rechnungen des Herzogs Philipp 13 Werke, von denen 19 mit 558 Miniaturen ausgestattete Bände bekannt sind. Der Stil seiner Arbeiten ist sehr beachtenswert, ihre feine Ausführung schädigt den Eindruck nicht. Jede ist ein hübsches Gemälde in kleinem Maßstabe. Wohl sind die Farben oft etwas schreiend, tritt ein scharfes Blau stark hervor, sind die Füße nicht selten schlecht gestellt, die Augen zu häufig voll Staunen, aber er schildert lebendig, gibt den Gesichtern Ausdruck und behandelt die Hintergründe sorgfältig. Er ist, wenn auch kein Künstler ersten Ranges, doch hervorragend. Wo er Personen seiner Zeit wiedergibt, z. B. Philipp den Guten und Aubert, hat er Porträtähnlichkeit erreicht.

Es verdient Anerkennung, daß Herausgeber und Verleger in Nachahmung der Verwaltung der Pariser Nationalbibliothek die Schätze der Brüsseler Bibliothek zu billigen Preisen in handlichen Ausgaben den Gelehrten ebenso wie den Freunden der Geschichte mittelalterlicher Kunst und Kultur in die Hand geben. Lehrreich ist es, aus den fünf besprochenen Büchern zu sehen, wie die Zeiten sich änderten. Im ersten herrscht noch der zeichnerische Stil französischer Meisterwerke des 14. Jahrhunderts und tiefsinnige Frömmigkeit. In den übrigen, welche nur etwa ein halbes Jahrhundert später entstanden, sind die französischen Meister

durch die flämischen überholt. Es weht die Luft einer neuen naturalistischen Zeit. Das Buch der Christine von Pisan leitet im Sinne der älteren italienischen Renaissance mit naivster Unbefangenheit über zum Humanismus. Die Historienbibel und die Heiligenlegenden treten zurück. Wenn auch die Verwandten der schönen Helena, Karl Martell und Karl der Große, mit ihren Rittern gegen die Heiden kämpfen, so ist doch die religiöse Idee eines Kreuzzuges verblaßt. Es handelt sich um ritterliches Leben und Kämpfen. Aber eine einheitliche Lebensauffassung schafft aus den verschiedensten Ereignissen, aus alter und neuer Zeit, aus den verschiedensten Ländern und Völkern ein glänzendes Ganzes. Die Miniaturen zeigen das Leben und Treiben des burgundischen Hofes, dessen Moden und Sitten selbst Griechen, Römer, Sarazenen und die bittersten Feinde sich unterwerfen. Sie vermitteln uns eine so anschauliche Kenntnis der Gepflogenheiten der höheren Stände in Belgien und Nordfrankreich, wie sie kaum anders zu erlangen ist. Möchte der buchhändlerische Erfolg dieser Publikationen ein solcher sein, daß noch viele ähnliche Bücher erscheinen können, um tieferes Verständnis mittelalterlicher Kultur zu erschließen. Stephan Beissel S. J.

Ein arktischer Robinson. Von Kapitän Einar Mikkelsen. Mit zahlreichen Bildern und zwei Karten. gr. 8° (X u. 384) Leipzig 1913, Brockhaus. Geb. *M* 10.—

Im Sommer 1907 suchte L. Mylius-Erichsen an der Spitze der Danmark-Expedition die Nordostküste Grönlands zu erforschen. Der Plan glückte; die Küste wurde in einer genauen Karte wiedergegeben. Doch dieser schöne Erfolg war teuer erkauft. Mylius, sein Leutnant Hoeg-Hagen und der Eskimo Brönlund kehrten nie zurück. Im Sommer 1908 reiste Hauptmann Koch, ein Teilnehmer der Expedition von 1907, hin, um nach den Vermißten zu sehen. Nur Brönlund fand er, und dieser war auf Lambertsland (ca 79°) den furchtbaren Strapazen erlegen. Bei ihm waren die Kartenskizzen und Landaufnahmen Hoeg-Hagens und Brönlunds Tagebuch, grönländisch geschrieben. Einige Worte in dänischer Sprache enthielten die Trauerkunde: „Hagen starb am 15. November, Mylius etwa 10 Tage später. Mitten im Fjord (Danmarkfjord 81°) vor dem Gletscher (ca 2½ Meilen)." Koch kehrte zurück. Nun hieß es: die Toten und ihre letzten Lebenserfolge müssen aufgesucht werden. Die Lösung dieser Aufgabe übernahm Kapitän Einar Mikkelsen. Nach langer, wohlüberlegter Vorbereitung lichtete die Jacht „Alabama" am 26. Juni 1909 die Anker. Die Fahrt von Kopenhagen bis Grönland verlief gut, und am 25. August landete man auf der Shannon-Insel (75° N).

Am 25. September begann „die Suche nach den Toten". Brönlunds Leiche ward auf Lambertsland gefunden und beerdigt. Außer einem Buche von Mylius und Hagen mit einigen Skizzen und einer Karte des Danmarkfjords brachte der Fund nichts Neues. Da die Zeit schon beträchtlich vorgeschritten, konnte Mikkelsen es nicht wagen, in diesem Jahre noch weiter nach Norden vorzubringen; er kehrte deshalb zum Schiffe zurück.

Der Winter im ewigen Eise war langweilig. Sobald es die Verhältnisse erlaubten, schaffte man Proviant auf den zukünftigen Weg, und endlich brachen Mikkelsen mit Iversen, Laub mit Olsen und Poulsen auf zur Durchquerung der Nordostecke Grönlands. Laub und seine Genossen mußten auf 77° 20′ N zurückkehren. Die Fahrt über das Inlandeis gestaltete sich anfangs überaus mühevoll. Das Eis war meistens höckerig, zerrissen, schneebedeckte trügerische Einschnitte und Gletscherspalten versperrten oft den Weg. Heftige Stürme zwangen zu unliebsamer Ruhe, manches Abenteuer bereiteten die wilden Hunde. Doch endlich kam die Südspitze des Danmarkfjords in Sicht. Der Abstieg vom Gletscher gelang mit vieler Mühe. „Inlandeis, du hast uns nur Enttäuschungen gebracht, wir verlassen dich ohne Schmerz und ohne Sehnsucht danach, unsern Fuß je wieder auf deine tückische Oberfläche zu setzen!“ Mit diesem Gefühle betraten die Fahrer die flachen Ufer des Fjords. Hier sollten nun die Toten sein, Mylius und Hoeg-Hagen. Gleich begann das Absuchen. Am 22. Mai trafen sie die erste Spur, ein Steinmal. Ein kleiner Bericht, wohl geborgen in einer Patronenhülse, klang noch hoffnungsfreudig aus. Steinmale, zu trigonometrischen Zwecken errichtet, fanden sich noch viele; ein neuer Bericht, datiert vom 8. August 1907. Traurige Kunde meldete er: Die Lage Mylius' und seiner Gefährten ist sehr schlimm; ungünstiges Wetter hielt sie fest, der Proviant war aufgezehrt, Wild fand sich nicht, die Bahn übers Inlandeis ist zu schlecht, und die Küste ist unbefahrbar. Der Tod mußte kommen! Auch unsern Reisenden verkündete der Zettel etwas sehr Unangenehmes: „Der Pearykanal im Norden von Grönland existiert nicht.“ Also eine Fahrt an die Westseite Grönlands, dahin, wo Menschen am ehesten zu treffen, ist sehr gewagt, ja unmöglich in so später Zeit! Was tun? Nach langem Hinundher entschlossen sie sich, den Fjord noch einmal zu durchsuchen und dann die Schlitten nach heimwärts zu richten. Die Toten und ihre Papiere werden nicht gefunden; diese Aufgabe konnte nicht gelöst werden. Also nach Hause! Freudig begann die Fahrt, unter unsäglichen Leiden ward sie geendet. Der Proviantvorrat ist sehr klein. „Beständig sind wir auf der Wanderung nach Tieren, die wir niemals sehen. Stundenlang haben wir an der breiten Spalte im Eis gelegen und die Robben gerufen und gelockt, ohne sie doch recht in Schußweite zu bekommen, und glückt es uns endlich, eines dieser Tiere zu verwunden, so verschwindet es stets.“ Die erste Folge ist: die Hunde gingen ein, ihre Kadaver erhielten die zwei stärksten, und diese — wurden aufgespart für die eigene, höchste Not. Die zweite, schlimmere Folge war der Skorbut. Mikkelsen ward davon befallen. Jetzt begann ein wahrer Wettlauf mit dem Hungertode; doch endlich erreichten sie halbtot die Proviantkisten im Danmarkhafen, das kleine rotbraune Gebäude — „ein Paradies für uns, eine Oase in der Wüste, wo wir Obdach, Wärme und Essen finden werden“. Und wie ausgehungerte Kinder sind sie unvorsichtig über die Speisevorräte hergefallen und mußten nun gerade fasten. Trotz aller Leiden beschreibt Mikkelsen diese Szene humorvoll: „Am nächsten Tage liege ich in der Koje und winde mich. Meine Leiden werden nicht geringer, als ich Iversen in einsamer Majestät am Tische thronen und nach Herzenslust essen sehe, und es ist mir beinahe eine Genugtuung,

als ich beobachte, wie er mit einer Sardine auf halbem Wege zum Munde inne hält, sich einen Augenblick bedenkt, sie langsam weglegt und leichenblaß aus dem Hause stürzt.... Ach ja, Hochmut kommt vor dem Falle! Am Tage darauf bin ich oben auf und füttere meinen kranken Kameraden mit gekochter Milch und Zwieback. Allein wir erholen uns davon wie von so vielem andern."

Hier nun ruhten sie aus, kräftigten sich und warteten auf ihre Freunde. Doch diese waren längst abgereist, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als selbst nach ihren alten Kameraden Umschau zu halten. Im Dunkel der Polarnacht gingen Mikkelsen und Iversen nach dem Süden und fanden die „Alabama" gescheitert, zertrümmert und aus Resten von ihr einen Schuppen von Holz. Jetzt begann eine $1^1/_2$jährige Robinsonade. Der Rest des Winters wurde auf der Shannon-Insel verbracht. Im kommenden Frühjahr machten sie eine kleine Expedition nach dem Norden bis in den Schärenfjord (ca $77^1/_2{}^0$ N), um hier die Sachen zu holen, die bei der vorjährigen Flucht vor dem Tode zurückgelassen waren. Das Schiff, das nach ihnen Ausschau hielt, verpaßten sie und so mußte man sich für einen dritten Winter einrichten. Auf Baß-Rock, einer Insel, die noch südlicher als Shannon liegt, ließen sie die Polarnacht verstreichen. Endlich im Anfang Juni sollte die „Seeblume" mit Kapitän Karl Lillmäs die Verlassenen finden und zurückführen in die geliebte Heimat.

Mikkelsen weiß trefflich zu schildern, ruhig und wahr klingt alles und doch so tief empfunden und plastisch dargestellt, daß man keine große Schwierigkeit hat, die Fahrten und Jagden, die Mühen und Arbeiten und nicht zuletzt das Innenleben gleichsam mitzuempfinden. Nur eine Probe: „Im ersten Jahre sahen wir die Sonne mit Vergnügen wiederkehren, ... jetzt aber, da wir die Sonne zum drittenmal kommen sahen, begrüßen wir sie mit Andacht. Wir stehen auf der äußersten Bergspitze — so weit nach Süden, wie wir kommen können, und sagen nicht ein Wort. Die Augen aber sind auf den Horizont gerichtet, der ganz klar ist. Erwartungsvoll stehen wir da und starren auf das noch mattweiße Meer hinaus. Ein Flammenfeuer zeigt sich dort unten im Süden; brandrot glüht der dünne Nebel, der überm Wasser in der stillen, frostklaren Luft schwebt. Das Feuer wird gewaltiger, die Farben schärfer; dann spaltet ein Lichtpfeil den Nebelschleier, er beleuchtet unsere gelblichgrünen Gesichter und färbt den Schnee blaßrot. O Gott, wie ist das schön!"

Die Ausstattung des Buches und der Bilderschmuck sind vortrefflich.

P. Steinen S. J.

Clemens Brentanos sämtliche Werke. Herausgegeben von **Carl Schüddekopf** unter Mitwirkung von mehreren Fachgelehrten. XIV. Bd: Religiöse Schriften. 8⁰ München u. Leipzig 1912 u. 1913, Müller.

I. Abteilung herausgegeben von Wilhelm Oehl und Carl Schüddekopf. (XLIV u. 512) *M* 6.—; geb. *M* 8.50

II. Abteilung herausgegeben von Wilhelm Oehl. (XXXVI u. 446) *M* 6.—; geb. *M* 8.50

Im Spätherbst vorigen Jahres hielt der nunmehr verstorbene Professor Erich Schmidt fünf größere, gut besuchte Vorträge in Frankfurt a. M. über die deutsche Romantik, von denen zwei dem Geschwisterpaar Clemens und Bettina Brentano gewidmet waren. Schmidt, der selbst ein Mitarbeiter an der vorliegenden, 18 Bände umfassenden Gesamtausgabe von Brentanos Werken war, lehnte zwar das Zerrbild, welches bis vor einem Jahrzehnt noch die meisten nichtkatholischen Literarhistoriker von der Romantik zu entwerfen pflegten, durchaus ab und fand Worte bewundernder Anerkennung für die glänzenden Dichtergaben des vielverkannten armen Clemens, aber die religiösen Schriften Brentanos berührte er sonderbarerweise mit keinem Worte: er schloß seine Würdigung mit 1818, jenem entscheidenden Jahre, das Brentano zum erstenmal nach Dülmen ans Krankenbett einer „sog. Stigmatisierten" führte.

Diese auffallende Lücke in den Vorträgen des Berliner Professors braucht nicht als ein Zeichen feindseliger Gesinnung des Redners gegen die katholische Weltanschauung Brentanos aufgefaßt zu werden: sie mochte in der Erkenntnis ihren Grund haben, daß dem Vortragenden das Leben und die Geisteserzeugnisse eines tiefgläubigen, für seine Religion zu jedem Opfer bereiten Katholiken zu fern lagen, um über sie eine vorurteilsfreie, gerechte Kritik abgeben zu können. Die nämliche Erwägung hat offenbar auch C. Schüddekopf und den Verlag Müller in München veranlaßt, die Herausgabe von Brentanos religiösen Schriften fast ausschließlich einem katholischen Gelehrten, dem Universitätsprofessor und Redakteur am Gral Dr Wilhelm Oehl, zu übertragen, der seine keineswegs leichte Aufgabe mit warmer Teilnahme für den erhabenen Stoff und zugleich mit kritisch prüfendem Auge zu lösen verstand.

Die erste Abteilung enthält die zwei bedeutendsten unter den religiösen Werken des Dichters: Die Barmherzigen Schwestern und Das bittere Leiden. Andersgläubige Literarhistoriker erwähnen gewöhnlich Die Barmherzigen Schwestern überhaupt nicht, einige wenige widmen der bescheidenen, aber in ihrer Art meisterhaften Schrift ein paar barmherzige Zeilen. Doch fehlte es auch an tüchtigen Vorarbeiten hier nicht ganz. Dankbar verweist Oehl auf die eingehende kritische Würdigung des Werkes, die im Jahre 1900 aus der Feder von Dr Wilhelm Hohn erschien, die ihrerseits wieder der Brentano-Biographie von Diel-Kreiten zu Dank verpflichtet ist. Die ungewöhnliche Bedeutung des Werkes wird mit den Worten anerkannt: „Die ‚Barmherzigen Schwestern' sind nicht nur, als eine der wohltuendsten, harmonischsten Arbeiten des Dichters, vom literarhistorischen und ästhetischen Standpunkte sehr bedeutsam, sondern fast noch wichtiger durch ihren unmittelbaren Einfluß auf die moderne Kultur im weitesten, tiefsten Sinne. Denn daß heute die Barmherzigen Schwestern verschiedener Kongregationen seit zwei Menschenaltern ihr stilles, segenbringendes, wahrhaft kulturschöpferisches Wirken in Deutschland und Österreich entfalten, ist das Verdienst von Brentanos schöner Werbeschrift" (S. VII f).

Über 20 Seiten der Einleitung gelten diesem heute viel zu wenig beachteten Buche. Plan, Entstehung, Vollendung und Einfluß der Schrift werden verhältnismäßig ausführlich, dabei sachlich und klar gekennzeichnet. Oehl hält sich

fast ganz an die Angaben Brentanos selbst und verfährt bei seinen Hinweisen nach einheitlichen Gesichtspunkten. S. VIII wäre nach Ansicht des Kritikers das unschöne sic im Zitat besser weggeblieben; bei einer wissenschaftlichen Gesamtausgabe von Dichterwerken darf man dem Leser in solchen Fällen ein eigenes Urteil zutrauen. Im übrigen verdient die Arbeit des Herausgebers alles Lob: der Leser hat nun kurz gefaßt alles beisammen, was ihm das Verständnis des anspruchslosen Buches erleichtert, und mit wahrer Herzenserquickung vertieft er sich in die Lektüre von Brentanos Werk selbst, worin ein so überreich begabter Geist seine bis dahin durch die gewaltigsten Stoffe nicht erschöpfte Phantasie an einem schlichten Vorwurf zu künstlerischer Beschränkung und klassischer Ruhe zwingt.

Viel allgemeiner bekannt als die eben besprochene ist Brentanos verbreitetste Schrift: Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich. Dieses literarische Ergebnis des Dülmener Aufenthaltes ist heute das einzige Werk aus Brentanos zweiter Periode, das auf nichtkatholischer Seite noch öfter erwähnt wird, allerdings zumeist nur als abschreckendes Wahrzeichen eines in Aberglauben und geistige Verblendung herabgesunkenen Dichtergenius. In katholischen Kreisen hat es seinerzeit ungewöhnliches Aufsehen erregt, viel Zustimmung, da und dort auch eine weniger rückhaltlose Aufnahme gefunden, jedenfalls aber eine internationale Verbreitung erlangt, da es ins Französische, Italienische, Spanische, Holländische, Polnische, Tschechische und in andere europäische Sprachen übersetzt wurde und lebhafte Kontroversen hervorrief. Dr Oehl legt sich in der Frage nach der Zuverlässigkeit und Authentizität von Brentanos Aufzeichnungen eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung auf. Er zitiert Kardinal v. Diepenbrocks nüchternes Urteil und weist wiederholt hin auf die kritischen Bedenken von Diel-Kreiten sowie auf die eigenen Geständnisse des Dichters. Zusammenfassend bemerkt der Herausgeber: „Die Frage nach der Arbeitsweise Brentanos und sein Verhältnis zum Material der Uraufzeichnungen, d. h. wie weit er als treuer Redaktor nur objektiv ordnete, wie weit er als typischer Romantiker, der eigenen Phantasie folgend, Fremdes beimischte, ist heute sehr schwer zu entscheiden. Solange die Untersuchung der Handschrift nicht möglich ist, muß diese Frage offen bleiben" (S. XXXVI).

Dankenswert ist die ausführliche Note auf S. XXXIX über die gesamte Emmerich-Literatur, obgleich man hier etwas die Übersichtlichkeit vermißt. Statt der ungenauen Angabe: Görres, Christliche Mystik pass., wäre es besser gewesen, zwei oder drei besonders wichtige Stellen namhaft zu machen. Volle Zustimmung verdient dagegen das Urteil des Herausgebers über die poetischen Schönheiten der Aufzeichnungen; es ist die Antwort auf die abfälligen Äußerungen einiger gegnerischer Rezensenten: „Trotz all der Voreingenommenheit jener Literaturkritiker, die nur durch ihre Sachunkenntnis übertroffen wird, ist, rein ästhetisch betrachtet, Brentanos Passion eines der merkwürdigsten und zugleich schönsten und gelesensten Bücher der deutschen, ja der europäischen Literatur" (S. XLIII).

Der umfangreichsten, literarisch unvollkommensten unter Brentanos religiösen Schriften, dem Leben der heiligen Jungfrau Maria, ist die ganze zweite Abteilung von Bd XIV gewidmet. Die Einleitung des Herausgebers

umfaßt nahezu 30 Seiten. Ausführlich wird an Hand von des Dichters Briefwechsel die langsam fortschreitende Arbeit der ersten Materialienzusammenstellung aus den Tagebüchern bis zu der vorläufigen Vollendung, die ihr der Dichter selbst noch zu geben vermochte, verfolgt. Genaue Aufschlüsse erhalten wir über die Mitwirkung des gelehrten Orientalisten und späteren Benediktinerabtes Haneberg, kürzere Bemerkungen betreffen den Einfluß Möhlers sowie die Hilfeleistung E. v. Steinles.

Der Tod überraschte den Verfasser, als das Werk im Druck bis ungefähr in die Mitte vorgeschritten war. Das Buch konnte erst 1852 erscheinen, nachdem auch Christian Brentano, der die literarische Hinterlassenschaft seines Bruders mit großer Pietät verwaltete und dieses Lieblingswerk des Verstorbenen nach dem ursprünglichen Plane dem Abschluß nahegebracht hatte, gestorben war.

Der buchhändlerische Erfolg war auch diesmal bedeutend, doch nicht in dem Maße wie beim Bittern Leiden. Den literarischen Abstand der beiden Schriften voneinander faßt Dr Oehl in die Worte: „Das Marienleben steht auf einer Redaktionsstufe, auf der auch das Bittere Leiden einmal stand, und umgekehrt, das Bittere Leiden stellt jene vollendete Form dar, zu der Brentano auch das Marienleben gebracht hätte, wenn ihn nicht die Todeskrankheit zum verfrühten Abschluß gedrängt hätte, damit wenigstens doch die Rohform gedruckt erscheine." Der künstlerische Eindruck der vollendeten Passion ist daher weit geschlossener, reiner als bei dem unvollendeten Marienleben.

Fast die Hälfte der Einleitung behandelt die Fragen der Authentizität, die sich hier sicherer beantworten lassen als bei der Passion. Oehl kommt auf Grund eingehender selbständiger Untersuchungen zu dem Ergebnis, „daß Brentanos Werk nicht als authentische Wiedergabe Emmerichscher Visionsberichte gelten kann, da sich verschiedenartige größere und kleinere Zutaten des Redaktors feststellen lassen". Dieses Resultat zeigt uns den Herausgeber im Gegensatz zu dem Emmerich-Biographen P. Schmöger, der die Ansicht vertrat, Brentano habe nie eine Kombination gewagt, nie ein unvollkommenes Bruchstück selbst ergänzt usw. Dagegen berührt sich das Schlußurteil Dr Oehls mit den auch von Diel-Kreiten geäußerten kritischen Bedenken, nur daß Oehl dieselben noch verschärft und steigert.

Die Müllersche Gesamtausgabe ist noch nicht abgeschlossen; es fehlen noch einige der wichtigsten Bände, nämentlich Band XVIII, der den kritischen Apparat, die Nachträge und das Generalregister bringen soll. Soweit man indes von den bisher vorliegenden, außer der Reihe erschienenen, auf das Gesamtunternehmen schließen kann, dürften wir hier eine textkritisch hervorragende, buchhändlerisch gefällige Ausgabe von Brentanos Werken erhalten, die den Namen des geistvollsten Romantikers auch bei den Gegnern seiner katholischen Weltanschauung zu verdienten Ehren bringen wird.

Alois Stockmann S. J.

Bücherschau.

Keiters Katholischer Literatur-Kalender. Herausgegeben von Dr Karl Menne. 13. Jahrgang. Mit sechs Bildnissen. kl. 8° (VIII u. 752) Essen-Ruhr 1913, Fredebeul & Koenen. Geb. in Leinw. *M* 5.—

Mit dem 10. Jahrgang 1910 hat der gegenwärtige Herausgeber dem mühevollen, nur mit Not wieder zum Leben erweckten Unternehmen zuerst seine Hand geboten, und man mußte ihm dafür warmen Dank wissen. Soweit die deutsche Sprache klingt, war das katholische Gemeingefühl, man darf sagen, das katholische Gemeinwohl davon berührt, insonderheit waren die deutschen Schriftstellerkreise nahe davon betroffen. Schon an jenem ersten Jahrgang hatte der Herausgeber schwere Arbeit zu tun (vgl. diese Zeitschrift LXXVIII 343); aber er hat dabei eine gute Schule durchgemacht. Was jetzt vorliegt, ist ein fertiger, wohlgefügter Bau, im Vergleich zu jenen früheren Bänden trotz der Gleichheit der Idee und der äußeren Einrichtung ein anderes Werk. Wir deutsche Katholiken besitzen jetzt ein gut besorgtes, zu einem hohen Grad von Vollständigkeit gediehenes, treffliches Nachschlagewerk über die derzeitig lebenden Schriftsteller und neu hervortretenden literarischen Erzeugnisse, die uns angehören. Damit sind uns nicht nur für den praktischen Gebrauch Namen, Adressen, Bibliographie und Zeitschriftenkatalog aufs bequemste an die Hand gegeben, man überschaut auch die geistige Betriebsamkeit der verschiedenen deutschen Länder, Lebensstände, Körperschaften, gelehrten und religiösen Verbindungen. Neben dem gewaltigen, kaum genug zu schätzenden Fortschritt an Vollständigkeit und Genauigkeit erfreut noch besonders das deutlich hervortretende Streben nach immer weiterer Vervollkommnung. Seit 1910 hat jeder Jahrgang neue Verbesserungen gebracht; zu ihnen zählt für dieses Mal das Mitverzeichnen namhafter Zeitschriftenartikel von selbständigem wissenschaftlichen Wert. Es soll nicht gesagt sein, daß der höchste Grad der Vollständigkeit, Genauigkeit und allseitigen Vervollkommnungsfähigkeit mit diesem Jahrgang erschöpft sei, die Bemühungen dürfen noch nicht nachlassen. Aber wir haben jetzt ein katholisches Nachschlagewerk, das alle Achtung und jegliche Unterstützung verdient, das dem Herausgeber wie der Verlagshandlung zur Ehre gereicht und mehr noch der Gesamtheit der deutschen Katholiken zur Freude und zum Nutzen ist.

Die Bücher der Könige (3 u. 4, hebr. 1 u. 2). **Die Bücher der Chronik.** Übersetzt und erklärt von Dr Nivard Schlögl O. Cist. [Kurzgefaßter wissenschaftlicher Kommentar zu den heiligen Schriften des Alten Testamentes. I 3, 2. Herausgegeben von Dr Bernhard Schäfer.] gr. 8° (XVIII u. 342; X u. 240 u. 35*) Wien 1911, Mayer. *K* 16.— = *M* 14.—

Mit der Tradition bezeichnet Schlögl den Propheten Jeremias als Verfasser der Königsbücher; allem Anscheine nach hat dieser das Buch der Könige um 586 v. Chr. vollendet. Die Glaubwürdigkeit seines Geschichtswerkes ist durch die Resultate der modernen Forschungen auf dem Gebiete der altorientalischen Geschichte und Kultur außer Zweifel gestellt. Doch meint Schlögl zwischen dem ursprünglichen Königsbuch und der uns erhaltenen Redaktion unterscheiden zu sollen; im ersteren seien gewiß die rein politischen und die heilsgeschichtlich wichtigen Ereignisse gleichmäßig behandelt gewesen, in der nachexilischen Redaktion hingegen seien die heilsgeschichtlichen Ereignisse in den Vordergrund gestellt, während die rein politischen vernachlässigt erscheinen; an Stelle des chronologischen Zusammenhangs sei häufig der reale, auf dem ähnlichen Inhalt beruhende getreten. Mit dieser Auffassung vergleiche man die gleichzeitig geschriebene Einleitung zum Kommentar der Königsbücher von A. Šanda (im IX. Band des von Joh. Nikel herausgegebenen Exegetischen Handbuches zum Alten Testament), der einem im

Jahre 587 kompilierenden Redaktor die Abfassung der uns erhaltenen Königsbücher zuschreibt und von ihm einen nachexilischen Redaktor oder Glossator unterscheidet: dieser Glossator habe zum fertigen Buche nur kürzere, nicht besonders zahlreiche Notizen hinzugefügt und nach ihm seien noch etliche von verschiedenen Händen stammende und als störende Zutat erkennbare Glossen eingedrungen; demnach sei das nachexilische Material in den beiden Königsbüchern auf ein Minimum reduziert, alles übrige sei zwar auch Kompilation, trage aber den Stempel einheitlicher Redigierung an sich; dieser Redaktor oder Verfasser habe wohl dem Propheten Jeremias nahegestanden, könne jedoch nicht einfach mit ihm identifiziert werden. Von der traditionellen Ansicht hat somit Šanda die vorexilische Redaktion (unmittelbar nach dem Falle Jerusalems) und Schlögl die Autorschaft des Jeremias festgehalten. — Über den Verfasser der Chronik bemerkt Schlögl: „Wenn die jüdische Überlieferung Esdras für den Verfasser hält, kann sie recht haben, muß aber nicht." Jedenfalls sucht Schlögl den Verfasser unter der Priesterschaft und hebt ausdrücklich hervor, daß nichts gegen die Autorschaft des Esdras spricht, daß vielmehr durch die Verhältnisse seiner Zeit (um 398 v. Chr.) der Zweck des Buches, die ideale Einheit der nachexilischen Gemeinde mit dem vorexilischen Israel nachzuweisen, sehr gut begreiflich ist. Bei dieser Sachlage dürfte wohl der auch von der liberalen Kritik wiederholt ausgesprochene methodische Grundsatz zur Anwendung kommen: Wir müssen eine Tradition so lange gelten lassen, als sie sich nicht deutlich als unmöglich ausweist. Der Versuch der Wellhausenschen Schule, den Chronisten zum Geschichtsfälscher zu stempeln, wird mit schlagenden Gründen zurückgewiesen. „Es ist also ebenso unwissenschaftlich als ungeziemend, wie Graf und Wellhausen den Chronisten der Geschichtsfälschung beschuldigen, als wären sie dabei gewesen."

Monatstag und Jahr des Todes Christi. Von Dr Joseph Bach. gr. 8° (52) Freiburg 1912, Herder. *M* 1.—

War der Freitag, an dem Christus starb, das Osterfest (15. Nisan) oder der Tag vorher? Das ist die erste Frage, die der Verfasser sich zur Beantwortung vorlegt. Gestützt auf die Bestimmungen über die Festtagsruhe und den Bericht der vier Evangelisten entscheidet er sich nach Beseitigung der „scheinbar" widersprechenden Stellen für den 14. Nisan. Damit erhebt sich die zweite Frage: In welchem Jahre fiel dieser Monatstag auf einen Freitag? Nach einer kurzen Darlegung der jüdischen Kalenderarten und der zur Zeit Christi gebräuchlichen berechnet der Verfasser das Datum nach dem konstanten und veränderlichen Kalender und erhält als Resultat den 3. April des Jahres 33. Die Schrift empfiehlt sich durch ihre klare Übersicht und vollständige Darlegung der verschiedenen Theorien und ist ein wertvoller Beitrag zur Lösung der chronologischen Streitfragen über das Leben Jesu. — Hinsichtlich des Charakters des letzten Abendmahles möchten wir dahin neigen, es für das Ostermahl zu halten.

Die äthiopische Übersetzung des Propheten Jeremias. Von Dr Joseph Schäfers. 8° (VIII u. 206) Freiburg 1912, Herder. *M* 10.—

Schäfers' Untersuchungen über die äthiopische Übersetzung des Propheten Jeremias wenden sich naturgemäß an den engsten Kreis der alttestamentlichen Fachgelehrten. Es können darum an dieser Stelle nur die wichtigsten Ergebnisse der stets in strengster Wissenschaftlichkeit verlaufenden Ausführungen mitgeteilt werden. Unter den alten Bibelübersetzungen sind namentlich die Entstehungsverhältnisse der äthiopischen noch sehr in Dunkel gehüllt. Nur durch sorgfältige Einzeluntersuchungen wird sich der Tatbestand aufhellen lassen. Schäfers leistet diese Arbeit am Buche Jeremias. Die handschriftliche Überlieferung stellt bei dem Mangel an Einheitlichkeit von selbst das Problem nach der ursprünglichen Textgestalt. Die Frage war 1902 von A. Heider zu Gunsten eines Textes der Berliner Königlichen Bibliothek

beantwortet worden. Schäfers erbringt gegen Heider den Nachweis, daß dieser Text ein durchaus sekundärer Mischtext ist, und hat sogar in einer arabischen Propheten-Handschrift zu Berlin die Quelle entdeckt, aus der dem Altäthiopen die starke Bereicherung seines Urtextes zugeflossen ist. Dieser arabische Text zeigt deutliche Beziehungen zum syrischen und rechtfertigt insofern die Behauptung Heiders, daß der Äthiope lucianisches Gepräge aufweist. Der äthiopische Mischtext wird von Schäfers als Vulgärrezension gekennzeichnet. Von ihr ist zu trennen eine spätere „gelehrte, akademische" Rezension, die nach griechischen und selbst hebräischen Handschriften revidiert erscheint. Die alte Rezension, durch zwei Handschriften (Abbadie 55 und Ms. orient. Fol. 3067 Geez der Königlichen Bibliothek zu Berlin) dargestellt, weist auf eine griechische Vorlage, nicht auf eine der späteren Übersetzungen, sondern auf die Septuaginta, speziell die Hesychius-Rezension, wie sie vom ersten Schreiber des Sinaiticus geboten wird. In späterer Zeit mag wohl, freilich in geringem Grade eine Einwirkung durch die saidische Überlieferung stattgefunden haben, die entweder durch Korrektur nach Handschriften oder durch liturgische Einflüsse gewirkt hat. Sehr interessant ist die Annahme, daß der Übersetzer des Altäthiopen ein in Ägypten wohnender Syrer gewesen sei. Es läßt sich für diese Hypothese eine Reihe von auffälligen Momenten beibringen. Die Hauptergebnisse dieser gründlichen und doch für den Fachmann leicht nachzuprüfenden Arbeit dürfen als gesichert betrachtet werden. Es muß auf das lebhafteste begrüßt werden, daß unsere katholischen Gelehrten sich mit so trefflicher Ausrüstung und so gutem Erfolge an diesen für die Bibelwissenschaft grundlegenden Forschungen beteiligen. Wir können nur wünschen, dem Verfasser noch oft auf diesem Felde zu begegnen. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß der hochwürdigste Herr Bischof von Paderborn die Drucklegung des Werkes auch materiell unterstützt hat, ein Beweis, wie sehr unserem Episkopat die Förderung des Studiums der Heiligen Schrift am Herzen liegt.

Die Engellehre des hl. Augustinus. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte. Von Dr Karl Pelz. 8° (88) Münster 1913, Aschendorff. *M* 2.40

Augustinus, der vielseitigste und originellste unter den lateinischen Kirchenvätern, hat dank seiner Beherrschung der Heiligen Schrift und der kirchlichen Tradition mit jener dialektischen Schärfe und sublimen spekulativen Kraft, die eine so großartige Entwicklung der theologischen Wissenschaft herbeiführte, auch in der Engellehre klärend und fördernd gewirkt. Gleichwohl vermißte man bisher eine monographische Arbeit über dieses Gebiet Augustinischer Dogmatik. Die zahlreich auftretenden Hinweise bei Petavius zeichnen wohl im allgemeinen einen Grundriß, lassen aber manche Stellen, die gerade von Wichtigkeit sind, unberücksichtigt. Dr Pelz hat sich mit anerkennenswerter Hingabe der Aufgabe unterzogen, die gewaltige Schriftenmasse des Heiligen zu dem Zwecke durchzuarbeiten, ein abgerundetes Bild von den Anschauungen Augustins über die Welt der guten und der bösen Engel zu entwerfen. In drei Hauptabschnitten wird dargestellt, was Augustinus über „die Natur der Engel", über „die Übernatur in der Engelwelt" und endlich über „den Abfall der Engel von der Übernatur" gelehrt hat. Bei Bearbeitung dieser interessanten Fragen hält sich der Verfasser an den Grundsatz, die Verdienste Augustins um die Engellehre im einzelnen (in 21 Kapiteln) herauszustellen. Ohne eine dogmengeschichtliche Studie im strengen Sinne anzustreben, ist er doch überall darauf bedacht, die Stellungnahme des großen Bischofs von Hippo zu den von früheren Vätern vertretenen Lehren zu kennzeichnen. Hierbei treten manche bisher weniger erfaßte Aufschlüsse klar und bestimmt zu Tage. In den einen Punkten verhält sich Augustinus rundweg ablehnend trotz großer Autoritäten, in den andern modifizierend und aufhellend. Bald zeigt er vorsichtige Zurückhaltung und bescheidenes Eingeständnis seines Nichtwissens, bald argumentiert und formuliert er so durchschlagend, daß von ihm ab eine andere Meinung sich nicht mehr zu behaupten

vermochte. Es fehlt auch nicht an Aufstellungen, welche in der Folgezeit aus dem Gebiet des Zulässigen ausgeschieden werden. Das große Verdienst bleibt aber dem Heiligen, wo nicht alle Schlacken des Irrtums entfernt, so doch den Weg zur Weiterarbeit gewiesen zu haben. — Dr Pelz versteht es, die gefundenen Resultate in knapper und bestimmter Form zu bieten. Was sich bei Augustinus nicht immer so leicht lesen und fassen läßt, finden wir in der Arbeit von Pelz übersichtlich und klar zusammengestellt und in gegenseitige Beleuchtung gerückt. Besonders ansprechend ist der Passus S. 54. Gleichsam aus Dankbarkeit hat Augustinus, von der Gnade in wunderbarer Weise auf den Pfad des Heils geführt, der Lehre von der Gnade seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Als „Gnadenlehrer" hat er auch in der Lehre vom Verhältnis der Gnade zur Engelwelt seinem Scharfsinn ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Immanence. Essai critique sur la doctrine de M. Maurice Blondel. Par Joseph de Tonquédec. 12⁰ (XVI u. 308) Paris 1913, Beauchesne. *Fr.* 3.50

Wer immer auf die Geschichte des Modernismus zu sprechen kommt, nennt auch Maurice Blondel, den Philosophen der action. Dieser pflegt jedoch, wenn er modernistischer Ideen bezichtigt wird, heftige Gegenerklärungen zu erlassen und sich als mißverstanden hinzustellen. So ist bei den französischen Philosophen und Apologeten der Erörterungen, was Blondel eigentlich gemeint habe, kein Ende. P. de Tonquédec hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, durch sorgfältiges Studium der Texte die echte Blondelsche Theorie festzulegen. Er läßt in der vorliegenden Schrift so viel als möglich den Angegriffenen selber sprechen, was für uns Ausländer um so wertvoller ist, als man nur schwer an dessen Veröffentlichungen gelangt. So gerne aber der Verfasser alles Anerkennbare der neuen Ideen anerkennt, ist das Ergebnis der eindringenden, die Dinge im Zusammenhang nehmenden Kritik doch ungünstig. Einer der Anhänge deutet auf merkwürdige Übereinstimmungen der besprochenen Lehren mit den von der Modernistenenzyklika verurteilten hin. Die Widersprüche, in die sich Blondels „Erklärungen" verwickeln, sind, wenn Menschenworte überhaupt einen Sinn haben, ganz offensichtlich. Das Buch wird nun neue Auseinandersetzungen zur Folge haben; Blondel hat bereits an verschiedenen Stellen temperamentvolle Einsprüche niedergelegt, und De Tonquédec hat soeben eine 15seitige Antwort erscheinen lassen: A propos d'une brochure récente de M. Maurice Blondel. Aber ohne daß man das Ende aller Fehden abzuwarten brauchte, darf man schon jetzt, eben wegen des langen Streites, Blondel für einen sehr unklaren Schriftsteller halten. Was sollen uns am Ende Autoren, die wir nach zwanzigjähriger Anstrengung immer nur „mißverstehen" können?

Die Ethik des Pastor Hermae. Von Dr Ansgar Baumeister. [Freiburger Theologische Studien, 9. Hft.] gr. 8⁰ (XIV u. 146) Freiburg 1912, Herder. *M* 3.—

Zum erstenmal wird der Versuch gemacht, die ethischen Anschauungen des geheimnisvollen Hermasbuches von einem zusammenhängenden, einheitlichen Gesichtspunkt zu betrachten. Nachdem die früheren Einzeluntersuchungen zu wenig befriedigenden Ergebnissen geführt hatten, war die neue Arbeit um so notwendiger. Der Verfasser legt zunächst nur die Darstellung der Auffassungen des Buches vor, die Beurteilung und die Quellenprüfung ist einer weiteren Studie vorbehalten. Anlage und methodische Grundsätze verraten eine glückliche Hand und erwecken Vertrauen zur Behandlung des schwierigen Gegenstandes. Im ersten Buch wird das christliche Lebensideal in seiner Fassung, Zweck und Grundlegung in der Taufe dargestellt. Die Forderungen dieses Ideals, die Verpflichtung zur Auswirkung des Taufgesetzes führt zur Entwicklung der Begriffe „Gebot, Pflicht, Rat, Glaube und Gebote, Armutsideal". Ihnen treten gegenüber „Sünde und Buße". Das zweite

Buch stellt sich die Aufgabe, das im ersten formulierte Lebensgesetz in seiner inneren Anlage und Einheitlichkeit zu prüfen. Praktisch wird damit die Frage nach der Bedeutung des Glaubens aufgeworfen. In sehr ausführlicher Untersuchung gelangt Baumeister zu dem Ergebnis, der Glaube bei Hermas ist in seinem Wesen, wie als Gebot und Tugend gewertet, stets derselbe, er ist Erkenntnis und Überzeugung, nicht der Inbegriff aller Tugenden, als ob diese nur die Entfaltung des Glaubens wären, oder die eine ethisch-praktische Tat des Christen, in und mit welcher alle übrigen Tugenden prinzipiell bereits gegeben sind. „Mutter der Werke" ist der Glaube, weil aus ihm die Werke hervorgehen, weil der Glaube die sittlichen Pflichten erkennen läßt und den Beweggrund zur Pflichterfüllung darbietet. Damit ist eine einheitliche Auffassung des Glaubens und der gesamten Ethik gewonnen. Für das Verständnis des Hirten ist Baumeisters Studie wahrhaft wertvoll, sie wird namentlich auch zur Einführung in den Geist des Buches gute Dienste leisten.

Der erfahrene Beichtvater (Pastoral in Beispielen). Von Dr P. Hieronymus Aebischer O. S. B. kl. 8° (VIII u. 144) Einsiedeln 1913, Benziger & Cie. *M* 1.50; geb. *M* 2.20

Das Büchlein bietet dem Seelsorgspriester eine angenehme und abspannende, zugleich aber höchst erbauliche und anregende Lektüre. Durch eine treffliche Sammlung von Beispielen, aus der Geschichte und der täglichen Erfahrung geschöpft, beleuchtet der Verfasser die Hauptpunkte für die gedeihliche Ausübung des Beichtvateramtes, und versteht es, für diese, wenn auch mühe- und dornenvolle, so doch überaus segensreiche Arbeit den Priester zu begeistern. Wahren Goldkörnern zu vergleichen sind die vielen Winke, welche einesteils verhängnisvolle Fehler und Mißgriffe den Beichtvater zu vermeiden lehren, anderenteils ihn anleiten, dem Beichtkinde die an sich schwere Pflicht des Beichtens leichter und ersprießlicher zu machen. Das Büchlein kann daher nur aufs angelegentlichste sowohl den jungen Beichtvätern zum Erlernen richtiger Praxis, als auch den Beichtvätern von schon langjähriger Erfahrung zu gedeihlicher Selbstkontrolle empfohlen werden.

Patrologia Orientalis. Migne-Format. Paris u. Freiburg 1911 u. 1912, Firmin-Didot u. Herder.

Tom. VIII, Fasc. 2: **Les Homiliae Cathédrales de Sevère d'Antioche.** Traduction syriaque de Jacques d'Edesse (suite). Homél. LVIII à LXIX. Éditées et traduites par Maurice Brière. (211—396) Subskriptionspreis *Fr.* 7.10 (sonst *Fr.* 11.20)

Tom. VIII, Fasc. 3: **Kitab Al-ʿUnvan. Histoire universelle écrite par Agapius (Mahboub) de Menbidj.** Éditée et traduite par Alex. Vasiliev. Seconde Partie. (399—550) Subskriptionspreis *Fr.* 5.85 (sonst *Fr.* 9.30)

Tom. VIII, Fasc. 4: **Les „127 Canons des apôtres".** Texte arabe. Publié et traduit par Jean Périer et Aug. Périer. (553—710) *Fr.* 9.50

Tom. VIII, Fasc. 5: **La didascalie de Jacob.** Texte grec. Éditée par F. Nau. Première assemblée. (713—782) *Fr.* 4.30

Der VIII. Band dieser großangelegten Sammlung von Väterschriften, über die zuletzt 1912 in dieser Zeitschrift (LXXXIII 92 f) berichtet wurde, liegt nunmehr abgeschlossen vor. Der verdiente Herausgeber des ersten Teiles der Homilien des Antiocheners Severus, R. Duval, ist allzufrüh dahingegangen. Brière übernahm die Fortsetzung. Sie liegt in guten Händen. Die Homilien enthalten neben einer immer wiederkehrenden Polemik gegen die Zweinaturenlehre des Konzils von Chalcedon herrliche Stellen zur christlichen Lebensauffassung, die jetzt noch ausgezeichnet brauchbar sind. Die berühmte Muttergottespredigt (Hom. LXVII) wurde schon von Mai (Spicil. Rom. X) lateinisch herausgegeben. Die übrigen Homilien erscheinen zum erstenmal. Auch der von Vasiliev sorgfältig herausgegebene zweite Teil der Weltgeschichte des Agapius von Menbidj enthält neben sonderbaren Mißverständnissen

des Arabers eine Fülle interessanter Einzelheiten. Von den 127 Kanones waren die ersten 71 bereits im arabischen Text ediert. Périer ergänzt hier in trefflicher Weise Horners ungenügende Ausgabe und englische Version. Die 56 übrigen Kanones, welche bisher im griechischen Urtext und in verschiedenen Übersetzungen bekannt waren, werden zum erstenmal in der besten unter den arabischen Übersetzungen vorgelegt. Die Apologie des angeblich zwangsweise unter Heraklius bekehrten Juden Jakob, der aber später freiwillig den wahren Glauben gefunden habe, ist in ihrer äthiopischen Fassung den Lesern der Patrologia Orientalis bekannt (III 556—643). Der griechische Originaltext, von Bonwetsch bereits herausgegeben (Berlin 1910), wird hier neben einer wertvollen Einleitung nochmals auf Grund selbständiger Vergleichung aller Handschriften (nur zwei mit vollständigem Text) kritisch ediert. Die Schrift ist zwar ein Pseudepigraphon, verfaßt, um die vielen zwangsweise bekehrten Juden auf das Beispiel eines ursprünglichen Leidensgenossen hinzuweisen, enthält aber manche interessante Gesichtspunkte, zumal zur Beurteilung der jüdischen Anschauungen im 7. Jahrhundert. Die Fortsetzung des griechischen Textes wird im Anschluß an den zweiten Teil der äthiopischen Übersetzung erscheinen.

Die Beziehungen des klassischen Altertums zu den heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes. Für die Freunde der antiken Literatur aus den Quellen dargestellt. Von Michael Kröll. III. Band. Vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8° (XIV u. 146) Bonn 1913, Georgi. *M* 2.—

Dem unermüdlichen Sammelfleiße und scharfen Späherauge des Verfassers ist der neuestens in umgearbeiteter und vermehrter Auflage vorgelegte dritte Band der „Beziehungen des klassischen Altertums zu den Heiligen Schriften" zu verdanken. Während der vorausgehende Band mehr das historische Material der Heilsgeschichte berücksichtigte, befaßt sich der gegenwärtige, wohl auf eine Anregung Prof. Hüllens hin (S. 145), mit einer Reihe christlicher Grundwahrheiten von eminent praktischer Bedeutung. Die Hauptmasse der vergleichenden Stellen entfällt auf den Nachweis vom Dasein Gottes und seinen Eigenschaften sowie von der innerlich und äußerlich geübten Gottesverehrung (Gebet, Opfer, Eid, Gewissensstimme). Trotz aller Verirrungen und Greuel des Heidentums tritt hier wieder die reiche Bestätigung des Satzes ins Licht, den Tertullian ausgesprochen: O testimonium animae naturaliter christianae (Apol. c. 17). Es folgen Zeugnisse über die Unsterblichkeit der Seele, hauptsächlich aus den philosophischen Schriften Ciceros entnommen. Einen breiteren Raum nehmen dann mannigfache Aussprüche der Alten über die verschiedenen Tugenden ein, woran sich eine Zusammenstellung der Anschauungen von den verschiedenen Pflichten reiht, welche die Menschen gegenseitig untereinander und gegen sich selbst haben. Den Schluß bildet eine Vergleichung der eschatologischen Vorstellungen der Alten mit einschlägigen Texten der Heiligen Schrift. Das Material, das Kröll hier zusammengetragen und in bunter Fülle nach Art einer lanx satura aufgehäuft hat, entbehrt nicht eines instruktiven und anregenden Wertes. Nicht bloß Studierende, die der Verfasser zunächst im Auge hat, sondern auch Lehrer und Erzieher finden manche willkommene Stelle, die zur Aufhellung anderer Gedankenzusammenhänge dienlich ist. Mehrfach wird man überrascht sein, einen Spruch, den wir als echt christlich kennen und verehren, fast in dieselben Worte gekleidet bei einem heidnischen Schriftsteller (z. B. Plato) zu finden. Daraus folgt natürlich nicht ohne weiteres, daß „Entlehnung" des heiligen Autors aus dem profanen vorliege. „Analogie ist noch nicht Genealogie." Allerdings wirkt die ganz unvermittelte Nebeneinanderstellung von Texten so verschiedener Provenienz, die wir im Buche finden, mitunter sonderbar, um nicht zu sagen stoßend (vgl. S. 117: Seneca de benef. 4, 30, 1 und Ps 111, 7; S. 125 130 138). Namentlich bei gewissen Allgemeinbegriffen wie Tugend (*ἀρετή*, virtus) und ähnlichen wäre eine erläuternde

Bemerkung darüber am Platze gewesen, daß die antike Sprache mit ihrem Worte einen rein natürlichen Sinn verbindet, während das Christentum und seine Offenbarungsurkunde eine viel höhere, geistliche Bedeutung hineingelegt hat. In der Zitationsweise gestattet sich der Verfasser eine gewisse sorglose Art, und in der Gruppierung des Stoffes ist nicht immer die vorgezeichnete Rubrik eingehalten. Daß er zur Belebung der Darstellung gelegentlich auch Parallelen aus der neueren Literatur heranzieht, wird man ihm zugute halten und seine Empfehlung der Klassikerlektüre (Vorrede I—XIV) vollauf billigen.

Der hl. Bernhardin von Siena und die Franziskanische Wanderpredigt in Italien während des 15. Jahrhunderts. Von Dr Karl Hefele. gr. 8° (XII u. 300) Freiburg 1912, Herder. *M* 6.—; geb. *M* 7.—

Die Wanderpredigten berühmter Franziskanermissionäre, besonders aus der Observantenfamilie, im 15. Jahrhundert bedeuten eine Blüteperiode populärer Kanzelberedsamkeit in Italien. Auf dem düstern Hintergrunde kirchlichen Verfalls und sittlichen Niedergangs, inmitten der traurigen Verheerungen ewiger Parteikämpfe und sozialer Mißstände, erheben sich die freundlichen Lichtgestalten eines Bernhardin von Siena, Albert von Sarteano, Johann Kapistran, Robert von Lecce und anderer glaubensfreudigen Eiferer für das Haus Gottes und das Wohl des Volkes. Ihrer Tätigkeit und Predigtart gilt der erste Teil des Buches. Sie sind, unbekümmert um den Spott frivoler Humanisten, die unerschütterlichen Vorkämpfer für die tiefgesunkene Sittlichkeit, eifern für die Hebung des religiösen Lebens, bekämpfen Luxus, Wucher und Spiel; sie sind die letzten amtlichen Kreuzzugsprediger im Dienste des Papstes. Allen voran aber kämpft und glänzt Bernhardin, „der Vater der großen franziskanischen Reform des 15. Jahrhunderts und der einflußreichste Führer der Observantenfamilie... Der volkstümlichste Prediger und vielleicht liebenswürdigste Heilige seiner Zeit". Ihm ist der Hauptteil des Werkes gewidmet. Es ist nicht eine Biographie, sondern eine Studie über Predigttätigkeit und homiletische Art des großen Sittenpredigers in der Mönchskutte. Der Verfasser hat das Verdienst, zum erstenmal auch den größeren Teil der nur handschriftlich erhaltenen Werke des Heiligen zu benützen. Auf Grund des nur zu reichen Materials werden wir in die Werkstätte des Meisters eingeführt. Wir finden auch bei ihm bestätigt, daß die beste Schule und Fundgrube für den Prediger die Heilige Schrift ist. Bernhardin hat sogar ein Lieblingsbuch; es ist die Apokalypse. Aus ihr schöpft er mit Vorliebe Vorlagen zur Predigt, Vergleiche und Anknüpfungen, die seinen Ausführungen den Reiz prophetischer Originalität verleihen. Seine hinterlassenen Aufzeichnungen beweisen Vielseitigkeit und schöpferische Kraft, verbunden mit riesigem Sammelfleiß. Seine Dispositionen sind bis ins kleinste geordnet und abgeteilt. In diesem „Einteilungsstreben" liegt zwar auch wegen der Übertreibung der Hauptfehler seiner und überhaupt der damaligen Predigtweise. Es fehlt die zielbewußte Einheit und zielstrebige Proportion der Teile. Zwar ersetzt Bernhardin diesen Mangel durch die Frische und Anmut seiner Darstellung. Aber für heutige Verhältnisse bietet er nur in Einzelheiten und kleineren Ausführungen nützliche Vorlagen und anregenden Stoff. Als Mann des Volkes, immer bestrebt, die Sprache des Volkes zu studieren und zu reden, ist er bewunderungswürdig in wahrer, edler Popularität. Die angefügten Proben sind wahre Perlen volkstümlicher Beredsamkeit. Köstlich sind z. B. seine Sittenschilderungen, mit denen er die Laster seiner Zeit an den Pranger stellt, oder seine Erzählungen, wie die von einem Bauer, der Minderbruder werden wollte, oder vom Doktor Ghino di Tacco. Auch Fabeln weiß Bernhardin zu verwerten, wie die vom Wolf und Fuchs. In seinen Bildern und Vergleichen, wie von der Apotheke Gottes für die Menschenseele, dem Burgherrn unserer Seele, den zwölf Edelfräulein Mariens, zeigt er sich als Muster populärer Anschaulichkeit. So hat das Buch den doppelten Wert sowohl eines

Beitrags zur Geschichte der Predigt als den einer praktischen Würdigung eines berühmten Musters aus einer mit Unrecht geschmähten Zeit. Zwar kann es und will es keine erschöpfende und abschließende Arbeit sein, aber es ist sicher geeignet, den bescheidenen Wunsch des Verfassers zu erfüllen und dazu beizutragen, „dem liebenswürdigen Heiligen neue Freunde und der wenig gekannten, aber viel geschmähten Predigt des ausgehenden Mittelalters gesteigertes Interesse zu gewinnen.

Die Staats- und Soziallehre des hl. Augustinus. Von Dr Otto Schilling. gr. 8° (X u. 280) Freiburg 1910, Herder. *M* 5.60; geb. *M* 6.50

Der Verfasser von „Reichtum und Eigentum in der altchristlichen Literatur" (1908; vgl. diese Zeitschrift LXXVI 227 f) hat uns in diesem neuen Werk eine treffliche Monographie über die „Staats- und Soziallehre" des großen Kirchenlehrers von Hippo geliefert. Bei dem ungeheuren Einfluß, den die Schriften Augustins auf die Nachwelt ausgeübt haben und noch ausüben, und bei den Vorwürfen, die man bis in die neueste Zeit von protestantischer Seite gegen ihn erhoben, war eine solche Monographie ein verdienstliches und zeitgemäßes Werk. Der Verfasser schildert zuerst die tatsächlichen politischen und sozialen Verhältnisse des Römerreiches um die Wende des 4. zum 5. Jahrhundert, entwickelt dann die Lehren des hl. Augustin über den Staat, über das Verhältnis von Kirche und Staat, über die verschiedenen Ordnungen im Staat (Rechtsordnung, Ehe und Familie, soziale und wirtschaftliche Ordnung) und schließt endlich mit einer historischen Würdigung der augustinischen Staatslehre. Mit großem Fleiß und großer Belesenheit werden die auf den Gegenstand bezüglichen Stellen aus den verschiedenen Schriften des genialen Kirchenlehrers herbeigezogen und miteinander verglichen, um den wahren Sinn zu ermitteln. Jeder katholische und nichtkatholische Sozialpolitiker wird die Schrift mit großem Nutzen lesen. Sie hätte an Wert gewonnen, wenn der Verfasser häufiger klare und präzise Definitionen gegeben hätte, um den Leser zu orientieren. Um zu wissen, ob die Lehren eines Schriftstellers über das Verhältnis von Rechtsordnung und sittlicher Ordnung richtig seien, muß man ein klares Verständnis dieser Ordnungen schon mitbringen. Die Darlegungen über die Berechtigung des Zwanges gegen die Häretiker im Sinne Augustins und die Andeutung, es habe damals der richtige Begriff der Toleranz noch gefehlt, sind mißverständlich. Die Behauptung (S. 190), die caritas coniugalis bilde das Wesen der Ehe, entspricht sicher nicht der Auffassung des hl. Augustinus. Im übrigen können wir dem trefflichen Buche nur eine recht weite Verbreitung wünschen.

Aristoteles' Politik. Neu übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen. Von Dr Eugen Rolfes. 8° (XVI u. 324) Leipzig 1912, Meiner. *M* 4.40

Andersgläubige oder ungläubige Rezensenten behandeln Rolfes' Aristotelesübersetzungen nicht immer freundlich und nicht gerade „voraussetzungslos". Sie verraten Mißfallen darüber, daß dieser Übersetzer auch der scholastischen Erklärung, namentlich Thomas von Aquin, Rechnung trägt; auch macht es sie nervös, daß Rolfes gelegentlich in einer Anmerkung seinem von dem Heiden abweichenden christlichen oder gar katholischen Urteil Ausdruck verleiht. Wir stehen hier allerdings auf einem andern Standpunkte. Wir können es nur als einen Vorteil begrüßen, daß es auch Aristotelesübersetzungen gibt, die kein Hilfsmittel der Erklärung und Würdigung grundsätzlich ausschließen. Gerade die Staatslehre des „Philosophen" gibt bei all ihren Vorzügen, die ihr auf immer Bedeutung und Einfluß sichern, an manchen kraß heidnischen Stellen Anlaß, die christliche Moral zu betonen. Auf Einzelheiten der Übersetzung und Auffassung einzugehen, darf an dieser Stelle unterlassen werden. Was den Zustand des Textes betrifft, stellt sich Rolfes mit Vorliebe auf die Seite der Überlieferung. Er glaubt, daß viele textkritische Bedenken bei eindringenderem Verständnis schwinden. Die Umstellung der Bücher, die manchen notwendig schien, hält er für überflüssig.

Kunst und Schönheit. Ein Grundriß der allgemeinen Ästhetik. Von Dr E. Minjon. 8° (110) Regensburg 1913, Pustet. *M* 1.10; geb. *M* 1.80.

Der Verfasser dieser neuen Ästhetik verrät klaren Verstand, gute Kenntnis der Fachliteratur, großen Fleiß und — großen Mut. Denn die rationelle Ästhetik auf 100 Seiten in kleinem Format zusammenzudrängen, ist ein Wagestück, das ihm so schnell keiner nachmachen wird, weil es eben viel schwieriger ist als eine breite Darstellung. Freilich stellt das Büchlein durch diese prägnante Kürze keine geringen Anforderungen an den Leser, worauf der Verfasser selbst im Vorwort hinweist. Daß die rationelle Ästhetik, die bis auf den heutigen Tag sich ihre Gesetze noch viel zu sehr von der sog. klassischen Kunst diktieren läßt, „allein ein sicheres Kriterium an die Hand gibt, um wahre Kunstschönheit von der falschen zu unterscheiden", halten wir für eine zu optimistische Ansicht. Wenn z. B. der Verfasser schreibt (S. 88): „Manche moderne Stilversuche treten allerdings mit einem gewissen Reiz der Neuheit auf. Derselbe verblaßt jedoch bald bei näherem Zusehen, da sich dieselben als oberflächliche und alltägliche, als kindliche, ja oft kindische Formen ... enthüllen", mag das wohl in vielen Fällen zutreffen. Es gibt aber anderseits auch moderne Werke, die bei näherem Zusehen erst ihre innere Schönheit offenbaren. Hier liegen für den Weiterbau der allgemeinen Ästhetik noch weite Gebiete offen.

Lehrbuch der Kirchengeschichte. Von Dr J. Marx. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8° (XVI u. 934) Trier 1913, Paulinus-Druckerei. *M* 9.—; geb. *M* 11.—

Schon beim ersten Hervortreten 1903 erwies sich dieses Werk als vollreife Frucht tüchtiger Geistesarbeit und jahrelanger akademischer Lehrtätigkeit. Mit einer geschickten und gefälligen äußeren Anordnung verband es alle jene Vorzüge, die einem solchen Lehrbuche Wert geben (vgl. diese Zeitschrift LXV 230). Der Verfasser ist seitdem nicht müde geworden, noch immer zu ergänzen und abzurunden (vgl. über die dritte Aufl. diese Zeitschrift LXXI 225). Man kann dem Werke jetzt in aller Wahrheit nachrühmen, daß es den gesamten kirchengeschichtlichen Stoff in gedrängter Kürze, aber mit großer Vollständigkeit und mit vorzüglicher Klarheit und Ordnung vorlegt, dabei auch die prinzipiellen Seiten der geschichtlichen Vorgänge zu richtigem Verständnis bringt, und wie zur vollen Kenntnis der Tatsachen so auch zu sachgemäßer, kundiger Beurteilung anleitet. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes werden künftige Neuausgaben noch immer zur Nachprüfung einzelner Fragen und zu kleineren Retuschierungen einladen, dann werden z. B. die kleinen Druckversehen in Bezug auf Bischof Laurent verschwinden, der schon 1839 Apostolischer Vikar des Nordens, 1842 Ende Januar das im Dezember für Luxemburg neu errichtete Vikariat antrat und erst im Mai 1848 aus Luxemburg sich entfernen mußte. Es ist hoch erfreulich, daß das ausgezeichnete, in jeder Beziehung empfehlenswerte Lehrbuch nun auch in fremde Sprachen übertragen wird, zunächst ins Italienische und Englische. Es wird der deutschen Wissenschaft Ehre machen und zugleich dem deutschen Katholizismus.

Lehrbuch der Weltgeschichte für die Oberklassen der Studienanstalten und Oberlyzeen. Herausgegeben von den Direktoren Dr Ernsing, Dr Pigge und Dr Widmann. 8° Münster 1912, Aschendorff.

I. **Geschichte des Altertums.** Von Dr H. Pigge. Kunstgeschichtlicher Anhang mit 54 Bildern. (VIII u. 248 u. 48) Geb. *M* 2.90

II. **Geschichte des Mittelalters.** Von Dr R. Ernsing. Kunstgeschichtlicher Anhang mit 48 Bildern. (IV u. 192 u. 40) Geb. *M* 2.50

III. **Geschichte der neueren Zeit.** Von Dr S. P. Widmann. Kunstgeschichtlicher Anhang mit 48 Bildern. (IV u. 224 u. 32) Geb. *M* 2.70

Das Lehrbuch, zunächst dem Dienst der höheren Lehranstalten für Mädchen bestimmt, richtet sich in allem nach den Vorschriften der preußischen Schulbehörde von

1908 und 1912. Umfang und Einrichtung, Stoffauswahl und sprachliche Darstellung sind einem Lehrbuch für weitentwickelte Schülerinnen wirklich angemessen, Druckausstattung und Äußeres durchaus zweckentsprechend. Jedem der drei Bände ist ein kunstgeschichtlicher Anhang beigegeben, bei welchem die ebenso glückliche wie reichliche Auswahl alle Anerkennung verdient. Der erste Band über das Altertum führt sich vortrefflich ein. Die weise Stoffbeschränkung bei großer Reichhaltigkeit, Auffassung, Ton und Sprache befriedigen alle berechtigten Anforderungen. Der dritte Band, Geschichte der neueren Zeit, bietet in verschiedener Richtung Vorzügliches; der ruhige Strom des Lehrvortrags wird zwar durch schriftstellerische Farbenentfaltung und rhetorische Wärme zuweilen etwas mehr belebt, als man gerade bei einem Unterrichtshandbuch erwarten mag, um so mehr wird für die Lesung die Anteilnahme an der Sache wachgerufen. Einzelne, wenn auch nebensächliche Dinge bleiben für die Neuauflage noch hinwegzufeilen oder genauer zu fassen; im ganzen ist die Auffassung gut. Die Sätze (S. 2) „Menschenrechte und Humanität sind erst Begriffe des ausgehenden 18. Jahrhunderts"; „Duldsamkeit gegen Andersgläubige hat erst der aufgeklärte Absolutismus . . . geübt und geboten", erscheinen, nach ihrem Wortlaute genommen, für den Historiker unannehmbar. Äußere Vorzüge, namentlich der Selbstbeschränkung und der klaren, ruhigen Darstellung, wären auch dem Bande, der das Mittelalter behandelt, nachzurühmen, leider aber hat das Bestreben nach Kürze und summarischer Zusammenfassung mehrfach zur Ungenauigkeit geführt. Die Darstellung kann nicht als sachlich zuverlässig empfohlen werden; namentlich wo das kirchliche Gebiet berührt wird, zeigt sich bedenkliche Unsicherheit. An mehr als einer Stelle sieht sich der Kirchenhistoriker zu ganz entschiedener Einsprache veranlaßt.

Lehrbuch der Geschichte. I. Teil: Das Altertum. Bearbeitet von Dr J. Kösters und Cath. Müller. gr. 8° (VIII u. 272) Münster 1913, Schöningh.

Daß dieses Lehrbuch auf reichem und vielseitigem Wissen aufgebaut und mit großer Sorgfalt ausgearbeitet ist, wird niemand verkennen. Seiner Anlage nach folgt es den Richtlinien, die durch die Bestimmungen über Neuordnung der höheren Mädchenschulen in Preußen vom 18. August 1908 vorgezeichnet sind. Wie die Geschichte der Römer und Griechen so wird auch die der orientalischen Reiche und der germanischen Stämme mit aller Ausführlichkeit und genauem Eingehen auf die Besonderheiten ihres nationalen Lebens durchgenommen; Zeittafel und Verzeichnis von Worterklärungen sind zweckmäßig angefügt. Die kulturgeschichtlichen Momente, im weitesten Umfange genommen, sind in den Vordergrund geschoben, „allgemeine Zusammenhänge" und „große Entwicklungsreihen" sollen nach Tunlichkeit aufgewiesen werden. Ob nicht durch Häufung von Material und zu ausgiebige Heranziehung fremder Wissensgebiete ein gesundes Maß überschritten werde, muß die praktische Erfahrung lehren. Eine Gefahr der Überladung oder einer Ermunterung des oberflächlichen Vielwissens bleibt immerhin zu beachten. An einzelnen Punkten wird, zum wenigsten durch die Art der Formulierung, eine Einsprache herausgefordert, wie wenn es von der älteren Griechenzeit heißt: „man war noch nicht auf den monotheistischen Gedanken einer Allursache gekommen", „erst von der späteren Philosophie und dem Christentum" wurde dieser Mangel überwunden, oder: „erst in der griechischen Glanzzeit gibt es nach ägyptischem Muster ein Totengericht, bei dem die Richter die Seelen nach ihren Taten auf Erden entweder in das glückliche Elysion oder in den finstern Tartaros schicken". „Der Absolutismus des 18. Jahrhunderts (mit dem die griechische Tyrannis des vorchristlichen 6. Jahrhunderts in Parallele gebracht wird) hat segensreich gewirkt", sofern „der Ständestaat vernichtet und die bürgerliche Gleichheit gefördert" wurde. Derartige Sätze bedürften sehr der näheren Erklärung. Übrigens sind die verschiedenen Teile des Buches von verschiedenen und in verschiedenem Geiste gearbeitet.

Preußens Geschichte. Von Rudolf Herzog. 8° (378) Leipzig 1913, Quelle & Meyer. *M* 3.40.

Daß ein Kaiserjubiläum zu patriotisch begeisterten Kundgebungen Anlaß wird und daß ein preußischer Untertan der Kriegstaten seiner Vorfahren und der Machtstellung seines Vaterlandes in freudigem Stolz sich rühmt, ist wohl verständlich, und Preußens Geschichte bietet der glänzenden Momente genug, um mit ihren Erinnerungen die Feststimmung zu erhöhen. Leider weckt das hochpatriotische Pathos der vorliegenden Gelegenheitsschrift etwas den Eindruck des Gemachten und wirkt eintönig, mehr ermüdend als begeisternd. Darstellungen der Reformation mit ihren Folgen und dem Elend des Dreißigjährigen Krieges, wie sie hier geboten werden, sind für den Historiker unannehmbar, dem Katholiken aber verletzend und herausfordernd. Dafür liest man dann über Friedrich II. (S. 153): „Eine neue Welt tat sich vor ihm auf, als er mit Voltaire, dem großen französischen Dichter und Philosophen, dem blendenden Stilisten und schneidenden Spötter, in brieflichen Verkehr trat und seine religiösen Anschauungen an diesem Manne maß, nach diesem Manne umformte. Voltaires überredende Darstellungskunst wußte der Lehre von der alleinigen Wahrheit dessen, was menschlicher Sinn und Verstand wahrnehme und die Erfahrung bestätige, ein so leuchtendes Kleid zu geben, daß auch Friedrich sich dem Geiste der Aufklärung ergab." Noch manche andere Stelle gibt es, die man als Einseitigkeit oder Ungerechtigkeit empfinden wird. Man kann daher das Werk als Ganzes weder empfehlen noch loben, was um so mehr zu bedauern ist, da auf eine festliche Ausstattung viele Sorgfalt verwendet wurde und man dem Verfasser im ganzen eine in ihrer Art gewandte Darstellung nicht absprechen kann.

Allgemeine Dekrete der Römischen Inquisition aus den Jahren 1555—1597. Nach dem Notariatsprotokoll des S. Uffizio zum ersten Male veröffentlicht. Von Ludwig v. Pastor. gr. 8° (VIII u. 72) Freiburg 1912, Herder. *M* 1.40

Dem verdienten Bearbeiter der neueren Papstgeschichte ist es dank seiner außerordentlichen Vertrautheit mit den römischen Archivverhältnissen nach lange vergeblicher Bemühung glücklich gelungen, der allgemeinen Dekrete der römischen Inquisitionsbehörde aus der Zeit der Reformpäpste habhaft zu werden. Er entdeckte sie mit anderem wichtigen Material, zum Teil in doppelter Rezension, in fünf Bänden der vormals Barberinischen Handschriftensammlung; zwei Bände des römischen Staatsarchivs und das gedruckte, aber überaus seltene Werk des Kardinals Albizzi (De inconstantia in iure admittenda vel non) lieferten einige Ergänzungen. Der Inhalt ist nicht nur für die Person von Päpsten wie Paul IV., Pius V., Sixtus V. und manches einflußreichen Kurialen, sondern für die Geschichte der kirchlichen Reform überhaupt von Bedeutung. Es war daher gerechtfertigt, das ganze Material, zu einer kleinen Sammlung vereinigt, nachdem es bereits im Historischen Jahrbuch XXXIII zugänglich gemacht worden war, auch in gesonderter Ausgabe für den Gebrauch darzubieten. Einen vorzüglichen Kommentar zu diesen Texten wird vom neu erschienenen VI. Bande an Pastors Papstgeschichte liefern. Doch ist auch jetzt schon zur Feststellung der Personen- und Rangverhältnisse wie zur Klärung der in Rede stehenden Angelegenheiten mit der bei Pastor gewohnten Sorgfalt und Kompetenz das Erforderliche beigegeben. Wie vieles in den 70 Seiten zu finden ist, würde erst durch ein Register recht dargetan werden können.

Urkundenbücher der Geistlichen Stiftungen des Niederrheins. Herausgegeben vom Düsseldorfer Geschichtsverein. III. Abtei Altenberg. Bearbeitet von Hans Mosler. I. Band. (XXIV u. 878) Bonn 1912, Hanstein. *M* 30.—

Gegen die beiden früheren Bände dieser großangelegten Urkundensammlung (vgl. diese Zeitschrift LXIX 445, LXXV 575) ist der vorliegende insofern im Nachteil, als die Masse der noch vorhandenen Archivalien eine Verteilung auf zwei

Bände notwendig machte, so daß hier nur die Urkunden von 1138 bis 1400 verzeichnet stehen, alles übrige mitsamt der historischen Einleitung dem später folgenden II. Band vorbehalten bleibt. Die Zahl der Urkunden, 1150 in 1040 Nummern, ist noch stattlich genug, allerdings meist nur auf äußeren Güterbesitz bezüglich, auf Kauf, Tausch, Schenkung, Stiftung, Kapitalanlage. Eine derartige Sammlung in solchem Umfang hat für die Geschichtsforschung immer ihren Wert. Zu dem Einblick, den sie gestattet in die Güterverteilung und den Wirtschaftsbetrieb, kommen hier noch reichliche Angaben zur Häusergeschichte der Stadt Köln und zur genaueren Kenntnis der altkölnischen Geschlechter. Für die Geschichte des Klosters selbst ergibt sich ein traditionell gutes Verhältnis zu den Kölner Erzbischöfen und eine dauernde Begünstigung durch die herzogliche Familie von Berg. Auch von seiten der Kaiser und der Erzbischöfe von Mainz werden Zollbefreiungen und Schutzbriefe bewilligt. Die Bautätigkeit des Klosters, sowohl für die Kirche wie den Konvent und das Gästehaus, läßt sich an der Hand der Urkunden verfolgen, desgleichen auch die Finanzlage des Klosters, die fast durchwegs eine ungünstige war, so daß wiederholt die Erzbischöfe, die Päpste und auch das Generalkapitel helfend eingreifen mußten. Erst die großartigen Schenkungen des aus seiner Diözese vertriebenen Bischofs Wicolf von Kulm († 1398), der im Altenberger Klosterhof in Köln seine Wohnung aufgeschlagen hatte, halfen zur Vollendung des Kirchenbaues und zur Hebung der gedrückten Lage. Von Gewährung der Jurisdiktionsvollmachten, um Laien Beicht zu hören, und von Verwendung der an sich rein beschaulichen Mönche für äußere Seelsorgetätigkeit ist gelegentlich die Rede. Der Bibliothek geschieht nur bei einzelnen Bücherschenkungen Erwähnung, öfter der reichen Reliquiensammlung, aus welcher dem Herzog von Berg für die Stiftskirche in Düsseldorf das Haupt der hl. Lucia überlassen, andere kostbare Heiligtümer der Abtei Royaumont schenkweise zugewendet werden. Milde Stiftungen kehren öfters wieder für das Gast- oder Fremdenhaus Hospitale des Klosters, dann für Kerzen vor dem heiligen Kreuz im Chor der Konversbrüder; später wird auch der Marienaltar vor diesem heiligen Kreuz besonders genannt. Eigentümlich sind die Stiftungen für Leder. So vermacht 1221 ein Kölner Bürger dem Kloster ein Haus in der Stadt unter der Bedingung, daß jährlich zwei Mark zur Lieferung von Schuhwerk an die Armen des Klosters verwandt werden sollten. Ein anderes Vermächtnis 1309 verpflichtet das Kloster, alljährlich nach Bedburg eine Haut abzuliefern, wie sie zur Herstellung von Schuhwerk und Mützen geeignet ist. Anderseits schenkte Erzbischof Engelbert I. der Abtei für ihre Schusterei auf immer die Felle aller von seinen Jägern in seiner Grafschaft erlegten Tiere. Bei Rechtsstreitigkeiten zeigt sich die Abtei immer geneigt zu friedlicher Vereinbarung oder zur Annahme eines Schiedsspruches. Weise Vorsicht bewährt sie bei Verpachtungen. Die verpachtete Badestube 1350 muß in „gutem Bau" erhalten, der verpachtete Weinberg 1361 alljährlich mit „zwei Wagen Mist" oder „einem Fuder Mist" gedüngt werden. Später wird gewöhnlich alle acht Jahre volle Düngung verlangt und für den Anfang wohl noch ein Besonderes. Wohltätige Erblasser, die für die Tage ihres Jahresgedächtnisses den Mönchen des Klosters eine Aufbesserung ihrer Kost zuwenden wollen, zeigen sich besorgt, eine solche könne bei der bedrängten Lage des Klosters denselben vorenthalten werden, und suchen deshalb durch strenge Klauseln ihrer Absicht die Ausführung zu sichern; dabei wird manchmal ausdrücklich betont, es müsse „schönes" Brot sein, „große" Semmel, „gute" Fische, ein „großes" Maß Wein usw. Der Band, an Ausstattung und Anordnung seinen Vorgängern ebenbürtig, ist recht sorgfältig gearbeitet. Die Beschreibung der Siegel, die guten Anmerkungen, die trefflichen Register verdienen Lob. Doch hat man hier wie bei den früheren Bänden den Eindruck, daß den Urkundensammlern die Klostereinrichtungen und das Klosterleben allzu fremd sind. Es ist verwirrend, daß das Hospitale immer als „Krankenhaus" und der Hospitalmeister (provisor

oder gubernator hospitalis) als „Krankenhausmeister" angeführt wird. Das Hospitale war die Fremdenherberge, das Pilger- und Armenhaus. Noch mißverständlicher ist es, wenn eine Sentenz des Generalkapitels 1208, welche die Strafversetzung eines Mönchs anordnet, in die Worte subsumiert wird: „das Kapitel diszipliniert einen Mönch".

Die Franziskanerkustodie Livland und Preußen. Beitrag zur Kirchengeschichte der Gebiete des Deutschen Ordens. Von P. Dr Leonhard Lemmens O.F.M. Mit einer Karte von Livland. kl. Folio. (144) Düsseldorf 1912, Schwann. *M* 7.—

Ist die Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit dem Durchschnittsdeutschen ein verschlossenes Gebiet gewesen, so bedeutet vollends die Geschichte ihrer Klöster eine längst versunkene Welt. Kaum daß von den Ruinen dürftige Reste sich noch aufweisen lassen, haben doch selbst die Benennungen sich teils verloren, teils zur Unkenntlichkeit verwirrt. Auch innerhalb der Orden, die einst in jenen Häusern wirkten, sind die Erinnerungen erstorben und die Spuren verwischt. Selbst die beiden berühmten Mendikantenorden, sonst so reich an archivalischen Schätzen und tüchtigen Chronisten, haben weder über die 300 Jahre, die sie dort mit Segen gearbeitet, noch über die unseligen Wirren und Gewalttätigkeiten, durch die sie von dort vertrieben worden, sichere Berichte aufzuweisen. Da bedurfte es des geschulten Ordenshistorikers mit seinem scharfen Blick und seinem eisernen Fleiß, um ein solch grundlegendes Werk wie das hier angezeigte gleichsam aus der Asche von Jahrhunderten hervorzuzaubern. Wohl hatte die in den Ostseeprovinzen selbst mit so viel Eifer und Pietät betriebene Heimatforschung in vielem vorgearbeitet, wie das nicht genug zu schätzende Werk von L. Arbusow über Livlands Geistlichkeit (1900) oder Baron v. Brüningks verdienstvolle Untersuchung über die Franziskanerklöster zu Lemsal und Kokenhusen (1905). Trotzdem war Klarheit und Sicherheit nicht zu erhoffen ohne eine solch durchgreifende Arbeit eines so gründlichen Forschers und ausgezeichneten Kenners. Das Werk sammelt in 370 Regesten die urkundlichen Nachrichten, die über 17 ehemalige Franziskanerkonvente auf dem vom Deutschorden beherrschten Gebiete Livland und Preußen noch aufzuspüren waren. Von diesen Häusern entfallen sieben Observantenklöster, ein Konvent von Tertiariern und zwei von Tertiarierinnen auf Livland, sechs Observantenniederlassungen und ein Haus von Tertiarierinnen auf Preußen. Fast alle diese Häuser waren erst in dem letzten Jahrhundert entstanden, das der Auflösung vorherging; nur in Riga weisen sichere Zeugnisse bis 1238 zurück. Mit dem Kirchensturm in den wichtigeren Städten 1524 war der Untergang bereits besiegelt. Doch behaupteten sich noch Brüder im Lande, 1554 bestand die Kustodie noch zurecht, 1558 war alles zu Ende. Über das Entstehen und die materielle Entfaltung all dieser Niederlassungen wird im einzelnen berichtet, über das eifrige Wirken der Mönche unter dem einheimischen Landvolk, ihre große Beliebtheit bei der herrschenden deutschen Bevölkerung, ihre Vertrauensstellung bei den Bischöfen und ihre kluge Haltung gegenüber dem Deutschorden. Besonderer Aufmerksamkeit wert sind die zeitweise aussichtsvollen Missionsversuche in Litauen, die schwierige Stellung gegenüber den polnischen Ordensbrüdern und nicht zuletzt das hohe Ansehen der Brüder beim Hochmeister Albrecht von Brandenburg. Wohl ohne es zu beabsichtigen, hat der Verfasser in seinen Regesten auch gute Bausteine zur Geschichte der Dominikaner in Livland beigebracht, mit der es sonst noch karger bestellt ist und wo die Quellen noch mehr versagen. Wenigstens 30 der Urkunden beziehen sich auch auf die Dominikaner, etwa 12 Prioren oder Vizeprioren derselben werden ausdrücklich genannt. Da die Archive des eigenen Ordens versagten, hat der Verfasser um so fleißiger diejenigen des Deutschordens und die der livländischen Städte ausgenutzt, hat aber auch verstanden, andere Hilfsmittel sich dienstbar zu machen. Die Siegel der alten Klöster, der zum Teil noch

erhaltene Bücherbestand der einstigen Klosterbibliotheken haben manche gute Notiz ergeben, und gerade in dieser Richtung wäre vielleicht noch manches zu finden. Schriftstellerische Leistungen aus livländischen Franziskanerklöstern sind bis jetzt nicht namhaft gemacht, allein da die Dominikaner jener Provinzen Veröffentlichungen aufzuweisen haben, dürften wohl auch bei den Franziskanern solche gewesen sein. Jedenfalls wird man noch in der letzten der hier geschilderten Perioden mit einigen der ausgezeichnetsten Zierden des Ordens bekannt gemacht. Ludwig von Anhalt und Augustin Ahlfeld haben freilich nicht den Ostseeprovinzen selbst angehört, wohl aber bildet Anton Bomhower, dessen Lebenslauf zum erstenmal sicher gezeichnet wird, ebenso eine edle Zierde seiner baltischen Heimat wie seines seraphischen Ordens.

Geschichte des Kollegiatstifts und der Pfarrei zu den heiligen Aposteln Petrus und Paulus in Salmünster. Von P. Damasus Fuchs O. F. M. [Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Abtei und der Diözese Fulda. Herausgegeben von Dr G. Richter, VIII.] 8° (VIII u. 226) Fulda 1912, Aktiendruckerei. *M* 4.—

Ehe Salmünster, schon im 9. Jahrhundert als Fuldaischer Klosterbesitz erwähnt, um 1320 zur Stadt erhoben und bald danach mit Mauern und Wällen umgeben wurde, hatte es bereits die feste Fundierung für ein Kollegiatstift von sechs Kanonikern und unterhielt neben seiner uralten Kirche ein Armenspital. Von Mainz aus, dem es kirchlich untergeben war, wurde während der Reformationswirren die katholische Religion hier aufrecht gehalten, so sehr dieselbe durch die in der Gegend übermächtige Familie von Hutten-Stolzenberg bedroht und infolge der inneren Zerrüttung des Stiftskapitels preisgegeben war. Die eigentliche Wiederbelebung der Pfarrei verdankt man aber erst der Arbeit der Franziskaner, die aus dem 1648 zum Untergang verurteilten Kloster zu Gelnhausen kommend seit 1650 die Seelsorge übten, bis 1697 die Pfarrei dem Orden förmlich inkorporiert und die Nutznießung der Stiftsgüter den Franziskanern zugesprochen war. Neue bewegte Zeiten brachten der Siebenjährige Krieg, die Napoleonischen Heerzüge, die bösen Hungerjahre, bis schließlich der Kulturkampf die Franziskaner vertrieb und für alle Zukunft den Untergang des Klosters zu besiegeln drohte. Erst 1894, nachdem die bisherigen Filialen Soden und Romstal als eigene Pfarreien abgetrennt und mit Einkünften aus dem alten Stiftsvermögen ausgestattet waren, gab man den Franziskanern das Recht zurück, auch ferner in Salmünster Gutes zu tun. So hat man hier die tausendjährige Geschichte einer mitteldeutschen Kleinstadt zugleich mit der eines alten Kollegiatstiftes und eines Franziskanerklosters und dabei versteht es der Verfasser, neben dem, was die kirchlichen und seelsorgerlichen Interessen direkt berührt, dem Gebiet der Kirche und Schule im engeren Sinn, auch andere Seiten des öffentlichen Lebens durch wertvolle Angaben zu beleuchten. Seine Zusammenstellungen in Bezug auf Sterblichkeit, Hygiene, Moralstatistik, Pest- und Hungerjahre u. dgl. sind von Wert, die Exkurse zur Geschichte der Schule und der Lehrer und andere derartige Einzeluntersuchungen verdienen großen Dank. Insbesondere sei hervorgehoben die Übersicht über die „öffentlichen Kreuze und Bildstöcke im Pfarrbezirk".

Das Claren-Kloster zu Ribnitz. Eine historische Skizze nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Mit 2 Tafeln und 3 Illustrationen. 8° (106) Vaals (Holland) 1913, „Stimmen aus St Clara von Vaals". München, Kommissionsverlag Seyfried & Cie.

Nicht ohne Bewegung liest man das hübsche Büchlein, das mit so viel Wärme von der katholischen Vergangenheit Mecklenburgs erzählt und von der Frömmigkeit seines Fürstengeschlechtes: wie Mecklenburg christlich wurde, wie schon früh die Franziskaner ins Land kamen und hundert Jahre später durch Stiftung des Landesfürsten das Clarissenkloster Ribnitz entstand, zu dessen Gründung 1329 Nonnen aus Weißensee in Thüringen berufen wurden. Schon bald wurde das vierjährige

Fürstenkind Beatrix dem Dienste Gottes bestimmt in diesem Hause, dem sie später als Äbtissin vorstand, die erste jener sechs Ribnitzer Äbtissinnen aus mecklenburgischem Fürstenblut, welche dort, und zwar meistens mit Nutzen und Ehre, den Äbtissinnenstab geführt haben. Prinzessin Dorothea hatte 1526 noch wacker die Herolde des Neuglaubens von der Schwelle gewiesen, Prinzessin Ursula bis zu ihrem Tode Glauben, Regel und Zucht wie seit alters aufrecht erhalten. Mit ihrem Tode 1586 hatte das Kloster als solches zu bestehen aufgehört, es blieb aber, von nun an gänzlich in der Gewalt der Stände, als Jungfrauen-Versorgungshaus, dem seit 1599 eine akatholische „Meisterin" vorstand. Äußerlich wurde vieles von den früheren Klostereinrichtungen beibehalten, und auch ferner wurde religiöses Leben hier gepflegt bis auf den heutigen Tag. Die Verfasserin, die mit Achtung und einer gewissen Sympathie des gegenwärtigen Bestandes gedenkt, vergleicht denselben annäherungsweise mit den anglikanischen Frauenklöstern, wie man deren in England viele kennt. Der Darstellung liegt nicht nur gute Vertrautheit mit Örtlichkeiten und Verhältnissen sondern auch tüchtiges historisches Material zu Grunde. Auch über die vorhandenen besondern Geschichtsquellen des Klosters wird das Wünschenswerte beigefügt und eine sorgfältige Beschreibung sowohl der Klosterkirche wie der ehemals unter dem Patronat der Äbtissin stehenden, aus dem 13. Jahrhundert stammenden Pfarrkirche. Die Erklärung des Altars der 10 000 Märtyrer (S. 85) beruht auf Irrtum; „Diakonatsrechte" eines Abtes über mehrere Ortschaften kann der katholische Leser sich nicht vorstellen. Sonst ist das Büchlein, wenn es auch die zarte Frauenhand deutlich erkennen läßt, so gut und reichhaltig, daß selbst der Historiker es nicht zu verschmähen braucht. Von den schriftstellerischen Leistungen des 1904 in Vaals entstandenen Klarissen-Kapuzinerinnen-Klosters bereits die dritte, die in dieser Zeitschrift (vgl. LXXI 344; LXXXII 341), zur Anzeige kommt, ist es jedenfalls die beachtenswerteste und offenbar ein Beweis, daß regsame Kräfte dort vorhanden sind.

Congregatio Beatae Mariae Virginis illustrata 25 Vitis et gestis Sodalium omnium nationum et omnis vitae conditionis. Auctore Friderico Weiser S. J. Tom. I. 8° (VIII u. 176) Ratisbonae 1913, Pustet.

Bei der vermehrten Wertschätzung, welche die Marianischen Kongregationen als Mittel der kirchlichen Belebung und insbesondere der Reinbewahrung der Jugend heute finden, muß eine Sammlung wie die vorliegende willkommen sein. Sie zeigt, wie viele Männer von Rang und Bedeutung, Staatsmänner, Kriegshelden, Magistrate und akademische Lehrer der Kongregation von Herzen angehört und in ihr die Grundlage ihrer moralischen Festigkeit gelegt haben. Unter den angeführten Beispielen finden sich nicht wenige Sprossen regierender Häuser Habsburg, Bayern-Wittelsbach, Pfalz-Neuburg und manche hervorragende Gestalten aus den heute noch blühenden Geschlechtern der Truchseß-Wolfegg, Radziwill, und Esterhazy. Aber auch Sodalen bescheideneren Standes und jugendlicheren Alters finden ihren Platz, unter den 25 Namen zählt man 5 von frühvollendeten studierenden Jünglingen. Überhaupt ist die Auswahl, wie schon der Titel andeutet, hinsichtlich der Nationalität wie der Lebensstellung eine möglichst bunte. Daß Ungarn, Kroaten, Polen und Böhmen einen guten, dabei recht interessanten Prozentsatz stellen, erklärt sich bei einem Autor, der Ungarn angehört und in Ungarn schreibt; ihm lag es auch nahe, aus praktischen Rücksichten sich der lateinischen Sprache zu bedienen. Nicht von jedem der Angeführten kann die vollständige Lebensgeschichte gegeben und noch weniger kann auf die besondern Einwirkungen eingegangen werden, die sie von seiten ihrer Kongregationsvereinigung erfuhren. Aber bei fast allen begegnet man neben der allgemeinen Charakteristik wenigstens dem einen oder andern erbauenden Zug. Der Verfasser weiß sehr gut zu erzählen und handhabt ein flottes Latein, das beigegebene Sachregister verdient Lob. Für Rechtschreibung der Namen empfiehlt

sich für die folgenden Bändchen etwas mehr Sorgfalt. Daß die Seitenüberschriften gänzlich mangeln, wird unlieb empfunden.

Pierre d'Ailly et la Découverte de l'Amérique. Par Louis Salembier. [Bibliothèque d'Histoire de l'Église de France.] 8° (56) Paris 1912, Letouzey et Ané.

Daß Kolumbus von den kosmographischen Darstellungen und Schriften d'Aillys stark beeinflußt war, ist unbestritten. Das Exemplar der Imago mundi, ein Druck von 1487, das Kolumbus persönlich benutzte und mit seinen Randbemerkungen überdeckte, wird heute noch bewahrt. Die Frage jedoch nach dem Zeitpunkt, wann er d'Aillys Schriften ernster zu studieren begann, und inwiefern sie auf seine Entdeckungsreisen Einwirkung geübt haben, ist durch H. Vignauds gründliche Histoire critique neuerdings als Problem aufgestellt worden. Salembier neigt dahin, Vignauds Anschauung beizupflichten, daß Kolumbus erst auf seiner zweiten Reise sich mit der Imago mundi bekannt und d'Aillys Meinungen sich zu eigen gemacht habe; bei der ersten Entdeckungsfahrt habe er lediglich den Plan verfolgt, Inseln des Ozeans aufzufinden, deren Existenz ihm bereits für ausgemacht galt. So anregend diese Darlegungen sind, liegt doch der eigentliche Wert der Broschüre in den vielen vorzüglichen Bemerkungen des Verfassers über d'Ailly und seine kosmographischen Schriften, wie man sie nur von einem Forscher erwarten kann, der seit einem vollen Menschenalter um die Kenntnis des gelehrten Kardinals von Cambrai und seiner 176 Schriften sich so große Verdienste erworben hat. Eine Abschweifung vom Gegenstand ist es zwar, wenn zum Schluß der Verfasser Vignauds Untersuchungen über die moralisch-sittlichen Qualitäten des kühnen Seefahrers einer Nachprüfung unterwirft und die früher zuweilen erörterte Möglichkeit einer kirchlichen Beatifikation desselben eingehender abwägt. Es kann dies aber für weitere Kreise nur willkommen sein, zumal wenn es mit so viel Ernst und Kompetenz geschieht wie hier.

Correspondance du Comte de la Forest, Ambassadeur de France en Espagne 1808–1813. Publiée par Geoffroy de Grandmaison. Tome VI: Janvier-Août 1812. 8° (404) Paris 1912, Picard. *Fr.* 8.—

Für die Geschichte Spaniens in einer außergewöhnlich kritischen Zeit, für die Beurteilung der napoleonischen Völkerbeherrschungspolitik und des durch sie hervorgerufenen spanischen Volksaufstandes sind diese Depeschen des ausgezeichneten französischen Diplomaten reichlich ergiebig. Fünf Bände bereits sind seit 1906 in dieser Zeitschrift (LXX 111 bis LXXXIII 338) zur Anzeige gekommen, und auch der vorliegende, in welchem der Niedergang der napoleonischen Herrschaft sich deutlich bemerkbar macht, bringt noch nicht den Abschluß. In lebendigen Farben schildern die Depeschen die Mißstimmungen und die tiefe Entmutigung des Königs, dessen Stellung durch den herrschgewaltigen Imperator aufs peinlichste eingeschränkt, durch die ehrlose Wirtschaft der napoleonischen Marschälle bis auf den Grund zerrüttet wird. Die Unbotmäßigkeit und Uneinigkeit, Eitelkeit und Eifersucht, Streberei und niedrige Habgier dieser militärischen Emporkömmlinge spotten der Beschreibung. Auf der andern Seite sieht man die Verelendung des Volkes in erschreckendem Maße sich steigern, die Staatsmaschine immer mehr versagen, die Anarchie im Anzug. Viel Übles weiß der pflichttreue Vertreter Frankreichs fortwährend über die englische Armee und über die spanischen Aufständischen zu berichten. Aber neben dem armen Schattenkönig und seinen französischen Prätorianern spielen sie noch wahre Heldenrollen. Man kann Joseph Bonaparte weder eine gewisse Begabung noch auch den redlichen Willen absprechen, nach seinen aufgeklärten Ideen die Spanier glücklich zu machen. Aber was sollte das gute Volk zu einem König sagen, der die Klostergüter verschacherte, um die Karwoche sich nicht kümmerte und selbst am Ostertag keine heilige Messe hörte?

Die Kriegskunst bei Lösung der deutschen Frage. Moltke. Von Karl Ritter von Landmann. Mit 122 Abbildungen. [Weltgeschichte in Karakterbildern. V. Abteilung: Die neueste Zeit.] gr. 8° (VIII u. 130) Mainz 1912, Kirchheim & Cie. *M* 4.50

Was über Moltkes Laufbahn und Lebensarbeit mitgeteilt wird, ist durchaus würdig gehalten, ermöglicht auch dem Laien in der Kriegswissenschaft eine ungefähre Abschätzung seiner Verdienste und entspricht dem Bilde, das schon die dankbare Mitwelt von der bescheidenen, vornehmen Persönlichkeit des greisen Heerführers sich gebildet hatte. Des Verfassers flotte und markige Darstellungsweise ist aus andern seiner Schriften vorteilhaft bekannt. Die Illustrierung, nach recht verschiedenartigen Gesichtspunkten zusammengetragen, behauptet ihren Wert durch eine reiche und interessante Galerie von Moltke-Porträts. Um sich dem Grundplan der Sammlung anzubequemen, in deren Rahmen das Moltke-Buch erschien, mußte der Verfasser sich dazu verstehen, die gesamte politische Geschichte des 19. Jahrhunderts und insbesondere die Entwicklung der deutschen Einheitsbestrebungen in seine Darstellung einzubegreifen. Es war für dieselbe nicht günstig. Auf fremdem Gebiete sich bewegend hat er sich begnügt, die augenblicklich herrschenden Auffassungen der Tagesmode zu adoptieren, die von Einseitigkeiten nicht frei sind. Daß Isabella II. von Spanien vor 1870 zum Sterben gebracht wird (S. 65), ist wohl nur ein Lapsus. Der Ton der Bemerkungen über Karl X. berührt peinlich; Friedrich Wilhelm IV. gegenüber vermißt man das volle Maß der Gerechtigkeit. Dem Musenhofe von Weimar hingegen bestaunt der Verfasser „die große Zahl gottbegnadeter Männer", und im 2. Teil des Faust war „dem deutschen Volke ein Werk hinterlassen, dessen Gedankenfülle die ‚Gebildeten' vollauf beschäftigen und sie das Elend der deutschen Zerrissenheit vergessen machen konnte".

Un Alsacien. Léon Lefébure, Fondateur de l'Office Central des œuvres de bienfaisance. Par Msgr Kannengieser. 8° (VIII u. 494) Paris 1912, Lethielleux. *Fr.* 5.—

Durch Besitz und Einfluß als Großindustrieller, durch ausgedehnte Familienverbindungen und öffentliches Auftreten in Fragen des Gemeinwohls ist Lefébure (1838—1911) für sein heimatliches Elsaß eine gewichtige Persönlichkeit gewesen; es wird dadurch die Geschichte seines Lebens ein Beitrag zur Geschichte des Elsaß in vielbewegter Zeit. In Frankreich, wo er im Staatsdienst seine Schule gemacht und als Kommissar bei der Weltausstellung 1867 wertvolle Dienste geleistet hatte, war ihm eine politische Rolle zugefallen. In verhängnisvoller Zeit 1869—1870 hat er dem Corps législatif, 1871—1875 der Nationalversammlung als sehr rühriges Mitglied angehört und war 8 Monate hindurch Unterstaatssekretär im Finanzministerium. Im deutschen Krieg hatte er eine Zeitlang eine Franktireursabteilung kommandiert, dann als Augenzeuge den Verhandlungen der provisorischen Regierung zu Tours und Bordeaux angewohnt. Sein eigentliches Feld aber hatte er dank der Schule Le Plays schon frühe in den großen nationalökonomischen und soziologischen Problemen gefunden, denen seine schriftstellerischen Arbeiten zum großen Teil gewidmet sind. Seit 1871 wandte er sich mit Aufbietung aller Kraft der Heilung der weitverbreiteten und tiefgewurzelten sozialen Schäden zu; durch christlichen Opfersinn, persönliche Hingabe und außerordentliches Organisationstalent hat er hier wahrhaft Großartiges zu stande gebracht. Das Office Central des œuvres de bienfaisance, das Entstehen und Lebensfähigkeit ausschließlich ihm verdankt, ist eine geniale Erfindung christlichen Wohltätigkeitssinnes, die in der ganzen gesitteten Welt Bewunderung und auch vielfältige Nachahmung gefunden hat. Als einer der großen Führer, Entdecker und Schöpfer im Gebiete der Caritas wird daher Lefébure bei der Nachwelt in leuchtendem Ansehen bleiben, und die stoffreiche Darstellung dieser Seite seines Wirkens ist es auch, was der vorliegenden Lebensbeschreibung

ihren eigenen Wert verleiht. Wenn mehrfach andere Momente breiter und anspruchsvoller in den Vordergrund geschoben wurden, so ist das gerade kein Gewinn. Lefébure stand in angenehmen persönlichen Beziehungen zu Cochin, Dupanloup, Montalembert und andern Hauptvertretern der „liberalkatholischen" Richtung in Frankreich, mit denen das Leben ihn zusammengeführt hatte und deren Tätigkeit für gemeinsame Interessen der katholischen Sache er schätzte. Aber er war nicht Parteimann, unbeteiligt an Intrigen und Machenschaften, fern jeder Ungerechtigkeit gegen katholische Männer anderer Richtung. Es war daher kein glücklicher Griff, diese Lebensbeschreibung zum Anlaß einer Apotheose für die einstige liberalkatholische Schule in Frankreich zu nehmen. Genug, daß Lefébure von seiner Kindheit bis ins Greisenalter ein aufrichtiger, standhafter und praktischer Katholik gewesen ist; im edelsten Sinne ein „Klerikaler".

Lebensbilder hervorragender Katholiken des 19. Jahrhunderts. Von Joh. Jakob Hansen. VII. Band. 8° (VIII u. 302) Paderborn 1912, Bonifatius-Druckerei. *M* 3.40

Das VII. Bändchen dieser für weitere Volkskreise bestimmten, in dieser Zeitschrift (vgl. LXXXI 580 f) wiederholt lobend angezeigten Lebensbilder bringt wieder 29 recht anziehende Nummern. Rechnet man drei Italiener, drei Franzosen und zwei Engländer ab, so bleiben noch 21, die wenigstens der Erziehung nach Deutschland angehören. Unter der Gesamtheit befinden sich neun in höheren kirchlichen Weihen und fünf ausgezeichnete Konvertiten. Gelehrte, Künstler, Schriftsteller bilden weitaus die Mehrzahl, doch sind auch die Diplomatie und das Militär, die Pädagogik und die Chirurgie, die praktische Seelsorge und die Armenpflege vertreten. Drei Frauen haben in der Sammlung Platz gefunden: eine Künstlerin, eine Ordensfrau und eine Königin. Die Zeichnung geschieht zwar nur nach den äußersten Umrissen, kurz und skizzenhaft, vermittelt aber doch jedesmal die wichtigsten Angaben und bietet eine gesunde, Geist und Herz erfrischende Lesung.

Historical Records and Studies. Vol. VI, Part 2. Edited by Ch. G. Herbermann. 8° (328) New York 1913 (Published by the United States Catholic Historical Society).

Bei Anzeige des ersten Teiles dieses VI. Bandes in dieser Zeitschrift (LXXXI 339 f) ist wieder darauf hingewiesen worden, von welcher Wichtigkeit eine so ernst gehaltene historische Zeitschrift für die Katholiken der Vereinigten Staaten sich erweise, die in richtiger Würdigung der Verhältnisse an weitere Leserkreise sich wendet, um für historische Erinnerungen und Forschungen das Interesse erst recht anzufachen. Unter den größeren Beiträgen dieses Halbbandes fällt zunächst in die Augen die umfangreiche Bibliographie des 1892 verstorbenen hochverdienten nordamerikanischen Kirchenhistorikers Gilmary Shea, der 1850 seine Schriftstellerlaufbahn begann. Nächstdem wird schon durch die prächtigen Illustrationen die Neugierde hingelenkt auf eine Untersuchung des P. Joseph Fischer S. J. (Feldkirch), der in einer Prachthandschrift der New York Public Library den lang gesuchten Codex Ebnerianus entdeckt hat, dessen Karten für die römische Ptolemäusausgabe von 1478 zur Vorlage dienten. Von P. Fischer stammt auch (S. 275) die Mitteilung über den Wolfegger Globusbecher, eine wörtliche Übersetzung einer Miszelle in dieser Zeitschrift (LXXX [1911] 111), auffallenderweise ohne jede Bezugnahme auf die frühere deutsche Veröffentlichung. Was diese Historical Records für Deutschland besonders beachtenswert macht, ist die vielfache und oft recht ehrenvolle Erwähnung deutscher Landsleute oder der Abkömmlinge deutscher Familien, die sich in den Vereinigten Staaten besondere Verdienste erworben haben. Ausführlicheren Mitteilungen begegnet man in vorliegendem Band über P. Hermann Blumensaat, einen Amtsrichterssohn aus Lippstadt, der 1845 geboren, 1866 nach Amerika ausgewandert, 1874 dort in die Gesellschaft Jesu eingetreten, 1901 als Held im Dienst der

Nächstenliebe verstorben ist. Ein anderer ausführlicher Aufsatz feiert die Verdienste des 1787 im Rufe der Heiligkeit verstorbenen P. Ferd. Steinmayr aus Weißenstein (Württemberg). Unter mehreren andern, deren näher gedacht wird, ist auch der Bruder des Bischofs Fleck von Metz, dessen Wirken 1856—1889 den Vereinigten Staaten angehört hat, wenn er auch später, 1907, auf dem Boden der lothringischen Heimat die letzte Ruhestätte fand. Leider sind die Angaben über Familie und Heimatsort gerade bei den Deutschen meist sehr unzureichend. Über Steinmayr hätte man bei Huonder, Deutsche Jesuitenmissionäre, Freiburg 1899, 165, die besten Aufschlüsse finden können. Beim Benediktinerpater Moriz Koeber wird Kammern „in Preußen" als Heimat angegeben, was wohl Irrtum ist. Indessen müssen wir den Amerikanern um so mehr dafür Dank wissen, daß sie uns über die Arbeiten und Schicksale unserer Landsleute drüben in der Neuen Welt mit so viel liebevoller Anerkennung und meist auch mit so großer Ausführlichkeit berichten.

Frederick A. Cook, **Meine Eroberung des Nordpols.** Übersetzt von Erwin Volckmann. Mit 56 Bildern und Abbildungen. Lex.-8° (XVI u. 540) Hamburg und Berlin 1912, Janssen. *M* 10.—

Es ist bekannt: Peary und seine Partei bestritten und bestreiten noch, daß Cook zuerst den Nordpol erreicht habe. Cook veröffentlichte nun sein Entdeckungswerk. Im ersten Kapitel erhebt er Protest gegen die Angriffe Pearys. In den folgenden gibt er eine sehr eingehende Beschreibung der Vorbereitung, Durchführung und des Zuendeführens der Reise. Das Wichtigste für unsere geographischen Kenntnisse ist wohl die Entdeckung des bis dahin unbekannten Bradleylandes. Ende März nämlich in der Stellung von 84° 50′ N und 95° 36′ W sichtete er Land im Westen. Die Küste lief annähernd parallel zu seiner Marschroute. Nach dem Wasser hin flach, erhob das Land sich im Innern. Die höchsten Erhebungen, die er sehen konnte, schätzt er auf ca 1000 Fuß. Er hält das Land für zwei Inseln. Cook führt dann in seinem Berichte alle jene Daten an, denen er die Beweiskraft für seine Erreichung des Nordpols zuschreibt. Zum Schlusse endlich wendet er sich wieder gegen Pearys Auslassungen, insbesondere auch gegen die Behauptung der Pearypartei, daß seine im Jahre 1906 ausgeführte Erstbesteigung des Mount McKinley in Alaska eine reine Erfindung sei. Als Anhänge folgen dann die Kopie der Reiseaufzeichnungen, Fragen der Positionsberechnung am Nordpol und zuletzt von dem Polarforscher Captain Baldwin ein „positiver Beweis für Dr Cooks Erreichen des Nordpols". Baldwin sucht aus den Beobachtungen Cooks und Pearys die Richtigkeit der Cookschen Behauptungen darzutun. Das Werk ist in Erregung geschrieben und verliert dadurch wenigstens den Schein der Objektivität; freilich ist die Aufregung ja erklärlich. Wiederholungen tragen nicht dazu bei, die Lesung des Buches recht angenehm zu machen. Cook galt bis zur Pearycampagne als ernster Forscher. Baldwin sagt: „Soweit ich unterrichtet bin, hat Dr Cook niemals ein Bekenntnis über seine Nordpolreise in dem Sinne abgelegt, daß er seine ersten Darlegungen widerrufen hätte. Er hat lediglich zugegeben, daß er . . . vielleicht nicht genau auf der Spitze des allernördlichsten Angelpunktes der Erde gewesen." Nun das steht bei Peary fest. Desgleichen spricht sich Amundsen, der Südpolentdecker, ehrenvoll für Cook, seinen Charakter, seine Tatkraft und Leistungsfähigkeit aus.

Hohe Sonnentage. Ein Ferienbuch aus Provence und Tunesien. Von Nikolaus Walter. Mit Titelbild und 7 Einschaltbildern. 8° (382) Kempten und München 1912, Kösel. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Referent hat mit um so größerem Interesse die Schrift gelesen, als er in jüngster Zeit selbst die Provence, welcher ihr erster Teil gewidmet ist, auf längerer Fahrt durchzog. Freilich nicht auf einer Ferienreise, allein auch der, welchen ernste wissenschaftliche Arbeiten in den Süden von Frankreich führten, wird sich nicht dem Bann entziehen können, mit welchem Schritt um Schritt die geschichtlichen Erinnerungen

und die Patina vergangener Zeiten, die Schätze der Kunst aus früheren Tagen und die hohen landschaftlichen Reize ihn umweben. Reisebilder im gewöhnlichen Sinne des Wortes bietet das Ferienbuch nicht; was es vorlegt, sind mehr stark subjektiv gefärbte, poetisch empfundene Stimmungsbilder auf der Unterlage und aus Anlaß des Geschauten, des Erfahrenen. Manche Partien sind trefflich. Die Stimmung wächst in ihnen ungezwungen, um nicht zu sagen notwendig aus der Sache heraus, weshalb sie auch unwillkürlich auf den Leser überfließt und in ihm verwandte Klänge anregt. In andern hat die Empfindung etwas den Anstrich nachträglicher Mache, des Gekünstelten, Übertriebenen. Der Verfasser umschleicht scheu das Papstschloß zu Avignon, Sehnsucht umkrampft seine Seele, er geht schauergeschüttelt von hinnen, ist voll Schwermut, meint zu ersticken u. a., und alles das, ohne daß eine solche Stimmung in den Umständen begründet wäre. Sprache, Darstellung und Stil sind durchweg schön, ja nicht selten meisterhaft, immerhin stören gelegentlich allzu gewagte neue Wortschöpfungen (sonnenpilgernd u. a.) oder überkühne Wendungen und Bilder. Nicht angenehm wirkt, daß immer und immer wieder von Liebe und verwandten Dingen (Venus, Liebeskubba, weiße Nymphenleiber, brennend heiße Augen, Eros u. a.) die Rede ist, zumal im letzten Teil, in dem gewisse Nachtseiten des arabischen Lebens leider mehr berührt werden als wohl notwendig gewesen wäre. Statt ihrer hätte man gern mehr angeschlagen gesehen Klänge, die über das Niveau des gewöhnlichen Lebens hinausgehen, wozu selbst Tunesien mancherlei Anlaß geboten hätte. Platt ist die Gegenüberstellung der Statue der Muttergottes auf dem Turm von Notre-Dame de la Garde (S. 217) mit der Athene auf der Akropolis und der Isis und Venus an den Küsten Ägyptens und Siziliens, deplaziert ist die Erzählung S. 165. In der künstlerischen und ästhetischen Wertung der Monumente, scheint es, läßt der Verfasser dem Dichter zu sehr den Vortritt. Der antike, archaistisch stilisierte Dionysuskopf, den ein Einschaltbild wiedergibt, zeigt so wenig „ein ungemein lebendiges Lächeln frecher Lüsternheit“, daß man ihn vielmehr als recht ausdruckslos bezeichnen darf. Die Grabfigur der Priesterin Arisatbaal aber wird man doch kaum über eine anständige handwerksmäßige Leistung hinaus werten können. Diese Bemerkungen gehen keineswegs aus Übelwollen hervor, sondern lediglich aus dem Wunsche, der Verfasser möge seine unleugbar dichterische Gabe zu Schöpfungen verwenden, in die man sich rückhaltlos und mit vollem Genuß vertiefen kann; er steht anscheinend noch etwas zu sehr im Bann provenzalischen Felibertums.

Soziale Frage und werktätige Nächstenliebe. Für Schule und Haus bearbeitet. Von Dr H. Ditscheid. gr. 8° (64) M.-Gladbach 1912, Volksvereinsverlag. 60 *Pf.*

Der Verfasser hat mit seinem kurzen Leitfaden durch das gewaltige Gebiet sozialer und caritativer Tätigkeit in Vergangenheit und Gegenwart einem tiefgehenden Bedürfnis in äußerst anerkennenswerter Weise entsprochen. Dem staatsbürgerlichen Unterrichte, der durch die weitere Ausgestaltung der Fortbildungsschulen immer noch mehr an Bedeutung gewinnen wird, soll eine Einführung in das Gemeinschaftsleben vom religiös-sittlichen Standpunkt aus zur Seite treten. Dem naturgemäß mehr oder weniger farblosen „bürgerlichen“ Unterricht werden dadurch nicht Eintrag oder Konkurrenz, sondern im Gegenteil Förderung und Belebung erwachsen. Bei der knappen, skizzenhaften Anlage des Schriftchens wird man leicht hier und da andere Fassung wünschen können, aber gerade seinen Hauptzweck erreicht es wirklich in hervorragendem Maße. Entschieden und klar tritt der übernatürliche, katholische Gesichtspunkt überall hervor, ohne andere zu verletzen, aber im Vollbewußtsein seiner eigenen Kraft und Leistung. Wo nur immer möglich, da reden die Taten. Der Verfasser wendet sich seinem Wirkungskreise entsprechend in erster Linie wohl an Lehrer und Schüler höherer Schulen. Es seien aber auch die

Religionslehrer an den Fortbildungsschulen und Leiter von apologetischen Kursen unserer sozialen Vereine ganz besonders darauf hingewiesen. In ihrer Hand wird es auch den weitesten Volkskreisen treffliche Dienste leisten.

Pages Catholiques Sociales. Par Eugène Duthoit. 12° (X u. 394) Paris 1912, Taffin-Lefort, Gabalda & Cie. *Fr.* 3.50

Eine Anzahl von Artikeln, Reden, Konferenzen über wichtigere volkswirtschaftliche und soziale Fragen finden sich hier nicht bloß nebeneinander gestellt, verbunden vielmehr durch die allen gemeinsame leitende Idee, — die Mannigfaltigkeit des Stoffes beherrscht durch die Einheit des Gedankens. Jenes warm katholische Empfinden, die unerschütterliche Überzeugung von der katholischen Wiedergeburt Frankreichs durch die siegreiche Macht und heilende Kraft der katholisch-sozialen Ideen und Grundsätze, die Duthoits Lehrtätigkeit ihr ungemein sympathisches Gepräge verleihen, dürften auch diesen Pages Catholiques Sociales viele Freunde erwerben. Insbesondere die sozialen Organisationen werden dem individualistischen Liberalismus gegenüber stark betont. Was Duthoit bezüglich der übernatürlichen Quellen der sozialen Aktion sagt, macht um so größeren Eindruck im Munde eines Nationalökonomen.

Der Arbeiterhaushalt. Die Jahresrechnungen fünf ostschweizerischer Arbeiterfamilien. Von Dr Xaver Schmid. gr. 8° (48) Zürich 1912, Christlich-soziale Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser weist treffend den großen Nutzen der Buchführung für die Arbeiterfamilie nach. Genau geführte Haushaltungsbücher sind überdies geeignet, einen Einblick in die materiellen Existenzbedingungen einer Familie zu gewähren. Einige Beispiele mit mehr oder minder exakter Buchführung dienen zum Beweise hierfür.

Travail à domicile et Sweating-System. Par Pierre Verhaegen. 16° (138 et 16 gravures) Bruxelles 1912, Dewit. *Fr.* 1.50

Die Heimarbeit mit all ihren tiefen Schattenseiten und die Vorschläge, wie dem Übel abzuhelfen sei, sind der Gegenstand zweier Vorträge, die vor der Käuferliga von Antwerpen gehalten wurden und, zum Zweck weiterer Aufklärung über das Heimarbeiterproblem mit zahlreichen typischen Illustrationen versehen, nunmehr auch im Druck vorliegen. Der bestbekannte Verfasser schildert die Zustände in der belgischen Hausindustrie, über die 1907 auch in dieser Zeitschrift (LXXIII 353 f) eingehender berichtet wurde, und weist vor allem mit großem Nachdruck auf deren Hauptschwäche hin, den Mangel an Organisationsfähigkeit. Mit zwingender Folgerichtigkeit geht schließlich die Forderung einer staatlich gewährleisteten Festsetzung von Mindestlöhnen für die Heimarbeit aus seinen Ausführungen hervor. Die entgegenstehenden Bedenken werden treffend zurückgewiesen. Mögen der kraftvollen Initiative des Verfassers reiche Erfolge beschieden sein.

Kurze und packende Beispiele zum Einheitskatechismus. Zusammengestellt und nach Fragen geordnet von Pfarrer Joseph Hanß. 8° (288) Regensburg 1913, Pustet. *M* 2.—; geb. *M* 2.80

Wie wertvoll gutgewählte Beispiele für die Katechese sind, weiß jeder, der die Natur des Kindes kennt. Sie wecken die Aufmerksamkeit, erleichtern das Verständnis, regen Gemüt und Willen an und prägen die religiösen Wahrheiten dem Gedächtnis dauerhaft ein. Es war daher ein dankenswertes Unternehmen, zum neuen bayrischen Einheitskatechismus passende Beispiele zusammenzustellen und dem Katechismustexte an geeigneter Stelle einzufügen. Auf der Mittelklasse wird man sich freilich lieber an die biblischen Beispiele halten, die der Katechismus selbst angemerkt hat. Auf der Oberklasse aber und besonders in der Christenlehre sind Beispiele aus dem täglichen Leben vielfach anregender. Damit jedoch ein Beispiel in der Katechese wirklich seinem Zwecke diene, muß es eine Hauptwahrheit der betreffenden

Lektion, nicht bloß ein nebensächliches Moment beleuchten, sonst wirkt es eher störend als fördernd. Ein Vorzug ist es auch, daß eine erhebliche Anzahl der neueren Zeit angehört. Wünschenswert wäre eine kindlichere Form der Erzählung. Die Quellen, denen die Beispiele entnommen wurden, sind meist nur für Erwachsene berechnet. Einzelne Beispiele tragen trotz der Quellenangabe sehr stark das Gepräge der Dichtung an sich. Wir würden daher empfehlen, dieselben bei späteren Auflagen zu ersetzen. Unterdessen mögen sie im Sinne einer Illustration verwendet werden.

Zweihundertdreiundzwanzig ausgewählte Beispiele zum achten Gebote Gottes. Gesammelt und herausgegeben von Dr Ant. Jos. Keller. 8° (XVI u. 314) Mainz 1912, Kirchheim & Co. *M* 2.40

Die Kellerschen Exempelbücher, von denen dieses bereits das dreiunddreißigste ist, sind hinreichend bekannt. Als erbauliche Lesung werden sie viel Gutes stiften. Auch für die Predigt und Katechese ist manches davon verwertbar. Immerhin möchten wir wünschen, daß die Zahl der Beispiele geringer und dafür die Sorgfalt in der Auswahl größer wäre. Es ist eine Schwäche der meisten unserer Beispielsammlungen, daß weder auf den inneren Gehalt noch auf die historische Zuverlässigkeit das erforderliche Gewicht gelegt wird.

Das Arzneibuch des Arnoldus Doneldey. Von Dr Franz Willeke. [Forschungen und Funde. Herausgegeben von Dr F. Jostes. III. Bd, 5. Heft.] 8° (IV u. 72) Münster 1912, Aschendorff. *M* 2.—

Die Schrift gilt der Untersuchung des Arzneibuches, das der Bremer Ratsherr Arnold Doneldey 1382 für sich schreiben ließ, und das, nachdem es im Besitz des vorletzten Erzbischofs von Bremen gewesen, auf Umwegen in die Bibliothek zu Hannover geraten ist. Es stellt sich dar als eine Sammelhandschrift, die aus verschiedenen, größerenteils hochdeutschen Quellen geschöpft ist, hauptsächlich aus dem hochdeutschen Meister Bartholomäus und aus einem andern ursprünglich hochdeutschen Arzneibuch, das in das Utrechter hineinverarbeitet zu sein scheint. Zum Vergleich hat der Verfasser nicht nur die Leipziger Handschrift eines mitteldeutschen Bartholomäus herangezogen, sondern auch alles, was von den Arzneibüchern von Utrecht, Gotha, Wolfenbüttel u. dgl. der Forschung bis jetzt zugänglich gemacht worden ist. Mit dem Resultat, daß die niederdeutschen Arzneibücher des Mittelalters nicht eine von den hochdeutschen abgesonderte, unabhängige Gruppe bildeten, wird man ohne weiteres einverstanden sein, für alles übrige aber umfassendere und tiefergehende Untersuchungen über die deutschen Arzneibücher mit Einschluß auch der Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts einstweilen abwarten müssen. Vorteilhaft wäre es für die Klarstellung, die Frage nach der sachlichen Abhängigkeit von der der sprachlichen Abhängigkeit gesondert zu untersuchen, wenn auch zuweilen das eine Moment durch das andere Licht erhalten kann. Die vorliegende Schrift, welche eine übersichtliche, gutgegliederte Darstellung nicht eben unter ihre Vorzüge rechnen darf, hält sich gern bei Nebensächlichem auf, bringt aber infolgedessen auch manche hübsche Notizen und regt interessante Fragen an. Indem sie auch auf die verschiedenen Heilsegen sich einläßt, auf die „verworfenen Tage" und den Abschnitt „von den zwölf Monaten", gewinnt sie zugleich Dienlichkeit für weiterreichende Gebiete, wie insbesondere die Geschichte des Aberglaubens.

Asepsis für Krankenschwestern. Von Doerfler-Weckerle. kl. 8° (248) Regensburg 1912, Habbel. Geb. *M* 2.50

Aus dem praktischen Unterricht für Schwestern entstanden und in langer Tätigkeit erprobt, sucht das Büchlein in der einfachen Form eines Leitfadens zu einem Verfahren anzuleiten, wie man alle krankheitserregenden Keime (Bakterien) in der Krankenpflege bekämpft und, soweit dies menschenmöglich ist, dieselben fernhält. Nach einer eindringlichen Mahnung an die Leserinnen werden in den ersten Kapiteln die

Begriffe: Infektion, Desinfektion, Asepsis, Antisepsis, steril u. dgl. erörtert und die Hauptgrundsätze der Asepsis oder des keimfreien Verfahrens. Kap. 3—12 zeigt, wie leblose Gegenstände keimfrei gemacht und erhalten werden. Das Verfahren bei den verschiedenen Klassen von Gegenständen, welche in Betracht kommen, Wäsche, Verbandmittel, Nähmaterial, Instrumente, Gefäße, Apparate ꝛc., werden praktisch bis ins einzelne besprochen. Kap. 13—16 zeigt, wie die Operationsschwester für Asepsis der eigenen Person sorgt, wie sie die Kranken für die Operation vorbereitet. Kap. 17 bis 24 endlich behandeln das aseptische Verfahren bei der Operation. Das Werkchen, das sehr klar, faßlich und praktisch geschrieben ist, erhält einen besondern Wert dadurch, daß es die Winke gibt, wie das aseptische Verfahren auch außerhalb der großen Hospitäler durchgeführt werden und den Erfolg der Operation, soweit dies von der ärztlichen Kunst abhängt, garantieren kann. Ein Anhang bringt in den Kapiteln 25 und 26 einige Bemerkungen über Desinfektionsmittel, antiseptische Lösungen und Flüssigkeiten und einen sehr lehrreichen Unterricht, die Narkose vorzubereiten und zu überwachen. Diese vortreffliche Schrift, deren Nutzen und Segen jeder Denkende einsieht, empfiehlt sich selbst am besten.

Ernährungstorheiten. Eine gemeinfaßliche Darlegung der modernen Forschungsergebnisse über Ernährungs- und Diätfragen. Von Th. Christen. kl. 8° (70) Dresden (o. J.), Holze & Pahl. *M* 1.—

Obwohl leicht verständlich, gelegentlich sogar etwas drastisch, ist die vorliegende Schrift doch auf ernster wissenschaftlicher Forschung begründet. Der Verfasser, Physiolog von Fach, kämpft gegen den übermäßigen Fleischgenuß: 25—75 g Eiweiß pro Tag genügen für den erwachsenen Menschen. Das Pflanzeneiweiß ist harmloser als das Fleischeiweiß; unsere gewöhnlichen Nahrungsmittel enthalten genug Eiweiß, so daß eine Eiweißunterernährung nicht zu fürchten ist. Übermaß an Eiweißzufuhr führt zu Fäulnisprozessen im Darm und durch die so entstandenen Stoffwechselgifte zur Schädigung der Blutbahn, des Herzens und der Nieren, fördert die Sucht nach Reizstoffen und vor allem nach Alkohol. Dazu ist der große Fleischkonsum auch vom ökonomischen Standpunkt der denkbar ungünstigste. Dies und noch vieles andere enthält das Büchlein, was des Lesens und der Beherzigung wert ist. Man braucht deswegen noch nicht Vegetarianer zu werden.

Warum liebe ich meine Kirche? Ein Weckruf für Jugend und Volk. Von Jakob Scherer. 8° (172) Einsiedeln, Waldshut, Köln (o. J.), Benziger & Cie. *M* 1.30; geb. *M* 2.—

Aus begeistertem Herzen ertönt der Ruf zur Liebe der Kirche; er wird in jedem gläubigen Herzen ein freudiges Echo wecken; er wird auch solchen, die abseits stehen, wofern sie auf ihn hören und über seine Bedeutung nachsinnen wollen, zum Gnadenrufe werden. — Bei der Auswahl der zahlreichen Beispiele und Aussprüche von Zeugen hätte etwas mehr Kritik nicht geschadet. Einige der schönen Belege werden von andern Schriftstellern früher, von andern später datiert oder auch andern Urhebern zugeschrieben. Kleine Unrichtigkeiten darf man dem rhetorischen Stil zugute halten, zumal sie richtig gedeutet werden können. Störend wirkt beim Lesen der überaus häufige Sperrdruck; weniger wäre wirksamer gewesen. — An dem Gesamturteil ändern diese kleinen Ausstellungen nichts.

Weckrufe an die moderne Jugend. Von W. Dederichs. 8° (100) Einsiedeln, Waldshut, Köln 1912, Benziger & Cie. 90 *Pf.*; geb. *M* 1.60 (*K* 1.10; 1.95; *Fr.* 1.15; 2.—).

Ein schöner Beitrag zu der in letzter Zeit in so reichem Maße vermehrten erbaulich-religiösen Jugendliteratur. Kräftige, kernige Kost wird den jungen Leuten geboten, wenn sie in frischer Sprache zu Gehorsam, Keuschheit, Charakterbildung aufgefordert, auf Gebet, Beicht und Kommunion hingewiesen und im Schlußwort zur Nachahmung der Gottesmutter aufgefordert werden.

Die Jugend großer Frauen. Sonntagslesungen für Jungfrauen. Zusammengestellt von Dr Konstantin Holl. Mit 20 Bildern. 12° (X u. 450) Freiburg 1912, Herder. *M* 2.80; geb. *M* 3.60

Dem trefflichen Werkchen über die „Jugend großer Männer" (vgl. diese Zeitschrift LXXX 229), das schon in 3. Auflage erschien, läßt der Verfasser eine entsprechende Sammlung von Frauenbildern folgen. Auch diese zählt wie die frühere gerade 40 Nummern, 18 der geschilderten Frauen gehören deutschem Stamme, 25 noch dem 19. Jahrhundert an. Die Auswahl ist mannigfaltig und recht gut. Neben kanonisierten Heiligen (6), Seligen (3), Ehrwürdigen (6) stehen insbesondere Fürstinnen und Schriftstellerinnen oben an. Nur 9 von diesen 40 Jungfrauen haben später Familien gegründet und auch von diesen sind noch mehrere als Witwen zum Ordensstand übergegangen. Das ist vielleicht, was an der Zusammenstellung noch ein wenig modifiziert werden dürfte. Dagegen sind 8 genannt, die, ohne jemals dem Ehestand oder dem Ordensstand angehört zu haben, eine Stellung in der Welt auszufüllen und für Gott und ihre Mitmenschen Namhaftes zu leisten wußten. Die Lebensbilder sind gut geschrieben und geben jedesmal noch ausführlichere Literatur an die Hand. Recht anziehend sind die 20 beigegebenen Abbildungen, darunter einige wenig gekannte und merkwürdige Bildnisse.

Louis-Etienne Rabussier de la Compagnie de Jésus (1831—1897). 8° (368) Paris 1913, Beauchesne. *Fr.* 3.50

Ein musterhafter Seminaralumnus, trat Rabussier 20 Jahre alt 1851 in die Gesellschaft Jesu, erhielt 1864 die Priesterweihe und war seit 1866 in der Seelsorge tätig. Ohne ein bevorzugter Redner zu sein, war er sehr gesucht als Führer bei den geistlichen Exerzitien und hatte in der persönlichen Seelenleitung die segensreichsten Erfolge. Seine Stärke lag in der Pflege des inneren Gebetslebens, das ihm Macht über die Herzen verlieh. Seine Biographie nennt ihn einen „Apostel des inneren Lebens". Auf ihn führt sich die Gründung der Zélatrices de la Sainte Famille zurück (1879), einer Vereinigung frommer Frauen in der Welt, um durch Gebet, Beispiel und persönlichen Einfluß auf die Heiligung des Familienlebens hinzuwirken. Aus diesen Kreisen ist denn 1888 auch eine eigentliche religiöse Genossenschaft, La Sainte Famille du Sacré Cœur, hervorgegangen, welche sich hauptsächlich durch Christenlehrunterricht betätigt und bereits in mehreren Diözesen Frankreichs wirkt. Sein besonderes Augenmerk hatte Rabussier auch der Heiligung des Priesterstandes zugewendet und trug sich mit dem Plane eines Priesterbundes, einer „Heiligen Ligue", zu welcher er die Statuten bereits ausgearbeitet hatte, als der Tod dazwischentrat. Solchen, welche zum inneren Leben einen ausgesprochenen Zug haben, namentlich Ordensleuten, und denen, welchen insbesondere die Leitung frommer Seelen obliegt, kann das Büchlein mit den Aufzeichnungen und Briefen des ernsten Geistesmannes manches bieten. Eigenartig schön ist sein Verhältnis zur älteren Schwester, deren erziehlichem Einfluß er seine Richtung aufs Höhere verdankt, und der er hinwiederum zum Seelenfreund geworden ist.

Un Apôtre de la Charité. Le bon Père Serres, Fondateur des Petites-Sœurs des Malades. Par Joseph Thermes S. J. 8° (VIII u. 444) Paris 1913, Beauchesne. *Fr.* 4.—

Eine kurze Lebensskizze des außerordentlichen, erst vor 9 Jahren vom Schauplatz geschiedenen Mannes ist in dieser Zeitschrift 1911 bereits zur Kenntnis gebracht worden als Anhang zur Neuauflage seiner rührend schönen Biographie der Catinon Menette (vgl. LXXXI 221 f). Abbé Serres war ein eifriger Erforscher der Geschichte seiner heimatlichen Auvergne und hat ihren Heiligtümern, ihren Heldengestalten und ihren Schreckenstagen eine Reihe von Schriften gewidmet, als Hauptwerk allen voran die Histoire de la Révolution en Auvergne. In späteren Jahren ist er auch ein unternehmender Bauherr geworden, manche zerfallene Kapelle,

Kirche oder Klosterruine ist durch ihn wieder aufgerichtet, mancher Neubau für kirchliche Zwecke von ihm aufgeführt worden. Sein Plan, in dem bedeutendsten derselben, seiner „Thebais", eine Priestergenossenschaft ins Dasein zu rufen, ist trotz aller Bemühungen mißlungen. Um so glorreicher steht als das große Werk seines Lebens da die Gründung der Genossenschaft der „Kleinen Krankenschwestern". Mit ganz geringen Kräften und noch geringeren Mitteln seit 1866 schüchtern ins Leben getreten, hat diese neue Ordensgemeinschaft bis 1900 über 90 neue Niederlassungen gegründet, Hunderttausende von Kranken gepflegt, Zehntausende von Leichen begraben. In manchen Jahren zählte die Summe der von den einzelnen Pflegerinnen durchwachten Nächte über 25000, so z. B. im Jahre 1900; an Krankenbesuchen waren in jenem Jahre 65000 gemacht, in 12000 Fällen war der ganze Tag mit den Diensten am Krankenbett ausgefüllt gewesen. Die großartige Entfaltung, die unter der Leitung des Abbé Serres die junge Genossenschaft genommen hat, und die staunenswerten Leistungen, die sie für jene Jahre aufweist, bilden den Hauptinhalt des vorliegenden Bandes. Der höchste Heldenmut wird hier zum Alltäglichen und Selbstverständlichen, ein solches Unmaß heroischer Aufopferung von seiten zarter Frauen wirkt geradezu überwältigend. Abbé Serres sollte es nicht mehr erleben, daß 1910 seinen „Kleinen Schwestern" von Rom aus das Belobigungsdekret bewilligt, und daß ihrer Genossenschaft von seiten der Pariser Akademie der Tugendpreis der Stiftung Monthyon zuerkannt wurde, den man einst für die heldenmütige Catinon Menette nicht hatte zugestehen wollen. Schon 1906 hatte die Société nationale d'encouragement au bien der Schwesterngenossenschaft ihre Ehrenmedaille erster Klasse verliehen. Abbé Serres selbst, ein liebenswürdiges Original und ein ganz im Übernatürlichen lebender, tief frommer Priester, bietet für sich persönlich der merkwürdigen Seiten genug; merkwürdiger sind die Fügungen, die ihn für seine Aufgabe vorbereitet und ihn fast unversehens zum Ordensstifter gemacht haben. Als Weltpriester, schon in der Seelsorge wohl erfahren, war er 1856 der Gesellschaft Jesu beigetreten, hatte unter dem heiligmäßigen P. Ginhac ein Jahr seines Noviziates, unter P. Ramière und Gury eine Wiederholung seiner theologischen Studien gemacht. Andauernde Kopfschmerzen, Widerstreben gegen das Predigtamt und währende Trostlosigkeiten ließen die Obern noch mehr als ihn selbst zu der Erkenntnis kommen, daß er nicht am rechten Platze sei. Mit dem Orden auch später in herzlicher Freundschaft verbunden, hat er die 21 Monate seines Ordenslebens stets als eine kostbare Vorschule für die Erfüllung seiner Lebensaufgabe angesehen.

Praktisch-theoretisches Lehrbuch des Ägyptischen Vulgär-Arabisch. Von Dr A. Dirr. Zweite, umgearbeitete Auflage. [Die Kunst der Polyglottie. 41. Teil.] 12° (184) Wien und Leipzig (o. J.), Hartleben. *M* 2.—

Die mit Recht geschätzte Sammlung handlicher praktischer Lehrbücher für Sprachenkunde in Hartlebens Verlag umfaßt jetzt 106 Bändchen für 58 verschiedene Idiome, jedes zum gleichen Preise von 2 *M*. Die ausgestorbenen Literatursprachen (Sanskrit, Hebräisch, Assyrisch), all die lebenden Sprachen des heutigen Weltverkehrs und der deutschen Kolonien, selbst die modernen Kunstsprachen sind in die Sammlung einbezogen. Wie die meisten Grammatiken, so zeichnet sich auch die uns hier vorliegende aus durch Einfachheit der Methode, praktische Auslegung des Gebotenen, hinreichende Vollständigkeit; die Phonetik ist trefflich. Wer sich an das Büchlein wagt, fühlt sich bald ermutigt, es bis zu Ende durchzuarbeiten; sowohl der Linguist als derjenige, welcher aus rein praktischen Gründen den Volksdialekt Ägyptens studieren will, kann aus dieser Arbeit reichen Nutzen ziehen. In die Lesestücke und in die Sammlung von Redensarten ist schon reiches Material für den alltäglichen Gebrauch der Sprache hineinverwoben. Wäre es indes nicht nützlicher, auch die langen Märchen am Schluß, besonders die ohne Übersetzung gegebenen, wenigstens

teilweise durch systematische Proben der Konversation zu ersetzen? Auch finden wir die Interlinearübersetzung der „Chrestomathie“ vielfach zu sklavisch buchstäblich, um noch verständlich zu sein.

Encyclopédie de la lecture. Guide de la „Bibliothèque Choisie“. 1er supplément. gr. 8° (44 u. 296) Amsterdam 1913, Boekcentrale. *Fr.* 3.—

Die in dieser Zeitschrift (LXXXII 125—134) ausführlich gewürdigte Bibliothèque Choisie bietet im ersten Nachtrag zu ihrem Katalog wieder eine reiche Auswahl wertvoller Bücher aus den verschiedensten Gebieten und Sprachen. Zugleich wird eine Reihe von Versehen des Hauptkatalogs verbessert. In der Einleitung betont die Verwaltung noch einmal die ernste Pflicht, beim Gebrauch der Verzeichnisse die Warnungen zu beachten, die überall angebracht sind, wo Vorsicht vonnöten ist. Von den mit R oder RR bezeichneten Büchern sagt sie: „Um derartige Bücher zu lesen, bedarf es eines entsprechend gewichtigen Grundes — das ist eine elementare Forderung der Moral. Nur ein Snob kann in seinem Eigendünkel wähnen, schon eine Anwandlung von Neugierde berechtige zur Lesung solcher Sachen.“ Übrigens darf die Verwaltung erfreulicherweise versichern: „Abgesehen von einigen unerheblichen Ausnahmen ist unser Appell an das persönliche Gewissen verstanden und gut befolgt worden.“ Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Länder und Richtungen haben dem Unternehmen ihre hohe Anerkennung ausgesprochen, vom Bulletin de la Société Bibliographique de Paris bis zur populären Defesa in Rio de Janeiro, von den Amsterdamer Literaturblättern Het Boek und Boekenschouw bis zum Messager du Cœur de Jésus. Der Nachtrag wird ebenso wie der Hauptkatalog auch im deutschen Sprachgebiet namentlich da vorzügliche Dienste leisten, wo das Lesebedürfnis auf französische Bücher gerichtet ist.

1. **Dantes Monarchie.** Übersetzt und erklärt mit einer Einführung von Dr Constantin Sauter. Mit zwei Bildern. 8° (XII u. 210) Freiburg 1913, Herder. *M* 4.50; geb. *M* 5.40

2. **Dante. Gedichte von zweifelhafter Echtheit.** Neu übertragen und mit Originaltext versehen von Richard Zoozmann. 8° (278) Leipzig 1912, Xenienverlag. *M* 4.—; geb. *M* 5.50 und *M* 7.50

Wer die Göttliche Komödie bloß genießen will, kann an beiden Büchern vorübergehen, sogar an der Monarchie. Denn soweit Dantes politisches Programm zum Verständnis seiner Weltdichtung nötig ist, wird es in dieser selbst dargelegt und in jedem guten Kommentar weiter erläutert. Wo es aber auf ein ernstes Studium des ganzen Dante abgesehen ist, da wird man die neue Übersetzung der Monarchie freudig begrüßen und auch die „Gedichte von zweifelhafter Echtheit“ gern zu Rate ziehen. Bei Sauter steht das wissenschaftliche Bemühen im Vordergrund. Fast die Hälfte seines Buches entfällt auf Einführung und Anmerkungen, und außerdem hat er Zoozmann kritische Angaben über die umstrittenen Gedichte geliefert. Zoozmann ist bekanntlich in erster Linie sprachgewandter Verdeutscher. Doch hat er sich auch in die wissenschaftliche Dante-Literatur fleißig eingearbeitet, um seiner Übersetzung einen möglichst zuverlässigen Urtext und brauchbare Erläuterungen mitgeben zu können.

1. Vielleicht bringt es der mehr als gewöhnliche Schwung der Sauterschen Darstellung mit sich, daß über den zweifellosen geschichtlichen und philosophisch-theologischen Sachverhalt hinaus die Entwicklung des mittelalterlichen Kaiserideals in einer Klarheit erscheint, die durch die bisherigen Forschungen wohl noch nicht ganz gerechtfertigt ist. Die Übersetzung verbindet glücklich Treue und Lesbarkeit; stände aber wie bei Fraticelli der Urtext daneben, so würde mancher Gedanke Dantes durch die Schärfe des scholastischen Fachausdruckes doch noch bestimmter hervortreten. Alles in allem hat Sauter infolge seiner Vertrautheit mit der mittelalterlichen Schulsprache und mit dem katholischen Denken überhaupt ein Werk geschaffen, das, wie in Deutschland keines vor ihm, die oft mißverstandene Monarchie denen erschließt, die das

Original nicht zu genießen vermögen. Wer als Katholik diese gegen die päpstliche Politik gerichtete Streitschrift zu lesen hat, möge sie wenigstens so lesen, wie Dante sie nach seinen eigenen Worten geschrieben hat: „ausgerüstet mit jener Ehrerbietung, die ein frommer Sohn seinem Vater, seiner Mutter, Christus, der Kirche, dem Hirten, ja allen Bekennern der christlichen Religion schuldig ist".

2. Die Veröffentlichung, an der Zoozmann diesmal seine Kraft versucht, kann naturgemäß nicht solche Bedeutung beanspruchen wie seine Übertragung der echten Werke Dantes. Abgesehen von der strittigen Urheberschaft sind die hier vereinigten Gedichte auch an sich von bescheidenerem Werte. Immerhin liefern sie zur Kenntnis Dantes und seiner Zeit charakteristische Beiträge. Es sind Liebesgedichte, Streitsonnette, Umschreibungen der Bußpsalmen, des Nicänischen Glaubensbekenntnisses, des Vaterunsers usw. und endlich lateinisch verfaßte Hirtengedichte. Man kann bei aller Anerkennung dessen, was Zoozmann an dem oft spröden Stoffe geleistet hat, doch nicht sagen, daß die Übersetzung allenthalben hohen literarischen Ansprüchen genügte. Stellenweise ist sie geradezu falsch, wenn auch der Irrtum nicht immer so schlimm wirkt wie in der Terzine 28 S. 181, wo behauptet wird, Gott Sohn sei „als Vater und Heiliger Geist eins mit dem Fleisch zusammen". Dante schreibt theologisch richtig: „Der Vater und er sind eins mit dem Heiligen Geist, und er ist Fleisch geworden." Glücklicherweise ist überall der italienische oder lateinische Urtext mit abgedruckt.

Dantes Francesca da Rimini in der Literatur, bildenden Kunst und Musik. Nach den Plänen und Entwürfen des Professors Baron Guglielmo Locella. Bearbeitet und herausgegeben von Baronin Marie Locella. Mit 19 Kunstbeilagen und 75 Abbildungen im Text. gr. 8° (206) Eßlingen 1913, Neff. *M* 10.—; geb. *M* 12.—

Francesca da Rimini, eine Tochter Guidos da Polenta, des Herrn von Ravenna, lebte mit ihrem Gemahl, Gianciotto Malatesta da Rimini, einem rohen, gewalttätigen Charakter, in einer unglücklichen, aus politischen Gründen diktierten Ehe. Ihr Herz gehörte dem Bruder ihres Gatten, Paolo, den die Überlieferung als il bello bezeichnet. Als Gianciotto von dieser Liebe Kenntnis erhielt und die beiden bei einem Rendezvous überraschte, stach er sie, von blindem Zorn erfaßt, nieder. Das war in den achtziger Jahren des 13. Jahrhunderts. — In seiner Divina Commedia schildert Dante seine visionäre Begegnung mit den beiden Ehebrechern in der Hölle (V, 73—142), wo sie ihre Strafe unter den Wollüstigen gefunden hatten. Das tragische Motiv dieser Liebe war gerade das rechte für jene Kunst, die mit Vorliebe sexuelle Stoffe behandelt und gerne zu Beetsabee- und Susannamotiven greift, und so finden wir das Thema „Francesca da Rimini" in allen Künsten immer wieder. Bald ist die Dantesche Vision zum Vorwurf gewählt, bald die Liebesszene, bald der heimtückische Mord. — Das vorliegende Werk hat es sich zur Aufgabe gestellt, allen Spuren dieses Themas in der Kunst nachzugehen, und es läßt sich nicht leugnen, daß mit großem Fleiß alles Material zusammengetragen ist, das sich bei jahrelangem mühsamen Suchen finden ließ. Stoff und Abbildungen machen das Buch jedoch nur für solche Leser empfehlenswert, die sich ernstlichen wissenschaftlichen Studien auf dem Gebiete der Literatur- oder Kunstgeschichte widmen.

Stille Straßen. Ein Buch von kleinen Leuten und großen Dingen. Von Paul Keller. Mit Bildern von G. Holstein und A. v. Volborth. Erste bis zehnte Auflage. 8° (230) Berlin (o. J.), Allgemeine Verlagsgesellschaft. *M* 2.50; geb. *M* 3.—

Paul Keller ist wieder zu seinen Anfängen zurückgekehrt, zu kleinen Geschichten, wie er sie als „Gold, Weihrauch und Myrrhen" gab. Diesmal sind es ihrer in dem knappen Band recht viele geworden, und schon deshalb ist es nicht zu

verwundern, daß einige, etwa die Anekdote „Der Christbaum“ oder auch das ausgeklügelte „Märchen von den deutschen Flüssen“, fast allzu leicht wiegen. Überhaupt ist Keller nicht da am stärksten, wo seine Dichtung aus Gedanken hervorwächst. Auch da gelingt ihm zuweilen eine hübsche Verkörperung, wie die beiden Sub specie aeternitatis überschriebenen Stücke beweisen. Aber im allgemeinen eignet ihm nicht die philosophische Tiefe, die unerläßlich ist, wenn ein Künstler beispielsweise an die Frage nach der „Unendlichkeit“ des Raumes oder gar an das Geheimnis des Übels rührt. Wie ganz anders nimmt uns der Dichter gefangen, wenn er das Dorfleben seiner Jugend schildert! Und damit füllt er zum Glück den weitaus größten Teil des Buches. Da ist nichts bloß äußerlich gesehen. Da öffnen sich die innersten Tiefen ursprünglichen Fühlens, und alles spricht seine ungezwungene Sprache: zermalmendes Leid, versonnenes Träumen und köstlich naturfrisches Lachen.

Miszellen.

Baptisten und Jesuiten. „Vorgehen der Polizei gegen Baptisten.“ Unter dieser Überschrift lesen wir in einer protestantischen Kirchenzeitung: „Aus Nürnberg wird berichtet: Auf Veranlassung des protestantischen Kirchenregiments sei den Baptisten ein Magistratsbeschluß zugesandt worden, wonach ihnen das Zusammenkommen zu gottesdienstlichen Handlungen unter Strafandrohung verboten wurde. Da die Baptisten sich daran nicht kehrten, habe in der nächsten Sonntagsversammlung ein Schutzmannsaufgebot sämtliche Anwesende aufgeschrieben und die Versammlung aufgehoben. Erst nach mehreren Wochen, nachdem inzwischen die Versammlungen durch Schutzmannsposten verhindert worden, seien wenigstens Vorträge (ohne Gesang und Gebet) gestattet worden. Außerdem erhielten die Leiter der Baptistengemeinde je ein Strafmandat von 5 Mark wegen Abhaltung gottesdienstlicher Versammlungen in Bayern. Zweifellos, wie uns auch aus polizeilichem Vorgehen gegen die innerkirchlichen Gemeinschaften der bayerischen Pfalz bekannt, besteht ein Gesetz, das die Anwendung des Korporalstocks gegen religiöse Privatversammlungen außerhalb der landeskirchlichen Gotteshäuser rechtlich gestattet. Es ist aber keine Frage, daß die Anwendung dieses Gesetzes eine Ungeheuerlichkeit ist in einer Zeit, wo radikalster Unglaube sich auf den Kanzeln breit macht, auch in Nürnberg der Liberalismus sich stramm organisiert, wo Atheisten und Monisten ungehindert öffentlich Propaganda machen können. Wir lehnen die baptistische Großtaufe entschieden ab, aber diese Art, gegen sie zu kämpfen, muß ebenso entschieden verurteilt werden, und es ist nicht zu verstehen, daß man überhaupt dazu gegriffen hat. Hoffentlich tritt hier Remedur ein“ (Die Reformation. Deutsche evangelische Kirchenzeitung, Berlin 27. April 1913, Nr 17).

Über das hier erwähnte Vorgehen in der Pfalz hatte dieselbe Kirchenzeitung 1904 berichtet: „Bekanntlich wurden schon vor einigen Jahren auf Betreiben der protestantischen Geistlichen in Dürkheim die dortigen von Reisepredigern des Vereins für innere Mission abgehaltenen Bibelstunden durch das Bezirksamt

verboten, und zwar bei 20 Mark Strafe [1]. Man ging dabei von der Ansicht aus, daß diese Versammlungen, weil sie über den Rahmen der einfachen Hausandachten hinausgehen und der besondern Genehmigung des Landesfürsten entbehren, auf Grund des § 4 der II. Verfassungsbeilage verboten werden können." Bisher habe man selbst in München, unter den Augen des Ministeriums, dergleichen Missionsstunden ganz allgemein ruhig geschehen lassen. „Man ersieht schon daraus, wie wenig diese Anwendung des veralteten Verfassungsparagraphen in unsere Zeit paßt. Welche merkwürdige, rückständige, wahrhaft mittelalterliche Stellung Bayern der ganzen evangelischen Welt gegenüber einnehmen würde, wenn jener Verfassungsparagraph in der ihm gegebenen Auslegung zur völligen Anwendung käme, wollen wir heute nicht näher erörtern. Wir geben uns vielmehr der Hoffnung anheim, daß man auch in der Pfalz auf seiten des Liberalismus einsehen gelernt hat, wie unliberal und unevangelisch es ist, auf dem Boden des religiösen Lebens Polizeimaßregeln, Geld- und Gefängnisstrafen anzuwenden. Sollten wir uns irren, sollte man doch mit den Verboten vorgehen, so werden wir selbstverständlich nicht dazu schweigen und bemerken heute nur dies: Auch mit Polizeimaßregeln wird nichts erreicht werden. Man schafft höchstens noch Märtyrer. Die Sache geht ihren Gang und der Geist läßt sich nicht dämpfen" (Die Reformation 1904, Nr 2).

Wir sind ganz mit der Ansicht einverstanden, daß verschiedene kirchliche und religiöse Anordnungen der bayerischen Verfassungsgesetze heute veraltet sind, und daß die Staatsgewalt nichts Besseres tun kann, als sie unbeachtet lassen, wie das preußische Blatt es hier nicht ohne eine kleine Drohung verlangt, und wie es zu Gunsten der Protestanten auch in weitem Umfang geschieht. Wir erinnern uns aber, daß gerade die bayerischen Protestanten es waren, die noch im gleichen Jahr 1904 großen Lärm bis in den Landtag hinein erregten, als der Minister sich weigerte, auf Grund derselben veralteten Bestimmungen (es handelte sich um den Glaubenswechsel Minderjähriger) gegen katholische Geistliche mit Polizeigewalt einzuschreiten (Chronik der christlichen Welt 1904, Nr 13). Wichtiger ist uns für den Augenblick eine andere Feststellung. Die „Reformation" findet es ganz selbstverständlich, daß die Baptisten in Nürnberg sich weder um das Verbot der bayerischen Verfassung noch um die Einschärfung desselben durch Magistrat, Kirchenregiment und Polizei kümmerten. Wenn aber ein Jesuit irgendwo eine Messe liest, predigt oder Sakramente spendet, dann erschallt ein Wehruf über Verletzung der Gesetze [2], obwohl gar kein Gesetz diese Tätigkeit verbietet, auch das Jesuitengesetz nicht, denn dieses verbietet einzig und allein Ordensniederlassungen.

---

[1] Dies geschah 1899; vgl. Chronik der christlichen Welt 1901, Nr 34; 1905, Nr 46.

[2] „In Berlin hat der Jesuitenpater B. in der neueingeweihten Liebfrauenkirche beim ersten Abendgottesdienst gepredigt und damit das staatliche Verbot (Verordnung des Bundesrats vom 5. Juli 1872) offen übertreten. Es denkt natürlich von seiten der Regierung kein Mensch daran, der staatlichen Ordnung Geltung zu verschaffen. § 1 des Jesuitengesetzes ist nur noch Dekorationsstück" (Die Reformation 1905, Nr 40).

Vielfach hört man sagen, durch die Verordnung des Bundesrats vom 5. Juli 1872 sei den Jesuiten die Tätigkeit *verboten*. Jener Erlaß lautet: „Da der Orden der Gesellschaft Jesu vom Deutschen Reiche ausgeschlossen ist, so ist den Angehörigen dieses Ordens die Ausübung einer Ordenstätigkeit insbesondere in Kirche und Schule, sowie die Abhaltung von Missionen *nicht zu gestatten*.“ Der Bundesrat sagt wohlweislich nicht: so ist Ordenstätigkeit *verboten*. Seine Verordnung ist eben kein Gesetz, weil ihm allein keine legislative (gesetzgeberische) Vollmacht zukommt; seine Worte wenden sich darum gar nicht an die Untertanen im allgemeinen, auch nicht an die ausgewiesenen Jesuiten, sondern einzig und allein an die Landespolizeibehörden, welchen „die Vollziehung des Gesetzes“ vom Bundesrat übertragen wird. Der einzelne Jesuit, welcher, ohne erst beim Bundesrat oder der Polizei anzufragen, im Auftrage eines Pfarrers predigt, handelt weder gegen ein Gesetz noch gegen eine Verordnung. Den Behörden aber bleibt es trotz jener anfechtbaren Bekanntmachung des Bundesrats überlassen, ob sie einschreiten wollen oder nicht, ob sie das Gesetz *mild* oder *streng* handhaben wollen (wie der Reichskanzler sich ausdrückte). Dürfen sie auch so etwas nicht gestatten, so doch dazu schweigen.

Aber auch wenn das Kulturkampfgesetz von 1872 wirklich noch intoleranter wäre, als es ist, stände es einer einsichtigen Regierung frei, in welcher Strenge sie es handhaben wollte. Das ist wenigstens die Meinung der mehrerwähnten „Reformation“, wenn sie weiter schreibt:

„Nun sind die alten Verfassungsparagraphen, wonach religiöse Privatversammlungen polizeilich verboten sind, auch heute in Bayern noch nicht aufgehoben. Die pfälzischen Polizeibehörden allerdings lassen von sich aus die religiösen Privatversammlungen gewähren. Dagegen schreiten die Bezirksämter ein, wo seitens der Geistlichen oder aus der Gemeinde heraus Anzeigen einlaufen, welche die Anwendung jener Verfassungsbestimmungen fordern.... Bezeichnend ist, daß im rechtsrheinischen Bayern die Gemeinschaften völlig unbelästigt sind: ein deutliches Zeichen, daß der Staat nur da den Büttel der Kirche im Kampf gegen evangelische Gemeinschaftspflege macht, wo es kirchlicherseits gefordert wird.“

Es wird dann beigefügt, daß allmählich auch die liberalen, dem Protestantenverein anhangenden Prediger duldsamer geworden seien und nur selten noch zur Denunziation schreiten. „Um so mehr sollte jetzt das *Kirchenregiment* alles tun, um die *Anwendung des hinter der Zeit zurückgebliebenen Gesetzes zu verhindern*“ (Die Reformation 1906, Nr 41).

Nun mache man auch hier wieder die Anwendung! Ein Staatsgesetz, ein Paragraph der Verfassung verbietet die besprochene Tätigkeit der Wanderprediger des Vereins für innere Mission, wenn sie ohne Erlaubnis des protestantischen Pfarrers in einer Gemeinde auftreten. Die Gültigkeit des Gesetzes wird nicht bestritten; aber trotzdem empfinden die orthodoxen wie die liberalen Protestanten diese Einschränkung als veralteten, mittelalterlichen Zustand, und das protestantische Kirchenregiment wird angewiesen, die Anwendung des Gesetzes zu *verhindern*. In der Tat hat man die innere Mission seitdem in Ruhe gelassen;

nur den Baptisten gegenüber hat die Pastorenschaft in Nürnberg jetzt den Büttel wieder in Bewegung gesetzt, und auch da ruft Berlin nach Remedur!

Wenn ein Jesuit irgendwo predigt oder sonst Aushilfe leistet, so verletzt er kein Gesetz, er kommt auch nicht gegen den Willen des zuständigen Pfarrers oder des Bischofs; die Bischöfe haben vielmehr um eine milde Handhabung der Bismarckischen Bundesratsfuchtel gebeten, und eine solche läge auch durchaus in der Kompetenz der Behörden. — Wird da nicht mit zweierlei Maß gemessen?

Luftschifferliche Fernsprechvorrichtungen vor 100 Jahren. Eine im Anfange des vorigen Jahrhunderts erschienene Enzyklopädie macht über den Nachrichtendienst vom Luftballon aus folgende Angaben. „Mit den an die größeren Luftballone befestigten Schiffen hatte man auch Telegraphen verbunden, welche den Nutzen der Luftschiffahrt für militärische Zwecke sehr vermehrten. Ein solcher Telegraph besteht aus acht Ringen von ungefähr 3 Fuß im Durchmesser, die so miteinander verbunden sind, daß sie leicht auf verschiedene Weiten voneinander getrennt und ebenso zu zweien und mehreren wieder zusammengezogen werden können, je nachdem es die Worte, die durch die Ringe und ihre Zwischenräume ausgedrückt werden, erfordern. Diese Zeichen werden mit der größten Leichtigkeit gemacht, indem man die Stränge, die durch Löcher am Boden des Schiffs gehen, und woran unten die Ringe befestigt sind, verkürzt oder verlängert. Diese Stränge endigen sich an einer Scheidewand mitten im Schiffe, die den vorderen und hinteren Sitz voneinander trennt, und worauf bei jedem Strange das Zeichen, nach dem man sich richtet, bemerkt ist." — „Der am Tag des Treffens bei Fleurus (im September 1794) emporgestiegene Luftballon hatte 29 Fuß in der Länge, 19 in der Höhe und 57 im Umfang; seine Form war elliptisch. Von der Gondel ging eine Schnur auf die Erde, woran der Beobachter die Papiere, an die ein Stück Blei gebunden war, mit seinen Nachrichten herabließ. Bei widrigem Winde ward er von 30—40 Pferden gezogen und gehalten. Der französische Generaladjutant Etienne stieg mit diesem Ballon 300 Klafter in die Luft, blieb hier zwei Stunden und korrespondierte von oben beständig mit den Generalen Marceau und Meyer und beantwortete ihre Fragen. Die Schlacht wurde gewonnen und war einer der größten Siege der Franzosen in diesem ganzen Kriege."

Petrus Canisius und die „Neue kirchliche Zeitschrift". „Petrus Canisius und die Gegenreformation" ist eine 38 Seiten füllende Abhandlung in der „Neuen kirchlichen Zeitschrift" (23. Jahrg., 11. Heft, Leipzig 1912) überschrieben. Nicht ohne Einseitigkeit wird aus den fünf Bänden von P. Braunsbergers Beati Petri Canisii Societatis Iesu Epistulae et Acta alles zusammengetragen, was zeigen soll, wie einem Canisius „nicht bloß jedes Verständnis für das Wesen des Protestantismus fehlt, sondern auch aller Wille, dem Gegner irgendwie Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen" (S. 857). Aber es heißt denn doch auch nicht dem Gegner Gerechtigkeit zuteil werden lassen, wenn man den Vorwurf, ein unverständiges Mädchen ins Kloster hineingeschwätzt zu haben,

gegen Canisius erhebt auf das einzige Zeugnis hin, das von jener unglücklichen Nonne selber kommt. Anna Jakobäa Fugger — so heißt sie — gab diese Erklärung ab, nachdem sie aus dem Augsburger Dominikanerinnen-Kloster entsprungen war und im protestantischen Heidelberg eine Zuflucht gesucht hatte, ein Schritt, an den sich ihr Abfall vom katholischen Glauben und später ihre Hochzeit reihte. Ihre Behauptung ist das einzige Zeugnis, auf das man sich berufen kann. Dagegen schreibt am Tage ihres Entweichens, dem 6. Oktober 1582, aus Augsburg ihr Bruder Philipp Eduard Fugger an einen andern Bruder: „Wann mir einer gesagt hätte, ganz Spanien wäre versunken, hätte ich es eher, dann solches von ihr, die schon 18 Jahre im Kloster gewesen, geglaubt." Und um eben die Zeit, da Anna Jakobäa zu Augsburg den Schleier nahm, erklärte Canisius auf der Kanzel des Augsburger Domes mit deutlichen Worten: „Die Eltern versündigen sich, wenn sie ihre Kinder zum Heiraten zwingen oder sie zwingen, im jungfräulichen Stande zu leben oder ins Kloster zu gehen." Das alles steht im Canisiusbriefbuche (III 667); aber die protestantischen Leser erfahren nichts davon.

Dagegen wird ihnen gesagt: „Die Schule besuchte Peter Canisius zunächst in seiner Vaterstadt. In den Konfessionen behauptet er, die Nimwegener Lehrzeit habe ihn in ein besonders lasterhaftes Leben hineingeführt. ‚Ich würde mich jetzt schämen zu gestehen, was ich damals zu tun mich nicht schämte'" (S. 848). Aber diese „Behauptung" muß man doch wohl so verstehen, wie es der Zusammenhang mit sich bringt. Die um das Jahr 1570 verfaßten „Bekenntnisse" sind vom tiefsten Ernste durchzittert, von herbster Selbstanklage verdüstert. Im Jahre 1569 schrieb der Ordensgeneral Franz Borgias, ein Heiliger, ja ein strenger Heiliger, an unsern Canisius: „Ich bin nicht in der Lage, Ihnen die verlangte schwere Buße aufzuerlegen; denn während der langen Jahre Ihres Provinzialsamtes haben Sie mich und meine Amtsvorgänger Ignatius und Laynez durch Ihre Klugheit und Ihren Eifer höchlich befriedigt und erbaut" (Briefbuch VI 327). Um die nämliche Zeit nun zeichnet Canisius in den Bekenntnissen sich selbst mit den Worten: „Ich achte nicht auf meine Sünden; ich erwäge nicht ihre Schwere; ich beweine sie nicht und strafe sie nicht." „Ich bin elend und erbärmlich, unwissend und gebrechlich, eitel und töricht schon seit meinen jungen Jahren" (ebd. I 10—11 26). Das ist so die Art der Heiligen: Hat sie die Wahrheit gezwungen, von ihren Gaben und Erfolgen Zeugnis abzulegen, so versenken sie sofort wieder alles im Abgrund ihrer Selbstvernichtung. Übrigens versichert doch auch Canisius selbst in eben jenen Bekenntnissen: Nie habe er mit einem Weibe sich versündigt, nie mit irgend jemand fleischlich sich vergangen (I 15). Das führt uns zu einer dritten Bemerkung. Nach der „Neuen kirchlichen Zeitschrift" rühmt Canisius sich in seinen Bekenntnissen, „daß er seinen Körper frei gehalten von der häßlichen Ehe" (S. 851). Nun, es gibt ja „Ehen", die nicht eben sehr schön sind. Daß zu diesen die mit Luthers heimlicher Erlaubnis geschlossene sogenannte „Doppelehe" Philipps von Hessen gehört, wird wohl heutzutage auch auf protestantischer Seite allgemein zugegeben. Aber dann mußte Canisius von einer häßlichen Ehe reden und

nicht von der häßlichen Ehe. Er mußte doch wissen, daß nach der Lehre der katholischen Kirche die Ehe eines der sieben von Christus eingesetzten Sakramente ist. Im Jahre 1568 erschien zu Dillingen die von Canisius und Hoffäus besorgte deutsche Übersetzung des „Römischen Katechismus"; dort heißt es z. B. (Bl. 254[a]), „daß der Ehestand von Gott erhöhet und zu einem Sakrament des neuen Gesatzes von Christo sei eingesetzt". Canisius spricht aber überhaupt nicht von einer Ehe; er redet deutlich von einer außerehelichen fleischlichen Verbindung. Er sagt: „Ich danke dir, o Gott, daß du meinen Leib frei gehalten hast a foedo concubitu." Daß concubitus und coniugium verschiedene Dinge sind, ist im nächsten besten lateinischen Wörterbuch ohne jegliche Mühe zu finden. Doch genug! Die Arbeit Dr Theobalds läßt in bedauerlicher Weise die Unbefangenheit und vorurteilsfreie Hinnahme des tatsächlich Gegebenen vermissen, welche so sehr dazu beitragen würde, daß Katholiken und Protestanten bei aller Glaubensverschiedenheit auf bürgerlichem wie auf rein wissenschaftlichem Gebiete friedlich nebeneinander leben könnten.

Rußland und Rom 1819—1825. Wenn das Zentenarium der Befreiungskriege heute das Andenken an die Begeisterung wieder auffrischt, die damals Deutschland durchflammte, so darf man wieder daran erinnern, daß diese Begeisterung bei der großen Masse des Volkes eine stark religiöse Färbung hatte. Wohin die Grundsätze der Revolution, die Abkehr vom Christentum führten und führen mußten, hatte man in der Not zweier Jahrzehnte reichlich erfahren, Napoleon galt als Geißel Gottes, und nach dem Sieg über ihn drängte sich das Volk in die Kirchen, um Gott die Ehre zu geben und ihm zu danken. Auch die Beherrscher der drei Länder, welche gegen den gewaltigen Korsen sich erhoben hatten, waren von diesen Gedanken berührt, denen sie einen freilich nebelhaften und verschwommenen Ausdruck in der Heiligen Allianz von 1815 gaben. Am stärksten stand unter dem Bann solcher Stimmungen der Kaiser von Rußland, Alexander I.

Alexander war im Geiste Rousseaus erzogen worden, in seiner Jugend zählte zu seinen Vertrauten Paul Stroganow, der in den Revolutionsjahren in den Straßen von Paris rot gekleidet und die phrygische Mütze auf dem Kopf herumging und sich als Bewunderer der Revolutions-Amazone Théroigne de Méricourt aufspielte. Nach seiner Thronbesteigung wurde Alexander ernster. Aber von Religion war bei dem leichtsinnigen Leben des Petersburger Hofes noch keine Rede.

Das Kriegsjahr 1812 brachte hier eine Änderung. Der Kaiser suchte in den furchtbaren Krisen, die Rußland erschütterten, nach einem andern Halt, als den die freigeistige Philosophie ihm zu geben vermochte. Die Heilige Schrift fiel ihm in die Hände, die Psalmen, die er in seiner Weise — auf sich selbst — ausdeutete, wurden sein Lieblingsgebet. Nicht lange nachher geriet er in den Bann der pietistischen Schwärmerin Frau v. Krüdener, die durch ihr Ansehen bei Alexander geradezu einen Einfluß auf die europäische Politik, unter anderem auf das Zustandekommen der Heiligen Allianz, ausübte. Auf die Dauer befriedigte indes auch diese unklare Theosophie den Kaiser nicht, er wandte sich in seinen letzten Lebensjahren immer mehr der katholischen Kirche zu.

Die Tatsache ist öfter besprochen und bezweifelt worden, am gründlichsten handelte darüber P. Pierling, der die Ergebnisse seiner Forschungen in seiner Schrift Un problème historique. L'empereur Alexandre I[er] est il mort Catholique? Paris 1901 (vgl. auch seinen Aufsatz in Le Correspondant tome 202 [N. S. 166] 796—805) zusammenfaßte. Den Anlaß, auf die Sache zurückzukommen, bieten uns einige neue Aktenstücke, die von Ilario Rinieri in der Mailänder Zeitschrift La Scuola cattolica, ser. 5, vol. I (1913) 31—40 veröffentlicht werden.

Die älteste Notiz, die sich hierher ziehen läßt, findet sich in der Zeitung: „Österreichischer Beobachter", Freitag, den 15. Jänner 1819, Nr 15, S. 67:

„Mähren und Schlesien. Zu den (in Nro 7 unsers Blattes mitgetheilten) Nachrichten über die Reise Sr Majestät des Kaisers von Rußland durch Mähren und Schlesien haben wir nachzutragen, daß dieser Monarch, als er am 24. Dezember um die Mittagszeit durch das zwischen Friedeck und Teschen gelegene Dorf Dobrau fuhr, vor der an der Straße liegenden katholischen Kirche ausstieg, den Ortspfarrer rufen und sich von diesem in die Kirche führen ließ. Hier kniete der Kaiser vor dem Hochaltar nieder, sagte dem Pfarrer: Es sei heute sein Geburtstag; er solle für ihn beten, und ihn dann mit Auflegung der Hände segnen. Als dies geschehen war, und der Kaiser selbst eine Weile lang mit Andacht gebetet hatte, verließ er die Kirche und stieg wieder in seinen Reisewagen, nachdem er dem Pfarrer zuvor ein ansehnliches Geschenk an Geld eingehändigt hatte."

Eine weitere Andeutung bietet ein Schreiben, das ein diplomatischer Freund des Kardinals Consalvi am 8. Mai 1821 an diesen richtete. Es war um die Zeit des Kongresses von Laibach. In Neapel war 1820 die Revolution ausgebrochen, im Januar 1821 versammelten sich zu Laibach die Kaiser von Österreich und Rußland mit den Vertretern von Preußen, England, Frankreich, um zu beraten, ob man mit bewaffneter Hand den Revolutionären entgegentreten solle. Das Schreiben an Consalvi beginnt mit Reflexionen, welche die Zeitumstände damals jedem nahe legen mußten.

„Die Leichtigkeit, mit welcher nach Ausweis der jüngsten Ereignisse, heute die Throne ins Wanken kommen, haben den beiden Kaisern in Laibach die ernstesten Betrachtungen über die Gefahr nahe gelegt, in der sie selbst und ihre Staaten schweben, und über die Mittel, hier Abhilfe zu schaffen. Wie es scheint, stimmen, Gott sei Dank, beide Kaiser in der Grundeinsicht überein, daß die Sicherheit der Staaten einzig auf der Verteidigung und dem Schutz der wahren Religion beruht. Denn diese erfüllt die Untergebenen mit Treue gegen die Fürsten, weil sie ihnen Treue gegen Gott einflößt und in den Fürsten die Autorität Gottes selbst aufleben läßt. Sie mußten also klar sehen, daß die Irreligiosität und das Mißtrauen gegen die Kirche, die sich so vielfach in die Kabinette der Fürsten eingeschlichen haben, eine der mächtigsten Waffen sind, um die Gewalt der Fürsten zu schwächen und zu vernichten. Sie kamen daher zu dem edlen Entschluß, sich mit der wahren Religion ins Einverständnis zu setzen und das mögliche zu tun, damit der Unterricht und die Erziehung der Jugend den Grundsätzen der wahren Religion entspreche.

„Diese Gedanken sind ausgedrückt in einem Brief des Bischofs Augustin Gruber von Laibach an einen Freund, der mir zur Verfügung gestellt wurde. Unter dem tiefsten Geheimnis fügt der Prälat ganz außerordentliche und höchst verwunderliche

Nachrichten (cose del tutto straordinarie e portentose) über Seine Majestät den Kaiser von Rußland bei, der in seinem (des Bischofs) Hause wohnt. Es tritt zu Tage, daß dieser Fürst auf den Kongressen von Troppau und Laibach die Dinge in ganz anderem Lichte geschaut hat, als sie von den sog. Liberalen ihm dargestellt wurden. Er hat eingesehen, daß die wahre Grundfeste der Throne die wahre Religion ist, die nicht ohne die wahre Kirche bestehen kann. Er ist getrennt von der wahren Kirche und verlangt sehnsüchtig nach der Vereinigung mit ihr, er will diese Vereinigung vollziehen und hat sie in seinem Herzen vollzogen; auf geheimen Wegen hat er schon Seiner Heiligkeit sich mitgeteilt.... Durch eine glückliche Fügung bin ich schon von anderer Seite, allerdings unter dem tiefsten Geheimnis, zur Kenntnis des geheimen Weges gekommen, dessen der Kaiser von Rußland sich bedient hat, um seinen Entschluß dem Heiligen Vater mitzuteilen.

„Das Leben, das Kaiser Alexander in Laibach führt, ist sehr regelmäßig, fast möchte ich sagen erbaulich. Er macht einen kurzen Spaziergang, aber besucht weder Schauspiele noch Gesellschaften, den übrigen Tag widmet er unermüdet den Geschäften und der Lektüre. Für den Kaiser von Österreich zeigt er sich ungemein eingenommen und erklärt sich geneigt, alles zu tun, was dieser wünschen würde."

Der Rest des Schreibens verbreitet sich über die Möglichkeit einer Vereinigung der russischen mit der römischen Kirche.

Aus einem Schreiben des Kardinals Spina an Consalvi vom 17. November 1822 weiß man, daß Alexander bei Pius VII. persönlich einen Besuch abzustatten wünschte und 1822 nur durch äußere Umstände verhindert wurde, seinen Plan auszuführen. Die Absicht eines Besuches in Rom sprach er auch in der Antwort auf Leos XII. Schreiben aus, in welchem der Nachfolger Pius' VII. dem russischen Kaiser seine Thronbesteigung angekündigt hatte. In dem erwähnten Antwortschreiben, vom 17./29. Januar 1824, das in den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßt ist, findet sich über die Katholiken der merkwürdige Satz: „Die Religion, welche sie bekennen, wird in Rußland und Polen beständig die heilsame Wirkung einer durchaus brüderlichen Sorge (d'une sollicitude toute fraternelle) erfahren."

Auch unter Leo XII. wurde der versprochene Besuch nicht ausgeführt. Dagegen sandte Alexander im Jahre 1825 den General Michaud de Beauretour, einen katholischen Savoyarden, Freund und Gesinnungsgenossen von de Maistre, mit einer geheimen Sendung an den Papst.

Die Tatsache der Sendung steht außer allem Zweifel. Im Vatikanischen Archiv finden sich noch drei Schreiben, die sich auf Michaud beziehen: eines von dem russischen Gesandten in Rom Italinsky an Della Somaglia vom 13./25. November 1825, in dem Italinsky eine Audienz für General Michaud nachsucht; ein zweites von Della Somaglia an Italinsky vom 26. November, in dem die Audienz für den ersten freien Tag gewährt wird; ein drittes, ebenfalls an Italinsky, vom 3. Dezember, das die Audienz auf den 5. Dezember festsetzt. Alle drei Schreiben, das zweite freilich nur im Auszug, sind von Rinieri S. 37—38 gedruckt.

Als die Audienz stattfand, war indes Kaiser Alexander schon nicht mehr unter den Lebenden. Am 1. Dezember (19. Nov.) ereilte ihn der Tod zu Taganrog am Asowschen Meer.

Michaud hat nichts Schriftliches über den Zweck seiner Sendung hinterlassen. Allein als er auf der Rückreise Turin berührte, machte er einigen Freunden darüber vertrauliche Mitteilungen. Durch zwei Zeugen, die aus Michauds eigenem Munde die Sache erfuhren, ist der Hauptinhalt dieser Mitteilungen auf uns gekommen, und zwar einmal durch die Tochter des Grafen de Maistre, die spätere Herzogin Laval-Montmorency. Die Herzogin war 1825 noch ein junges Mädchen, und erst als Greisin, aber als völlig geistesfrische Greisin, hat sie mehr als 50 Jahre später auf Bitte des P. Pierling ihre Erinnerung an die Erzählung Michauds zu Papier bringen lassen und mit ihrer Unterschrift bestätigt. Ihre Worte lauten: „Der General war beauftragt, die Huldigung der vollkommenen Unterwerfung des Kaisers unter seine (des Papstes) geistliche Autorität zu überbringen. Zur Audienz zugelassen kniete er vor Leo XII. nieder und erkannte ihn im Namen des Kaisers Alexander als Haupt der Kirche an." Kein Zweifel, daß eine so merkwürdige Mitteilung auch nach 50 Jahren noch fest im Gedächtnis der alten Herzogin haften konnte.

Ein weiterer Zeuge ist der Graf de l'Escarène, der ebenfalls durch Michaud selbst über den Zweck seiner römischen Sendung aufgeklärt wurde. Für Karl Albert, bei dem de l'Escarène Minister des Innern gewesen war, schrieb der Graf im Jahre 1841 seine Erinnerungen an Michauds Erzählung nieder, das Schriftstück wurde später durch P. Oreglia di S. Stefano in der Civiltà cattolica ser. 9, vol. XII (1876) 345 ff veröffentlicht. Danach wollte Kaiser Alexander nach dem Kongreß von Verona (1822) persönlich nach Rom sich begeben, wurde aber durch die Kaiserin-Mutter, Maria Feodorowna, die ihres Sohnes katholikenfreundliche Gesinnung kannte, davon abgebracht. Michaud erklärte dem Papste die Absicht des Kaisers, nicht nur persönlich die katholische Religion anzunehmen, sondern auch sein Reich ihr zuzuführen. Alexander verlangte die Zusendung eines Theologen, der aber, um Aufsehen zu vermeiden, nur ein einfacher Priester sein und zu Petersburg im Kloster der Dominikaner wohnen sollte.

Wer der Priester war, der von Leo XII. für diesen schwierigen Posten anfangs ausersehen wurde, erfahren wir durch Moroni, den bekannten Verfasser des Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica. Es war der Kamaldulenser Mauro Cappellari, der spätere Papst Gregor XVI.; als Cappellari bat, ihn mit einer so schwierigen Aufgabe zu verschonen, bestimmte der Papst statt seiner den Franziskanerkonventualen Orioli, den späteren Kardinal. Moroni vernahm die Tatsache aus Gregors XVI. eigenem Munde, schrieb die päpstliche Mitteilung noch an demselben Tage auf und veröffentlichte sie nach Gregors XVI. und des Kardinals Orioli Tod in seinem Dizionario 59, 315.

Vor seiner Abreise nach Taganrog, die am 1. September 1825 stattfand, hatte Kaiser Alexander dem Prior der Dominikaner in St Petersburg, P. Sokolski, den Auftrag erteilt, in seinem Kloster ein Zimmer für einen Priester herzurichten, der bald von Rom kommen werde. Des P. Sokolski Nachfolger, P. Josewicz, pflegte die Tatsache öfter zu erzählen; aus seinem Munde hat P. Pierling in seinen Jugendjahren sie vernommen (vgl. Un problème historique; auch diese Zeitschrift LXIV 110).

Gregor XVI. sagte öfter zu Moroni, er glaube, daß Kaiser Alexander als Katholik gestorben sei. Ob er damit sagen wollte, daß der Kaiser förmlich in die katholische Kirche sei aufgenommen worden, ist nicht klar. Auch letztere Nachricht taucht schon 1830 in der Korrespondenz des Kardinals Lambruschini auf. Als Nuntius in Paris erhielt Lambruschini eines Tages den Besuch einer russischen Konvertitin, der Gräfin de Caumont La Force, geb. Fürstin Gallitzin, die in einer Gewissenssache um Rat fragte, und unter anderem erzählte, nach der allgemeinen Überzeugung in Rußland habe Kaiser Alexander auf dem Sterbebett den russischen Popen zurückgewiesen und einem katholischen Priester gebeichtet. Lambruschini schrieb am 19. Februar 1830 über die Sache an Kardinal Macchi, der am 9. März antwortete, der Hauptsache nach sei man in Rom bereits informiert. Die betreffenden Stellen aus Lambruschinis und Macchis Schreiben wurden ebenfalls durch Rinieri a. a. O. 39 f zuerst veröffentlicht.

Die förmliche Aufnahme des Kaisers in die katholische Kirche bleibt nun freilich zweifelhaft; eine Täuschung konnte hier unterlaufen, und andere Berichte stehen entgegen. Im übrigen wird sich schwerlich in Zweifel ziehen lassen, was über die fortschreitende katholikenfreundliche Gesinnung Alexanders I. durch so viele Zeugnisse erhärtet wird.

Dogma und Leben.

Das Wort „Dogma" weckt viele Rätselfragen auf, die den Menschen unserer Zeit quälen.

In früheren Jahrhunderten wurde in der Christenheit in langen, leidenschaftlichen Kämpfen gerungen um dogmatische Differenzen: wie die Rechtfertigung des Menschen vor sich gehe, ob der Heilige Geist vom Vater und Sohn oder vom Vater allein ausgehe, ob Christus homoiusios oder homousios mit dem Vater sei; andere dogmatische Fragen haben die theologischen Schulen auf das heftigste erregt, wie z. B. die Fragen der Gnadenlehre und der Prädestination.

Der heutige Mensch kann diese Erregung kaum mehr verstehen. Er ist gewohnt, im Religiösen das Übergewicht so sehr auf das Persönliche, das Subjektive zu legen, daß ihm die dogmatischen Bekenntnisse fast gleichgültig geworden sind. Er ist auch auf religiösem Gebiet prinzipienmüde geworden.

Die katholische Kirche dagegen hält mit unbeugsamer, zäher Energie an den Dogmen fest, wie sie von den großen christlichen Konzilien formuliert wurden. Liegt in diesem Festhalten nicht etwas Starres und die Gefahr der Erstarrung? Das Leben ist flüssig, das Dogma scheint starr zu sein. Wird es also nicht das Leben umklammern und fesseln und seinen lebendigen Fluß so starr und unbeweglich machen, wie es selber ist? Ist denn eine derartige Uniformität des Denkens, eine Dogmatisierung des Religiösen notwendig? Ist sie überhaupt gut und zweckdienlich?

Die katholische Kirche besteht aber nicht bloß unerschütterlich auf dem apostolischen Symbolum. Sie hat im Laufe der Zeit ihre dogmatischen Lehren in sehr erweiterten und umfangreichen Glaubensbekenntnissen zusammengefaßt und legt sie ihren Mitgliedern auf die Lippen, und wer sich nicht zu ihnen bekennt, der kann nicht in ihrer Mitte bleiben, wenn er auch beteuert, daß er mit glühender Liebe an dieser Kirche hänge.

Und es sind nicht bloß Dogmen im eigentlichen Sinne, von Gott geoffenbarte Wahrheiten, deren Bekenntnis die Kirche fordert, sondern außerdem noch eine große Anzahl kirchlicher Festsetzungen, dogmatischer Bestimmungen

im weiteren Sinne, Voraussetzungen des Dogmas und Folgerungen aus ihm, besonders philosophischer Art.

Selbst die Theologen können kaum alle diese Entscheidungen über „Sachen des Glaubens und der Sitten" ihrem Bewußtsein stets gegenwärtig halten. Und die katholischen Laien aus gebildeten Kreisen und erst recht das einfache Volk haben von der Mehrzahl derselben keine Ahnung. Wozu nun all diese dogmatischen Bestimmungen? Ist es notwendig, sie alle zu kennen? Ist das Wissen und die Überzeugung überhaupt etwas Religiöses? Ist Religion etwas Intellektuelles?

Die katholische Kirche legt eine so starke Betonung auf die Rechtgläubigkeit. Ist es denn nicht gleichgültig, welche religiösen Vorstellungen der Mensch hat, wenn er nur guten Willens und ehrlich ist gegen seinen Gott? Ist es nicht genug, daß er edel sei, hilfreich und gut? Und können die dogmatischen Bekenntnisse uns überhaupt gut und besser machen? Sind sie wirklich fruchtbar für das Leben und die Tat?

Dies sind einige der Fragen, die im Worte „Dogma" schlummern. Es sei versucht, sie wenigstens einer gedanklichen Lösung nahe zu bringen. Vielleicht daß damit auch der Weg gezeigt ist zu einer Lösung, die unserem Leben dient, die uns in den fröhlichen und sichern Besitz unserer dogmatischen Religion setzt. —

Die Dogmen des Christentums sind nicht der Ausdruck eines religiösen Erlebnisses, nicht die begriffliche Fassung subjektiver, seelischer Vorgänge. Der liberal-protestantischen und modernistischen Theologie sind die Dogmen ursprüngliche Erlebnisse, die in Begriffen erstarrt, gleichsam kristallisiert sind: sie sind ein Erzeugnis des Glaubens; so wäre das Auferstehungsdogma eine Kristallisationsform des Osterglaubens. In Wirklichkeit ist der Osterglaube geweckt worden von der Auferstehungstatsache. Freilich betrachtet auch die Religionspsychologie alles Religiöse nur von der subjektiven Seite; und so bedeuten ihr auch die Dogmen nicht mehr als religiöse Vorstellungen. Damit ist sie in gutem Recht. Sie ist eben Psychologie. Aber die Theologie und erst recht das religiöse Leben kann von der metaphysischen Bedeutung der Dogmen nicht absehen.

Religion ist gewiß etwas Innerliches, Persönliches, das sich in der Tiefe der Seelen ereignet. Aber sie ist mehr als ein Spiel seelischer Prozesse, mehr als ein schöner Traum. Sie ist eine Stellungnahme der sittlichen Persönlichkeit zum letzten Grund und Zweck der Welt und des Lebens; sie ist also eine Bewegung zu einer Wirklichkeit hin, und diese Wirklichkeit

ist es eben, die in den Dogmen begrifflich und vorstellungsweise erfaßt wird. Religion ist wesentlich tranſzendent, sie überschreitet das Bewußtsein und ergreift durch das Dogma eine transsubjektive Welt.

Die Frage aber, wie weit unsere Vorstellungen und Begriffe überhaupt im stande sind, eine Wirklichkeit außerhalb des Bewußtseins zu bedeuten, können wir hier beiseite lassen. Es ist eine allgemein erkenntnistheoretische, nicht eine religiöse Frage.

Die Dogmen sind Ausdruck einer Wirklichkeit; sie haben einen ontologischen Charakter. Die erste Frage, die wir an sie richten müssen, ist also nicht eine Frage nach ihrem persönlichen Wert, nach ihrem Lebensgehalt, nach ihrer anregenden Kraft, nach ihrer Verwandtschaft und ihrem Widerspruch mit unsern übrigen Ideen, nach ihrer ethischen und ästhetischen Fruchtbarkeit. Die erste Frage muß eine Wahrheitsfrage sein: sind sie ein Ausdruck der Wirklichkeit, die sie bedeuten wollen? sind sie wahr oder falsch? Ohne den Wahrheitswert kann auch ihr Schönheits- und Stimmungswert keine religiöse Bedeutung mehr beanspruchen.

Die Mehrzahl der christlichen Dogmen nun gibt Aufschlüsse über eine Tatsachenwelt, die uns auf andere Weise nicht zugänglich ist, die wir aus dem Material, das uns vorliegt, nicht ableiten, mit den Mitteln unserer wissenschaftlichen Erkenntnis nicht restlos analysieren können. Sie wird uns nur gegeben durch Mitteilung aus einem höheren Geistesleben, durch göttliche Offenbarung. Daß in Gott drei Personen sind, daß die Bibel von Gott inspiriert ist, daß Maria ohne Erbsünde empfangen, daß in der Eucharistie der lebendige Christus gegenwärtig ist, alle diese Tatsachen können uns nur durch göttliche Versicherung gewiß werden. Ihr Tatsächlichkeitscharakter wird aber dadurch nicht beeinträchtigt. Die christlichen Dogmen bedeuten eine Wirklichkeit so gut wie die Sätze unseres übrigen Wissens, das unserer eigenen Erfahrung und Einsicht entstammt. Und aus dieser Wirklichkeit quillt der religiöse Wert und der befruchtende Einfluß, die bewegende und hinreißende Kraft der Dogmen. Wer in den Dogmen nichts anderes sähe als überlieferte Vorstellungen, an die wir durch kirchlichen Bekenntniszwang gebunden werden, dem müßten sie eine Last und eine Qual sein. Denn wahrhaft unerträglich wäre es, durch eine äußere Macht an Vorstellungen gefesselt zu werden, die nur auf die Überlieferung sich berufen könnten und die unserem Leben nur mehr tote und leere Formeln wären. Das einzige entscheidende Recht des Dogmas ist seine Wahrheit und Tatsächlichkeit.

Es erhebt sich nun aber die weitere Frage: Welches Interesse hatte Gott daran, uns die Tatsachen des christlichen Dogmas mitzuteilen, und welches Interesse haben wir daran, sie zu erfahren und auf Gottes Treuwort hin zu bekennen? So kommt also jetzt die Frage nach dem Lebenswert des Dogmas doch zu ihrem Recht. Denn der weise Gott würde uns wohl kaum eine Tatsache mitteilen, die unserer Seele und unserem Leben nichts zu bedeuten hätte.

Das religiöse Leben ist eine Bewegung zu einer Wirklichkeit hin. Wie wir durch unsere Sinne und unser Erfahrungswissen und unsere Kulturarbeit angeschlossen werden an die Weltwirklichkeit, so durch die Religion an die Wirklichkeit Gottes. Durch das religiöse Leben soll sie in unsern Geist und unser Wesen einströmen, soll es beeinflussen, tragen und gestalten, soll unsere Gedanken und unsere Tat bestimmen. Es muß also vor allem unser Denken an die Gotteswelt der christlichen Dogmen angeschlossen werden, und dies kann nur geschehen durch den Glauben. Jene Welt kann sich ja nur erschließen durch göttliche Mitteilung, und jedes Wissen, das sich der Überlegenheit und Treue eines andern anvertraut, nennen wir Glauben. Dies also, der Glaube, ist die erste religiöse Tat, die das Dogma uns entlockt.

Ist der Glaube überhaupt etwas Religiöses? Ist das Wissen, die Überzeugung ein religiöses Werk und Leben? Das Wissen als solches ist gewiß nicht religiös. Auch der Mann der theologischen Wissenschaft kann recht unreligiös und unfromm sein; und jene verlorenen und verkommenen Existenzen, deren Zustand wir Hölle nennen, haben ein tüchtiges religiöses Wissen und führen doch keine Spur religiösen Lebens.

Das Wissen ist nur dann religiös, wenn es die ganze Persönlichkeit auf Gott hinlenkt. Das Wissen und Schauen der Seligen im Himmel ist religiös, weil es in Harmonie steht mit ihrem sittlichen Wesen, weil ihr Gottschauen sie gut macht. Ein solches Wissen ist auch der christliche Glaube. Er ist nicht ein bloßer Wortglaube, ein leeres Bekenntnis der Lippen, ein totes Wissen, ein Gedächtnisstoff und ein auswendig gelernter Katechismus. Der Glaube ist eine Anerkennung der Überlegenheit des göttlichen Geisteslebens, eine Neigung von Geist zu Geist. Eine Ehrfurcht ist er, eine Selbstbeherrschung, eine Demut und eine Ehrlichkeit. Er macht uns gut, und darum ist er religiös.

Der Glaube ist ein religiöses Leben intellektueller Art. Aber er ist erst eine Vorbedingung und Vorbereitung, ein Brückenbauen, ein Fundament-

legen. Der Glaube schafft erst den Anschluß unserer Seele an die neue göttliche Wirklichkeit des Dogmas. Und nun muß aus dieser Wirklichkeit Leben und Bewegung in immer reicherer Fülle überströmen in unser Wollen und Handeln.

Da gibt es nun allerdings Dogmen, die unserem praktischen Leben unmittelbar nichts bieten als eben die Möglichkeit, sie zu glauben. Etwa die Tatsache, daß auch die ersten acht Kapitel des ersten Buches Paralipomenon, die fast nur hebräische Eigennamen enthalten, von Gott inspiriert sind. Oder daß der Heilige Geist vom Vater und Sohn ausgeht, aber nicht erzeugt wird. Wir möchten vielleicht meinen, daß wir solche Dogmen ohne Schaden für unsere religiöse Betätigung vermissen könnten.

Allein wir dürfen die christlichen Dogmen nicht in ihrer Vereinzelung betrachten; wir müssen sie als ein Ganzes nehmen; die einzelnen Wahrheiten sind Glieder und Teile in dem großen Wahrheitsbau, den die Offenbarung Gottes im Verein mit menschlicher Geistesarbeit aufgeführt hat, in dem die religiöse Seele wohnt und sich entfaltet und auswirkt. In den materiellen Bauwerken, die dem religiösen Leben dienen, in den christlichen Kathedralen, ist doch auch das Dachgerüst und die Grundmauer eine Notwendigkeit, obgleich sie unmittelbar nichts beitragen, unsere Religiosität zu beflügeln. Das tut nur der Hochaltar und die Weiträumigkeit und das ahnungsreiche Dämmern des Gotteshauses. Solcher Art aber sind gerade die zentralen Wahrheiten des christlichen Dogmensystems: sie sind Altar, sie sind ahnungsvolle Unendlichkeit und leuchtende Farbe.

Die christlichen Dogmen müssen als Ganzes genommen werden, in dem auch die sog. „unfruchtbaren" Lehren ihre Stelle haben. Man kann aus dieser Kette von Tatsachen nicht ein Glied herausnehmen, ohne daß die ganze Verknüpfung reißt. Man kann aus diesem Bau nicht einen Stein herausbrechen, ohne daß alles zumal versinkt. Das Christentum verliert alsdann seine Verankerung in der Wirklichkeit, und die innerlichste und glühendste Religiosität ist dann nichts mehr als eine schöne Dichtung, ein holder Traum.

Es gibt in der Tat dogmatische Gebiete, in denen schon die geringste Abweichung von der Wahrheitslinie mit grausamer Konsequenz zu einer Verheerung des religiösen und sittlichen Lebens führt. In gewaltigen Bildern hat dies Chesterton in seinem seltsamen Buche „Orthodoxie" geschildert: „Es erklärt sich hier, was alle modernen Kritiker des historischen Christentums so unerklärlich finden. Ich meine jene ungeheuren Fehden

um geringfügige theologische Fragen, die mächtige Erregung um eines Wortes, einer Geste willen. . . .

„Nicht eine Herde Schafe hatte ja der Hirt der Christenheit zu leiten, sondern eine Herde von Tigern und Stieren, von schreckhaften Idealen und gewaltigen Lehren, von denen jede stark genug war, um eine Irrlehre zu begründen und die Welt zu verwüsten; die Kirche war eine Löwenbändigerin. . . .

„Hätten die Bändiger zu Rom den kleinsten Ring geopfert, der Löwe des antiken Pessimismus würde seine Ketten in den finstern Wäldern des Nordens durchbrochen haben. Ein unrichtiges Wort zur Kennzeichnung des Symbolismus, und die schönsten Statuen Europas wären zertrümmert worden. Eine Lücke in den Definitionen, und alle Lustbarkeit hätte ein Ende gefunden. . . .

„Nie hat es etwas so Gewagtes und Leidenschaftliches gegeben als die Orthodoxie. . . . Einerseits hielt sie den von allen weltlichen Mächten gestützten Arianismus am Zügel, der das Christentum zu sehr verweltlicht hätte. Alsbald machte sie eine andere Schwenkung, um einen Orientalismus zu vermeiden, der eine zu große Abkehr von der Welt nach sich gezogen hätte. . . . Höchst einfach wäre es gewesen, in eine der offenen Fallen des Irrtums und der Übertreibung zu geraten, wie eine Sekte nach der andern, eine Mode nach der andern sie gestellt haben. In eine der Manieren der Gnostiker oder der christlichen Scientisten zu verfallen, wäre in der Tat naheliegend und zahm gewesen. Aber sie alle vermieden zu haben, war in der Tat ein hinreißendes Geschehnis."

So rechtfertigt Chesterton jene eifersüchtige Treue, mit der das kirchliche Lehramt auch die geringste Verschiebung des dogmatischen Tatbestandes zu verhindern sucht. Im Interesse des religiösen Lebens selbst muß eine solche Verschiebung, die im Grunde immer einen Verlust bedeutet, der Menschheit erspart bleiben.

Sämtliche Dogmen, auch die „unfruchtbaren", haben somit wenigstens eine regulative Bedeutung; sie sind Gerüste und Dämme, welche das religiöse Leben vor dem Zerfließen, vor dem Überfluten und Versanden bewahren. Denn dieses Leben wogt allzeit zwischen entfernten Polen auf und nieder, zwischen Rationalismus und Pietismus, zwischen Weltarbeit und Weltflucht, zwischen Zentralisation und Individualisierung. Die Eindämmung durch die unzerbrechlichen und unverrückbaren Normen des Dogmas, die wie Felsenufer zu beiden Seiten aufgepflanzt sind, ist also nicht

eine Bindung und Fesselung der Religiosität, sondern eine Führung. Diese Normen schützen das religiöse Leben, wenn auch nicht jeder einzelne ausdrückliche Kenntnis von ihnen hat; sie sind eine Bürgschaft gegen die Übergriffe des allzu Persönlichen, gegen menschliche und zeitgeschichtliche Launen und Leidenschaften und Willkürlichkeiten. Sie schützen die Religion vor dem Menschen, auch vor den Persönlichkeiten, welche die Kirche regieren; denn auch diese sind gebunden durch das Dogma.

Das Leben ist ja relativ, zeitgeschichtlich bedingt, ist eine Strömung und braucht gerade darum eine Führung im Absoluten, wie in einem unveränderlichen Strombett. Eines der wertvollsten Erkenntnisse, zu denen Eucken auf seinem Wege gelangt, ist die Notwendigkeit des Absoluten im Geistesleben. Das Leben zerfällt uns in lauter zusammenhanglose Punkte ohne das Absolute, das Gemeinsame, das Bleibende, das im Fluß der Erscheinungen Beharrende. Hier hat die rein geschichtliche, relativistische Betrachtungsweise ihre Grenze. Die Bedeutung des Absoluten nehmen nun im religiösen Leben des Christentums die Dogmen ein. Sie sind das Überkosmische, Übermenschliche, Überzeitliche.

Die regulative Bedeutung der Dogmen ist aber nicht ihre wichtigste und erste Funktion. Es muß Dogmen geben — und gerade die Hauptwahrheiten des Christentums sind von dieser Art —, die auch Quellen sind und ewige Ursprünge für das religiöse Leben. Die Verpflichtung auf ihr Bekenntnis ist dann nicht eine Unterbindung und Austrocknung des Religiösen, sondern ein Anschluß, der den Zugang offen hält zu unerschöpflichen Vorratskammern. Das sind jene Dogmen, welche durch ihre Majestät uns erschüttern, durch ihre Lieblichkeit uns erfreuen, durch ihre Menschlichkeit und Zutraulichkeit uns locken, durch ihr Feuer uns entzünden zu welt- und himmelstürmender Tat.

Ein paar Beispiele: Die Tatsache, daß Gott Vergelter und Anwalt des Sittlichen ist, daß er die Aufopferung, die Güte, die Reinheit und Seelengröße liebt und endlich zu ihrem Rechte und Siege bringen wird. Ebenso anderseits die Tatsache, daß alles Böse von Gott verurteilt, verworfen und verdammt wird, eine ewige Niederlage erleidet. Wie könnten wir diese Dogmen missen? Unser ganzer sittlicher Optimismus und Heroismus gründet sich darauf. Sie sind die Grundlage alles höheren Lebens. Weiter die Tatsache, daß ein Vaterherz uns liebt und ein liebendes Auge über uns offen bleibt, wenn auch alle lieben Menschenaugen über uns erloschen sind. Die andere Tatsache, daß es ein ewiges Leben gibt, eine Unsterblichkeit,

einen Triumph über Tod und Vernichtung, über Leid und Weh, über alle die dunklen und schweren Dinge, die wir auf diesem Leben lasten sehen. Die Tatsache, daß unser Gebet zum himmlischen Vater nicht eine Illusion ist, sondern ein wahrhaftiges Reden und Zwiesprachehalten. Die Tatsache, daß in der Eucharistie Jesus lebt und weilt und uns nahe ist mit starker Hand, als nimmermüde Kraft, als nie versiegender Trost. Wie haben alle diese Dogmen befruchtend, begeisternd, belebend auf die Religiosität gewirkt! Es gäbe kein Christentum mehr ohne diese Gewißheiten.

Hier ist nun auch ein weites Feld offen zu freier Entfaltung der Individualität. Es hat vielleicht jedes tiefere religiöse Leben seinen eigenen Zentralpunkt, sein großes Dogma, das beherrschend in der Seele steht, um das alle andern religiösen Tatsachen und Gedanken sich gruppieren. Dem einen ist diese Mittelpunktsidee das Dogma vom Vatergott und seiner treuen Vorsehung, die den Sperling nicht fallen läßt, die auch die ärmste Blume auf dem Felde noch in königliche Prachtgewänder kleidet, die um so mehr auch für uns Sorge trägt, für uns kleingläubige Menschenkinder. Dem andern ist das beherrschende Dogma vielmehr das ernste, strenge Herrentum Gottes, des Allheiligen, des Absoluten, vor dem wir alle nur niedrige Knechte sind und verächtlicher Staub; gegen den wir nicht das mindeste Recht besitzen, keine Forderung und keinen Anspruch erheben können. Einem dritten ist die scientia Christi aufgegangen, die Christuserkenntnis, diese Frömmigkeit der paulinischen Briefe, der kein anderer Name so stark und süß klingt wie der Name Jesu. Ein vierter schöpft aus dem Kreuz, aus der Passion und den heiligen fünf Wunden des Erlösers eine kraftvolle und milde Frömmigkeit. Ein letzter endlich — und vor allem das schlichte Volk mit seinem Kinderherzen ist dafür empfänglich — hat das psychologisch feinsinnige und feingefühlte Dogma von der Gemeinschaft der Heiligen verstanden. In seiner praktischen Religiosität nimmt die Heiligenverehrung einen bedeutenden Raum ein.

Dieser dogmatische Individualismus, dieses Recht auf ein Lieblingsdogma, wie man es heißen könnte, darf nicht verkümmert werden. Der religiöse Fortschritt der Menschheit ist an diesen Individualismus geknüpft. Daß die Dogmen nicht erstarren, sondern flüssiges Leben werden in der Menschheit, daß immer aufs neue die Gemüter sich in die Dogmen versenken, daß immer neue Tiefen und Kraftquellen sich auftun, daß immer neue Einsichten und Befruchtungen und Antriebe gewonnen werden, das liegt vor allem an diesem dogmatischen Individualismus.

Freilich verlangt der Fortschritt auch eine gewisse Weite. Wir dürfen uns nicht so sehr verengen, daß wir aus den christlichen Dogmen uns eine Auffassung heraussuchen und für alles andere kein Verständnis und keine Empfänglichkeit besitzen. Es ist ja gewiß richtig, daß hochentwickelte Seelen nur einen einfachen Glauben brauchen, nicht einen komplizierten, vielteiligen, unübersichtlichen. Aber Einfachheit bedeutet nicht Dürftigkeit, nicht Einseitigkeit. Der höchst entwickelten Religiosität heiliger Menschen klingt jedes Dogma in einer einzigen Harmonie. Es ist eine religiöse Aufgeschlossenheit der Seele denkbar, der jedes Wort des Kredo etwas sagt. Und dabei wird ihr religiöses Leben nicht etwas Gespaltenes, nicht eine zusammenhanglose Summe von vielerlei Andachten.

Wer z. B. den Gottesgedanken in seiner weltübersteigenden Wucht einmal begriffen hat, dem wird auch das Dogma von der Dreipersönlichkeit dieses Gottes leicht eine Ahnung von der Tiefe des innergöttlichen Lebens geben, von den ungeheuren Spannungen und von der überquellenden Fülle dieses Daseins, einer Fülle, die geschaffene, begrenzte Naturen sprengen müßte in auseinanderfallende Teile. Die Größe des dreipersönlichen Gottes gibt aber auch den rechten Maßstab zur Schätzung des Gottmenschen, und wem einmal die Majestät und Herrlichkeit der Menschwerdung aufgegangen ist, der wird auch die Mutter Jesu und die Marienverehrung verstehen, dem wird auch das Dogma ihrer unbefleckten Empfängnis unerschöpflichen Stoff des Entzückens und der freudigsten Dankbarkeit liefern.

So kommt es nur darauf an, daß wir und jeder einzelne von uns ein Dogma besitzen, das uns lebendig macht, das zu unserem Herzen redet und es aufweckt. Dann werden in seinem starken Klang auch die übrigen Wahrheiten des Christentums mittönen, wenn auch leiser und wie von ferne, so wie auf das Geläute einer Abendglocke alsbald eine einmütige Antwort erschallt von allen Türmen der umliegenden Hügel und Täler. Dann werden unsere Dogmen jene bleibende Stimmung und Herzensgesinnung in uns erzeugen, die wie ewiger Sonnenschein über der Seele liegt, siebenfach und vielfältig an Kraft und Gehalt, und doch nur eine einzige, einheitliche, weiß leuchtende Klarheit.

P. Lippert S. J.

Adolf Kolping nach der Selbstzeichnung.

(Fortsetzung.)

II. Die Aufzeichnungen.

Schon frühe scheint der junge Adolf Kolping im näheren Freundeskreis dafür bekannt gewesen zu sein, daß er gut die Feder führe. Lange bevor er ans Studieren dachte, verfaßte er Gelegenheitsdichtungen, und wenn er später als Student sich ans Schreiben gab, wußte er im voraus, daß er zu Hause in weitem Umkreis ein gespanntes und dankbares Publikum finden werde. Ein gewisser poetischer Schwung war unverkennbar ihm eigen, er hatte viel in Dichtern gelesen und liebte es, beim Schreiben sich in getragenen Wendungen zu ergehen. Schon das Jahre hindurch fortgesetzte viele Lesen mußte seiner Ausdrucksweise allmählich Geläufigkeit und selbst Gewähltheit bringen. Als er im Herbst 1841 unter großen Beschwerden und bei knapper Börse durch Tirol nach der Stadt Venedig zog, rechtfertigte er das Unternehmen:

„Schon ihr Name regt große Erwartungen an, und jeder von Euch hat doch das eine oder andere von ihr gelesen, da sie seit jeher den Geschichtschreibern und Romanisten reichlichen Stoff zu ihren Arbeiten bot. Auch ich, in beiden Arten der Lektüre nicht unbewandert, hatte mir schon seit lange den Kopf voll von ihren Herrlichkeiten gesetzt."

Neben dem poesievollen Zug und einem für Kolpings unregelmäßigen Bildungsgang anerkennenswerten Formsinn fällt bei ihm besonders auf der ungetrübte offene Blick für alle Wirklichkeit und eine scharfe Gabe der Beobachtung. Er war sich dessen wohl bewußt. „Ich laufe doch auch schon 20 Jahre durch die Welt", schreibt er als Student in München, „und habe den Leuten ziemlich frei ins Gesicht gesehen." Und gleich nachdem er in der bayrischen Hauptstadt angelangt war, meinte er gegenüber den Zurückgebliebenen in der Heimat: „Ich habe gesunde Sinne mitgebracht und werde schon um mich schauen." Da er im ersten Beginn seiner Gymnasialzeit, Herbst 1837, Aufzeichnungen aus seinem Leben zu machen beginnt, ist es dabei sein Vorsatz: „Ich will auch die Schritte meiner Brüder beobachten, die neben mir hineilen nach verschiedenen Zielen, welche, obwohl eins gedacht, doch verschiedene Folgen haben."

Nimmt man hinzu, daß Kolping, ein geselliger, leicht zugänglicher Charakter, in den verschiedensten Volksschichten lebhaften Verkehr hatte und frischer Mut und gesunder Humor in seinem rheinischen Blute lag, so stellt dies schon eine gute Ausstattung zum Volksschriftsteller dar. Eine sorgfältige literarische Ausbildung, eine eigentliche Schule des veredelten Geschmackes hat er zwar bei dem sprungweisen Durcheilen seiner verspäteten Studienbahn kaum genossen, aber bei sonst günstiger Veranlagung suchte er dies zu ersetzen durch fleißige und sorgfältige Übung.

Eine solche Übung bedeutete es, wenn er auf Rat seines Lehrers und Freundes Wollersheim sogleich zu Beginn der Studien ein „Tagebuch" sich anlegte. Was er da hineinschrieb, waren nicht die vom Augenblick eingegebenen Bemerkungen über Erlebnisse des Alltags, sondern Betrachtungen und Stimmungsbilder, durch untergeordnete äußere Anlässe etwa angeregt, in gehobenem Stil mit sorgfältig gewähltem Ausdruck und mit Reinschrift eingetragen. Es wäre sonst auch gewiß auffallend, daß in dem Tagebuch eines der geistlichen Laufbahn geweihten Studenten, welches in den denkwürdigen Novembertagen 1837 seinen Anfang nimmt, nicht eine Silbe, nicht eine leise Andeutung sich findet über Klemens Augusts Kampf und gewaltsame Hinwegführung. Ausführlich hingegen verweilt der Tagebuchschreiber bei den weihevollen Eindrücken, welche die Feier des Zentenars der hl. Ursula mit ihren Festgottesdiensten und ihrer Prozession, die zeitlich mit jenen ernsten Ereignissen nahe zusammenfielen, auf ihn hervorgebracht habe. Erst ein volles Jahr später, als Pfarrer Beckers von St Ursula, dessen Predigten er gerne hörte, und der ungerechterweise eingekerkert war, vom Gerichte freigesprochen wurde, fand eine Bemerkung hierüber im „Tagebuch" Eingang.

Etwas mehr Bedacht auf die Festhaltung eigener persönlicher Erlebnisse verrät sich in dem neuen Tagebuch, das mit der Übersiedlung an die Universität am 3. Mai 1841 begonnen wurde. Aber auch hier sind poetische Stimmungsbilder noch immer vorherrschend und drängt das Bestreben, die eigenen Gedanken und Empfindungen in schwungvoller Form zum Ausdruck zu bringen, die Sorge um das Festhalten des Tatsächlichen zurück. Eine unvergleichliche Gelegenheit, der Liebe zur poetischen Schönbeschreibung Spielraum zu gewähren, bot die Reise durch Tirol und Venetien, zu welcher Kolping vom 26. August bis 8. Oktober 1841 Zeit und Mittel fand. Tag für Tag, mochte er noch so müde sein, schrieb er kurz nieder, was er gesehen und erlebt und welche Eindrücke er erfahren

habe, aber er tat dies ausgesprochenermaßen nicht für sich selbst zur eigenen Rückerinnerung, sondern als Bericht für seine Lieben in der Heimat, denen er es als anziehende Unterhaltungslesung darbieten wollte. Es wurden daher die gemachten Notizen nach der Rückkehr in München erst sorgfältig zurechtgestellt, sprachlich gefeilt und dann sauber in ein Büchlein eingetragen; es währte bis in den Februar 1842, ehe dieses Verschönerungswerk vollendet war.

Ohne Frage, daß in diesem Büchlein manche hübsche Seite sich findet, die man auch heute noch gern und mit Vergnügen liest. Eine gewisse Umständlichkeit, jenes freigebige Aufgebot entbehrlicher Worte und Wendungen, wie man es im Verkehr mit dem gewöhnlichen Volke bei Schilderung oder Erzählung der einfachsten Dinge oft beobachten kann, macht sich jedoch an vielen Stellen bemerkbar. Dabei wirkt ungünstig, daß bei Beschreibung einer längeren Wanderung durch Tirol die Schilderung der Gebirgsgruppen, Lichtwirkungen u. dgl. sich rasch und häufig wiederholen, so daß durch die Häufigkeit ähnlicher Bilder der Reiz vermindert wird. Immerhin hat man einen ganz artigen und ernsthaften Bericht über eine Studentenwanderung durch Tirol und Venetien vor sich, die jetzt um mehr als 70 Jahre zurückliegt, und deren eingehende schriftliche Darstellung schon dem Gegenstande nach manche Merkwürdigkeiten aufweist.

Auch gegenüber allen neueren und sachkundigeren Beschreibungen der durchwanderten Gegenden bietet dieser Bericht nach zwei Seiten hin ein ganz entschiedenes Interesse. Zunächst gibt er die Beobachtungen eines unbefangenen, klarschauenden Mannes wieder, der Verständnis für Volk und Leben, aber auch Sinn für alle höheren geistigen Interessen hat, und zwar über Verhältnisse, die nach den tiefgreifenden Umgestaltungen der letzten 70 Jahre heute zu großem Teil nur noch der Geschichte angehören. Dann aber verstattet dieser Bericht, von einem Tage zum andern sechs volle Wochen dicht an Kolpings Seite und recht eigentlich mit ihm gemeinsam zu durchleben, so daß man mit seiner ganzen Gemütsart und Anschauungsweise aufs genaueste vertraut wird.

Fürs erste seien zwei größere Stücke aus dem Reisetagebuch herausgehoben[1], mit gelegentlicher Kürzung von Weitschweifigkeiten und Beiseite-

---

[1] Andere merkwürdige Stücke desselben Reisetagebuches: der Besuch bei Maria von Mörl in Kaltern, bei Domenica Lazari in Capriana, die Reliquien von Andreas Hofer im Landesmuseum, die Sittenschilderung über die Zillertaler u. a., sind von Msgre Schäffer bereits dem ganzen Wortlaute nach in die Biographie Kolpings aufgenommen.

fassung von störendem Nebenwerk, doch immer genau mit Kolpings eigenen Worten. Den Anfang mache, wie sich's gebührt, die Beschreibung der Hauptstadt Tirols.

Kolpings erster Besuch in Innsbruck 1841.

Innsbruck 28. August. Die Umgegend bei Scharnitz ist außerordentlich rauh. Kahle, schroffe Felsmassen ragen von zwei Seiten hoch zum Himmel empor, von der andern Seite die Ruinen der zerstörten Festung auf einem sonst mit niederem Gestrüpp bewachsenen Felsen. Die vierte Seite bildet ein Zipfel vom Achental. Hier sieht man sich rings und eng von schroffen Felsmassen eingeschlossen, noch ein klein wenig Himmel glänzt über des Wanderers Haupt, der fast ängstlich nach der Windung der Straße schaut, die ihn in eine weitere, freiere Umgebung führen soll. Freundlich ist der Eindruck einer solchen Natur keineswegs, aber doch auch so schrecklich nicht, wie man ihn gewöhnlich macht. Man müßte denn ein böses Gewissen haben oder sonst furchtsamen Geistes sein. Der Christ sieht in dieser Natur denselben Gott wie in der reizendsten Landschaft, wie er in dem ärmlich gekleideten, einfachen Gebirgsbewohner, der mit neugierigen Blicken dem Wanderer folgt, denselben Bruder erblickt wie in dem gebildeten Städter vielbesuchter Gegenden, der mit zeremonieller Höflichkeit dem Fremden die gebräuchlichen Gefälligkeiten erweist. In Tirol aber von den Menschen etwas fürchten, ist eine wahre Tollheit. Nirgends habe ich solch ehrliche, freundliche Leute gefunden, wie sie mir schon am ersten Tage begegnet sind. Der freie, derbe, biedere Zug in Haltung und Miene steht ihnen gut an. Da gelten Komplimente wenig, aber ein tüchtiges Herz in der Mannesbrust, ein Auge ohne Tücke und Scheinheiligkeit, kurz, ein Mann wie die Natur des Landes, die Sitten der Heimat ihn bilden, der darf auch frei und kühn in des Tirolers Haus treten, und er ist ihm willkommen. Den Tiroler kennt man deshalb auch auf den ersten Blick, besonders aber in seiner Heimat, die er mit Stoz sein eigen nennt — hat er ja mit dem eigenen Blute sich den teuern Besitz erstritten.

Von Scharnitz geht der Weg etwas bergan. Allmählich entwickelt sich das Tiroler Land. Wird der Ausblick freier, so gewähren auch die kolossalen Berge und Felsen, zum Teil mit frischem Schnee bedeckt, eine desto schönere Ansicht. Die Täler sind mit Dörfern besät, die Bauart eigentümlich nach Schweizer Art, Viehzucht der Hauptbetrieb. Alles Rindvieh, was mir aufgestoßen, war gegen das unsere fett zu nennen, dabei kurz an Beinen und trotzdem von außerordentlicher Behendigkeit. Ich sah es an den steilsten Bergen mit einer Sicherheit hinlaufen, daß man erstaunen mußte. Wohin sich fast keines Menschen Fuß wagt, dort suchen sie ihre Nahrung, und wie weit sie auch in der Alp herumlaufen mögen, so finden sie sicher und bestimmt den Rückweg. Alles Rindvieh trägt Glocken, was sich besonders hübsch in den einsamen Tälern ausnimmt. Das Rieseln der Quellen, die Kuhglocken und die liebliche Stimme des Hirten, das ist das einzige, was man hört; aber auch dies eine wiegt ein langweiliges Konzert der Fräulein Tochter bei weitem auf.

Gegen Mittag war ich in Seefeld, der ersten österreichischen Poststation. Von dort ging's ins Inntal, worin Innsbruck liegt. Immer großartiger, reizender, schöner entfaltet sich die Gegend. Von der Zirler Höhe schaut man über einige 40 Dörfer hin, und doch ist das Tal $1\frac{1}{2}$ Stunden breit und 3—4 Stunden lang. Hüben und drüben prächtige Bergketten, um deren höchste Gipfel die Wolken schweben. In der Ferne nach Osten sieht man Eis- und Schneedächer prachtvoll an der Sonne glänzen. Das Tal aber ist mit Mais besät, und die niedlichen Dörfer und Weiler zeugen von größerer Wohlhabenheit. Das Rheintal muß auch bei seinen schönsten Partien hier ganz und gar zurücktreten. Ich glaubte nun bald in Innsbruck zu sein. Als ich aber erfuhr, daß ich mindestens noch 3—4 Stunden habe, so warf ich mich ins Gras und ergötzte mich an der herrlichen, prächtigen Natur. Gott, wie groß und gut bist du, der du dies alles so schön und prächtig gemacht hast! Siehe, auch ich erhebe hier den dankenden, anbetenden Blick zu dir, der du mir so viele Freuden bis hierher bereitet hast! Dein Lob soll stets aus meinem Munde tönen! Amen.

Endlich raffte ich mich auf und stieg den Berg hinab, stärkte mich in Zirl zur ferneren Reise und zog wohlgemut auf Innsbruck. Ich passierte die berühmte Martinswand und war bis $5\frac{1}{2}$ Uhr in der Hauptstadt Tirols. Dort traf ich zufällig ein paar Münchner Studenten aus den Rheinlanden, die mich mit Jubel in ihr Gasthaus führten und mich mit allem Notwendigen versorgten.

Innsbruck, Sonntag, 29. August 1841. Bis heute ist Müller [1] also noch nicht da, und so bin ich der erste am Ziele. Mittlerweile besehe ich mir Innsbruck. Ich hatte dazu eine gar gute Gelegenheit, da es gerade Sonntag war und ich an den beiden Studenten gute Führer hatte. In der Frühe schon begannen wir unsere Wanderung. Innsbruck ist eine zwar kleine, aber doch nette und freundliche Stadt, an den beiden Ufern des Inn gelegen, hat schöne Kirchen, worunter sich die Prämonstratenserkirche, die Kreuzkirche mit dem Denkmal Maximilians I. und den ihn umstehenden 28 Fürsten und Fürstinnen, und dem Standbilde Hofers und mehreren schönen Gemälden besonders auszeichnen. Noch mehrere andere Kirchen sind des Beschauens wert, meist alle prächtig verziert, reich an Gemälden und mit Vergoldungen fast überladen. Die Säulen und Schäfte der Altäre meist von Marmor, schwarz oder braun gefleckt, woran sich übrigens die Vergoldung sehr gut ausnimmt. Man sieht gleich, daß hier der Reichtum seit Jahrhunderten aufgehäuft ist, denn der Tiroler pflegt sein Heiligtum mit einer gewissen Vorliebe. Ich wanderte von einer Kirche zur andern, die ich ohne Ausnahme von Menschen angefüllt fand.

Eigentümlich ist die hiesige Tracht. Die Frauenzimmer tragen zum großen Teil Männerhüte mit breiten Bändern drum oder die gewöhnlichen Spitzhüte der Tiroler oder eine dicke runde Pelzmütze nach Art der Altbayern, hin und wieder auch die dicke wollene Mütze, welche man in den benachbarten Tälern überall

[1] Maler Müller aus Blatzheim, Kolpings intimer Freund, der mit ihm die Tiroler Reise machen wollte und für diesen Tag seine Ankunft in Innsbruck zugesagt hatte.

trifft. Den Fremden überrascht erst der Anblick in der Kirche recht, auf der Straße achtet man so sehr nicht darauf. Die Straßen wimmeln den Tag über von Menschen. Hunderte von Obstverkäuferinnen sitzen an den Ecken, ihre dicken schönen Trauben, Aprikosen, Birnen, Pflaumen dem Wanderer anbietend. Darunter sieht man wenige jener häßlichen alten Weiber wie in München und Köln; meist sind es frische, blühende Mädchen mit den regelmäßigen Zügen und dem lebhaften Kolorit im Gesicht und Anzug, wie man es hier gewohnt ist. Gar zierlich ist der Spitzhut mit dem frischen Blumenstrauß auf das linke Ohr gedrückt, und es fehlt den blanken Dirnen keineswegs an Höflichkeit, ihre Ware anzubieten. Aber da seht den Tiroler in seiner Sonntagsjacke, mit der kurzen hirschledernen Hose, den weißen Strümpfen, den Schnürstiefeln, dem breiten Gurt, dem markierten Gesicht mit durchdringendem Blick und aufgestrichenem Schnurrbart, wie er kühn und stolz über die Straße hinschreitet, wohl wissend, daß das Land sein eigen ist. Viel österreichisch Militär geht über die Straße, ein ziemlich rohes, jedenfalls ungehobeltes Volk, das man mit dem preußischen Soldaten nicht zusammenstellen darf. Der Tiroler sieht sie fast argwöhnisch, jedenfalls über die Schulter an und triebe sie lieber über die Berge. Er trägt den Stutzen über die Schulter, das Jagdmesser in einer eigenen Hosentasche, und wandert in die Berge, sich selbst und der eigenen Kraft vertrauend.

Bis Mittag durchstrich ich die Stadt und beschaute mir die Menschen. In der vorvorigen Nacht war in der Fleischbank Feuer ausgebrochen. Alles strömte nach der Brandstätte und dankte Gott, daß er größeres Unglück abgewandt hatte. Zu dem Zwecke wurde ein Hochamt gehalten. Es bezieht das Volk alles, was geschieht, auf den Himmel und den Schutz der Heiligen. Dies tritt auch sonst so oft hervor, als sich nur Gelegenheit darbietet. An die Giebel der Häuser malt man Heiligenbilder und empfiehlt sich ihrem Schutze. Wallfahrten zur Danksagung, zur Bitte sind ganz gewöhnlich. Das Volk ist noch durchaus in seiner Religion gewurzelt und hält sie fest.

Gegen 2 Uhr ging ich mit den beiden Studenten zum Herrn Professor Flir, welcher die Oberaufsicht über das Ferdinandeum hat, und baten ihn, uns dasselbe zu zeigen. Schon am vorigen Tage hatte er es zugesagt. Gleich war er bereit und führte uns hin. Dort zeigte und erklärte er uns die besten Bilder und Kunstsachen mit einer Zuvorkommenheit, die ich selten im Leben gefunden. . . . Von dort gingen wir in die Kirche, wo ich den ersten Jesuiten predigen hörte. Er schien ein Mann in den besten Jahren, sprach mit etwas zu großer Lebhaftigkeit und rhetorischem Schmuck, dabei aber mit Energie und Entschiedenheit. Von dem sonst so verschrieenen Jesuitismus auch keine Spur! Nur gilt da kein Handeln und Feilschen um die Seligkeit. Der Mensch hat freien Willen, kann, soll und muß sein Heil wirken, wofern er hier und dort will glücklich werden. Einzelne Züge seiner Rede werde ich nie vergessen.

Innsbruck, 31. August 1841. Heute bin ich mit Müller [1] durch die Stadt gelaufen, haben uns die Merkwürdigkeiten nochmals angeschaut, haben von der

---

[1] Das Eintreffen des Freundes und sein Wiederfinden bilden den Gegenstand für die Aufzeichnung des 30. August.

Heimat geplaudert, und dann habe ich ein paar merkwürdige Besuche gemacht. Gegen 10 Uhr ging ich nach den Vätern der Gesellschaft Jesu, um mir doch wenigstens mal eine solche Anstalt anzuschauen. Zu meinem Verdrusse fand ich nur wenige Patres dort, da Ferien für die Studienanstalt begonnen hatten, die Schüler also abwesend waren und auch die meisten Patres eine kleine Reise angetreten. Indes wurde ich zu einem der Obern geführt, der sich mit mir in ein Gespräch über Studien rc. einließ. Dem Manne sah man auf den ersten Blick an, daß er in seinem Leben viel mit Menschen umgegangen. Meistens ließ er sich erzählen, wenn er aber eine Bemerkung mit einflocht, so zeugte diese von der tieferen, bedeutungsvolleren Anschauung des Lebens und seiner Verhältnisse, von gereiftem Urteile und scharfer Kritik. Er bedauerte übrigens sehr, daß ich zu einer Zeit zugesprochen, in welcher die Patres abwesend sind und ich mir also die Anstalt nicht näher besehen könne. Er ging mit mir durch die Studiensäle, zeigte mir die Ordnungen der Klassen und verließ mich dann mit einer Freundlichkeit und Liebe, die man nicht genug rühmen kann. Das sind also die Jesuiten, dachte ich beim Weggehen, die man so verketzert und verschreit, und doch sind es überall Leute, zu denen man so gerne zurückkehren möchte. Wie viel Unsinn und Vorurteil macht sich in der Welt unter der Maske der Bildung nicht geltend!

Gleich nach Tisch besuchte ich die Patres Redemptoristen, sog. Liguorianer. Als ich mich anmelden ließ, saßen sie noch bei Tisch; man führte mich in den Garten, wo ich dann wartete, bis sie herabkamen. Der Pater Rektor Birell kam zuerst, begrüßte mich freundlich, und als ich ihm sagte, daß ich Theologe wäre und die Kongregation gern möchte kennen lernen, schloß er mich in die Arme und führte mich dann unter den Schatten eines Baumes, mich manches über Köln und unsere kirchliche Lage fragend. Ich antwortete nach meinem besten Wissen. Nach und nach kamen auch die übrigen Brüder zu uns, stellten sich rings um uns in einen Kreis, und ich mußte nun manches über unser Rheinland erzählen, besonders über religiöse und kirchliche Zustände. Freundlich, herzlich, mit ungeheuchelter Liebe nähern sie sich dem Fremden, ihre Fragen sind schonend, ihr Wissen aber ausgebreitet. Dabei sind sie offen und frei in ihrer Haltung und in ihrem ganzen Benehmen, untereinander mit Bruderliebe sich begegnend und von Herzen zugetan. Kein schiefer Blick, kein Zug des Gesichtes verrät, daß der eine am andern auch das Geringste zu tadeln hat. Alle sind eins, ein Herz und eine Seele in Gehorsam und Liebe. Welch ein anderes Bild bekommt man vom Klosterleben, wenn man es in der Nähe sieht, als wenn man sich von gewissenlosen Schriftstellern, Protestanten, eins aufbinden läßt. Später erzählte ich ihnen meine Studiengeschichte und alle horchten mit vieler Aufmerksamkeit und priesen Gott, der die Seinen oft wunderbar, immer aber zum Ziele führt. Der letzte Zug aber, die Aufopferung meiner edlen Gönnerin, versetzte sie alle in staunende Bewunderung, und einer trat sogar zu mir und bat mich, doch ja für diese zu beten, sie verdiene meine ganze Dankbarkeit. Als nun die Glocke das Zeichen zum Gebete gab, da nahm ich tiefbewegt Abschied von ihnen, die mir mit mehr Liebe begegnet waren, als man von fremden Menschen hoffen durfte. Das wirkt aber die Religion. Man lud mich, falls ich morgen noch nicht

abreisen sollte, zum Mittagsmahl. Ich nahm die herzliche Einladung sehr gerne an und eilte nun zu meinem Freunde. Wie viel Angenehmes ist mir nicht bis heute begegnet, wie vieles, was das Herz bewegt und unauslöschliche Eindrücke in meine Seele prägt!

Innsbruck, 1. September 1841. Diesen Tag ist nicht viel und doch manches Interessante. Mittags ging ich zu meinen lieben Patres und habe wieder ein paar köstliche Stunden bei diesen herrlichen Leuten verlebt. Ihr Tisch ist einfach, aber gut; eine herzliche, teilnehmende Unterhaltung würzte das Mahl. Nach Tisch spazierten wir durch den Garten und plauderten. Ich war schon ganz heimisch bei ihnen; mir tat's auch wirklich leid, als ich Abschied von diesen Leuten nahm, sie, die mich, den Fremden, wie ihren Bruder aufgenommen und mir Respekt vor dem Klosterleben eingeflößt hatten [1].

Eindrücke von Tirol 1841.

Auf meiner Reise durch Tirol und die Ecke von Italien habe ich manche Bemerkung über das Land und seine Bewohner gemacht, die zu allgemein sind, als daß man sie an einen einzelnen Ort oder eine Gegend anknüpfen könnte. Sie gehören aber doch notwendig zu meiner Reise, weil man daraus am leichtesten das Volk, welches dieses herrliche Land bewohnt, kennen lernt, und die Einzelheiten, welche ich hie und da schon darüber gesagt habe, beurteilen kann. Vor allem sind es die Tiroler, welche einer genaueren Beachtung wert sind und vorzüglich ihre religiöse Seite, dann folgen die Italiener mit ihrer sonderbaren, keineswegs anziehenden Außenseite.

Will man den Tiroler beurteilen, so muß man es aus seinem religiösen Leben heraus; denn die Religion ist ihm die ewig frische, lebendige Quelle, aus der er schöpft. Mit ihrem Wasser begießt er seine Schöpfung, jedes Gebilde seiner Hände. In seinem Wesen, seinem Benehmen leuchtet sie hervor, prägt sich in allen Teilen seiner Umgebung aus, in ihr ruht seine gesamte Bildung, sie begeistert ihn für die Kunst, für seinen Kaiser und sein Vaterland. Darin fehlten bisher so viele Schriftsteller, daß sie viel zu wenig das religiöse Element, das im Innern des Volkes liegt, in Betracht zogen und Tirol nach dem Maßstab jedes andern Landes maßen. Dieser Vorwurf trifft zunächst die Protestanten, die zwar auch nicht müde werden, das Land zu bereisen, darüber zu schreiben,

[1] Da man damals in den preußischen Rheinlanden das Ordenswesen fast nur dem Namen nach noch kannte, herrschten darüber viele falsche Vorstellungen. Schon im Hinblick auf die Barmherzigen Schwestern in München hatte Kolping am 3. Juni 1841 geschrieben: „Das Klosterleben sieht in der Nähe bei weitem so schrecklich nicht aus, als man in der Ferne Geschrei davon macht, vielmehr möchte ich jetzt schon alle meine Urteile, die ich je darüber gefällt habe, widerrufen oder berichtigen. Auf jeden Fall verschaffe ich mir genaue Kenntnisse davon, und dann wehe denen, die in blinder Torheit darüber herziehen!" Nach dem Besuche mehrerer Ordenshäuser in Venedig meint der deutsche Wanderer: „Wie habe ich mir nicht oft eine Vorstellung von Mönchen gemacht, deren ich mich jetzt schäme. Aber in der Tat, jene, welche so sehr es sich angelegen sein lassen, die Orden zu verdächtigen, sind nicht mal fähig, einen Orden zu begreifen, will geschweigen, zu würdigen."

auch voll Bewunderung ihre Lobreden halten, aber nichtsdestoweniger von dem Leben des Tiroler Volkes sehr wenig oder gar nichts verstehen. Ihnen liegt die Religion, der Katholizismus viel zu fern, sie haben sich nie die Mühe gegeben, ihn gründlich kennen zu lernen, und wie sie denn nur an seinen äußeren Erscheinungen, die ihnen meist sehr dunkel bleiben, an seinen Gebräuchen, wie sie ihnen in die Augen fallen, hängen bleiben, diese ihnen aber noch von der Amme her absurd, abergläubisch, dumm usw. vorkommen, so urteilen sie auch blind und mit Vorurteil darüber und können sich nie darin zurechtfinden. Mich wundert nur, daß ihnen die Tiroler nicht rätselhafter erscheinen; sie müßten es, wenn sie tiefer in die Sache eingingen. Aber da haben sie allerhand Gründe, womit sie sich herauswinden, schöne Redensarten, womit sie ihre hohlen Gedanken übertünchen, und so glauben sie sich geistreich aus der Schlinge gezogen zu haben. Dies habe ich zumeist an einem Schriftsteller gefunden, der als Reisebeschreiber einen nicht kleinen Ruf hat. Sein Handbuch über Tirol, das sich in den Händen der meisten Reisenden befindet, die nach Tirol wandern, liefert den schlagenden Beweis dafür. Lewald, ein echt protestantischer Sohn unserer Zeit [1], der, wie es scheint, schon viel in der Welt herumgekommen, bereiste vor einigen Jahren auch Tirol. Er schrieb darüber ein Buch, welches, da es dem Geschmack seiner Geistesverwandten so recht zusagte, in allen Zeitungen hochgepriesen ward und deshalb bald sich in den Händen des reisenden Publikums befand. Schilderungen der Natur, Trachten, volkstümliche Sitten, besondere Berücksichtigung des weiblichen Geschlechtes findet man darin, wie man sie nicht anders von einem Romanschreiber erwarten kann. Das ließe ich noch gelten, wenn's dabei bliebe, denn weiter erstreckt sich ja der Horizont eines solchen Menschen nicht. Nun aber konnte er nicht wohl umhin, auch über religiöse Zustände hin und wieder ein Wort fallen zu lassen, und da zeigt sich denn seine ganze Blöße. Nicht ein einziges Urteil ist gerecht, welches er in dieser Beziehung abgegeben hat; schief sieht er alles an, schief beurteilt er alles. Meist fühlt er, daß er nicht auf sicherem Boden steht, und da hüpft er dann leichtfertig darüber hinweg, indem er den Gegenstand mit einem elenden Witz abfertigt.

Die edle Haltung des Volkes, ihr Selbstgefühl, ihr Festhalten an den alten Sitten und Gebräuchen, ihre Hochachtung für das Heilige, die offene Redlichkeit und Treuherzigkeit haben nach seiner Ansicht die Berge dem Volke eingepflanzt. Man muß gestehen, die Natur ist dem Volke sehr gütig gewesen, nur wundert's mich, daß die Schweizer in ähnlichen Verhältnissen nicht so gütig bedacht sind, besonders die Protestanten. Nun aber hat die Religiosität des Volkes auch gar manche Schattenseite. Man höre! Am Wege befinden sich eine Unzahl Kreuze und

---

[1] August Lewald, geb. 1796, ursprünglich Theaterdichter, ein ungewöhnlich vielseitiger und fruchtbarer Schriftsteller, war jüdischer Abkunft. Nach einer sehr bewegten Laufbahn trat er 1860 zur katholischen Kirche über und starb als treuer und entschiedener Katholik am 10. März 1871 (vgl. Rosenthal, Konvertitenbilder I 3, 6—16). Sein Reisebuch führte den Titel: Handbuch für Reisende durch Tirol nach Verona, Venedig oder Brescia. [Besonderer Abdruck aus dem großen Reisehandbuch durch Italien.] Auch mit dem Umschlagtitel: Praktischer Führer durch Tyrol. 1839.

Heiligenbilder. Je schrecklicher nun ein solcher Christus von Blut und Wunden aussähe, um so heiliger werde er gehalten; ferner: sie trügen oft ihre Heiligen in der Kraxe (Kiepe) auf die Höhen, um sie dort in ihren Kapellen hoch zu verehren, auch hätten sie Heilige, von denen man sonst in der Welt nie gehört hätte. Zu Maria von Mörl (und nach Capriana) wallfahrte das Volk, und nicht genug, daß sie das Mädchen als eine Heilige verehrten, so beteten sie dieselbe auch sogar an usw.

Religiosität besitzt das Volk, das gesteht selbst der Protestant, und sogar wurzle sie in seinem innersten Gemüte. (Ich bezweifle sehr, ob sie in sein Gemüt eingedrungen ist, so daß er weiß, was die Religion im Gemüte des Menschen wirkt.) Nun aber die Christusbilder? Es ist allerdings wahr, daß man unter den vielen Kruzifixen, welche an den Wegen aufgestellt sind, einige trifft, die unsern zartgewöhnten Augen gar nicht wohltun. Oft sieht der Heiland wirklich schauderhaft aus, Blut und Wunden bedecken den ganzen Körper. Aber abgesehen davon, ob denn wirklich der Heiland am Kreuze so sauber aussah, wie wir ihn in der Regel abzubilden belieben, so fragt sich noch sehr, ob die Leute einen solchen Christus heiliger halten als einen andern. Ich wenigstens habe nie etwas dergleichen gemerkt, obschon ich absichtlich darauf mein Augenmerk richtete. Die Gründe einer solchen Darstellung sind vielmehr ganz anderer Art. Das Volk ist für die Natur empfänglicher, und je deutlicher das Bild zu seiner Vorstellung paßt, um so lieber ist es ihm. Ihm ist die Kunst nicht Zweck, sondern das durch sie Vorgestellte. Ihm ist das Bild nur eine Erinnerung, wodurch sein Gemüt in Anspruch genommen werden soll, und so haben die Leute erst den eigentlichen reellen Nutzen von der Darstellung. Jedenfalls wirkt ein solches Jammerbild auf des schlichten einfachen Tirolers Gemüt, mag es auch an grobe Vorstellungen gewöhnt sein, ungleich heilsamer, als wenn so ein geschniegelter Sohn der Mode vor einer Raffaelischen Madonna steht und von der schönen Zeichnung und den prächtigen Farben entzückt ist.

In Betreff der Heiligen nun wundert es mich, daß der Romanschreiber nicht in eine größere Jeremiade ausgebrochen ist, denn wirklich in Tirol wimmelt es von Heiligenbildern. Beinahe kein einziges Haus habe ich auf meiner Wanderung gesehen, auf dessen Wänden man nicht mehrere Heilige abgebildet hätte, und tritt man erst hinein, so wird man höchst selten ein profanes Bild sehen [1]. Die

[1] Die Heiligenbilder an den Wänden der Häuser hatten von Anfang an Kolpings Aufmerksamkeit erregt. Nach der Ankunft in Straß notiert er am Abend des 2. September: „Man kann sich kaum einen Begriff von der Sorgfalt machen, mit der der Tiroler für sein Heiligtum bedacht ist. Dort ist alles schön, alles elegant, oft wahrhaft prachtvoll, wogegen seine Wohnung einen sonderbaren Abstich macht. Sein Haus ist wie das des Römers der besseren Zeit, einfach und schmucklos von innen. Wie seine Väter gewohnt, so wohnt auch er. An neuen Bauarten, Verzierungen, außer den Holzschnitzarbeiten, nichts zu sehen. Nur an der Außenseite der Häuser sieht man überall Heiligenbilder, die heilige Jungfrau wohl am öftesten, die niemals schlecht zu nennen sind, oft sogar von Geschmack und Kunst zeugen. Da kommen dann die lebhaften Farben des al fresco ihm so gut zu statten, der sich so gern an den plastischen Figuren und den hellen Farben ergötzt."

Kirchen haben sie auch von außen und innen, darunter geben es Heilige, die man in protestantischen Ländern nie hat nennen hören. Ich glaube das gern, aber geht das auch die Tiroler etwas an? Man braucht nicht gerade in der Weltgeschichte Epoche zu machen, um ein Heiliger zu sein. Der Tiroler nun ehrt seine Heiligen mit treuem frommem Gemüte, baut ihnen Kapellen ins Feld, noch lieber auf die Berge, denn gerade dort hat er den Schutz der Himmlischen am meisten vonnöten, und naht nun der Festtag, dann trägt er den nötigen Schmuck auf dem Rücken dorthin. Das ist nun die ganze Schattenseite ihrer Heiligenverehrung? Daß der Christ mit frommer Liebe die verherrlichten Brüder ehrt, das ist seine Schattenseite! Armer Protestant! In Kaltern an dem Bette der frommen Marie [von Mörl] finden wir ihn wieder. Nachdem er erst seinen frevlen Spott über die Leute ausgegossen, die dorthin wallen, meint er doch, man fühle sich in ihrer Nähe zum Spotte nicht aufgelegt. Dann erklärt er sie für eine Somnambule, deren innerer Zustand ihm ein unauflösliches Rätsel sei. Ihm muß die Marie [von Mörl] allerdings ein Rätsel sein, aber der einfältigste Tiroler hat sich das Rätsel schon lange gelöst. Daß aber die Marie von dem Volke angebetet werde, ist eine so abgeschmackte Lüge und diese so dumm hingestellt, daß sie der Widerlegung nicht wert ist. Wem die Anbetung gebührt, das weiß das Tirolervolk besser, als es ihm der gelehrteste Protestant sagen kann.

Ich würde des romanhaften Schriftstellers gar nicht erwähnt haben, wenn ich nicht bei der Durchlesung seines Buches mir eine ganz andere Vorstellung von Tirol und seinen Bewohnern gemacht hätte, als ich sie später fand. Der sich nun aber gar auf einen solchen Menschen verläßt und nicht Zeit und Lust hat, die Sache genauer zu untersuchen, durchläuft Tirol und weiß von Tirol immer noch sehr wenig nachzusagen. Berge und Täler, Burgen und Dörfer und Städte geben's auch noch anderwärts, das ist das einzige Große und Herrliche Tirols nicht; das Volk ist's, und ich wage kühn zu sagen: es gibt kein zweites mehr in Europa. Um aber das Volk in seiner rechten Eigentümlichkeit, in seiner Religiosität zu sehen, muß man nicht gerade die große Heerstraße einhalten. Man wird leicht begreifen, daß die fortwährende Berührung mit Fremden hier ihren Einfluß mußte ausüben. Wenn der Tiroler hier auch seine Redlichkeit, seinen freien offenen Sinn für das Heilige und Gute behielt, so mußte er sich doch auch eine Art Politur des Lebens aneignen, klug mußte er werden, und diese Klugheit ihn zum Berechnen seines Vorteils führen. Dabei hat er jene natürliche ungeschminkte Höflichkeit sich zu eigen gemacht, die den Tiroler von allen mir bisher bekannten Leuten unterscheidet. Ob aber diese Höflichkeit immer aus der Tiefe des Herzens kommt, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, das möchte ich doch bezweifeln. Gehe aber einer mit in die Täler hinein, auf die Matten, zur Sennhütte, nach den auf den Hochebenen zerstreut liegenden Dörfern, und er wird glauben, er sei in einen andern Weltteil versetzt. Mit der naiven Freundlichkeit, womit sie sich da dem Fremden nähern, mit derselben Gutmütigkeit gehen sie unter sich um. Eine heitere, lebensfrische Umgebung spiegelt sich in dem Gemüt dieses Volkes ab, das nur zu deutlich zeigt, welchen Vorteil das von der Welt gesonderte Wohnen für den sittlichen Zustand des Menschen bietet.

Junge Leute von 20 bis 24 Jahren habe ich dort sehr oft angetroffen, in deren Angesicht man die Unschuld eines Kindes las. Die Mädchen blicken dem Fremden nie ins Gesicht hinein, und schaut der gerade nach ihnen um, so überfliegt Purpurröte ihr Gesicht. Ich habe nicht geglaubt, daß so viel Unschuld (auch in Gebärde und Haltung) mehr auf der Welt zu finden sei. Anfangs traute ich meinen Augen nicht recht und hegte noch meine Zweifel, ob sie unter sich wohl auch so rein wären, wie sie uns äußerlich erschienen. Nun hatte ich aber auch Gelegenheit, sie unter sich zu beobachten, und da fand ich denn wieder bestätigt, was ich aus ihren schuldlosen, blühenden Gesichtern herausgelesen. Wenn ich mir aber auch je die Unschuld personifiziert vorstelle, so werde ich mich stets an gewisse Leute aus Tirol erinnern.

Daß ich hier nicht zu weit gehe, beweist das Urteil eines Mannes, der am besten zeugen konnte. Ich traf nämlich einmal einen Benediktiner an, der sich wie wir gerade auf einer kleinen Reise befand. Er war nicht nur in Tirol geboren, sondern hatte das Land auch nach verschiedenen Seiten durchreist und konnte schon seiner Stellung nach am sichersten über die Leute urteilen. Wir sprachen über das Land im allgemeinen, über seine Naturschönheiten usw. Dann bemerkte ich ihm, daß es für einen Geistlichen wohl sehr wohltuend sei, unter solchen Leuten, wie mir die Tiroler erschienen, wirken zu können. Nun beklagte er zwar, daß in den größeren Tälern, die nämlich in größerem Verkehr mit der übrigen Welt ständen — er nannte das Zillertal und das Inntal — sich das Verderben nicht ganz zurückhalten ließ, besonders seitdem das Militär im Lande sei. Dafür dürfe man aber nur in die entlegeneren Täler gehen oder aufs Gebirg, und man träfe Leute, die dem Urzustande nahe kämen, dies aber nicht auf ihr äußeres, sondern auf ihr inneres Leben bezogen.

Man darf aber auch nur aufmerksam das Leben und Treiben dieser Leute betrachten, und man wird den Schlüssel zum Gesagten leicht finden. Zuerst ist es das Bewahrtsein vor dem bösen Beispiel, ihre höchst einfache Lebensweise, die wenig Bedürfnisse kennt. Dann sind die Leute immer in einer großartigen Natur, die sie wohl zu genießen und auch zu deuten verstehen. Die Hauptsache ist aber, daß sie in der Regel gute Geistliche haben, die sich weniger durch große Gelehrsamkeit als durch eine tiefernste Religiosität auszeichnen. Nun aber stehen Geistliche und Pfarrkinder in einem viel innigeren Verbande, als ich das je gesehen. Mit warmer Liebe sind beide Teile sich zugetan, denn sie wissen, welche Wohltat die Religion den Menschen ist, sie, die alle so oft Todesgefahren ausgesetzt sind, welche sie bei ihrer Lebensweise nicht vermeiden können. Dieses innige Verhältnis tut der Hochachtung, welche die Tiroler für den geistlichen Stand überhaupt haben, keinen Eintrag, vielmehr bemerkt man eine Aufmerksamkeit für denselben, der an Verehrung grenzt. Kommt ein Geistlicher die Straße her, so stehen alle auf und grüßen ihn freundlich. Die Kinder beeilen sich, ihm die Hand zu küssen. Tritt er in ein Haus, so küssen ihm auch die älteren Leute, besonders wenn sie unverheiratet sind, die Hand. Man sieht da oft die rührendsten Szenen. Die Geistlichen kennen ihre Aufgabe aber auch sehr gut und bestreben sich allweg, das Zutrauen ihrer Pfarrkinder zu bewahren. Ärgerliche Vorfälle sind unerhört.

Leugnen läßt sich nicht, daß nicht der eine oder andere sich einen etwas bäuerischen Anstrich angeeignet hat, aber jedenfalls steht der ihnen besser an als das hochfahrende vornehme Wesen vieler aus der sog. zivilisierten Welt.

Wie man oft die Erfahrung macht, daß einer das Bild irgend eines ihm werten Gegenstandes sich überall zu vergegenwärtigen strebt und der Erinnerung durch Zeichen u. dgl. zu Hilfe kommt: so sieht man den Tiroler alles auf seinen Glauben beziehen. Nicht genug, daß er sein Gotteshaus auf alle mögliche Weise auszuschmücken sucht und hierin oft einen wahrhaft tiefen Sinn offenbart, auch in seinem Hause findet man nur eine Art der Verzierung, nur einen Schmuck, und das ist ein religiöser. Ich bin noch in kein Haus getreten, in dem mein Blick nicht zuerst auf ein Kruzifix fiel. Ist sonst noch was da, so sind es Bilder aus der heiligen Geschichte oder jene Heiligen, deren Schutz sich der einzelne empfohlen hat. Die seligste Jungfrau steht da immer an der Spitze. In den meisten Häusern ist in der Wohnstube ein kleiner Altar hergerichtet, an dem die Familie morgens und abends gemeinschaftlich ihr Gebet verrichtet. Wie wunderbar schön klang uns ein solches Gebet oft in die Ohren, wenn wir abends müdegewandert und sattgesehen an einem einsamen Hause vorübergingen oder ein Dorf passierten, wo es von hüben und drüben uns entgegendrang. Da dachte ich oft an die glücklichen Tage meiner Kindheit und da hätte ich oft zu den Leuten treten mögen, um mit ihnen vereint den Vater im Himmel zu preisen. Selbst in den Wirtshäusern fehlen die christlichen Bilder nie, nur hängt neben der Tür auch noch ein Gefäß mit Weihwasser und jeder Gast nimmt beim Ausgang mit dem Gruße „Gelobt sei Jesus Christus!" scheidend, wie er damit hereingetreten ist.

Ich habe schon gesagt, daß die Häuser von außen mit Heiligenbildern geziert sind, oft wirklich geschmackvoll. Nun aber ist es damit nicht genug. Der Tiroler befindet sich die meiste Zeit des Tages draußen im Felde, im Gebirge und im Walde. Auch dort will er an seinen Gott und die siegende Kirche im Himmel erinnert werden. Da pflanzt er denn das Kreuz an den Weg, auf die Anhöhen, klebt die Heiligenbilder im Walde an die Bäume, befestigt sie oft mit Lebensgefahr in die Ritzen der Felsen oder höhlt wohl gar eine kleine Nische aus, damit sie sicher vor Schmutz und Regen seien, oder macht ein kleines Dach darüber und bekundet so in allweg seine Sorgfalt für dieselben. Wie weit oft die naive kindliche Verehrung geht, sieht man an den Früchten und Blumen, womit sie solche Bilder zieren. Die ersten und schönsten Blumen, das erste Obst wie der erste gelbe Mais wird man immer an einem Kruzifixe aufgehängt finden. Mit einer besondern Liebe sorgen sie für die Verstorbenen, welche noch am Reinigungsorte der Seligkeit entgegenharren. In der Regel sind es kleine gemalte Heiligenbilder, unter denen die in den Flammen befindlichen Seelen angebracht sind, daneben ein Spruch mit der Bitte, sich der Leidenden im Gebete zu erinnern. Diese Bilder stehen auf Stöcken oder Pfählen am Wege. Für den Wanderer, der oft still und in sich gekehrt des Weges geht, sind diese Aufrufe zu christlicher Liebe oft die Leitfäden seiner Gedanken, und manche heilsame Erinnerung knüpft sich an einen solchen Fingerzeig auf der Bahn des gefährlichen Lebens.

Daran knüpft sich eine andere Sitte nicht minder schön und bedeutungsvoll. An der Stelle, wo einer ein Unglück erlitt, der Tod ihn überraschte, da hat man ein kleines Bildchen, worauf das Unglück dargestellt ist, hingesetzt. Auf diesen Bildchen ist auch stets der Patron des Verunglückten angebracht, der ihm im Tode beisteht. Unten ist mit wenigen Worten der Vorfall erzählt und die Bitte beigefügt, sich im Gebete des Hingeschiedenen zu erinnern. Man findet solche Bilder allenthalben und man kann sagen in großer Anzahl, ein Beweis, mit wie vielen Gefahren das Gebirgsleben verknüpft ist.

Zu diesen äußeren Zeichen der Gottesverehrung gehören noch die vielen Gnadenorte, meist im Gebirge, zu denen das Volk an den Festtagen von allen Seiten zuströmt. In diesen Kapellen findet man immer eine Masse von Votivtafeln aufgehängt. Interessant ist es, selbe durchzusehen. Man sieht da, wie das Volk in jeder Not und Bedrängnis seine Zuflucht zum Himmel nimmt, mit welcher kindlichen Frömmigkeit es sein Wohl und Wehe dem Himmel anheimstellt, aber auch, wie sehr sein gläubiges Vertrauen so oft und so schön belohnt wird [1].

Findet man auf solche Weise allenthalben die Spuren eines tiefen religiösen Sinnes im äußeren Kult ausgeprägt, so darf man mit Recht auf die innere Gesinnung des Volkes und, was notwendig damit zusammenhängt, auf ein regeres religiöses Leben schließen. Man beobachte aber die Tiroler nur etwas genauer, und man wird finden, daß ihre ganze Denkweise in der Religion wurzelt. Ihre Redlichkeit und Offenheit, der naive, treuherzige Sinn, die glühende Vaterlandsliebe, jene Scheu vor dem Fremden entspringt nur aus dieser Quelle. Das Heilige ist dem Tiroler heilig, und wehe dem, der mit frevler Hand es anzutasten wagt. So erzählte uns ein Tiroler einst, daß, als die Franzosen ins Land gedrungen und man anfing die Kirchen anzutasten, das Volk nicht mehr hätte ruhen können. Alle standen auf wie ein Mann, und der Erfolg steht unauslöschlich in den Tafeln der Geschichte. Ein anderer erzählte: Die Feinde drangen auch in unser Dorf und sogar in die Kirche. Da strömte das Volk besorgt um sein Heiligtum ihnen nach, und als ich sah (der Erzähler war mit dabei), daß einer die ewige Lampe auszulöschen suchte, da habe ich ihm das Licht ausgelöscht, daß er es nimmer wieder sah. Nur wenige der Feinde entrannen dem Verderben. In den Kirchen, die den ganzen Tag offen stehen, findet man fast immer Betende, und mag auch die Arbeit im Gebirge sie oft tagelang von der Gemeinde fern-

[1] Das betende Volk in den Kirchen macht immer Eindruck auf Kolping. Mit besonderer Wärme verweilt er bei dem kleinen Wallfahrtsorte Pinè (27. September). „In gläubigem Vertrauen wurde der Bau [der ‚kleinen aber netten‘ Kirche] unternommen und zahlreiche Wunder verherrlichten seitdem den Herrn in seinen Heiligen. Eine Menge von Votivtafeln, wächsernen Gliedern und Krücken sind neben dem Altare und sonst in dem Kirchlein aufgehängt, rührende Denkmäler des frommen Vertrauens dieser Gebirgsbewohner und der Liebe der Verherrlichten. In diesem ganzen Distrikte erschienen mir die Leute auch viel einfältiger und frömmer als in den unteren Teilen des italienischen Tirol.“ — Unter Kolpings Gedichten aus jener Zeit (München 1841) findet sich noch eine schöne poetische Rückerinnerung an „Das Kirchlein in Pinè in Südtirol“.

halten, eine Kapelle wird sich immer in der Nähe finden, zu der sie hineilen, um wenigstens für Augenblicke mit ganzer Seele beten zu können. An Sonntagen ist die Kirche stets gedrängt voll, morgens die Wirtshäuser geschlossen. Der Zudrang zum Tische des Herrn ist auffallend groß nicht nur vom weiblichen Geschlecht, sondern auch vorzüglich vom männlichen. Wenn man über Land geht, so geschieht's in der Regel mit dem Rosenkranz in der Hand. Ich muß gestehen, eine tiefere und allseitigere Religiosität ist mir in der Art noch nie begegnet. Indessen muß man aber auch der Geistlichkeit das ehrenvolle Zeugnis geben, daß sie mit allen Kräften dahin wirkt, daß das Volk gründliche Religionskenntnisse und heilige Ehrfurcht gegen die Sitten der Väter erhält. Das Amt des Geistlichen ist aber auch mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, die man in der Heimat nicht ahnt. Im Sommer muß er zu den Älplern auf die Matten, stundenweit auf den rauhesten Pfaden emporsteigen, um ihnen den geistlichen Trost zu bringen. Denn der Senne sieht seine Kirche vom Frühjahr bis zum Herbst nur aus der Ferne. Sehr selten ist es ihm vergönnt, an dem gemeinschaftlichen Gottesdienst teilzunehmen. Nur wenn der Schall der Glocken aus dem Tal zu ihm auf die Höhe dringt, dann kniet er nieder und empfiehlt sich dem gemeinschaftlichen Gebete. Dreimal des Tages kniet er ohnehin unter freiem Himmel und betet den Englischen Gruß, eine Sitte, die übrigens nirgend allgemeiner und mit mehr Erbauung beobachtet wird als in Tirol. Im Winter aber geht die Arbeit und Gefahr für den Geistlichen erst an. Dann muß er immer bereitstehen, zu den entlegensten Hütten zu eilen, wohin nun kein Pfad mehr führt, da der Schnee oft 6, 7, 8 Fuß hoch die Berge bedeckt. Man kann sich kaum einen Begriff von den Gefahren machen, die dann den Wanderer von allen Seiten bedräuen. Aber furchtlos wandert der Geistliche, sich stützend auf den Alpenstock, unter den Füßen die gewaltigen Schneeschuhe, die Berge hinan, wohin ihn seine Pflicht ruft. Dabei muß erinnert werden, daß im Winter die Unglücksfälle wie die plötzlichen Todesfälle viel häufiger sind wie zu jeder andern Jahreszeit. Man kann sich leicht vorstellen, weswegen die Leute so innig an ihren Geistlichen hängen, die ja stets bereit sind, die größten Gefahren für sie zu übernehmen. Mancher wird sich vielleicht wundern, wenn man ihm nun sagt, daß die Leute bei ihrer Religiosität und dem tiefen Ernst, der sich in ihrem Wesen ausspricht, doch heiter und vergnügt sind. Ihre Leutseligkeit hängt damit aufs engste zusammen. Aber man sieht, daß die wahre echte Religiosität, weit entfernt, des Menschen fröhlichen Sinn zu rauben, ihn nur in einer gewissen, der Menschenwürde angemessenen Schranke hält. Ja die Religion erzeugt mit der Ruhe, die sie dem Menschen gewährt, zugleich ein zufriedenes Gefühl, eine Heiterkeit, die sich wohl mit dem ihr eigenen Ernste verträgt. Da, wo die Leidenschaft nie Raum gewinnt, wo Genußsucht nie ihre verderbliche Herrschaft übt, da ist das Leben erst schön, weil es auf eine vernünftige, dem Zwecke des Menschen angemessene Weise genossen wird.

Dies gilt von den Tirolern im allgemeinen, und man wird auch keine Gegend finden, in der diese Züge nicht in der Masse des Volkes stark hervortreten. Einzelne Täler und Gegenden haben ihr Besonderes, das ist nicht zu leugnen, oft auch etwas, was ihnen nicht gerade zum Ruhme gereicht. So z. B. wird

man im Inntale, besonders im unteren Teile, schon mehr ein Hinneigen zum allgemeinen Weltton bemerken, womit die oft beklagte Unsittlichkeit aufs engste zusammenhängt. Im Zillertale ist's wieder ein anderes Element, welches das Volk charakterisiert. Hier ist alles lustig. Gesang und Spiel füllen die leere Zeit aus und eine gewisse Jovialität blickt allenthalben hervor. Mit Freiheit und Geschick versteht man dort zu leben und mit Fremden umzugehen, mehr um zu gefallen, als das ganze Innere zur Schau zu tragen. Dort hat man Gewohnheiten und Bedürfnisse, welche man sonst in Tirol nicht kennt oder doch verabscheut. Überhaupt stehen die Zillertaler bei den übrigen Tirolern nicht eben im besten Ruf. Die Art, wie sie sich in der Fremde benehmen und das Fremde in die Heimat hinüberpflanzen, scheint der Hauptgrund zu sein.

Dazu tritt noch ein anderer Umstand, den ich hier nicht verschweigen will. Wie bekannt, sind in Tirol keine Protestanten ansässig. Das Gesetz duldet sie nicht[1]. Schon von den Zeiten der Neuerer an bildeten die Tiroler die Mauer des Katholizismus von dieser Seite und gestatteten den neuen Lehren durchaus keinen Eingang in ihr Land. Wie gescheit sie daran taten, hat die Folgezeit bewiesen. Das Land hat nicht nur nichts eingebüßt, sondern steht in religiöser und sittlicher Beziehung an der Spitze aller übrigen, und was ihre sonstigen Lebensverhältnisse betrifft, so brauchen sie auch die übrigen keineswegs zu beneiden. Sie sind einfach, fromm, treu ihrem Glauben und ihrer Obrigkeit geblieben, jedenfalls besser, als wenn sie das falsche, irreführende Licht einer neuen Aufklärung unter sich aufgenommen hätten. Damit aber das Land auch das behielte, was es hatte, und wobei man sich so wohl befand, trotz des Geschreis von Pfaffendruck und Möndtum, hatte man ein wachsames Augenmerk darauf, daß nichts von dem unreinen Samen in ihrer Mitte Wurzel fassen konnte. Zeigte sich irgend eine verdächtige Pflanze, so schaffte man sie ohne großen Lärm über die Grenze. So blieb das Land ruhig, und man kann wohl sagen, glücklich, während sonst Deutschland in unseligem Hader sich zerfleischte. Das dauerte bis in die stürmischen Zeiten der französischen Invasion, von der auch Tirol nicht verschont blieb. Indessen hatte man Bayern und Franzosen glücklich wieder über die Grenzen getrieben, das Land wurde wieder ruhiger, obwohl es noch lange dauerte, bis das nach allen Seiten auseinandergetretene Recht wieder in die alte Form zurückgebracht wurde. Beklagt man sich doch jetzt noch darüber, daß noch nicht alles hergestellt sei, wie es eigentlich sein sollte. Das alte und so gut befundene Abschließungssystem wurde indes zu keiner Zeit ganz aufgehoben. Die Bayern hatten es aufrechtgehalten und die Franzosen nicht Zeit gefunden, es abzuschaffen. Allmählich begann man nun doch wieder nach der alten ruhigen Weise zu leben, Handel und Gewerbe gingen ihren gewöhnlichen Gang, und man freute sich der erstrittenen Freiheit wie der ungestörten und ungefährdeten Ausübung der Religion.

---

[1] Bekanntlich wurden diese Verhältnisse, noch 1860 durch kaiserliches Diplom als zu Recht bestehend anerkannt, durch Maßnahmen des liberalen Ministeriums Schmerling 1862 umgestoßen. Über die damalige Bewegung im Tiroler Volke vgl. Pfülf, Bischof v. Ketteler II 162—167.

Da zeigte sich im Zillertale zum erstenmal, daß man an der Väter Religion nicht mehr so eifrig hänge, ja Meinungen geltend zu machen suche, die gar sehr nach Protestantismus schmeckten. Es mußte das Unkraut schon lange im geheimen fortgewuchert haben, denn als man, von oben herab darauf aufmerksam geworden, nun eine strenge Untersuchung einleitete, da fand sich, daß schon ein großer Teil des lustigen Völkchens in die Schlingen eines ebenso tückischen als listigen Feindes geraten war. Die Leute gingen zur Kirche, machten auch noch alle äußeren Zeremonien mit, riefen die Mutter Gottes an und glaubten an die Fürbitte der Heiligen, hatten dabei aber Grundsätze, Glaubenssätze und Meinungen eingesogen, die dem katholischen Wesen schnurstracks zuwiderliefen. In ihrer Mitte befanden sich Personen, die sich über ihre Heimat und ihren Glauben nicht so recht ausweisen konnten oder mochten, kurz die Protestanten hatten versucht, hier ganz im geheimen eine Gemeinde zu bilden [1].

Welcher Mittel sie sich bedienten, mag aus dem Umstande gefolgert werden, daß protestantische Emissäre in Weiberkleidern herumgingen und ihr Wesen trieben, ja, man muß über den Eifer staunen, den sie an Tag legten, wenn man bedenkt, daß protestantische Damen aus einer gewissen Hauptstadt Deutschlands die Mühe nicht scheuten, sich in dieses einsame Tal zu begeben, wahrscheinlich, um die noch junge Pflanze doch ja mit zarten Händen zu pflegen. Das letztere ist durch die Aussage eines höchst achtungswerten Mannes, den ich aber hier nicht nennen will, erwiesen. Als aber Ermahnungen und Belehrungen von seiten der weltlichen und geistlichen Obrigkeit fruchtlos an den Unglücklichen verschwendet waren, da machte man die Strenge des Gesetzes geltend und entbot ihnen, auf einen bestimmten Termin das Land zu verlassen. Ein Teil davon hatte indes noch das Vaterland lieber als die neue Lehre und kehrte zum alten Glauben zurück. Die übrigen verkauften ihre Habe und zogen auf die Einladung der preußischen Regierung ins Brandenburgische. Die das Kind geboren, die mochten es auch erziehen. Als der Zug in Zell sich sammelte und man nun sich anschickte, die geliebte Heimat zu verlassen, um in ein Land zu ziehen, das man noch gar nicht kannte, sollen es herzzerreißende Auftritte gegeben haben. Eine achtzigjährige Frau beschloß auch noch den Zug mitzumachen, als sie sich aber auf den Karren setzte, auf dem sie fortgeführt werden sollte, rührte sie der Schlag und sie starb, noch bevor sie das verheißene Land gesehen. Das Volk aber sah es als ein Strafgericht Gottes an und fluchte denen, die ihre Brüder verführt hatten. Selbst jene, die in ihre neuen Wohnsitze gelangten, sollen sich mit Schmerz der Heimat erinnern, und es gibt selbst Leute in Tirol, die den Tag nicht ferne glauben, an dem sie von Sehnsucht und Reue getrieben, zu der alten Heimat zurückkehren werden. Mit der Strenge des Gesetzes ist aber das Übel noch nicht gänzlich gehoben, und noch in jüngster Zeit will man heimliche Spuren von Umtrieben entdeckt haben. Indessen hat man für einen tüchtigen Klerus gesorgt, der das Vertrauen des

---

[1] Eingehenderes über diese Vorgänge und die ergriffenen Gegenmaßregeln vgl. bei P. Cölestin Wolfsgruber, Friedrich Kardinal Schwarzenberg I, Wien 1906, 189—193 f.

Volkes im allgemeinen wieder gewonnen hat, woran es früher gefehlt haben soll, und man hegt die Hoffnung, daß jede Spur des gegebenen Ärgernisses getilgt werden würde. Durch diese Vorfälle haben die Zillertaler ihren guten Namen in Tirol eingebüßt, und sie werden den Flecken schwerlich wieder auszuwaschen vermögen.

Eigene Erlebnisse oder persönliche Begegnungen treten, wie man sieht, in diesen Reiseschilderungen des jungen Kolping im allgemeinen sehr zurück. Es entspricht ganz seinem bescheidenen und zugleich empfänglichen Sinn, daß er in seinen Beobachtungen ganz aufgeht und die Sache ihm alles, die eigene Person nur recht wenig gilt. Trotzdem verstatten die 150 Kleinoktavseiten des Reisetagebuches manchen Einblick in Kolpings Inneres, der für die Vollendung seines geistigen Abbildes nicht ohne Wert ist.

Vor allem wird man betroffen von dem Ernste, mit dem diese Ferienreise unternommen und bis zu Ende durchgeführt wird, und dies bei einem Studenten, dessen heitere Gemütsart und frischer Humor in den Bekanntenkreisen gern gerühmt wurde. Jahrs zuvor hatte er mit einem Freunde mit jugendlicher Lust die Eifel durchzogen, jetzt aber wirkt bereits auf ihn die Annäherung an den Dienst der Kirche und des Altares. „Wie manches im Leben hat sich geändert!" schreibt er. „Auch ich bin nicht mehr der Alte, ich fühle es. Alles hat für mich einen ernsten Anstrich bekommen. Die Blüten sind abgefallen, die Frucht bildet sich. Möchte sie reifen zum Nutzen meiner Mitbrüder!" Bereicherung des Geistes, Weiterbildung mit Rücksicht auf sein späteres Wirken, zugleich Anregung und Belebung der Frömmigkeit sind der Zweck, den er im Auge hat und der bis zum letzten Tage der Reise ihn völlig im Banne hält. Er hat diese seine Absicht auch wirklich erreicht.

Anderseits kann man sich des Staunens nicht erwehren über die gewaltigen körperlichen Anstrengungen, denen der schwachgebaute Mann, der noch drei Jahre zuvor durch sein Brustleiden am Rand des Grabes stand, sich gewachsen erwies. Zehnstündige Tagesmärsche waren für unsere Tiroler Wanderer die Regel. „Wir haben jetzt die Gewohnheit angenommen", notiert er zum 26. September zu einem Aufbruch in der ersten Morgenfrühe, „noch nüchtern ein oder zwei Stunden zu marschieren, ehe wir etwas genießen. Dann schmeckt's auch. Unser Morgenbrot besteht fast immer in einer Suppe. Unsere Tagereisen sind auf 10 bis 11 Stunden angesetzt, und an dem Plane wird kein Jota geändert." „Heute haben wir beinahe elf Stunden gemacht, meist schlechte Wege", quittiert

das Tagebuch vom 29. September und fügt folgenden Abends nach der Ankunft in Sterzing hinzu: „Von Leyen bis hierher sind wieder zehn Stunden, das sechste Mal, daß diese Tour hintereinander vorkommt, und auf morgen ist schon wieder eine gleiche angesagt.“ Einige Male bei besonders verwegenen und schwierigen Gebirgsmärschen war die Erschöpfung bis aufs äußerste gestiegen, doch hielt man immer treu zusammen und blieb guten Mutes.

Aus jeder Seite des Reiseberichtes spricht die lautere, kindliche Herzensfrömmigkeit. Nicht nur das tägliche Morgengebet, die heilige Messe, die Freude an den Kirchen und Volksandachten lassen den angehenden Priesterkandidaten erkennen, auch im ganzen übrigen Denken und Treiben kommt die religiöse Grundstimmung immer wieder ungezwungen zum Ausdruck. „In Königsdorf“, so notiert er einmal 29. August, „hörte ich eine heilige Messe, die gerade läutete, als ich den Ort erreichte. Mir kam das so gelegen wie ein köstlicher Fund.“ Die leuchtenden Punkte der ganzen sechswöchigen Reise waren und blieben die Besuche an drei geheiligten Stätten: bei Maria von Mörl in Kaltern, bei Domenica Lazari in Capriana und beim Heiligtum des hl. Antonius zu Padua. Von allen drei begnadigten Stätten ging Kolping tief ergriffen hinweg und konnte sich kaum genug darin tun, auf die empfangenen Eindrücke immer wieder zurückzukommen.

Mit großem Zutrauen wandten sich Kolping und seine Gefährten, gleich ihm Studenten aus dem Rheinland, überall zuerst an die Geistlichkeit des Ortes und an die Klöster und überall fand er liebevolles, freundliches Entgegenkommen. Insbesondere nahm P. Alexander Lehner, ein Franziskanerkonventuale aus Würzburg, mit dem die kleine Gesellschaft schon in Verona zusammentraf, sich in Venedig und Padua mit freundlichster Aufmerksamkeit der deutschen Studenten an. Solche sich fast täglich erneuernden Erfahrungen gaben Kolping am 24. September das dankbare Wort in die Feder: „Bis heute waren die besten Menschen, die ich in meinem Leben gefunden, Geistliche, selbst in Italien.“ Wiederholt fanden die wandernden Studenten auf tirolischem wie auf italienischem Boden eine besonders wohlwollende Aufnahme und billige Zeche, sobald sie sich als Theologen zu erkennen gaben. Doch taten sie dies nicht, wo nicht ein besonderer Anlaß sich dazu bot. In einem recht guten Gasthof in Perzine wurden sie sehr freundlich behandelt und kamen ganz wohlfeil durch, weil man sie für „ordentliche Handwerksgesellen“ ansah. Kolping machte dies Vergnügen, so daß er es besonders notierte. Wer ihm damals

vorausgesagt hätte, daß er selbst nur zwölf Jahre später der große Hausherr sein würde für „ordentliche Handwerksgesellen"!

Bei allem Ernste der Lebensanschauung verleugnet sich doch auch im jungen Kolping der Rheinländer nicht, man darf vielmehr sagen, daß er an allen Ecken und Enden zum Vorschein kommt, in den Sympathien, den Urteilen, der Geschmacksrichtung. Einmal, am 29. August, verdrießt ihn die Unterhaltung mit einem Altbayern, der so voll ist von den Vorzügen der eigenen Heimat, daß er über Bayern nichts anderes gestellt sehen will. Tadelnd bemerkt Kolping dazu in sein Tagebuch: „Ich höre gern, wenn der Mensch sein Vaterland lobt, nur sollte er nicht allzu blind im Leben sein. Ich selbst denke nicht allzu gering von unserem herrlichen Rheinlande; indes haben andere Länder Schönheiten, die man umsonst zu Hause sucht; gerade jetzt spüre ich dies vorzüglich."

Insbesondere blickt bei Kolping der echte Sohn der Rheinlande hervor durch seine Vorliebe und die Lebhaftigkeit seines Interesses bei allem, was das Gebiet der kirchlichen Kunst berührt. Dazu mochten die Anregungen etwas beitragen, die damals die Kunststadt München unter König Ludwig I. ihren Besuchern bot. Kolping hatte seit vier Monaten diese erhebenden Eindrücke mit vollen Zügen in sich aufgenommen. Überdies marschierte jetzt an seiner Seite sein intimer Freund, der Landschaftsmaler Müller, den vorwiegend künstlerische Ziele auf diese Wanderschaft geführt hatten und mit dem Kolping alle geistigen Interessen zu teilen liebte. Dies läßt die rege Aufmerksamkeit verstehen, die Kolping auf seiner Wanderung Kunstschöpfungen jeder Art, insbesondere aber den Kirchen und ihrer Ausschmückung zuzuwenden pflegte. Allüberall werden zuerst die Kirchen besucht und studiert und dann im Tagebuch meistens eingehend beschrieben[1]. Der Eifer dabei ist so groß, daß es zuweilen den Anschein von etwas neu Angelerntem, von andern frisch Überkommenem erwecken könnte, was aber dem angehenden Priesterkandidaten sehr wohl anstand.

Etwas anderes aber ist Kolping jedenfalls ureigentümlich, und das ist sein Verständnis und seine Schätzung für menschliche Arbeitsleistung. Kühne Wegebauten, geschickt angelegte Gebirgsstraßen, Felder und Weinberge hohen Bergkronen abgerungen, die fesseln bewundernd seinen Blick. „Diese Straße", so schreibt er über den Kuntersweg bei Bozen, „zeugt von außerordentlicher Ortskenntnis und Ausdauer. Oft mußte der Weg durch den

[1] Mit Rücksicht auf die Stadt Trient schreibt er am 12. September: „In Maria Maggiore ist eine treffliche Orgel, so gut, wie ich seit Köln keine schönere hörte."

überhängenden Felsen gebrochen werden, oft von der einen Seite des Flusses zur andern geführt werden. Jetzt ist er die Hauptstraße für den Handel Tirols. Von unten hat man oft die wildesten Partien, gewinnt der Blick aber ein wenig Raum, so gewahrt man auf diesen unwirtlichen Felsen Weingärten und Felder angelegt." Dies entgeht ihm auch beim Achensee nicht: „Die daran vorbeiführende Straße ist oft mit großer Mühe den Felsen abgerungen, oft ruht sie sogar auf einer hölzernen Unterlage, so daß man neben und über sich nur schroffe Felswände, zur andern Seite aber den tiefblauen See erblickt." In Roveredo schaut er lange beobachtend den Vorgängen der Seidengewinnung zu, in St Ulrich im Grödnertal mustert er aufmerksam die Lager der Schnitzarbeiten, in Venedig setzt er einen ganzen Vormittag daran, das Arsenal zu besichtigen und die Arbeiten beim Schiffsbau zu studieren. „Man muß staunen", meinte er dazu, „über die Größe und Kostspieligkeit einer solchen Arbeit. Indessen weiß ich nun doch auch, wie das zugeht." Alle Kunstherrlichkeiten der Lagunenstadt konnten ihn daher auch nicht abhalten, trotz Knappheit der Zeit und Knappheit der Börse einen Nachmittag und ein entsprechendes Trinkgeld zu opfern, um auf der Insel Murano die Perlenfabrikation sich genauer anzusehen, hier mit dem gleichen befriedigenden Resultat: „Ich weiß nun doch auch, wie es da aussieht; viel Merkwürdiges und Interessantes!"

So bietet die anmutende Reisebeschreibung des 28jährigen Studenten, obgleich durchaus nicht als Spiegelbild der eigenen Persönlichkeit gedacht, sondern zum sachlichen Bericht und zur Unterhaltungslesung für einen gleichgesinnten Freundeskreis bestimmt, gleichwohl nicht wenige treuherzige, liebenswürdige, kernige oder erhebende Züge, an welchen man den nachmaligen Gesellenvater, mit allem Anziehenden, was er hatte, leicht wiedererkennt. Er hat später bei seinen schriftstellerischen Hervorbringungen manches gut verwerten können, was in seinen Tagebüchern und insbesondere in seinem Reiseberichte von 1841 aufgezeichnet stand. Aber was weit bedeutungsvoller war, diese Aufzeichnungen selbst sind für ihn eine gute Schule und eine ermutigende Probe gewesen für das, was er als Schilderer und Erzähler leisten könne. Diese jugendlichen Aufzeichnungen haben Adolf Kolping zum Volksschriftsteller gemacht.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Unser Kampf um die Bühne.

Bekanntlich ist es noch nicht so sehr lange her, daß es auch in Deutschland hervorragende Katholiken gab, die das Theater in Bausch und Bogen verurteilten. Nicht bloß die Auswüchse, sondern das Bühnenspiel an sich. Friedrich Leopold Stolberg erklärte sich im Jahre 1808 in einem Brief an die Mutter der damals zehnjährigen Annette Droste-Hülshoff auch dann gegen dramatische Aufführungen, wenn ein Stück ganz ausnahmsweise nichts enthalte, was das Kind ihr nicht vorlesen dürfte. Denn „das bloße Vorstellen" sei „jedem Menschen" gefährlich, „mehr als Männern den Frauen, mehr als diesen den Mädchen ..." Später setzte Stolberg in seiner Schrift: „Beherzigungen über die Schauspiele, sowohl über die öffentliche Bühne als auch insbesondere über die Vorstellungen in den Wohnungen", diesen allzu unterschiedslosen, wenn auch von den edelsten Absichten beseelten Widerstand fort. Janssen berichtet darüber im Leben Stolbergs (II 146 ff) ausführlich. Möhler meinte in seiner berühmten „Symbolik" (§ 70), „mit der fortschreitenden Geistesentwicklung" werde das Theater „wohl gewiß untergehen"; dann werde man die Quäker als Chorführer derer preisen, „die gleich ihnen, wenn auch gerade nicht aus denselben Motiven, in Masse dem Theater entsagen wie einer Kinderpuppe und sein Vergnügen dem Pöbel gleichgültig preisgeben".

Heute würde wohl jeder deutsche Katholik in der gleichgültigen Preisgabe der Bühne nicht einen Fortschritt, sondern einen Verfall der geistigen Entwicklung sehen. Die milderen und richtigeren Anschauungen, die sich neben den überstrengen immer behauptet hatten, sind dank der zunehmenden Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse allmählich zur Alleinherrschaft gelangt. Im Jahre 1854 schrieb Eichendorff am Schlusse seiner Aufsätze „Zur Geschichte des Dramas", es sei „ohne Zweifel von der höchsten Wichtigkeit, diese moderne Volksschule möglichst zu reformieren oder doch wenigstens unschädlich zu machen". Dieselbe Ansicht sprach der Speyrer Domherr und Dichter Wilhelm Molitor 1866 in den „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren" aus. Am ausführlichsten und zuverlässigsten, wenn auch nach der ästhetischen Seite hin nicht immer glücklich, lieferte der

gelehrte mährische Pfarrer Dr Anton Stára 1887 in der Tübinger „Theologischen Quartalschrift“ und 1893 in seiner „Dramaturgie, dargestellt nach katholischen Grundsätzen“, den Beweis, daß die Vernachlässigung des Theaters weder der Kirchengeschichte noch dem echten Geiste der katholischen Lehre entspricht. Seitdem sind im deutschen Sprachgebiet fast unaufhörlich Stimmen laut geworden, die einen stärkeren Einfluß der Katholiken auf die Bühne aus literarischen oder aus allgemein sozialen Erwägungen fordern.

Gerade in der letzten Zeit ist die Frage in der „Österreichischen Frauenwelt“ (1912, 11. Heft), in der „Augsburger Postzeitung“ (1912, Nr 372; 1913, Nr 19 und 42), im „Aar“ (1913, 7. Heft) und im „Gral“ (1913, 7. Heft) lebhaft erörtert worden. Mit Ausnahme des Artikels von Dr Hildegard Burjan in der „Frauenwelt“, der aus einer verheißungsvoll begonnenen Arbeit zur Hebung der Wiener Theaterverhältnisse erwachsen ist, sind alle diese Meinungsäußerungen zunächst durch das unerhörte Ereignis veranlaßt worden, daß ein Werk eines katholischen Priesters, die auch in dieser Zeitschrift (LXXXIV 334) gewürdigte Tragödie „Dido“ von Alois Außerer, am Stadttheater in Salzburg mit bemerkenswertem Erfolg aufgeführt worden ist. Daher mag es gekommen sein, daß die Auseinandersetzungen sich fast mehr um die katholischen Dramatiker drehten, als um die katholischen Zuschauer. Man verquickte zwei Dinge, die allerdings sehr viel miteinander zu tun haben, die aber doch zwei Dinge und keineswegs gleich wichtige Dinge sind. Wäre es nicht besser, wir richteten unsere ganze Kraft zunächst auf eins von den beiden?

All unser Mühen um ein katholisches Drama ist weder des Erfolges so sicher, noch einstweilen so bitter notwendig wie die geschlossene Abwehr des ungeheuren Verderbens, mit dem der heutige Theaterbetrieb unser ganzes Volk bedroht!

Dietrich v. Oertzen erklärte auf Grund von Erfahrungen, die er als Berliner Theaterkritiker gemacht hatte, im Juli 1908 in der protestantischen Zeitschrift „Glauben und Wissen“, es müsse zugegeben werden, „daß der weitaus größte Teil des deutschen Bühnenwesens sich in einem solchen Zustande der Fäulnis und Verkommenheit befindet, daß jede Berührung damit eine sittliche Ansteckungsgefahr bedeutet“. In Berlin seien drei Viertel aller Vorstellungen der Art, „daß sie christliche Denkweise und Sitte nicht bauen helfen, sondern zerstören“. So sehe es an den „besseren“ Bühnen aus; andere, vielleicht die Mehrzahl, ständen „direkt im Dienste des Lasters“. Dieses harte Urteil ist durchaus nicht vereinzelt. Beispielsweise bewies

Pastor Elger im evangelischen Sittlichkeitsverein zu Köln im November 1908 nach einem Berichte der „Kölnischen Volkszeitung“ (Nr 1021) durch eine lange Reihe von Inhaltsangaben, daß auf der Bühne das Laster fast nie verurteilt, daß es vielmehr als natürlich hingestellt und oft sogar verherrlicht wird. Ähnlich schwere Anklagen hat erst vor einem halben Jahr ein führender Kritiker Münchens, Alfred Freiherr v. Mensi, in der ersten Nummer der „Bayerischen Staatszeitung“ erhoben. Über die unbedingte Schädlichkeit sehr vieler Theater herrscht denn auch unter anständig Denkenden nicht der leiseste Zweifel. Handelt es sich dagegen um „bessere“ Bühnen und literarisch anspruchsvolle Werke, so geben sich nur allzu viele der traurigsten Täuschung hin. Der Einfluß, der von Dramen wie „Professor Bernhardi“ oder „Der gute Ruf“ ausgeht, müßte uns doch geradezu erschrecken! Diese Stücke stehen ja wohl, soweit Dichter von ansehnlicher Vergangenheit in Frage kommen, unter den Neuheiten des letzten Winters in der vordersten Reihe. Allein in Berlin ist „Der gute Ruf“ an die hundertmal, „Professor Bernhardi“ mehr als doppelt so oft gespielt worden, und beide Dramen sind auch anderswo in deutschen Landen über die Bretter gegangen. Die österreichische Polizei hat „Professor Bernhardi“ verboten, vielleicht weil sie die von Schnitzler beliebte politische Satire nicht dulden konnte. Aber nicht deshalb soll diese „Komödie“ hier zur Kennzeichnung einer ganzen Klasse gefährlicher Bühnenwerke dienen, sondern weil sie einen Irrtum befestigen hilft, der schon an sehr vielen Sterbebetten zu einem entsetzlichen Verhängnis geworden ist.

Im Sanatorium des Wiener Professors Bernhardi liegt ein achtzehnjähriges Mädchen, das sich durch einen verbrecherischen Eingriff eine Blutvergiftung zugezogen hat. Die Kranke wird in wenigen Minuten sterben. Aber sie befindet sich in der sog. Euphorie, d. h. sie fühlt sich gesund und meint, sogleich werde ihr Geliebter kommen und sie abholen. Daher verbietet der Professor dem Pfarrer, der die Sterbesakramente spenden will, den Eintritt ins Krankenzimmer, denn der Anblick des Priesters werde das ahnungslose Mädchen erschrecken und vielleicht das Ende beschleunigen. Während der kurzen Auseinandersetzung darüber stirbt die Ärmste. Nun bemächtigt sich die Parteipolitik des Falles. Bernhardi ist Jude. Seine Tat, zu der er sich als Arzt verpflichtet glaubte, wird durch falsches Zeugnis zu einem beabsichtigten Angriff auf die Kirche verdreht und als „Religionsstörung“ mit zwei Monaten Gefängnis bestraft. Am Abend des Verhandlungstages besucht der Pfarrer den Professor und gesteht ihm

zu, daß an sich ein Arzt in diesem Fall das Recht habe, den Priester zurückzuweisen. Bernhardi hat dieser Überzeugung unnachgiebig die freundschaftlichen Beziehungen zu manchen seiner Kollegen und sogar den Direktorposten an dem von ihm begründeten Sanatorium geopfert — aber am Schluß behält er doch nicht recht; sondern recht gibt der Dichter nur dem lustigen Hofrat, der es für „das Beste, ja das einzig Anständige" erklärt, „wenn unsereiner sich in solche . . . G'schichten gar nicht hineinmischt", denn es komme nichts heraus dabei. Wollte man immerfort „das Richtige" tun, „so säße man sicher noch vorm Nachtmahl im Kriminal". Bernhardi wendet ein: „Sie in meinem Fall hätten genau so gehandelt." „Möglich", antwortet der Hofrat, „da wär' ich halt — entschuldigen schon, Herr Professor, — grad' so ein Viech gewesen wie Sie." Das sind die letzten Worte des Stückes.

Da wird also erstens der ironisch lächelnden Gesinnungslosigkeit ein Triumph bereitet, der unserer charakterarmen Zeit wahrhaftig nicht zum Heile gereicht. Da wird zweitens als etwas ganz Selbstverständliches eine Anschauung vertreten, von der jeder gläubige Bekenner einer positiven Religion sagen muß, daß sie ein grausamer Frevel am ewigen Glücke vieler Seelen ist. Sogar vom Standpunkte Bernhardis aus müßte seine Handlungsweise nach den im Drama liegenden Voraussetzungen als schweres Unrecht erscheinen. Im dritten Akt erklärt der trocken wissenschaftliche Professor Cyprian, der Bernhardis Vorgehen verteidigt: „In allen Fällen, wo ein Priester von dem Sterbenden oder dessen Verwandten gewünscht wird, hat auch nie ein Arzt ihm den Eintritt verweigert. Aber das Erscheinen des Priesters am Krankenbett gegen den Willen des Sterbenden oder gegen die wohlbegründeten Bedenken desjenigen, der in der letzten Stunde für ihn verantwortlich ist, muß als ein zum mindesten unstatthafter Übergriff kirchlicher — Fürsorge bezeichnet werden, den abzuwehren in bestimmten Fällen nicht nur erlaubt ist, sondern zur Pflicht werden kann. Und solch ein Fall, meine Herren, ist es, dem wir hier gegenüberstehen." Nein, solch einem Fall stehen wir nicht gegenüber! Daß die Kranke nicht ausdrücklich nach einem Priester verlangt und für den Augenblick „reuelos" ist, kommt nur daher, daß sie sich in der Täuschung befindet, sie werde bald wieder gesund sein. Dabei bleibt aber die Grundrichtung ihres Willens, nicht ohne den Empfang der Sakramente zu sterben, in voller Kraft bestehen. Das zeigt sich sofort, als die Schwester ihr ohne Wissen des Direktors meldet, der Pfarrer komme sie besuchen. Da weigert sie

sich nicht, ihn zu empfangen, sondern sie erschrickt und sagt: „Muß ich denn wirklich sterben?" Sie weiß sich im Zustand schwerer Sünde und würde daher auf die Frage, ob sie ohne Beicht ins Jenseits gehen wolle, sicher antworten: Um keinen Preis! Jedenfalls hat Bernhardi nach Lage der Dinge nicht den mindesten Anlaß, daran zu zweifeln. Er handelt also gegen den eigentlichen Willen der Kranken, als er den Pfarrer nicht zu ihr läßt. Wie er selber über Unsterblichkeit und Sakramente denkt, kommt dabei gar nicht in Betracht. Denn offenbar steht dem Arzt über das religiöse Verhalten seiner Kranken ebensowenig ein Bestimmungsrecht zu, wie etwa über ihr Vermögen. Wo bliebe ferner die staatsrechtlich verbürgte Freiheit der katholischen Kirche, wenn sie ihren Mitgliedern ungehindert nicht einmal die Hilfe leisten könnte, die nach der Lehre des Glaubens dringende Notwendigkeit ist?

Und nun kommt Schnitzler und läßt ein Verfahren, wodurch das heiligste Recht der Kranken und der Kirche bekanntermaßen nur allzu oft schmählich verletzt wird, als ganz selbstverständliche Pflicht erscheinen, läßt sogar den Pfarrer mit allem Nachdruck ehrlicher Überzeugung erklären, daß Bernhardi, wenn auch tatsächlich unter dem geheimen Druck seiner ungläubigen Weltanschauung, so doch grundsätzlich „vollkommen korrekt" gehandelt habe, daß er „als Arzt" nicht anders habe handeln können! Das sagt keine Karikatur von einem Priester, sondern ein Mann „mit energischen, klugen Zügen", der nach der Absicht des Dichters eine würdige und gewinnende Rolle spielen soll! Und wie hier über die Rechte des Seelsorgers, so werden in zahllosen andern Theaterstücken über die Notwendigkeit der Religion, über Christus und die Geschichte seiner Kirche, über die Unsterblichkeit, die Ehe, das Duell die schlimmsten Irrtümer verführerisch dargestellt und als Selbstverständlichkeiten in weite Volkskreise getragen.

So unberechenbar indes der Schaden ist, den solche Werke mit ihrer in Hunderten von Vorstellungen sich wiederholenden Begriffsverwirrung anrichten, kaum geringeres Verderben stiften die fast noch zahlreicheren Dramen von der Art des Sudermannschen Schauspiels „Der gute Ruf". Da zeigt sich der Geheime Kommerzienrat Weißegger ängstlich besorgt für die unbescholtene Ehre seines Hauses — ruiniert aber erbarmungslos seine Konkurrenz und hält sich ständig einen verlumpten Adeligen als „Amüsierfritze", der die auswärtige Kundschaft in die erwünschten Nachtlokale führen muß. Die Frau dieses Barons streitet sich mit der Frau des Kommerzienrates

um einen jungen Wüstling, dessen Vater, Teilhaber der Weißeggerschen Unternehmungen, ein ausgemergelter, immer noch unersättlicher Lebemann ist. Diese Personen, deren Gespräche natürlich ganz auf der Höhe ihres Charakters sind, stellen sich nun an, als ob sie die wirklich vornehme Welt wären. Und das ist dann die Gesellschaft, die ein „besseres" Theater Abend um Abend seinen Besuchern glaubt bieten zu dürfen!

Die „empörende Roheit", die in solchen Zumutungen liegt, hat der französische Akademiker René Doumic am 15. Juli 1911 in der Revue des deux mondes mit scharfen Worten zurückgewiesen. Als im Jahre 1866 der liberale Politiker und Journalist Jean Jacques Weiß in derselben Zeitschrift das gleiche Übel bekämpfte, betonte er genau wie Doumic mit vollem Recht, daß Zuschauer, die fortwährend sittlich minderwertige Personen auf der Bühne sehen, nicht im stande sind, sich einen lautern und starken Charakter zu bewahren. „Betrachten Sie", sagt er, (1866, I 788), „den Saal bei der Aufführung eines erfolgreichen Stückes! Wenn da auf der Bühne eine liebenswürdige Frau ihrem Herrn und Gemahl ganz gemütlich Dinge sagt, daß der gutmütigste Mann sie mit Fug und Recht ohne Erklärungen abzuwarten zum Fenster hinauswerfen müßte, dann rufen gerade die Männer am überzeugtesten Bravo." Das entsprechende Bild von heute ist womöglich noch abstoßender. Eloesser erzählt in seiner Kritik des Sudermannschen Stückes im „Literarischen Echo" (XV 616), bei dem widerlich verlogenen Streit der zwei Frauen um denselben Geliebten hätten „mehrere kluge Damen im Parkett" einander „durch ein Kopfnicken" bestätigt, daß die Darstellung stimme.

Alle Kenner sind sich einig, daß im Theater eine ganze Reihe psychologischer Ursachen darauf hinwirkt, das Geschaute und Gehörte der Seele so tief einzuprägen, daß es selbst da zu bestimmenden Lebensmächten wird, wo die Religion noch nicht ihren Einfluß verloren hat. Schillers berühmtes Wort an die Künstler gilt nicht zuletzt für die Künstler der Bühne:

> Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
> Bewahret sie!
> Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

Dem Bewußtsein der Gegenwart ist diese Mahnung so sehr entschwunden, daß die sozialdemokratische „Münchener Post" unter voller Billigung der „Allgemeinen Rundschau" (X 35) die Philosophie des diesjährigen Neujahrsstückes einer Kgl. Bayerischen Hofbühne in die Worte fassen konnte: „Lebensanschauung, Gesinnung, Pflicht, Arbeit: Quatsch!"

Daß solchen Zuständen möglichst bald ein Ende gemacht werden muß, ist klar. Daß wir dabei weder in erster noch in zweiter Linie auf katholische Stücke rechnen dürfen, sollte ebenfalls klar sein. Niemand leugnet, daß die Zahl bühnenwirksamer katholischer Dramen dank der Ungunst der Verhältnisse noch recht klein ist. Ein zuverlässiges Mittel, diese Zahl zu vergrößern oder gar schnell zu vergrößern, gibt es bekanntlich nicht, denn Dichter müssen geboren werden. Außerdem wird auch der Kühnste nicht behaupten wollen, daß unsere katholischen Dichter gegebenen Falls viel mehr neue Dramen auf die Bühne bringen könnten als die jetzigen, zum weitaus überwiegenden Teil nicht katholischen Dramatiker. Nun sind aber z. B. im Jahre 1912 in München bei den Hoftheatern von 442 eingereichten Stücken nur 3 % angenommen worden. Bei großen städtischen oder privaten Bühnen klingen die Zahlen, die Karl Wolff, der Dramaturg der bayerischen Hoftheater, in den „Münchener Neuesten Nachrichten" (1913, Nr 47) mitteilt, noch entmutigender: von 800 bis 1000 Stücken, die jährlich angeboten werden, kommen nur 8 bis 10 zur Aufführung. Wenn wir uns also darauf gefaßt machen müssen, daß 30 oder gar 100 katholische Stücke zu schreiben sind, ehe eines gespielt werden kann, dann sollten wir doch eine so unvorteilhafte Anlage unseres Kräftekapitals nach Möglichkeit umgehen. Wer aus wirklicher innerer Notwendigkeit Dramen schafft, den vermögen wir nicht zu hindern; wer aber nicht bloß diese eine Saite auf seiner Geige hat, dem winken im Dienste der katholischen Sache lohnendere Aufgaben.

Übrigens ist gegen einen Bühnenspielplan mit nicht katholischen Stücken ebensowenig einzuwenden, wie gegen die Pflege der heidnischen Klassiker am humanistischen Gymnasium. Wir erkennen doch alle an, daß echte Kunst an sich schon eine sittliche Wirkung ausübt. Der Kapuzinerpater Dr Magnus Künzle hat das in seinem vorzüglichen Buch „Ethik und Ästhetik", besonders in den Schlußkapiteln über die Aufgabe des Schönen, mit fachmännischer Sicherheit lichtvoll dargelegt. Sogar bloße Unterhaltungsstücke haben als solche einen nicht zu verachtenden sittlichen Wert. Der französische Moralist P. Castillon S. J. rechtfertigte im Jahre 1909 in den Pariser Études (CXXI 742) ausdrücklich auch eine Literatur, die „nichts will, als anständig und heiter unterhalten". „Ist es denn nicht wahr", sagt er mit Recht, „daß man wenigstens mittelbar an der Erziehung und Besserung des Menschen arbeitet, wenn man seine Fähigkeiten ausbildet, wenn man seinen Verstand bereichern, seinen Erkenntnistrieb wecken, sein

Urteil gegen Verdrehung und Täuschung sichern hilft, wenn man seine Sinne schärft, sie für das Gute und Schöne empfänglicher macht, wenn man durch die abspannende Erholung seine seelische Gesundheit und Kraft und Einheit erhöht?"

Sind in einem Stück Einzelheiten zu beanstanden, so ist es deshalb noch nicht unbrauchbar. Die katholische Moraltheologie hält wie jede vernünftige Sittenlehre daran fest, daß durch kleinere Mängel eine sonst gute Handlung nicht einfach schlecht wird. Unter Umständen könnten wir die mancherorts übliche Sitte, zugleich mit dem Theaterzettel Erläuterungen zu bieten, bei unsern Veranstaltungen dazu benutzen, geschichtliche oder gedankliche Irrtümer durch gediegene Aufklärung unschädlich zu machen. Und wenn ein Drama Anschauungen oder Szenen enthält, die das Gewissen der Spieler oder der Zuschauer schwer gefährden könnten, läßt sich vielleicht durch Streichungen ein sonst wertvolles Werk doch noch für die Aufführung retten. Auch an den freiesten öffentlichen Bühnen herrscht ja der Brauch, aus Gründen der Technik, des Geschäftes, der Politik, des Anstandes sogar in klassischen Stücken manches wegzulassen.

Nehmen wir nach diesen Richtlinien zu den anerkannten Werken unserer eigenen Dichter alles Brauchbare aus andern Lagern, sei es alt oder neu, dann ist der Bedarf an Dramen ohne Kraftvergeudung schnell gedeckt. So sehr wir daher eine Blüte des katholischen Dramas nicht nur um der Religion und Sitte, sondern auch um der Kunst willen wünschen müssen — in dem Kampf um die Gesundung des Theaters dürfen wir uns dieser Sorge vorerst entschlagen. Ohne über die Ursachen des Mangels an neueren ausgesprochen katholischen Stücken zu streiten, können wir uns ungeteilt gegen das riesengroß gewordene Verderben wenden.

Und da ist es billig, daß die Presse, da sie eine so gewaltige Macht besitzt, einen bedeutenden Teil dieser ebenso ehrenvollen wie notwendigen Arbeit auf sich nehme. Leider hat sie bis jetzt dieser Forderung nicht ganz entsprochen. Ein Mann, dem Jahrzehnte treuer Arbeit das Recht zu einem offenen Worte gaben, Dr Armin Kausen, hat einen Monat vor seinem Tode in der „Allgemeinen Rundschau" (X 122) geschrieben: „Viele katholische Blätter stehen unentwegt auf der Wacht und erfüllen ihre Pflicht, wenn auch grollendes Stirnrunzeln oder noch Schlimmeres seitens der Theaterdirektionen in Aussicht steht. Aber anderseits nimmt die laxere Methode in einem Teile der katholischen Presse allmählich derartige Dimensionen an, daß dagegen einmal ein sehr kräftiges Wort gesagt werden muß. Es gibt

keine doppelte Moral: über und unter dem ‚Strich', im Leben und auf der Bühne. In allem Grundsätzlichen muß unerbittliche Übereinstimmung herrschen. Der ‚Allgemeinen Rundschau' liegen in großer Zahl merkwürdige Zeitungsausschnitte über Bühnenaufführungen vor. Wenn man es nicht schwarz auf weiß sähe, würde man es nicht glauben, daß eine so leichte, fast leichtfertige Auffassung in Blättern Raum finden konnte, die in Leitartikeln und an andern Stellen kühne Lanzen für strenge Sitte und christliche Ehrbarkeit brechen." Die Verantwortung, die bei der heute herrschenden Ungebundenheit auf dem Theaterreferenten ruht, ist so schwer, daß dieses Amt nur unbedingt zuverlässigen Männern übertragen werden darf. Geschieht das nicht, dann müssen sich die Abonnenten erinnern, daß auch sie eine Macht über ihr Blatt besitzen. Im Jahre 1908 hat Kausen in der „Allgemeinen Rundschau" (V 721) mit Sperrdruck die Mahnung des Protestanten Dietrich v. Oertzen wiedergegeben, „jeder Leser einer christlichen Tageszeitung" solle „die Redaktion dazu anhalten, daß ihre Theaterkritiker nicht nur dramaturgisch hin- und herreden, sondern in erster Linie auch sittliche Maßstäbe anlegen, und das nicht nur mit jener liebenswürdigen Milde, die immer an das Freibillet denkt, sondern mit dem Ernst und mit der Strenge des Richters, der einer unerbittlichen Pflicht gerecht wird".

Auf eine andere wirksame Hilfe zur Säuberung der Bühne hat Philipp Wasserburg (= Philipp Laicus) 1880 in den „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren" hingewiesen, als er (S. 228) an den Einfluß erinnerte, den „kommunale wie politische Vertretung äußern kann". In der Tat bietet sich bei der Erteilung der Theaterkonzession, bei der Zensur, bei der Verpachtung oder Verwaltung städtischer Bühnen, bei der Bewilligung städtischer oder staatlicher Gelder pflichtbewußten Beamten und Volksvertretern eine Fülle von Möglichkeiten, das Recht der Religion und der Sittlichkeit zu wahren. Wie eine Zuschrift an die „Germania" (1913, Nr 150, Beilage) gelegentlich der Osteraufführung im Stadttheater zu Freiburg im Breisgau beweist, gibt es noch Bühnen, die dem Empfinden der katholischen Bevölkerung entgegenkommen: wo das Gerechtigkeitsgefühl dazu nicht von selber ausreicht, ist die Anwendung gesetzmäßiger Zwangsmittel nicht nur nicht verwerflich, sondern geradezu geboten.

Natürlich ist das bloße Erholungsbedürfnis kein ausreichender Grund, eine Vorstellung zu besuchen, in der dem Glauben oder der Sittlichkeit schwere Gefahr droht. Bei gutem Willen wird man sich fast immer im

voraus über die sittliche Höhe des Stückes und des Theaters vergewissern können. In Frankreich ist sogar eine eigene Zeitschrift gegründet worden, in der alle Neuheiten der Pariser Theater und auch manche von andern französischen wie ausländischen Bühnen gerade unter dieser Rücksicht besprochen werden. Dadurch sind gegebenen Falles auch die Zeitungen des Auslandes in den Stand gesetzt, gegen den Besuch ungehöriger Aufführungen schon vorher in kluger Weise Stimmung zu machen. Wer aber ohne seine Schuld in eine anstößige Vorstellung geraten ist, der möge sich an das Beispiel erinnern, das nach dem „Volkswart" (II 119) der amerikanische Präsident Taft 1909 in Washington gegeben hat. Er war zu einer Komödie eingeladen worden. Die Veranstalter werden also geglaubt haben, ihr Stück sei nicht einfachhin gemein. Trotzdem erschienen dem Präsidenten schon im ersten Akt einige Szenen so stark naturalistisch, daß er nach dem Fallen des Vorhanges seine Loge verließ und sich weigerte, das Drama bis zu Ende anzuhören. Ungefähr um dieselbe Zeit hat die deutsche Kaiserin ihre sittliche Entrüstung über eine Opernszene ebenso ungescheut kundgegeben. Warum sollten Damen und Herren der Gesellschaft nicht denselben Mut besitzen? Wenn alle wirklich vornehmen Kreise zusammenhalten, so stellen sie eine Macht dar, mit der wenigstens die künstlerisch ernst zu nehmende Bühne rechnen muß. Dazu bedarf es keiner besondern Vereinigung; es braucht in Zukunft nur unerbittlich zum guten Ton gerechnet zu werden, auch im Theater seine Würde zu wahren. Wer im Theater statt Kunst niedrigen Sinnenreiz sucht, wer feige seine heiligsten Überzeugungen verhöhnen läßt, der kann gesellschaftlich nicht für voll genommen werden. Abonnenten oder gelegentliche Besucher von besonderem Einfluß müssen sich über jede Rücksichtslosigkeit bei der Bühnenleitung beschweren und je nach Umständen auch eine öffentliche Rüge in der Presse veranlassen. Leider gibt es ja in allen Schichten jene bemitleidenswerten Gestalten, denen ein schamloses Theater gerade nach Wunsch ist, allein wie der in den letzten Jahren lebhaft geführte Kampf gegen die Unsittlichkeit bewiesen hat, sind die anständigen Leute doch nicht so gering an Zahl, daß sich ein Theaterdirektor, wenn sie nur einig vorgehen, um sie nicht zu kümmern brauchte, zumal da einstweilen das Geschäft im Bühnengewerbe durchaus nicht glänzend steht.

Aber auch die besten Abwehrmittel werden so lange ungenügend sein, bis jedem, der ins Theater gehen will, eine entsprechende Anzahl einwandfreier Vorstellungen geboten wird. Dieser Aufgabe ist das Vereinstheater nicht gewachsen, denn da läßt sich niemals jene künstlerische Vollendung

erzielen, die den ganzen Gehalt einer dramatischen Dichtung ausschöpft. Und es wäre doch unbegreiflich, wenn wir das Höchste gerade dem gutgesinnten Teil der Bevölkerung vorenthalten, wenn wir das Mächtigste gerade dem Dienst der besten Sache entziehen wollten. Wo sind übrigens die Vereine, deren Mitglieder sich trotz anderweitiger Gelegenheit mit ihrer Vereinsbühne begnügen? Nein, unser Kampf um die Bühne ist ein Kampf um die Berufsbühne!

An eigene Theater brauchen wir dabei vorerst noch nicht zu denken. Die wären ja ohnehin nur in den größten Städten möglich. Selbst in Berlin hat die nach Zehntausenden zählende Vereinigung der „Neuen Freien Volksbühne" ihre Vorstellungen lange Jahre in fremden Theatern veranstalten müssen, bis sie 1910 eine Bühne ausschließlich für ihre Zwecke mieten konnte. Ein vollständig eigenes Haus baut sie erst jetzt, nachdem ihr die Stadt zwei Millionen Mark geliehen hat. Wir können nicht mit dem anfangen wollen, was so rührige Leute unter günstigeren Verhältnissen, als sie uns beschieden sind, nur ganz allmählich erreicht haben. Wir müssen vielmehr endlich ernsthaft den Weg betreten, auf dem bisher alle Erfolge erzielt worden sind: wir müssen das einzige, worauf es ankommt, das Geld, durch Vereinigung herbeischaffen, d. h. wir müssen bereits bestehenden Theatern oder Truppen für die nötige Zahl von Zuschauern bürgen, dann bieten sie uns willig und billig die Kunst, die wir brauchen.

P. Expeditus Schmidt O. F. M. hat schon im Jahre 1900 in der damals von Kausen geleiteten „Wahrheit" auf das Beispiel der Sozialdemokratie aufmerksam gemacht, an das an den oben angeführten Stellen nun auch die „Augsburger Postzeitung" und der „Gral" erinnern. Bekanntlich haben sich die sozialistisch organisierten Arbeiter selbst in mittleren und kleinen Städten zu außerordentlich geringen Preisen regelmäßige Aufführungen klassischer und moderner Dramen gesichert. Die von einigen sozialdemokratischen Abgeordneten für die arbeitenden Klassen gegründete „Wiener Freie Volksbühne" wird sogar vom Unterrichtsministerium unterstützt. Im Jahre 1910 wurde in der „Neuen Zeit" (I 436—439) ein Plan dargelegt, nach dem in Schleswig-Holstein, also in einer Provinz, die außer Kiel keine Großstadt besitzt, eine Truppe von Berufsschauspielern an jedem bedeutenderen Ort zwei- bis viermal im Monat gegen ein Eintrittsgeld von 40 Pfennig spielen konnte. Vereinzelt haben ja christliche Gewerkschaften und katholische Vereine bereits ähnliche Veranstaltungen

getroffen, und auch die Berliner Calderongesellschaft erwirbt sich erfreuliche Verdienste. Aber wie weite Gebiete sind noch schutzlos der Flut preisgegeben, die Jahr um Jahr verwüstend über sie hinrollt!

Und die Rettung wäre so leicht! Hardy Keiter erzählt in der „Augsburger Postzeitung" (1913, Nr 42), in einer katholischen Stadt von 50 000 Einwohnern gäben die „Freien Gewerkschaften" seit 1910 jeden Winter sechs Vorstellungen, und dafür habe einmal die Direktion, obschon der Eintrittspreis nur 15—60 Pfennig betrage, ein eigenes Drama einstudieren lassen. Was könnten also erst wir Katholiken erreichen, wenn die Hunderttausende jeden Geschlechtes und Alters, die in unsern blühenden Vereinen aller Art zusammengeschlossen sind, sich endlich einmal wirksam auf die Wichtigkeit von Theaterverbänden besinnen wollten! Für die Sache, um die es sich hier handelt, kommen natürlich nicht bloß Arbeiter in Betracht. Julius Bab schrieb über die Berliner „Neue Freie Volksbühne" in der „Neuen Rundschau" (1913, I 425): „Dieser Verein beweist, daß eine geistige Bewegung heute auch außerhalb des Parteiprogramms möglich ist. Denn obwohl er neben Akademikern, Beamten, Kleinbürgern, Kaufleuten einen Hauptstamm von Industriearbeitern umfaßt, ist er doch nicht die Sache einer ‚Arbeiterbewegung', sondern eine freie Vereinigung von Menschen, die den gemeinsamen Genuß dramatischer Kunst wollen, und die sich Mittel und Wege dazu selber erschaffen."

Bei uns würde der Wille zu lauterer Kunst um so leichter alle Klüfte zwischen Gesellschaftsklassen und Sonderbestrebungen überbrücken, als wir das Bewußtsein hätten, durch einen starken Theaterverband zugleich der Religion und der guten Sitte einen nicht geringen Dienst zu leisten. Und da die von uns ermöglichten Vorstellungen auch denen offen stehen könnten, die nicht zum Verbande gehören, so bekäme dann wirklich nach und nach das ganze Volk die unschätzbare Gelegenheit, ohne schwer erschwingliche Preise und doch in standesmäßiger Abstufung — die auch durch das Eintrittsgeld geregelt werden könnte — all die echten Werte zu genießen, die in den dramatischen Kunstwerken der Weltliteratur beschlossen liegen. Diese Aufgabe kann den Zwecken selbst des frömmsten Vereines ebensowenig widersprechen wie der Kampf gegen Unsittlichkeit und Unglauben überhaupt. „Es würde", sagt auch P. Baumgartner (Staatslexikon der Görresgesellschaft V³ 402), „bei weitem richtiger und fruchtreicher sein, durch Pflege und Förderung guter Theater die Schauspielkunst ihrem wahren Ziel zuzuführen, als durch bloße Abwehr und Abstinenz den Mißbrauch

der Kunst teilweise zu hindern oder einzuschränken und das Theater selbst in weitem Umfang feindseligen Kreisen zu überlassen."

Am 4. Juli 1900 begann der bayerische Archivrat Dr Joseph Bernhard Weiß in der „Literarischen Beilage zur Kölnischen Volkszeitung" einen verdienstlichen Artikel über „Unsere Stellung zum Theater" mit dem unheimlich treffenden Gleichnis, durch das Taine die Macht revolutionärer Gedanken schildert. Im ersten Stock des Hauses „waren die Gedanken bloß Abendbeleuchtungen, Salonfunken, lustige bengalische Feuer, mit denen man spielte, und die man lachend aus dem Fenster warf". Aber in den Wohnungen und Geschäftsräumen des Erdgeschosses setzten diese Funken alte Stoffe in Brand — und im Keller war ein riesiges Pulverlager!

Das war am Vorabend der großen Revolution. Heute haben die Salons ihren führenden Einfluß längst verloren. Aber im Theater fliegen die gefährlichen Funken so dicht auf wie nur je. Und wir alle wohnen in dem bedrohten Hause, wo dieses frevelhafte Spiel getrieben wird. Wir wären herzlos und töricht, wenn wir müßig zuschauten. Wenn wir aber die wackern Männer und Frauen, die an der Rettung arbeiten, gar noch hindern — dann wird vielleicht auch uns nach den vielen Mahnern, die voraufgegangen sind, eines Tages ein Mirabeau mit niederschmetternder Beredsamkeit unsere Schuld in die Ohren donnern. Aber dann ist es zu spät.

Jakob Overmans S. J.

Der Kampf um die schulentlassene männliche Jugend.

Ein tief ergreifender Zug im Leben Skargas ist die Szene, wo er dem polnischen Reichstage dessen Sünden vorhält und den Untergang des Reiches voraussagt. Er predigte tauben Ohren. Keiner wehrte den zerstörenden Mächten, bis endlich der Feind an den Grenzen stand. Jetzt erst gingen den Ständen die Augen auf, jetzt erst griffen sie zu den Waffen. Aber selbst die Stunde der höchsten Gefahr vermochte die zerklüftete Nation nicht zu einen. Nur die Feinde Polens waren einig und geschlossen. Und so ging ein Stück des Reiches nach dem andern verloren, bis Polen nicht mehr war.

Das ist das Bild unserer deutschen Jugendbewegung. Schon lange hatten Männer und Frauen voll vaterländischen Eifers auf die Gefahren der schulentlassenen Jugend hingewiesen und unermüdlich an ihrer Rettung gewirkt. Sie blieben einsam und unverstanden. Erst als die feindlichen Massen verheerend in das Jugendland einbrachen, fiel es wie Schuppen von den Augen. Jetzt dröhnten die Sturmglocken, aber nicht zu einmütigem Widerstande, sondern, um zwieträchtige und sich befehdende Korps gegen den einträchtigen und starken Gegner aufzurufen.

Die Jugendpflege ist zum Spiegelbilde aller Gegensätze geworden, die unser öffentliches Leben beherrschen. Umsturz und bürgerliche Ordnung, Konfessionalismus und Antikonfessionalismus, Idealismus und Materialismus, alle liegen hier in offenem oder geheimem, aber unversöhnlichem Ringen.

Will man die Entwicklung dieses entscheidenden Kampfes um die schulentlassene Jugend zeichnen, so gilt es zunächst Stellung und Stärke der einzelnen Parteien zu überblicken und zwar um so mehr, als man sich vielerorts kaum im klaren darüber sein dürfte, welch riesenhafte Ausdehnung unsere Jugendbewegung in den letzten Jahren genommen hat und in wie vielen Geleisen sie verläuft. Es sollen dabei die Hauptfaktoren in tunlichster Vollständigkeit vorgeführt werden nach dem neuesten Stande von

1913, soweit die einschlägigen Angaben erreichbar waren. Wir beschränken uns dabei auf die männlichen Volksschulentlassenen zwischen 14 und 18 Jahren.

Unsere moderne Jugendbewegung ist aus dem Kampfe zwischen der bestehenden staatlichen Ordnung und der Sozialdemokratie entstanden. Sie vollzieht sich daher in zwei Hauptrichtungen, der nationalen und der proletarischen. Die nationale Jugendpflege teilt sich entsprechend der Eigenart unseres nationalen Lebens in eine konfessionelle und interkonfessionelle und an letzterer sind öffentliche und private Faktoren beteiligt.

Die Organe der nationalen, interkonfessionellen, öffentlichen Jugendpflege sind die Behörden. Diese Entwicklung datiert aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Unter dem 24. November 1901 forderte ein Erlaß des preußischen Kultusministers die Regierungspräsidenten zuerst auf, „in ihren Bezirken das Interesse an der Fürsorge der schulentlassenen Jugend zu wecken und zu fördern". Eine gleiche Aufforderung folgte am 9. Juli 1905. Diese staatliche Jugendfürsorge soll sich, wie der grundsätzlich sehr wichtige Erlaß des preußischen Handelsministers vom 15. Juli 1908 bestimmte, in engem Anschlusse an die Fortbildungsschule vollziehen. Ihre vornehmste Aufgabe soll die erziehliche sein; darum dürfe sie sich nicht auf die Zeit des lehrplanmäßigen Unterrichts beschränken, sondern müsse bestrebt sein, auch außerhalb der Schulstunden Einfluß auf die ihr anvertraute Jugend zu gewinnen, und dies mit um so größerem Ernste, je mehr die gewerbliche Jugend des festen Anhaltes an das Elternhaus entrate, ohne bei Arbeitgebern und -genossen Ersatz dafür zu finden. Zum Zwecke einheitlichen Zusammenwirkens mit den Kommunalorganen wurde die Bildung von Bezirksausschüssen für Jugendfürsorge und die Anstellung von Jugendpflegern im Hauptamte angeregt. Auch Vereine von Fortbildungsschülern wurden zur Stütze der Fürsorgeeinrichtungen empfohlen unter der Bedingung, daß Leiter und Lehrerschaft der Fortbildungsschulen an ihnen beteiligt seien. An der Hand der gesammelten Erfahrungen suchte endlich der bekannte grundlegende Ministerialerlaß vom 18. Januar 1911 ein großzügiges Programm zur systematischen Jugendpflege aufzustellen. Seitdem reden wir von Jugendpflege im Gegensatz zur Jugendfürsorge, worunter lediglich die Erziehungsmaßnahmen zur Rettung verwahrloster Jugendlicher verstanden werden. Gleichzeitig wurden öffentliche Mittel in größerem Umfange für die Zwecke der Jugendpflege bereitgestellt, die

von einer Million im Jahre 1911 bis auf 2,5 Millionen im letzten Etat gestiegen sind.

Nun setzte die öffentliche Jugendbewegung überall ein. Die Fortbildungsschulbehörden und -lehrer ließen es an Eifer für ihren neuen Wirkungskreis nicht fehlen und haben sich neuerdings durch den obligatorischen Turnunterricht auch der körperlichen Ausbildung der Schulentlassenen zugewandt. Allerwärts entstanden Orts-, Kreis- und Bezirksausschüsse für Jugendpflege, von denen erstere gegenwärtig zu Vereinigungen für Jugendpflege mit weiterem Interessentenkreis und freierer finanzieller Basis umgestaltet werden. Ebenso wurde die Ausbildung von Jugendpflegern tatkräftig gefördert. Es werden zu diesem Zwecke eigene Kurse abgehalten, die im Jahre 1912 an den beiden königlichen Landesturnanstalten von 915 und an den Universitäten von 1219 Teilnehmern benutzt wurden. Von den königlichen Bezirksregierungen wurden im gleichen Jahre 434 Kurse mit 22 139 Teilnehmern, 1500 mehr als im Vorjahre, veranstaltet. Das größte Kontingent stellte die Lehrerschaft, die jetzt übrigens schon in den Seminaren auf ihre Beteiligung an der Jugendpflege vorbereitet wird. Aber auch die Teilnahme anderer Berufe stieg beträchtlich, von 2663 auf 6643, darunter die Zahl der Geistlichen von 182 im Jahre 1911 auf 686 im Jahre 1912.

Auch die Militärbehörden haben, durch die besorgniserregende Abnahme der Wehrtauglichkeit unter der großstädtischen Bevölkerung aufgerüttelt, der Jugendpflege ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Sie begünstigen die Teilnahme der aktiven Offiziere, stellen Militärbadeanstalten und Exerzierplätze zur Verfügung, bieten bei Wanderungen nach Möglichkeit Unterkunft in den Kasernen und Exerzierhäusern und überlassen stellenweise ausrangierte Stücke und Ausrüstungsgegenstände zum Taxwert an Jugendorganisationen. Die Eisenbahnverwaltung hat ihr Interesse an der Jugendpflege durch Ermäßigung der Fahrpreise für alle staatlich geförderten Jugendvereinigungen bekundet.

Endlich haben sich auch zahlreiche Kommunen der Jugendpflege angenommen, insbesondere durch die Förderung der Fortbildungsschulen, Bereitstellung von Jugendspielplätzen, Anstellung von Spieldirektoren und vereinzelt auch durch Errichtung von Jugendheimen und -herbergen.

Die gleiche Entwicklung hat in allen übrigen Bundesstaaten eingesetzt und ist mehr oder weniger weit gediehen. Als Mittelpunkt der öffentlichen Jugendpflege für das ganze Reich hat sich die Berliner „Zentralstelle für

Volkswohlfahrt" etabliert. Sie will als streng paritätische und unpolitische Ausgleichsstation und Auskunftsstelle Fühlungnahme und gemeinsames Vorgehen zwischen den einzelnen nationalen Verbänden vermitteln und durch ihren monatlichen „Ratgeber für Jugendvereinigungen" sowie durch jährliche Konferenzen und periodische Wander- und Lehrkurse anregend und aufklärend wirken. Ihrem Wirken gebührt alle Anerkennung. Sie ist eine der wenigen Zentralstellen, die nicht nur „satzungsgemäß", sondern faktisch paritätisch wirken.

Der Übergang von der öffentlichen zur privaten interkonfessionellen Jugendpflege bilden die im Anschluß an die Fortbildungsschule entstandenen Jugendvereine, über welche statistische Angaben nicht vorzuliegen scheinen, die aber gering an Zahl sein dürften.

Um so breiter und vielgestaltiger hat sich aber die private, interkonfessionelle Jugendbewegung in den letzten Jahren oder vielmehr Monaten entwickelt. Soweit sie nicht rein beruflich ist, wird sie charakterisiert durch die überwiegende, ja ausschließliche Betonung der körperlichen Erziehung.

Der bedeutendste dieser interkonfessionellen Verbände ist der am 13. November 1911 von Generalfeldmarschall von der Goltz in Berlin gegründete „Jungdeutschlandbund", nicht wegen seiner Erfolge in praktischer Jugendpflege, sondern weil er sich zu einem Zentralverbande für die gesamte, nationale Jugendbewegung mit vielleicht offiziösem Charakter zu entwickeln scheint. Vertreter aller Richtungen waren an der Gründung beteiligt und die meisten Sportsverbände schlossen sich sofort korporativ an. Die konfessionellen Verbände dagegen trugen Bedenken und haben meistens den korporativen Anschluß verschoben; neuestens dagegen wird derselbe auf Grund eines vom hochwürdigsten Episkopat gebilligten Abkommens mit dem Jungdeutschlandbunde den katholischen Jugendvereinen von ihrem Zentralkomitee empfohlen.

Der Jungdeutschlandbund ist in Preußen nach Armeekorps, im übrigen Reiche nach Ländern organisiert. In Bayern vertreten die ihm angeschlossenen Wehrkraftvereine sein Programm. Die Jungdeutschlanderziehung, Kriegs- und Geländespiele, Sport-, Marsch- und Lagerübungen, Turnen, Schwimmen usw., wird größtenteils von aktiven und inaktiven Offizieren geleitet. Nach wiederholter Erklärung will der Jungdeutschlandbund alle Jugendarbeit fördern, die auf nationaler Wurzel wächst, ja nach der neuesten Verfügung seines Vorsitzenden, die auch durch den preußischen Kultusminister an die untergeordneten Behörden weitergegeben wurde, will

er die andern Vereine, die auf vaterländischem Boden stehen, nicht nur nicht schädigen durch Konkurrenzgründungen, sondern ihnen vielmehr neue Mitglieder zuführen, sie durch Helfer unterstützen und nur jene Massen selbst organisieren, die ihnen nicht gewonnen werden können. Die Praxis lautet aber vielfach anders; auch soll es nicht an Versuchen fehlen, den Eintritt in den Jungdeutschlandbund zu erzwingen. Man sieht indessen bei der Gärung, in der sich unsere Jugendbewegung jetzt befindet, nicht klar genug, um ein abschließendes Urteil über die Richtung und Ziele des Jungdeutschlandbundes zu fällen.

Der Bund hat sich rasch über das ganze Reich ausgedehnt und verfügt über reiche Mittel. Leider ist die Zahl der Vereine und jugendlichen Mitglieder noch nicht veröffentlicht.

Besser sind wir über die bayrischen Wehrkraftvereine unterrichtet. Der Verein „Wehrkraft" zur körperlichen Erziehung der schulentlassenen Jugend entstand 1909 in München aus der Initiative jüngerer Offiziere und nahm sich zuerst der Fortbildungsschüler, dann auch der Mittelschüler an. 1910 wurde in Fürth ein gleicher Verein gegründet, und 1911 entstanden weitere in bayrischen Standorten, die sich zum „Bayrischen Wehrkraftverein" zusammenschlossen. Die einzelnen Ortsgruppen bestehen aus zahlenden Mitgliedern, Führern und Jugendlichen, die in Fortbildungs- und Mittelschülergruppen getrennt sind. Für die über 17 Jahre alten sind eigene Altersriegen eingerichtet. Es bestanden:

	Ortsgruppen	Mitglieder	Führer	Jugendliche
1911:	11	—	—	—
1912:	21	3500	300	ca 3000
1913:	38	—	—	ca 9000

Die stärkste Ortsgruppe ist München mit 900 zahlenden Mitgliedern und 5400 Mark Jahresbeiträgen, 100 Führern und 1000 Jugendlichen.

Der Bayrische Wehrkraftverein ist ministeriell empfohlen und wird von den Schul- und Militärbehörden sehr begünstigt. Schon heute stellen die Wehrkraftvereine eine Macht dar, mit der die konfessionellen Jugendorganisationen in Bayern ernstlich rechnen müssen.

Ebenfalls dem Jungdeutschlandbund angeschlossen, aber mit durchaus selbständigem Programm wirbt seit Beginn des Jahres 1911 der Pfadfinderbund um die Jugend. Die deutsche Pfadfinderbewegung geht bekanntlich auf die vom englischen General Baden Powell, dem Verteidiger von Ladysmith, im Jahre 1908 gegründete Boy Scouts Organisation

zurück. Noch im selben Jahre griff die Scoutbewegung nach Deutschland über, hauptsächlich gefördert durch Dr Lion, der auch Baden Powells epochemachendes Buch Scouting for Boys in deutscher Bearbeitung herausgab. „Das Suchen und Finden des rechten Lebenspfades, des Pfades, der zur körperlichen und moralischen Festigung der Jugendlichen führt, soll die Bedeutung des Wortes ‚Pfadfinder' sein.... Der Pfadfindergedanke soll die Jugend aller Klassen zur gemeinsamen Arbeit vereinen, sie alle unter dem Begriff des Gentleman, des anständigen, ehrenhaften Menschen zusammenbringen." [1]

1912 umfaßte der Bund 52 Ortsgruppen; 1913 bereits 145 mit 40 000—50 000 Mitgliedern und ca 1000 Feldmeistern, und bis Ende des Jahres hofft man das erste Hunderttausend zu erreichen. Aufnahme finden nur 13—18jährige. Die Korps bestehen zu einem Drittel aus Schulentlassenen. Nur ganz wenige Gruppen zählen ausschließlich Fortbildungsschüler. Die Pfadfinderbewegung ist daher augenblicklich noch vorwiegend eine Jugendorganisation für Schüler höherer Lehranstalten, dürfte sich aber bald auch unter den Erwerbstätigen stark ausdehnen.

Charakteristisch für die neueren deutschen Jugendbestrebungen ist die Wandervogelbewegung. Sie entstand vor etwa einem Jahrzehnt am Gymnasium zu Steglitz und beruht auf dem romantischen Trieb der Jugend in Gottes freie Natur hinaus. Die Jugend soll die Natur wieder entdecken und in der Natur den einfachen, natürlichen, von aller Verbildung durch Überkultur befreiten Menschen. Diese echt jugendtümliche Idee hat mächtig gezündet, und bald strichen die Wandervögel in alle Winde. Auch ein Wandervogelbund wurde gegründet, der sich aber bald infolge der übertriebenen Richtung der Urwandervögel in einen „Altwandervogel" und „Wandervögel E. V." spaltete. Von ersteren trennten sich dann noch der „Wandervogel, deutscher Bund für Jugendwanderungen" und der „Jungwandervogel" ab. Außerdem entstanden eine Reihe von Landeswandervögeln. Neuestens haben sich die meisten Bünde zu einem Verbande deutscher Wandervögel zusammengeschlossen, der etwa 29 000 Mitglieder zählt. Außerhalb desselben stehen noch etwa 3000 Wandervögel. Dazu bestehen noch gesonderte Wandervereine Jugendlicher, die jede Beziehung zum Wandervogel ablehnen. Über die Zahl der Schulentlassenen konnte nichts in Erfahrung gebracht werden.

---

[1] Dr A. Lion, Das Pfadfinderbuch [1], München 1909, xi.

Eine rein militärische Spielart sind die Jugendwehren, deren Jünglingsideal der Kadett ist. Sie treten damit in scharfen Gegensatz zu den übrigen Organisationen, besonders zum Pfadfinderbunde und den Wehrkraftvereinen, die jede militärische Anleihe für ihre Jugendpflege im Einklange mit den Erklärungen des preußischen und bayrischen Kriegsministers grundsätzlich ablehnen. Die Heimat der Jugendwehren ist Berlin, wo die erste im Jahre 1896 als Verein für militärisches Turnen, Exerzieren und Schwimmen gegründet wurde. Er wollte die jungen Leute zwischen Schulbank und Kaserne nach Feierabend und an Sonntagen den großstädtischen Gefahren entziehen und an Körper, Geist und Gemüt bilden.

Die Jugendwehren sind in Kompagnien eingeteilt. Die Ausbildung geschieht nach dem Exerzierreglement der Infanterie durch ehemalige Feldwebel unter der Leitung inaktiver Offiziere und findet Sonntags in den Kasernen statt. Die Ausrüstung besteht in Uniform und Seitengewehr. Die uniformierten Jugendlichen sind gehalten, jeden Offizier und Schutzmann zu grüßen. Als Werbemittel werden Empfehlungen für die Militärzeit in Aussicht gestellt; auch wandte man sich um Unterstützung an die Kriegervereine. Nach dem Berliner Vorbild sind nach und nach in mehreren Städten solche Jugendwehren entstanden, die in einem Kartell zusammengeschlossen sind.

Die bisher aufgezählten, interkonfessionellen Organisationen haben sich zum Teil in der kurzen Zeit ihres Bestehens zu namhafter Bedeutung aufgeschwungen. Aber auch diese werden immer noch weit übertroffen von den eigentlichen Turn- und Sportverbänden, welche sich mit ihren fast 3 Millionen Mitgliedern eine wahre Großmachtstellung in unserer modernen Jugendbewegung zu sichern gewußt haben.

An ihrer Spitze steht die „Deutsche Turnerschaft", die schon seit Jahren eigene Zöglingsabteilungen für Jugendliche zwischen 14 und 17 und Schülerabteilungen für Knaben unter 14 Jahren eingerichtet hat. Nach Ausweis der letzten Statistiken ist die Entwicklung dieser Abteilungen eine sehr günstige. Die „Deutsche Turnerschaft" zählte:

	Vereine	Turner	Davon Zöglinge	Außerdem Schüler
1900:	6701	648273	94021	41949 (1904)
1910:	9101	946115	161097	54753
1911:	9690	1003609	172564	62302
1912:	10265	1063552	184690	69929

Insgesamt mag die „Deutsche Turnerschaft" gegenwärtig etwa 400000 Jugendliche zwischen Schulbank und Kaserne umfassen; der außerhalb der „Deutschen Turnerschaft" stehende „Deutsche Turnerbund" gegen 2000.

Unter den zahllosen Sportverbänden mit ihren 300 000 Mitgliedern ist der „Deutsche Fußballbund" der stärkste. Seine Entwicklung ist der sprechendste Beweis für die Riesenmacht des Sports in unserer Zeit. Er umfaßte

1904:	194	Vereine	9 317	Mitglieder
1910:	1053	"	82 326	"
1911:	1361	"	109 577	"
1912:	1630	"	137 633	"
1913:	1936	"	161 613	"

Über den Spielbetrieb enthält die Statistik der letzten drei Jahre:

	1911	1912	1913
Geschlossene Spielplätze:	505	707	765
Wettspielmannschaften:	4 642	5 873	6 871
Ausgetragene Wettspiele:	28 382	41 487	51 054
Teilnehmer hieran:	766 314	1 120 149	1 378 458
Aktive Spieler insgesamt:	—	90 566	106 175
" " unter 17 Jahren:	14 210	21 139	24 688
" " von 17 bis 20 Jahren:	—	44 477	57 587

Daneben bestehen noch zahllose „wilde" Fußballklubs, die statistisch nicht faßbar sind.

Auch der „Deutsche Radfahrerbund" hat neuerdings die Gründung eigener Jugendabteilungen beschlossen, in denen augenblicklich etwa 1700 Jugendliche von 11 bis 18 Jahren organisiert sind. Mehrere tausend Jugendliche, 1908 bereits ca 6000, zählt der „Deutsche Schwimmverband".

Außerdem existiert eine Unmenge von deutschen Jugendvereinen und patriotischen Jugendbünden, Bildungs-, Gesang-, Spiel- und Geselligkeitsvereinen, die zwar nicht für die Jugendentwicklung, wohl aber für die systematische Jugendpflege bedeutungslos sind. Anspruch auf Bedeutung für diese kann nur noch die interkonfessionelle Antialkoholbewegung machen, die von den Jugendabteilungen des Guttemplerordens ausgeht. Seit 1908 hat der Guttemplerorden neben den Jugendlogen für volksschulpflichtige Kinder auch sog. „Wehrlogen" für Schulentlassene von 14 bis 21 Jahren eingerichtet. Es bestanden

1903: 101 Jugendlogen mit 2945 Jugendlichen,
1913: 550 Jugendverbände mit über 22 000 jugendlichen Mitgliedern.

Diese Wehrlogen sind keine bloßen Antialkoholvereine, sondern Jugendvereine im modernen Sinn.

In richtiger Erkenntnis der Zeitforderungen, ihrer Erziehungspflicht und des eigenen Standeswohles haben auch die Berufsorganisationen der

Lehrlingspflege ihre Sorge zugewandt. Der 11. deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag wies im Jahre 1910 die Handwerkskammern eindringlich auf die Notwendigkeit hin, sich der sittlichen Erziehung der Lehrlinge anzunehmen, sie mit Hilfe der Eltern, Lehrer und Behörden vor der sozialdemokratischen Verführung zu bewahren und besonders nachdrücklich ihren Beitritt zu sozialdemokratischen Jugendvereinen zu hindern, nötigenfalls dieses Verbot in den Lehrvertrag aufzunehmen. In der praktischen Lehrlingspflege ist aber mit Ausnahme einiger Lehrlingsheime bisher wenig von den Handwerksmeistern geleistet worden, angesichts der gedrückten Lage des selbständigen Handwerks eine begreifliche Unterlassung. Auch interkonfessionelle Lehrlingsorganisationen sind nur vereinzelt entstanden. Wohl haben sich einige industrielle Werke der Spiel- und Wohlfahrtspflege unter ihren Lehrlingen angenommen, denen auch die preußischen Eisenbahn- und Werftverwaltungen gefolgt sind.

Von den großen kaufmännischen Organisationen ist der „Deutschnationale Handlungsgehilfenverband" mit der Gründung eigener Lehrlingsabteilungen vorgegangen, die zu Beginn des Jahres 1913 etwa 16 000 Mitglieder zählten. Außerdem gehören etwa 12 000 Lehrlinge zum „Verein für Handlungskommis von 1858".

Endlich hat sich auch die nationale Arbeiterschaft der Pflege ihres Nachwuchses angenommen. Die gelben und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften sind zur Einrichtung eigener Jugendabteilungen geschritten. Vereine ersterer Art scheinen aber nur in der Augsburger Maschinenfabrik und bei dem Gewerkverein Krupp-Essen zu bestehen.

Die christlichen Gewerkschaften haben nach anfänglichem Schwanken neuerdings auf eine Jugendpflege in eigener Regie und damit auf Jugendabteilungen verzichtet und begnügen sich mit der Mitarbeit durch Jugendpflegekommissionen in den konfessionellen Jugendvereinen und beanspruchen nur als eigenes Gebiet den Schutz der Jugendlichen auf der Arbeitsstätte.

Trotz dieses scharfen und immer schärferen Wettbewerbs der interkonfessionellen Organisationen hat sich aber auch die konfessionelle Jugendpflege zu einer imponierenden Macht innerhalb der deutschen Jugendbewegung entwickelt.

Die katholische Kirche war in der Jugendpflege überhaupt zuerst auf dem Plan und besaß in ihren Jünglingskongregationen Organe zur religiösen Pflege der schulentlassenen Jugend, die bereits eine glorreiche

Geschichte hinter sich hatten, ehe man anderwärts von einer Sorge für die Schulentlassenen etwas wußte[1]. Auf katholischer Seite hat man sodann rechtzeitig den neueren Bedürfnissen Rechnung getragen, die alten Kongregationen zu Jugendvereinen für umfassende Jugendpflege im modernen Sinne umgebaut und zahlreiche neue gegründet. Diese Entwicklung setzte Mitte der neunziger Jahre ein und hat es innerhalb zweier Jahrzehnte zu Erfolgen gebracht, die auch dem Gegner Achtung abnötigen. Die Statistik der letzten Jahre gibt folgendes Bild. Es bestanden:

1909:	1728	Vereine	mit	165 228	Mitgliedern
1910:	1850	"	"	187 286	"
1911:	1936	"	"	196 017	"
1912:	2639	"	"	257 320	"

Von diesen rund 260 000 mögen etwa 25 % über 18 Jahre alt sein, so daß, die katholischen 14—18jährigen auf eine Million geschätzt, die katholische Jugendpflege etwa 20 % derselben erfaßt hätte.

Durch den jüngst vollzogenen Anschluß der elsässischen Jugendvereine ist die Einigung aller 28 Diözesanverbände des Deutschen Reiches in einen Gesamtverband katholischer Jugendvereinigungen vollständig geworden, der im Februar dieses Jahres 2746 Vereine mit etwa 270 000 Jugendlichen umfaßte und damit der größte aller deutschen Jugendverbände ist.

Die stärksten Diözesanverbände sind nach dem Stand von 1912:

Köln	mit	69 092	Mitgl.	in	515	Ver.,	bei einer	Gesamtzahl	von 1100	Pfarreien
Münster	"	51 768	"	"	350	"	"	"	" 410	"
Paderborn	"	37 426	"	"	334	"	"	"	" 534	"
Trier	"	25 000	"	"	293	"	"	"	" 778	"

Auf Rheinland-Westfalen entfielen daher im Jahre 1912 183 286 katholische Jugendvereinler gegenüber 141 616 im Jahre 1909.

---

[1] Die Notwendigkeit der Jugendpflege wurde auf katholischer Seite sehr frühzeitig erkannt. Schon auf der Katholikenversammlung zu Frankfurt a. M. vom 21. bis 24. September 1863, also vor nunmehr 50 Jahren, wurde die Frage eingehend behandelt. Freiherr v. Hertling entwickelte damals die allgemeinen Gesichtspunkte mit besonderer Anwendung auf die Studentenvereine; Kaufmann Stumpf aus Münster sprach über Kaufmanns-Kongregationen; Präses Grusha über Handwerkslehrlinge; P. Modeste, der Obere der deutschen Mission in Paris, verbreitete sich über die eigentliche Jugendpflege. Vgl. Verhandlungen S. 77 149 155 158. — Als eine Frucht dieser Verhandlungen darf man es wohl ansehen, daß der Vinzenzverein in Mainz schon im Jahre 1866 eine Schule für Lehrlinge einrichtete, und daß Bischof v. Ketteler in einem Ausschreiben vom 12. Dezember 1866 die Fürsorge für die Lehrlinge seinem Klerus empfahl. Vgl. darüber Pfülf, Bischof v. Ketteler II 174—175.

Am schwächsten sind die östlichen Diözesen vertreten:

Breslau	mit 12 309 Mitgl.	in 175 Ver.,	bei einer Gesamtzahl von	893 Pfarreien
Gnesen-Posen	„ 400 „	„ 12 „	„ „ „	„ 558 „
Kulm	„ 1 550 „	„ 20 „	„ „ „	„ 267 „
Ermland	„ 180 „	„ 3 „	„ „ „	„ 174 „

Im Süden steht das rechtsrheinische Bayern am schwächsten mit ca 11 500 Mitgliedern in ca 200 Vereinen bei ca 3000 Pfarreien.

Die Statistik der Einzelverbände betrug Ende 1912:

Westdeutscher Verband	1305 Vereine	mit 183 286	Mitgliedern
Süddeutscher „	438 „	„ 26 946	„
Ostdeutscher „	243 „	„ 16 273	„
Mitteldeutscher „	490 „	„ 15 190	„
Elsaß-Lothringischer-Verband	161 „	„ 11 714	„

Der Prozentsatz der von der Gesamtzahl der Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren in den einzelnen Diözesen katholisch Organisierten läßt sich nicht genau berechnen, da die Statistik der einzelnen Diözesanverbände die über 18 Jahre alten Mitglieder nicht gesondert aufführt. Jedenfalls aber würde das Ergebnis die Stellung des Südens etwas verbessern, da der Prozentsatz über 17 Jahre alter Jugendlicher in den süddeutschen Jugendvereinen ungleich geringer ist als im Westen.

Der Gesamtverband besitzt ein Generalsekretariat in Düsseldorf; außerdem jeder Verband ein eigenes Sekretariat. Von den katholischen Jugendzeitschriften sind „Die Wacht" (M.-Gladbach) mit über 100 000 und „Der treue Kamerad" (München) mit 23 000 Abonnenten die bedeutendsten. Das Düsseldorfer Generalsekretariat gibt eine monatliche Präsideskorrespondenz heraus und für die Praxis der Vereinsarbeit den „Jugendverein". Auch ein „Verband katholischer Jugendfreunde" mit einem eigenen Organ „Der Jugendliche" war in die Wege geleitet, ist aber nach kurzem Bestehen wieder eingegangen.

Beruflich sind katholischerseits nur die jungen Kaufleute organisiert. Die Jugendabteilungen des „Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen" betrugen:

1. Januar 1911:	58	mit 2700	Mitgliedern
1. „ 1912:	75	„ 4854	„
1. „ 1913:	93	„ 6079	„

Einen eigenen Turnverband haben die katholischen Jünglingsvereine des Elsaß mit etwa 3000 Mitgliedern in 72 Vereinen. Für die alkoholfreie Erziehung jugendlicher Katholiken wirkt „Der katholische Mäßigkeitsbund Deutschlands", der gegenwärtig eine Organisation der 14—18jährigen schafft mit einem eigenen Organ „Frührot".

Eine Statistik der Kongreganisten zwischen 14 und 18 Jahren liegt nicht vor. Sie würde das Bild auch nicht wesentlich ändern, da die Kongregationen vielfach mit den Vereinen zusammenfallen oder gar identisch sind. Immerhin aber würde sie zeigen, wie gewaltig von katholischer Seite an der religiösen Schulung und Festigung der Jugendlichen gearbeitet wird. Auch eine Statistik katholischer Jugendheime und Berufsarbeiter steht noch aus.

Auch der deutsche Protestantismus hat sich in den letzten Jahren der Schulentlassenen tatkräftig angenommen. Diese Jugendbewegung ist aber seinem Wesen entsprechend sehr zersplittert, obwohl die Hauptmasse der Organisationen immer noch der positiven Richtung angehört.

Die ältesten und stärksten Organisationen sind die Bünde christlicher Jünglingsvereine, die auch den katholischen Jugendvereinen am nächsten kommen. Sie stehen auf der sog. „Pariser Basis" und haben danach den Zweck, „Jünglinge miteinander zu verbinden, welche Jesum Christum nach der Heiligen Schrift als ihren Gott und Heiland anerkennen, in ihrem Glauben und Leben seine Jünger sein und gemeinsam danach trachten wollen, das Reich ihres Meisters unter den Jünglingen auszubreiten". Sie reichen bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück, blieben aber ohne größere Bedeutung bis in die letzten Jahrzehnte[1]. Der eigentliche Aufschwung setzte erst mit der modernen Jugendbewegung ein.

Nach der Statistik des Jahres 1909 bestanden im Deutschen Reich 12 Landesbündnisse und 5, die von Sekten ausgingen. Zehn der ersteren waren an „die Nationalvereinigung christlicher Jünglingsvereine und christlicher Vereine junger Männer (Sitz Elberfeld)" angeschlossen. Die Nationalvereinigung zählte 1910:

2257 Vereine mit 134 931 Mitgliedern, 150 Heimen, 130 Berufsarbeitern.

Nach der neuesten Statistik stieg die Zahl auf:

2419 Vereine mit 142 826 Mitgliedern, 172 Heimen, 223 Berufsarbeitern.

Die stärksten Bünde waren im Jahre 1912:

der westdeutsche Jünglingsbund	mit	52 586	Mitgl.,	63	Häusern,	61	Berufsarbeitern
„ ostdeutsche	„	„	27 748	„	29	„	25	„
„ sächsische	„	„	15 100	„	22	„	8	„
„ schlesische	„	„	14 567	„	25	„	5	„
„ süddeutsche	„	„	12 796	„	25	„	35	„
„ norddeutsche	„	„	11 016	„	21	„	21	„

[1] Neun evangelische Jünglingsvereine schlossen sich im Herbst 1848 zu einem „Bund" zusammen. Über die Vereine hat K. Krummacher im Jahre 1873 eine Schrift herausgegeben: „Der Rheinisch-westfälische Jünglingsbund".

Die andern zählten alle zusammen 10 032 Mitglieder, die 7 der Nationalvereinigung nicht angeschlossenen zusammen nur etwa 8000. Dabei ist aber zu beachten, daß auf evangelischer Seite der Begriff „Jüngling" sehr weit genommen wird und sich von dem der „jungen Männer" kaum unterscheidet. So waren z. B. unter den 134 931 Jünglingen der Nationalvereinigung des Jahres 1910 nur etwa 60 000 unter 17 Jahren. Neuestens wird die Zahl der 14—18jährigen mit 40 % angegeben, was einem Bestande von etwa 57 000 entspräche. Die evangelischen Jünglingsvereine lassen sich mithin nur mit den katholischen Jugendvereinen statistisch vergleichen, wenn man zu diesen die katholischen Gesellen-, Kolpings-, Josephs-, Burschenvereine und die Vereine junger Arbeiter hinzunimmt. Der Protestantismus ist daher trotz seiner ungleich reicheren Mittel von der katholischen Kirche auf dem Gebiete der eigentlichen Jugendpflege numerisch weit überflügelt worden und dürfte nur im Osten noch einen Vorsprung besitzen. Dazu scheinen die Aussichten der evangelischen Jünglingsvereine trotz ihrer hervorragenden, sozialen Leistungen im Kampf mit der interkonfessionellen Bewegung, nach der Entwicklung der letzten Jahre zu schließen, nicht sonderlich günstig zu sein.

Auf streng pietistischem Standpunkte stehen die Jugendvereine des „Gemeinschaftswesens für innere Mission Augsburger Bekenntnisses". Sie sind nahezu auf Baden beschränkt und zählten 1910 in 54 Vereinen etwa 2200 Mitglieder, darunter aber über die Hälfte Verheiratete.

Ihnen zunächst steht „der Jugendbund für entschiedenes Christentum", der im Jahre 1894 von England übernommen wurde und sich lediglich mit der Pflege des religiösen Elementes befaßt. Im Jahre 1908 bestanden 341 Jugendschaften mit 8454 Mitgliedern, von denen über zwei Drittel weibliche und nur 963 unter 17 Jahren waren. Für die Pflege der schulentlassenen, männlichen Jugend kommt daher der Bund nicht in Betracht.

Für die sittliche Hut und Hebung der Jugendlichen wirkt „der Bund des weißen Kreuzes", eine lose Organisation, die im Jahre 1890 ebenfalls nach englischem Muster, zuerst im Berliner Verein junger Männer aufkam. Seit seinem 23jährigen Bestehen hat der Bund etwa 18 000 Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren aufgenommen; der gegenwärtige Bestand beträgt 2000. Das „Weiße Kreuz" fordert von seinen Mitgliedern ein Keuschheitsversprechen und hat für Jugendliche unter 18 Jahren eine besondere Schwurformel. Das Bundesorgan „Weißes Kreuz" hat zurzeit

eine Auflage von etwa 8000. Den Schutz der protestantischen Jugend gegen Alkoholismus nimmt das „Blaue Kreuz" wahr, und zwar neuerdings mit verdoppeltem Eifer.

Alles in allem mögen gegenwärtig etwa 80 000—90 000 männliche Jugendliche im Alter von 14 bis 18 Jahren von den positiven protestantischen Organisationen erfaßt sein. Daneben nimmt sich aber der Protestantismus der losen Jugendpflege an, besonders in den Lehrlingsfeierabenden und Lehrlingshorten. Sie bieten allabendlich der großstädtischen Jugend Zuflucht, Unterhaltung und Bildung, suchen sie religiös zu beeinflussen und wo möglich für einen Jünglingsverein zu gewinnen.

Neben dem positiven Protestantismus wirbt aber auch der liberale um die schulentlassene Jugend. Er hat sich im „Bund der deutschen Jugendvereine" seine Jugendorganisationen geschaffen und ist mit Eifer um ihre Ausbreitung bemüht. Diese Jugendvereine stehen außerhalb der Pariser Basis und lehnen unter scharfer Stellungnahme gegen die evangelischen Jünglingsvereine die konfessionelle Erziehung ab, nehmen aber als Mitglieder nur evangelische Jugendliche auf. Der Bund zählte:

1909:	284 Einzelmitglieder	59 Vereine	3100 Mitglieder
1910:	— „	97 „	5424 „
1911:	699 „	126 „	7428 „
1912:	1035 „	129 „	7463 „
Febr. 1913:	— „	158 „	8700 „

Die Altersklassen dürften ähnlich wie in den übrigen protestantischen Organisationen vertreten sein. Es bestehen sieben Landesverbände; der stärkste, Rheinland-Westfalen, zählt 2259 Mitglieder in 27 Vereinen. Liberaler Richtung sind auch die Lehrlingsheime des Hamburger „Volksheim", deren soziales Wirken in Hamburg Anerkennung verdient.

Seit 1896 existiert auch ein jüdischer Jugendverein, Montefiore in Frankfurt a. M. Er war lange allein, bis in den letzten Jahren die Jugendbewegung auch das Judentum erfaßte. Viele Jugendvereine wurden gegründet, gingen aber wieder ein. 1909 bestanden 50 jüdische Jugendvereine mit rund 4500, gegenwärtig 110 mit fast 15 000 Mitgliedern, deren überwiegende Mehrzahl aber im reiferen jugendlichen Alter steht.

Dieser bunten Fülle von Organisationen zur nationalen Jugendpflege steht einheitlich und unversöhnlich die sozialistische Jugendbewegung gegenüber.

Die deutsche Sozialdemokratie ist erst verhältnismäßig spät an die systematische Erziehung und Organisierung ihres Nachwuchses herangetreten

und hierin von den österreichischen und belgischen Genossen überholt worden. Es ist aber irrtümlich, daß sie erst durch die bürgerliche Jugendpflege in die Jugendbewegung hineingezogen worden sei. Wohl hat sie die bürgerliche Bewegung der letzten Jahre mit einer ganz gewaltigen Kraftanstrengung beantwortet, die Jungend**bildungs**frage aber ist ein altes, stehendes Thema der sozialdemokratischen Parteitage. Schon im Jahre 1871 wurde auf dem Dresdener Kongreß der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Eisenacher Richtung die Herausgabe sozialistischer Jugendbildungsschriften beantragt und eingehend begründet. Derselbe Antrag erschien wieder auf dem Koburger Kongreß im Jahre 1874. Man hielt aber die Ausführung für verfrüht, so sehr man auch über die Notwendigkeit, die Erziehung des Nachwuchses im Auge zu behalten, einig war. Diese Bestrebungen wurden dann durch das Sozialistengesetz in den Hintergrund gedrängt und auch nach Aufhebung desselben trotz wiederholter Anregungen noch lange hinter andere Ziele zurückgestellt.

Erst im Jahre 1903 entstanden in Süddeutschland, besonders in Baden, nach österreichischem und belgischem Muster Vereine junger Arbeiter, die sich bald zu einem Verbande zusammenschlossen und 1906 die „Junge Garde" als Organ erhielten, das bis auf 11000 Leser stieg. Die im Jahre 1905 in Berlin gegründete „Arbeitende Jugend" erreichte 1908 eine ständige Auflage von 10000. Die Frage einer eigentlichen Jugendorganisation und die Herausgabe einer allgemeinen sozialdemokratischen Jugendzeitschrift hatte inzwischen die Parteitage in Jena (1905) und Mannheim (1906) beschäftigt, und man beschloß, eine selbständige, zentralisierte Jugendorganisation, wie die österreichische Sozialdemokratie sie heute besitzt, nach Bezirken, Gauen und Ländern für das ganze Reich in die Wege zu leiten. Jetzt tauchten allenthalben sozialdemokratische Jugendvereine auf. Ende 1906 bestanden deren insgesamt 121, 85 im Süden und 36 im Norden mit zusammen 10000 Mitgliedern. Sie waren aber von kurzer Dauer. Infolge des Reichsvereinsgesetzes vom 19. April 1908 lösten die süddeutschen Vereine, die offen sozialdemokratische und antimilitaristische Propaganda betrieben, sich freiwillig auf. Von den norddeutschen Vereinen, die sich vorsichtigerweise immer als unpolitisch bezeichnet hatten, verfielen trotzdem eine Reihe der polizeilichen Auflösung, im allgemeinen aber überwanden sie die Klippe des Vereinsgesetzes, das ihre Ausbreitung freilich unmöglich machte. Die erste, mehr wilde Periode der sozialdemokratischen Jugendbewegung ging somit ziemlich erfolglos zu Ende,

aber nur, um als parteioffizielle mit der ganzen Stoßkraft des organisierten Umsturzes wiederzuerstehen.

Die neue Phase datiert aus dem Jahre 1908. Der Gedanke, eine selbständige, zentralisierte Jugendbewegung in neuer, vereinsgesetzlicher Form für das ganze Reich durchzuführen, fand zunächst heftigen Widerstand bei den freien Gewerkschaften, die an die Errichtung eigener Lehrlingsabteilungen dachten und sich daher auf ihrem Hamburger Kongresse (1908) gegen eine selbständige Jugendorganisation aussprachen. Gegen diesen Beschluß setzte in der norddeutschen Jugend eine scharfe Agitation ein. Die Gründung einer neuen Zentralorganisation wurde trotz des entschiedenen Protestes hervorragender Gewerkschaftler durchgesetzt und vom Nürnberger Parteitage desselben Jahres nachdrücklich gebilligt. Dieser erklärte die Bestrebungen zur Bildung jugendlicher Arbeiter und Arbeiterinnen für eine wichtige Aufgabe im Emanzipationskampfe der Arbeiterschaft, verpflichtete alle Organisationen, für die Erziehung der Arbeiterjugend im Sinne der proletarischen Weltanschauung Sorge zu tragen, forderte zur Bildung von Jugendausschüssen auf und beauftragte den Parteivorstand mit der Gründung einer allgemeinen Jugendzeitschrift. Der Lehrlingsschutz sollte den Gewerkschaftskartellen überlassen bleiben. Damit war der Friede geschlossen. Die Entwicklung hat gezeigt, daß beide Organisationsformen, die gewerkschaftliche und die Jugendausschüsse, für die sozialdemokratische Jugendbewegung von außerordentlichem Werte sind und sich gegenseitig ergänzen.

Mit dem 1. Januar 1909 trat die „Arbeiter-Jugend“ als Zentralorgan für die sozialdemokratischen Jugendlichen ins Leben, während die „Junge Garde“ und die „Arbeitende Jugend“ eingingen. Seitdem wächst die sozialdemokratische Jugendbewegung lawinenartig an. Das Ziel, das Dr Frank 1908 in Darmstadt proklamierte, „ein Jugendorgan mit 100000 Abonnenten“, ist schon heute nahezu erreicht. Die Zahl der Jugendausschüsse Erwachsener wächst rapid. Seit 1909 sind sie in Bezirksausschüsse gegliedert. Der Eifer und Erfolg, mit dem sie allerorts tätig sind, läßt die Sozialdemokratie den Mangel eigentlicher Jugendvereine wohl verschmerzen. In Berlin wurde auch eine „Zentralstelle für die arbeitende Jugend“ geschaffen, die zu gleichen Teilen aus Vertretern des Parteivorstandes, der Generalkommission der freien Gewerkschaften und Jugendlichen über 18 Jahren besteht. Das hier herausgegebene Flugblatt „Der Kampf um die arbeitende Jugend“ wurde in einer Gesamtauflage von 1350000

verbreitet. Ebenso erschien ein sozialdemokratisches Liederbuch für Jugendliche, von dem 80000 Exemplare abgesetzt wurden.

Einen Blick über die Entwicklung und den Umfang der sozialdemokratischen Jugendarbeit ermöglichen die Jahresberichte des Parteivorstandes.

	1910	1911	1912
Jugendausschüsse	366	454	574
Jugendheime	130	147	208
Davon mehrräumig	31	37	73
Jugendbibliotheken	—	—	233
Arbeiterjugend	45000	65500	80100
Veranstaltungen:			
Vorträge	1612	1804	3474
Jugendliche Zuhörer	47840	61892	133080
Künstliche Darbietungen und Feste	918	966	1648
Jugendliche Teilnehmer	28126	—	126381
Führungen durch Museen	266	282	396
Jugendliche Teilnehmer	5149	5711	10140
Wanderungen	2246	2439	4830
Jugendliche Teilnehmer	—	—	153616

In Wirklichkeit ist die Zahl der Veranstaltungen bedeutend größer, da nur 188, 213 und 341 Jugendausschüsse in den einzelnen Jahren über ihre Tätigkeit berichteten. Das Wesen der sozialdemokratischen Jugendarbeit ist durch Antialkoholismus, Koedukation, Atheismus und Klassenkampf gekennzeichnet.

Neben diesen parteioffiziellen Jugendbestrebungen bestehen andere mehr oder weniger kryptosozialistische, vor allem die gewerkschaftlichen und sportlichen. Zuerst ging der freie Lithographen- und Steindruckerverband Anfang 1908 mit der Gründung einer Lehrlingsabteilung vor. Ihr Ziel sollte die geistige, körperliche und berufliche Ausbildung, Rechts- und Berufsschutz der jungen Arbeiter, Pflege der Geselligkeit, Kranken-, Arbeitslosen- und Wanderunterstützung sein. Mitglied kann jeder Lehrling unter 17 Jahren gegen einen Wochenbeitrag von 10 Pfennig werden. Schon am 1. Juli 1908 betrug die Mitgliederzahl 2464, am 1. Oktober 2899, am 1. März 1909 bereits 3375, d. h. etwa 75% aller in Betracht kommenden deutschen Lehrlinge überhaupt. Im einzelnen gehörten im Jahre 1910 dem freien Lithographen- und Steindruckerverbande an: 57,1% aller Lithographen-, 68% aller Steindrucker-, 86,8% der Chemigraphen-, 58,3% der Lichtdrucker- und 63,3% der Kupferdruckerlehrlinge.

Selbstverständlich sind angesichts solchen Erfolges die andern freien Gewerkschaften diesem Beispiele gefolgt, so die Metallarbeiter, die Sattler

und Portefeuiller, die Transport- und Holzarbeiter und neuestens der mächtige Bauarbeiterverband.

Der Metallarbeiterverband zählte 1909 schon gegen 50 000 Jugendliche. Der Generalsekretär Stegerwald der christlichen Gewerkschaften berechnet die Zahl der den freien Gewerkschaften angeschlossenen Jugendlichen für das Jahr 1911 auf etwa 100 000[1]. Heute, wo sich eine verstärkte Werbung geltend macht, dürfte sie etwa 150 000 betragen, worunter indessen auch Mädchen einbegriffen sind. Vielleicht ist die Zahl aber noch größer, da über die Altersgrenze der Jugendlichen, ob 17- oder 18jährige, Unklarheit herrscht. Man braucht nur zu bedenken, daß die Mitgliederzahl der freien Gewerkschaften gegenwärtig über 2,5 Millionen beträgt, um zu erkennen, welch einen machtvollen Hebel für ihre Jugendbewegung sich die Sozialdemokratie in den gewerkschaftlichen Jugendabteilungen geschaffen hat. Wo der junge Arbeiter finanziell gebunden ist, bleibt er mit wenigen Ausnahmen sein ganzes Leben. Ohne jeden weiteren Aufwand von Geld, Zeit und Mühe von seiten der Gewerkschaften und der Partei werden die Mitglieder der Jugendabteilung diesen automatisch überwiesen.

Mit derselben Regsamkeit wie das Berufsinteresse hat die Sozialdemokratie frühzeitig auch die Turn- und Sportbewegung in den Dienst ihrer Jugendsache zu stellen gewußt. Der sozialdemokratische „Arbeiter-Turnerbund" zählt gegenwärtig in 2100 Vereinen etwa 200 000 Mitglieder, darunter gegen 20 000 Jugendliche, und dehnt sich kräftig aus, neuerdings auch auf dem platten Lande. „Er hat", schreibt Karl Korn[2], der Redakteur der „Arbeiter-Jugend", „dafür gesorgt, daß die Arbeiter darüber im reinen sind, wie sie die eigene Sache bekämpfen, ihr Klasseninteresse und ihre Klassenehre mit Füßen treten, wenn sie entweder selbst den sozialistenfresserischen Kohorten der ‚Deutschen Turnerschaft' angehören oder ihnen ihre Kinder zuführen." Der Kampf gegen diese Prätorianergarde der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung werde aber in Zukunft noch schärfer zu führen sein. Die Arbeiterturner würden nicht ruhen, bis sie auch den letzten Proletarierjungen aus den Zöglingsabteilungen der „Deutschen Turnerschaft" herausgeholt hätten.

Noch wertvollere Dienste, besonders für den Gimpelfang, leistet der sozialdemokratische Arbeiter-Radfahrerverein „Solidarität". 1911 umfaßte er gegen 3000 Ortsvereine mit etwa 150 000 Mitgliedern und

[1] Soziale Revue 1911, 355.

[2] Die bürgerliche Jugendbewegung, Berlin, Vorwärts 1910, 75.

einem Organ „Der Arbeiterradfahrer" mit einer Auflage von über 170 000. Die sozialdemokratische Presse bezeichnet diesen Radfahrerbund stolz als die Kavallerie der Partei, deren Aufgabe es sei, die Flugblätter bis in die entlegensten Winkel zu bringen und die Landbevölkerung aufzuklären [1]. Wie viele Jugendliche die „Solidarität" enthält, steht dahin. Für die sozialdemokratischen jungen Radler ist jedenfalls gesorgt. Aber auch die Gefahr, die den andern Jugendlichen hier droht, darf nicht unterschätzt werden, da sich die Arbeiterradfahrervereine besonders auf dem Lande als harmlose Sportklubs einführen und durch die Pflege des Radwanderns und ihr Unterstützungswesen eine große Anziehungskraft ausüben.

Welchen Wert die deutsche Sozialdemokratie auf ihre Jugendbewegung legt, zeigen die Verhandlungen der Parteitage. Schon 1909 wurde in Leipzig beschlossen, die Jugendsache durch Partei und Gewerkschaft moralisch und materiell wo möglich noch ausgiebiger zu unterstützen als die organisierte, erwachsene Arbeiterschaft. Seitdem nimmt die Jugendbewegung auf jedem Parteitag einen breiten Raum ein und in allen Reden und Beschlüssen zeigt sich, daß sie das Lieblingskind der „Arbeiterpartei" ist. Korn nennt sie geradezu den Exponenten und Gradmesser der proletarischen Gesamtbewegung und meint, man dürfe ihr eine günstige Prognose stellen, wenn die Genossen nur einigermaßen auf ihrem Posten seien und ihre Pflicht täten [1]. Daran aber fehlt es, wie gezeigt, nicht. Jugendausschüsse und Agitation sind rastlos an der Arbeit und werden von der gesamten Presse auf das nachdrücklichste unterstützt. Die Ergebnisse in den Großstädten waren denn auch bisher so, daß sie selbst die Ansprüche verwöhnter Genossen befriedigen, während man mit den Kleinstädten und dem Lande noch nicht zufrieden ist. Aber auch in industrialisierten Landorten nisten sich mehr und mehr sozialdemokratische Jugendausschüsse ein.

Die sozialdemokratische Jugendbewegung geht unleugbar trotz Vereinsgesetz und Polizeiaufgebot, trotz Jungdeutschlandbund und Fortbildungsschule, trotz Ortsausschüsse und des Millionenregens zur körperlichen „Ertüchtigung" der Jugend großen Erfolgen entgegen. Das ist das erste Fazit aus der Betrachtung des gegenwärtigen Kampfes um die schulentlassene Jugend.

[1] Münchener Post 1910, Nr 162.

P. Saedler S. J.

Goethe im Urteil des 20. Jahrhunderts.[1]

Eine Jahrhundertwende bedeutet an sich gewiß noch keinen Wendepunkt im Werden oder Verschwinden, im Anschwellen oder Nachlassen geistiger Strömungen und Tendenzen. Die natürliche Entwicklung — wenn wir dieses Wort in einem etwas weiteren Sinne auf das Geistesleben der Völker überhaupt und auf Kunst und Literatur insbesondere anwenden wollen — läßt sich nicht in zeitlich scharf geschiedene Grenzen bannen, sie macht nicht an der Wende der Jahrhunderte Halt, sondern folgt ihren eigenen, wohl von dem Auftreten großer Talente, aber kaum je von kunstrichtenden Theoretikern beeinflußten Gesetzen.

Das gilt von Kunst- und Literaturerzeugnissen. Wo es sich aber um die Wertung von künstlerischen Schöpfungen, um das Urteil über die Persönlichkeit eines Dichters oder bildenden Künstlers handelt, da tritt das natürliche Moment fast ganz in den Hintergrund; das Feld ist frei für die Werbearbeit einer gerade herrschenden Zeitrichtung, frei für die Stimmungsmache und geschäftliche Reklame. Goethe im Urteil des 20. Jahrhunderts liefert einen sprechenden Beweis für das Gesagte.

1.

Die Hochschätzung Goethes als Dichter und vielseitigen Gelehrten ist keine Errungenschaft oder Entdeckung des ausgehenden 19., geschweige denn des 20. Jahrhunderts. Fast erscheint es nötig, diese schlichte Tatsache gegenüber dem selbstbewußten Auftreten unserer frischfröhlichen Draufgänger in der Goetheverehrung von heute nachdrücklich zu betonen. Abgesehen von mehr persönlichen als grundsätzlichen Gegnern, wie deren einige dem

---

[1] Vorliegende Arbeit war längst verfaßt und bereits in dieser Form für den Druck fertiggestellt, als der Artikel „Die Katholiken und Goethe" aus der Feder von P. Expeditus Schmidt O. F. M. in „Stunden mit Goethe" IX, 3. Heft (Berlin) erschien. Obwohl meine Darlegungen sachlich die Antwort auf den erneuten, nicht undeutlichen Vorstoß P. Schmidts gegen die unbequeme Baumgartnersche Goethebiographie enthalten, so bergen sie doch keine persönliche Spitze. Über die „vorbildliche" Stellungnahme Richard M. Meyers zu Baumgartners Werk vgl. die Einsendung „Nochmals ‚Goethe der Unantastbare'", in der Augsburger Postzeitung vom 3. Dezember 1912, Nr 328.

alternden Dichter die letzten Lebensjahre verbitterten, hat niemand Goethes glänzende Geistesgaben und die Kunstvollendung mancher seiner Werke, wie „Iphigenie“, „Tasso“, „Hermann und Dorothea“, „Faust“, je in Zweifel gezogen. Am allerwenigsten geschah das von katholischer Seite. Die Brüder Boisserée, die Fürstin Gallitzin, der Chorherr Zauper, manche von den Romantikern und bis in die neuere Zeit ein Wilhelm Molitor, eine Emilie Ringseis, Professor Julius Schwering, Karl Muth und viele andere spendeten dem Dichter, ja mit einigen Vorbehalten selbst dem Menschen Goethe ein wahrlich nicht karg bemessenes, bewunderndes Lob.

Wenn einige unserer bedeutendsten Männer, ein Joseph v. Görres, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Bischof Haffner, Edward v. Steinle, Johannes Janssen, August Reichensperger, Alexander Baumgartner, sich dem Olympier gegenüber zu einer etwas schärferen Tonart und bestimmteren Stellungnahme verpflichtet fühlten, so lag auch ihnen jegliche unwürdige Verkleinerungssucht fern: es war die verderbliche, dem Christentum feindliche Weltanschauung, die sie in dem Propheten des modernen Heidentums bekämpften. Kein Katholik hat Goethe so leidenschaftlich befehdet wie der Protestant und teutonische Chauvinist Wolfgang Menzel, keiner so gehässig wie der Jude Ludwig Börne, keiner so perfid wie der zynische Spötter Heinrich Heine.

Neben die mehr oder weniger berechtigte trat schon zu Lebzeiten des Alten von Weimar auch die überschwengliche, maß- und schrankenlose Verehrung des Dichters. Sie sah in der wissenschaftlichen Kritik von Goethes Leben und Werken nichts als Mißgunst und Nörgelei, höhnte über spießbürgerliches Banausentum und trieb mit ihrem Helden nicht nur Heroenkult und Apotheose, sondern auch vollendeten, geistlosen Götzendienst. Diese Richtung läßt sich durch die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts deutlich verfolgen, sie verschwindet dann fast ganz — vermutlich unter dem Einfluß von Gervinus' „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ — um die Mitte des Jahrhunderts von der Bildfläche, erstarkt aber wieder in den sechziger und siebziger Jahren und erreicht ihren Höhepunkt in den zahllosen Goetheschriften Heinrich Düntzers, von dessen literaturgeschichtlicher Kleinkrämermethode P. Baumgartner in seiner Goethebiographie unter anderem bemerkte: „Selbst der keckste Humor Goethes verledert in der unendlichen Langweiligkeit seiner buddhistischen Goethe-Adorationen.“[1] Ohne Übertreibung wird man sagen dürfen, daß gerade

[1] Dieser Satz ist in der Neubearbeitung stehen geblieben (Bd I, S. 488 A. 1), da er eine ganze Literaturströmung scharf, aber treffend brandmarkt. Die Polemik

Baumgartners schonungsloser, mit überlegenem Geist geführter Kampf gegen diese kurzsichtige Art von literarischer Vergötterung die Richtung Düntzer bei Freunden und Gegnern des Dichters stark in Mißkredit gebracht hat, so daß sie mit Beginn der neunziger Jahre einigermaßen als überwunden betrachtet werden kann.

Mit den Berliner Universitätsvorlesungen von Hermann Grimm, die 1877 zuerst im Druck erschienen und in der Folgezeit mehrere Auflagen erlebten, setzte eine neue Auffassung von Goethes Bedeutung ein. Grimm liebt das Genialische, Großzügige, die Herrennatur und den Übermenschen an seinem Helden. Diese Betrachtungsweise entsprach der zeitgenössischen Strömung, die dem Einfluß Nietzsches ihre Entstehung verdankte und in den neunziger Jahren sich bis zum Kult der „blonden blauäugigen Bestie" steigerte. Grimm glaubte daher eine innere Verwandtschaft zwischen den Menschen des ausgehenden Jahrhunderts und dem Olympier feststellen zu müssen. „Immer entschiedener", meinte er noch 1897, „drängt sich der Gedanke mir auf, es müsse bei den Menschen des 19. Jahrhunderts ihr Verhältnis zu Goethe gesucht werden, um den richtigen Augenpunkt für ihre Betrachtung zu gewinnen."

2.

Grimm hat durch seine Goetheschriften zweifellos auch bis ins 20. Jahrhundert hinein das populärwissenschaftliche Urteil weiter Kreise beeinflußt, aber die Chorführer im Reigen unserer heutigen Goethomanen sind andere, zumeist weniger bedeutende Geister, die Grimms Ideen aufgriffen und je nach ihrem Parteistandpunkt weiterführten, veränderten und in neue Formen gossen.

Am kühnsten tat dies der Monist und Haeckelianer Wilhelm Bölsche. Durch seine in mehreren Auflagen verbreitete Broschüre „Goethe im 20. Jahrhundert" (Berlin 1900), die er zur Jahrhundertwende mit deutlicher Absicht der Stimmungsmache herausgab, ist es ihm in der Tat gelungen, die Auffassung des modernsten Goethekults nicht nur in bestimmte Worte und Sätze zu bringen, sondern auch in erheblichem Grade „schöpferisch" zu beeinflussen. Die kleine Schrift verdient daher trotz ihres rein panegyrischen, durch keinerlei Beweise beschwerten Charakters einige Beachtung.

---

gegen Düntzer wurde sonst in der dritten Auflage bedeutend eingeschränkt, aus dem zweiten (Schluß-) Band, welcher im Oktober erscheinen wird, ist sie bis auf einige programmatische Auseinandersetzungen fast ganz verschwunden.

Für Düntzer war Goethe so etwas wie ein starrer indischer Götze, dem dieser abgefallene Katholik in eintönigen, endlos sich wiederholenden Lobeshymnen huldigte; für Grimm wurde er eine Herrengestalt, die ihre Umgebung zwar weit überragte, aber dabei doch ein Individuum, ein gegen andere abgegrenztes Einzelwesen blieb; für Bölsche ist der Altmeister von Weimar die Menschheit selbst auf ihrer bisher höchsten Kulturstufe gefaßt, ein Jahresring unserer Kultur. „Alles Individuelle ist nur ein Gleichnis", lautet die Grundthese Bölsches, „auch das, was wir Goethe nennen." Die Idee eines Halbgottes oder Heroen verwirft er daher von seinem Standpunkte aus ganz konsequent als unzureichend und veraltet. „In früheren, naiven Tagen hätte eine Rolle, wie sie Goethe bei uns spielt, unbedingt einen mystischen Charakter angenommen. Buddha, Christus, Homer, Sokrates waren hundertfünfzig Jahre nach ihrer Geburt schon Schemen, Halbgötter, die mit einem Fuß im Himmel standen. Man fühlte den Druck des einen Fußes noch fort und fort so ehern auf dem Nacken, daß man träumte, der andere könne nie auf der Erde gewandelt sein; er mußte den Standpunkt jenseits der Weltkugel haben, den Archimedes suchte, damit er die Welt bewegen könne. Darüber hört man nun heute schon aus Kindermund, daß es so etwas nicht gebe. Wir sind kritisch und nüchtern. Wir verlangen von niemand mehr, daß er dem Gravitationsgesetz entgegen auf der chemischen Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff, die wir Wasser nennen, gewandelt sei, damit uns seine Bergpredigt Eindruck mache."

Diese zynischen Bemerkungen deuten schon an, wohin die Fahrt geht. Bölsche schildert dann mit dem Aufgebot seiner kühnsten Rhetorik all die Bildungsepochen und Glanzperioden der Weltgeschichte, wahrt überall sorgfältig seine monistischen Voraussetzungen und Maßstäbe, sieht auch im Christentum nur ein vorübergehendes und bereits überwundenes Element der Entwicklung und schließt seine farbenreiche und gefärbte Schaustellung mit den Worten: „Das alles, alles müssen wir uns denken, mündet ein — in Goethe. Aus ihm wird Goethe — weil er eine Offenbarung der Menschheit ist — und weil das alles in der Menschheit ist. Inderweisheit, Griechenkunst, der Menschheitsgedanke Roms und des Christentums, Renaissancetrotz, die Naturforschung, die in den Sternen liest, und die Romantik des deutschen Gemüts. Alle diese Jahresringe der Kultur umgreift er mit einem letzten, äußersten Ring — dem letzten für uns, den wir geschlossen sehen; denn im nächsten stecken wir selbst als Rindenpunkte, die nicht über den Horizont der Krümmung hinwegschauen."

Die Sonderart dieses Jahresringes besteht nach Bölsche in dem „reflektierenden Bewußtsein", welches bewirke, daß Goethe trotz aller hochnotpeinlichen Untersuchung seines Privatlebens für den modernen Menschen stetig an Größe gewinne und das zugleich des Altmeisters Gesamtrichtung zu einer fortlaufend ansteigenden Beweisführung gestalte, „wie der alte Begriff der Schuld abgelöst wird durch den höheren Begriff der Entwicklung". Im „Faust" besitzen wir daher „den größten Protest gegen den alten Schuldgedanken als solchen, der je versucht worden ist". Das Böse besteht lediglich in einer Trübung zwischen dem Guten und Besseren, physische und sittliche Welt, Natur und Mensch sind eins: Goethe war „Monist bis zur Leidenschaftlichkeit". Der ästhetische Mensch der Zukunft aber, dieser freie, entlastete, „wahrhafte Champagnermensch", den wir jetzt noch in weiter Ferne über uns erblicken, ist nichts anderes als der in uns allen wiederauferstandene Goethe. Das Werklein schließt mit den schwärmerischen Sätzen:

„Wir haben Goethes Bild bis in seinen blauesten Horizont verfolgt. Ziehen wir noch eine Nutzanwendung.

„In jene Linie des Ideals, von der wir gesprochen haben, gehört auch Goethe selbst.

„Eine Menschheitsgestalt, ist er zugleich auch ein Menschheitsideal.

„Als Typus der Menschheit erscheint er uns, unnahbar, einzig, riesig, heraufgereckt über jede Individualität. Und doch unterliegt auch er hier nur dem alten Prozeß der Idealbildung und Idealerfüllung. Als ein Fremdling aus anderer Welt scheinbar tritt das Ideale vor uns hin. Es umfließt eine einzelne Gestalt: ein Heiliger, der Messias, der Gottessohn erscheint sie. Irrige kleine Meinung baut daraus einen Kultus. Er erzählt uns von dem Gotte, der bei uns gewesen. Und wir erschauern in unserer ungöttlichen, armmenschlichen Nichtigkeit. Das ist aber der verkehrte Weg. Wir selber sollen jeder einwachsen in das neue Ideal, bis jeder der Heilige ist. Goethe, ein Idealtypus der Menschheit, soll einwachsen und auferstehen in jedem von uns. Jeder soll werden wie er. Fünfzehnhundert Millionen Menschen auf Erden, das Ideal vollziehend in sich. Dann ist die Menschheit nicht in Goethe, dem einzelnen Manne in seinem niedrigen Stübchen zu Weimar — dann ist Goethe in der Menschheit. Er, mit der Sternenweite seines Blicks, mit der Kraft des prometheischen Selbstdenkens wie der stillen Hingabe an das ‚Geheimnisvolle', an den im Dunkeln rinnenden Strom des innersten Ichs — mit der Sehnsucht,

die alle Schuld zerbrach und Faust in den Himmel führte — mit der unwandelbaren Treue zu der Einheit der Welt, die im Stern und im Bettler einen Bruder sah — er mit alle dem in uns.

„Am Tage, da das erfüllt ist, mag Goethe, der Große, der Gewaltige, getrost vergessen werden.

„Neue Ideale werden über uns sein, wie aufstrahlende neue Sterne des Alls, zu denen die Sonne gewandert ist. Die Entwicklung zerbricht die Puppenhülle einer alten Form. Goethe fällt, weil wir alle Goethe sind.

„An dem Tage ist die Gruft von Weimar leer. Goethe ist tot — weil er auferstanden ist."

Bölsches Broschüre wird man als eine Art Leitfaden von kanonischer Geltung für die Goetheschwärmer unter den Freidenkern aller Schattierungen bezeichnen dürfen. Die berüchtigten Goethebünde, welche zur Bekämpfung der lex Heinze und „zur Abwehr aller gegen die freie Entwicklung des geistigen Lebens, insbesondere von Wissenschaft, Kunst und Literatur gerichteten Angriffe (Polizeizensur)" zu Beginn des Jahrhunderts sich bildeten, bedeuten praktische Versuche, den Ideen Bölsches in möglichst weiten Kreisen zum Siege zu verhelfen.

Weniger scharf umrissen, weniger stürmisch und herausfordernd, aber im Grunde mit der Auffassung Bölsches fast identisch ist die Goetheverehrung einer mächtigen Koterie innerhalb des Liberalismus, wie sie ebenfalls um die Jahrhundertwende zu wachsendem Einfluß auf breite Leserschichten gelangte. Ihr klassischer Vertreter ist der bekannte Goethebiograph Albert Bielschowsky. Der erste Band seines Werkes erschien bereits im Herbst 1895, der zweite erst 1903, nach dem Tode des Verfassers. Auch für Bielschowsky ist Goethe „ein potenziertes Abbild der Menschheit", auch er sieht in dem gefeierten Dichter eine höchste Entwicklungsstufe des menschlichen Geschlechts, den Triumph der reinen Menschlichkeit verkörpert. Aber Bielschowsky hütet sich sorgfältig, in den Fragen der Weltanschauung ebenso offen und unmißverständlich, wie es Bölsche getan, Stellung zu nehmen. Läßt der letztere uns keinen Augenblick im Zweifel, daß er mit dem Christentum, und wäre es auch in seiner verwässertsten Form, nichts mehr gemein hat, so ist Bielschowskys Werk ganz geeignet, alle unklaren Schwärmer für Humanität und Bildung, alle in ihrer Religion nicht sattelfesten Protestanten, Juden und Katholiken, endlich alle jene Leser, die vor einer entschiedenen Stellungnahme auf moralischem und religiösem Gebiete zurückschrecken, in Entzücken zu versetzen. So konnte es zum Evangelium der

Salon- und Modelesewelt werden und dank seiner glatten, freilich für eine ernste Biographie allzu romanhaften Form in 25 Auflagen seinen Weg durch die deutschen Lande nehmen, obwohl es strengere wissenschaftliche Ansprüche auch nach dem Urteil mancher Gesinnungsgenossen Bielschowskys keineswegs zu befriedigen vermag[1].

3.

Eine Unzahl von neueren und neuesten Schriften über Goethe lassen sich in ihren Grundgedanken auf Bölsche und Bielschowsky zurückführen, verraten aber durchweg die größere Vorliebe der Verfasser für die radikalere Richtung des ersteren. Besonders oft wird Goethe als der moderne Heiland gefeiert, neben und über Christus gestellt und in ihm nicht so sehr der große Dichter als der erfolgreiche Lebenskünstler verherrlicht, der es wie kein zweiter verstanden hat, „ohne Gott zu leben". Während noch z. B. Julian Schmidt in den achtziger Jahren sich unendliche Mühe gab, Goethe zum sittsamen, überzeugten Musterchristen zu machen, ist unsere heutige Zeit längst über diesen Versuch hinaus. Der Nachfolge Christi setzt man die für höhere Geister bestimmte Nachfolge Goethes direkt entgegen und predigt sie als zeitgemäßes, menschenwürdiges Evangelium. Schon im ersten Band der Neubearbeitung von Baumgartners Goethe wurden eine Anzahl von diesbezüglichen Stellen wiedergegeben (S. 430), einige weitere Belege mögen hier folgen.

Auf die Mutter Goethes, Frau „Aja", sang im Frankfurter Generalanzeiger 1908, Nr 216 ein Moritz Goldschmidt die rührenden Verse:

Sie wollte nur Frau Aja sein,
Sonst abhold allem Ruhme;
Sie schloß ins enge Haus sich ein
Und schuf's zum Heiligtume.

Geklärten Sinns das Herz erhellt,
Doch fest bei Martin Luther,
War eines Heilands dieser Welt
Sie freudenreiche Mutter —

Des Heilands, der aus welscher Macht
Befreite Deutschlands Herzen,
Anzündete nach banger Nacht
Des Frohsinns lichte Kerzen —

[1] Der Weihnachtskatalog 1912 des Dürerbundes hebt an Baumgartners Goethebiographie rühmend hervor, daß sie „von der sentimentalen Romanstilistik etwa Bielschowskys weit entfernt" sei. Ebendaselbst wird das Werk in seiner neuen Gestalt auch Witkowskis neubearbeiteter Goethebiographie vorgezogen. Über Bielschowsky vgl. das ablehnende Urteil in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte VII, Berlin 1900, IV 8^b 19.

Gottloser Weltenkinder Gott,
Erlöser trübsten Tagen —
Und niemals doch, zu Niedrer Spott,
Ans bittre Kreuz geschlagen.

— Frau Aja, deiner heute denkt
Mit Jubelmelodien
Die Welt, der du ein Heil geschenkt,
Ein ewiges, gleich Marien.

Ja, höhere Dreieinheit preist
Ein Freibund weiser Toren:
Mutter und Sohn und jenen Geist,
Dem sie den Sohn geboren [1].

Schriften zur Nachfolge Goethes sind in den letzten Jahren mehrere erschienen. Sie bewegen sich ungefähr in dem gleichen Gedankenkreis, wenn auch der Ausdruck nicht immer so verletzend ist wie in den obigen Versen. L. Wolff-Cassel z. B. meint in seinem Buch „Die Nation Goethes" (Leipzig o. J.), der deutsche Dichter stehe so hoch über Petrus, Paulus und Johannes an Bedeutung für uns, wie ein modernes Meerschiff über dem schaukelnden Bretternachen von Nazareth. Natürlich stellt er seinen Abgott auch über Christus, der allerdings der größte Verneiner des Lebens gewesen, aber von dem großen Bejaher des Lebens Johann Wolfgang v. Goethe gerade deshalb im Gesamtresultat des Werkes überflügelt worden sei. Damit begnügt sich aber Wolff-Cassel noch nicht: Goethe hat nach ihm „im Grunde" die Befreiungskriege geschlagen, das Reich gegründet; Bismarck war nur seine ausführende Hand, Luther war bloß der Anbahner, Goethe der Vollender des Protestantismus usw. Daß andere Verehrer in Goethe „das Musterbild germanischer, nein menschlicher Kultur" erblicken (Henry Thode), ihn den „einzigen wirklichen Normalmenschen, den unser Erdenrund trug", nennen (Hermann Krüger-Westend), die geistige Höhe aller Nationen danach berechnen, ob sie „goethereif" sind (Jakob Minor), Massenwallfahrten nach Weimar, Heranbildung von Wanderlehrern im Dienste des Goethekults, Goethes Art des Sichauslebens als Tenor der Dichtung empfehlen (Hjalmar Kjölenson), darf weiter nicht wundernehmen.

Sehr bezeichnend ist es indes, daß Goethe immer häufiger direkt als eine Art von Protektor und Schutzgeist nicht nur für die modernheidnischen Anschauungen in religiöser Hinsicht gilt, sondern auch als das Muster- und Vorbild für allerhand Unsittlichkeiten feinerer und derberer Art. Auf

[1] Zitiert in der Augsburger Postzeitung vom 17. September 1908, Nr 213.

einem öffentlichen Kongreß zu Hamburg im Jahre 1900 ward die Frage aufgeworfen: „Ist es möglich, daß eine Mutter ihr uneheliches Kind siegesbewußt im Arme halten kann?" Die Frage wurde von Fräulein Lida Gustava Heymann unter Hinweis auf Christiane Vulpius, die spätere Frau Geheimrat v. Goethe, und ihren Sohn August energisch bejaht[1]. Selbst der große Goetheverehrer Fritz Lienhard muß gestehen: „Das Verhältnis Goethes zu Christiane bedeutet heute noch für Unregelmäßigkeiten dieser Art im Kreise der unbedeutendsten Lebemänner eine Art Ermunterung und Berufung" (Wege nach Weimar VI 219 f). Programmatisch lautet, was Dr A. Kalthoff (Die religiösen Probleme und Goethes Faust, Berlin 1901, 105) schreibt: „Gretchen mit ihrem schuldbeladenen menschlichen Gewissen steht uns Heutigen noch näher als Faust mit seinem übermenschlichen Ringen über das Gewissen hinaus. Deshalb ist die unwiderstehliche Gewalt, mit der das Herz der gegenwärtigen Menschheit sich zur Gretchengestalt hingezogen fühlt, die Prophetie auf eine Zeit, in der Gretchens Liebe keine Schuld mehr sein und keine Schuld mehr erzeugen wird, weil die Gesellschaft ihre bürgerlichen Ordnungen nach dem höheren sittlichen Gesetz gestaltet hat, daß die bürgerliche Ordnung um des Menschen willen, und nicht der Mensch um der bürgerlichen Ordnung willen da ist."

Nicht vereinzelte obskure Rufer und Phantasten sind es heute, die als Vertreter eines zur blinden Abgötterei und krankhaften Verzückung gesteigerten Goethekults alle Kreise des deutschen Volkes zu beeinflussen suchen: eine große Anzahl bekannter und angesehener Männer und Frauen steht im Dienste der zwar künstlich geschaffenen, aber um so intensiver geförderten Bewegung. Kein Zweifel, es ist System in dieser Bearbeitung der Massen, und ein System, das wahrlich nicht die Hebung der Sittlichkeit, die Kräftigung des christlichen Gedankens bezweckt. Bemerkenswert bleibt besonders die Tatsache, daß Goetheverehrung und Goethekult von jeher am eifrigsten von freigeistigen Juden gepflegt und verbreitet wurden — es sei hier nur an die geistig bedeutende Jüdin Rahel Varnhagen v. Ense erinnert —, daß aber zu keiner Zeit der Einfluß dieser Kreise sich so nachdrücklich im deutschen Literaturleben geltend machte wie in unserem 20. Jahrhundert. Ludwig Geiger, Richard Moses Meyer, Eugen Wolff, Georg Witkowski, Eduard Engel und wohl noch einige andere bekannte Goethebiographen

[1] Vgl. die Broschüre: Das christliche Sittlichkeitsideal und der Goethebund, Hamburg 1901. (Inhalt: I. Referat von Hofprediger a. D. Stöcker; II. Diskussion; III. Goethe und der Goethebund.)

sind Juden. Wenn Engel im einzelnen an Goethe manches tadelnswert findet und namentlich in der Friederiken- und Frau v. Stein-Frage sich seine Unabhängigkeit gegenüber der landläufigen Auffassung wahrt, so steht er doch in allen Fragen der Weltanschauung sowie in seinem Gesamturteil über den Dichter durchaus auf dem bequemen Standpunkt unbedingter Andacht und Apotheose.

Der außerordentlich großen Menge literarisch rühriger Goethomanen gegenüber ist die Zahl derer, welche in der Öffentlichkeit das Recht auf freie Kritik, auf christliche Grundsätze und gesunden Menschenverstand selbst für das Gebiet der Goetheliteratur verteidigen, sehr gering. Diese Erscheinung wird niemand befremden, der von dem Terrorismus eine Ahnung hat, womit die Anhänger des Freidenkertums und auch zum Teil des Liberalismus jede von der ihrigen unabhängige Auffassung bekämpfen und ihr den Stempel konfessioneller Verbohrtheit, vaterlandsloser Gesinnung aufzudrücken versuchen. So hinfällig solche Vorwürfe zumeist sind, einen mächtigen Resonanzboden finden sie fast regelmäßig in der Großmacht Presse, d. h. in den tonangebenden und die öffentliche Meinung schaffenden Tagesorganen. Auch die Schule möchte man immer intensiver in den Dienst der Goetheverehrung stellen. Wofern es mit Maß und Kritik geschieht, sind wir Katholiken die letzten, welche die Würdigung von Goethes Meisterwerken der reiferen Jugend vorenthalten. Herders bekannte Klassikerausgabe legt dafür Zeugnis ab, daß katholische Pädagogen nichts Wertvolles aus den Geisteserzeugnissen unserer Dichter vor dem ernsten Studium des Schülers verschließen. Aber nur zu oft geht man viel, viel weiter, und der Mensch Goethe, der Stürmer und Dränger wie der sich weltklug beherrschende genußfreudige Lebemann wird dem heranwachsenden Geschlecht als leuchtendes Vorbild vor Augen gestellt.

4.

Wenn Goethe trotz all dieser ungeheuren Anstrengungen seiner Verehrer auch heute noch nicht wie etwa ein Schiller oder Uhland zu einem Liebling des deutschen Volkes geworden ist, so liegt der Grund wahrlich nicht im Mangel an genügender Propaganda, sondern in dem Dichter selbst. Zu einem nationalen Sänger fehlte ihm die notwendigste Eigenschaft: das Mitleben und Mitleiden mit dem Volke und daher auch das Verständnis für die religiösen Bedürfnisse der überwiegenden Mehrzahl seiner in Arbeit und Entbehrung großgewordenen deutschen Mitbürger. Durchaus zutreffend sind die Worte, welche um die Jahrhundertwende ein Einsender in der „Berliner Börsenzeitung" schrieb: „Dem Leben Goethes, so groß es auch ist, fehlt

doch das Wichtigste: der stärkende Kampf um das Dasein. Glänzend und verwöhnt ist Wolfgang Goethe von Glück zu Glück, von Gunst zu Gunst, von Weib zu Weib gewandelt; er hat nie sein Brot mit Tränen gegessen und deshalb euch nicht gekannt, ihr himmlischen Mächte, die uns ins Leben hineinführen, und wenn er am Ende seines Werkes als der Weisheit höchsten Schluß den Satz aufstellt:

> Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß,

so müssen wir sagen, daß nach diesem Satze Goethe selbst sich Freiheit und Leben nicht erobert und nicht verdient hat." Der Verfasser ist daher der Ansicht, daß der Alte von Weimar „alles andere eher als ein Nationaldichter" sei, und findet es erklärlich, daß Goethe „in einer Zeit, in der auch der Geringste zur Mitarbeit am Gemeinwesen herangezogen wird", nicht mehr recht verstanden werde. „Es ist um so erklärlicher, als Goethe sich ja mit so ausgesprochener Gleichgültigkeit von der gewaltigen nationalen Bewegung abgewandt hat, die zu seiner Zeit einsetzte, und die mehr wie alle Dichtkunst und Philosophie dem Jahrhundert seinen Charakter gegeben hat."[1]

Gewiß, die deutsche Nation als solche wird auf absehbare Zeit für jenen gekünstelten, innerlich unwahren und lächerlichen Goethekult, den man ihr aufdrängen will, kein Verständnis besitzen. Dafür hat der Olympier selbst gesorgt, sogar gründlich gesorgt, vor allem durch sein schmähliches Verhalten im Notjahre 1813. Dafür bürgt aber auch der gemäßigte, kerngesunde, allem Unechten abgeneigte Sinn des Volkes, besonders noch, Gott Dank! der tiefreligiöse Zug in seinem Charakter. Dennoch wäre es eine bedauerliche Kurzsichtigkeit, wollte man die schweren Gefahren verkennen, welche die hier gezeichnete Literaturströmung für weite Kreise unserer

[1] Zitiert in der Kölnischen Volkszeitung vom 30. August 1899, Nr 809. — Wie gering im Grunde die Begeisterung für Goethe in den breiten Schichten des Volkes ist, kam mir bei Gelegenheit einer Studienreise durch Thüringen im Sommer des vorigen Jahres lebhaft zum Bewußtsein. Ich suchte an einem Montagvormittag die Wartburg bei Eisenach auf und hatte mich der stillen Hoffnung hingegeben, nach dem Abzug der zahllosen Sonntagsgäste in aller Ruhe mich der Betrachtung dieser denkwürdigen Stätte deutscher Geschichte widmen zu können. Aber die Rechnung erwies sich als falsch, denn auch am Montag strömten Hunderte von Pilgern aus allen Ständen und allen deutschen Gauen zu der einzigen Wartburg. Zwei Tage später besuchte ich, ebenfalls des Vormittags, das Goethehaus in Weimar. Über anderthalb Stunden blieb ich hier ganz allein, dann kam endlich — ein Engländer! An sämtlichen Goethestätten mit Ausnahme der idyllisch gelegenen Orte (Ilmenau, Tiefurt usw.) war die Zahl der „Wallfahrer" sehr gering. Das mag Zufall gewesen sein, aber viele Weimarer-Pilger wollen ähnliche Erfahrungen gemacht haben.

Gebildeten und indirekt auch für das ganze Volk birgt. Die systematisch geförderte beispiellose Reklame, die man heute mit dem Namen Goethe treibt, erzeugt in Tausenden von unreifen Köpfen eine krankhafte, darum nur um so gefährlichere Schwarmgeisterei, die unter dem Deckmantel der Goethe-verehrung jede Art des Sichauslebens für erlaubt erklärt, ja in den unheilvollsten sexuellen Verirrungen nur das Zeichen seelischer Verwandtschaft mit dem größten Lebenskünstler der Weltgeschichte erblickt. Der Schaden ist um so schmerzlicher und bleibender, als sich zu dem sittlichen Fehltritt zumeist noch der religiöse Schiffbruch gesellt, der in Goethes Leben und Dichtung ebenfalls sein Vorbild und seine „Rechtfertigung" findet.

Man gebe sich daher wenigstens auf katholischer Seite keiner Täuschung über die Zersetzung hin, welche ein künstlich gesteigerter Goethe-Enthusiasmus notwendig in unsere Reihen tragen muß, und wahre, unbekümmert um das Gespött der Gegner, einen unabhängigen, sachlich begründeten Standpunkt, der allein unserer Weltanschauung würdig ist.

Denn um die Weltanschauung handelt es sich im letzten Grunde in der ganzen vielverzweigten Goethefrage nicht um ästhetische Probleme. Das hat bereits vor einem halben Jahrhundert die scharfsinnige Jüdin Fanny Lewald erkannt und in den offenen Worten ausgesprochen[1]: „Wir werden nicht mehr den Gott anbeten, der uns nach seinem Bilde schuf, sondern die Götter, die entstanden sind wie wir, und die vergangen sind, wie wir vergehen werden: rätselhafte, phänomenale und doch fortlebende Geschöpfe wie wir; und je realer dieser Kultus und seine Götter sein werden, um so geistiger wird die Anbetung, um so idealer der ganze Lebensgehalt aller derer sein, die sich zu dieser Religion der Gottmenschen oder der Menschengötter bekennen werden. . . . Vor diesem Menschen-götter-Kultus, dem die aufgeklärten Priester des nicht menschlichen Einheitsgottes selbst die Tore und Altäre ihrer Kirchen öffnen, wird der alte tote, monotheistische Gottesdienst viel sicherer verschwinden, als durch alle theoretischen und philosophischen Beweise wider ihn."

---

[1] Fanny Lewald, Gefühltes und Gedachtes (1838—1888), herausgegeben von L. Geiger, Dresden und Leipzig 1900, 54 f. — Die Äußerungen wurden bei Gelegenheit der Schillerfeier 1859 niedergeschrieben, beziehen sich aber auf die freigeistige Art der Dichterverehrung überhaupt, deren Endzweck sie mit dankenswerter Ehrlichkeit grell beleuchten.

Alois Stockmann S. J.

Rezensionen.

Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. II. Band: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Zwei Teile. Von **Bernhard Duhr** S. J. Mit 182 Abbildungen. Lex.-8⁰ (XVIII u. 704; X u. 786) Freiburg 1913, Herder. *M* 38.—; geb. *M* 45.—

Auch wer von der eingreifenden Wirksamkeit der alten Jesuiten in Deutschland zur Zeit vor und während des Dreißigjährigen Krieges eine hohe Vorstellung mitbringt, wird im ersten Augenblick von den zwei so gewaltig umfangreichen Teilbänden betroffen sein, welche diese nur 50 Jahre umfassende Periode der Ordensgeschichte zur Darstellung bringen sollen. Weit mächtiger aber wird der Eindruck, je mehr der Leser sich überzeugt, daß diese starken Volumina, fern jeder Raumverschwendung und jedem Umschweife fremd, Kapitel für Kapitel sorgfältig zusammengedrängte Massen von Nachrichten und Aufklärungen bieten, die immer wertvoll, zum großen Teile neu aus bisher unzugänglichen Quellen gezogen sind. Der Verfasser hat weder Worte verloren, noch aufgenommen, was überflüssig wäre; kein Kapitel, das man missen möchte oder ohne Nachteil missen könnte. Anderseits werden sich auch schwerlich Punkte ausfindig machen lassen, wo der Verfasser etwas von Bedeutung vorenthalten hätte. Die beiden Volumina erfüllen ihre Aufgabe vollständig, sie gewähren sichern Überblick über die Tätigkeit und vorbehaltlosen Einblick in die Lebensverhältnisse und Denkweise der deutschen Jesuiten zur Zeit der rührigsten, und man darf hinzufügen der ruhmreichsten Kraftentfaltung des Ordens. Dieselbe fällt freilich in eine tief erschütterte und wild erregte Periode unserer vaterländischen Geschichte, wie Deutschland eine zweite nicht erlebt hat. Um so mehr tritt die Machtwirkung der zähen korporativen Tätigkeit des Ordens hervor wie auch die große Zahl geistig hervorragender Persönlichkeiten, die in seinen Reihen sich zusammengeschart hatten.

Anlage und Grundton dieser Geschichte der Jesuiten in Deutschland sowie alle die verschiedenen Titel, welche dem Verfasser von vornherein das Vertrauen seiner Leser sichern, sind schon 1907 bei Anzeige des ersten Bandes in dieser Zeitschrift (LXXIII 435 f) hervorgehoben worden. P. Duhr schreibt in erster Linie für die eigenen Ordensbrüder, um ihnen den vollen Einblick in den Geist und die Taten ihrer Vorgänger und damit die großen Lehren der Vergangenheit, die Erfahrung der Jahrhunderte zu erschließen. Angesichts der Gewichtigkeit des Gegenstandes und der Neuheit eines großen Teiles seines Materials ist er sich dabei bewußt, auch der Geschichtschreibung einen wesentlichen Dienst zu leisten, zahlreichen Forschern und Geschichtsfreunden eine Fülle neuen Stoffes und neuer

Belehrungen zu bieten. Mit Recht legt er deshalb allen Nachdruck darauf, daß er lediglich als gewissenhafter Historiker schreibe und ganz auf dem festen Grunde kritischer Quellenforschung stehe: „Meine Zugehörigkeit zur Gesellschaft Jesu hat mich nirgend genötigt, den Boden der rein historischen Forschung zu verlassen."

Die Gliederung des ganzen, in zwei Teile zerlegten zweiten Bandes ist ebenso einfach wie einleuchtend. Nach einem allgemein charakterisierenden und orientierenden Überblick über die Geschichtsperiode, welcher der zu behandelnde Abschnitt der Ordenstätigkeit angehört, wird zuerst die äußere Entfaltung gezeichnet, die der Orden genommen hat in seinen zahlreichen Kollegien, Residenzen und Missionsposten in den allmählich voneinander abgezweigten Ordensprovinzen: Niederrhein, Oberrhein, Oberdeutschland, Österreich, Böhmen, unter zweckmäßiger Berücksichtigung der deutschen Gebietsanteile der Provinzen von Litauen und Polen. Naturgemäß knüpft sich hieran die Schilderung der Kriegsereignisse, welche die ganze Periode füllen und störend, teilweise vernichtend auf die Niederlassungen und Tätigkeit der Jesuiten eingewirkt haben, wie auch der verschiedenartigen Bestrebungen zur Wiederherstellung und zum Frieden (Kapitel 2—7).

Die folgenden drei Kapitel (8—10) des ersten Teiles und die ersten zehn des zweiten Teiles stellen den eigentlichen Kern und Hauptinhalt des zweiten Bandes dar: die Tätigkeit, die Leistungen und Erfolge, die Einwirkung der Jesuiten in und auf Deutschland. An die Spitze stellt hier P. Duhr das Unterrichts- und Erziehungswesen des Ordens: Gymnasien und Universität, Konvikte und Seminare, Schulbücher und Schulkomödien. Erst an zweiter Stelle folgt die unmittelbare Seelsorgetätigkeit: Gottesdienst und Sakramentenspendung, Predigt und Christenlehre, Volksmission und Exerzitien, und hieran sich anreihend die der damaligen Ordenswirksamkeit eigentümlichen Sondergebiete: Marianische Kongregationen, Klosterreform, Beichtvater- und Erzieheramt an den Höfen, Lagermission, Zurückführung der abgefallenen Gebiete zur Einheit des alten Glaubens. Daran reiht sich drittens eine eigene Darstellung der ebenso umfassenden wie regen caritativen Wirksamkeit des Ordens; viertens seine Anstrengungen und Leistungen auf schriftstellerischem Gebiete; schließlich seine Stellungnahme zu den brennenden Fragen des Gemeinwohles, Münzverschlechterung, Untertanenbedrückung und Hexenprozesse miteinbegriffen, was sich so etwa unter dem Namen der „sozialen Bestrebungen" zusammenfassen ließe.

Der dritte Hauptabschnitt (2. Teil, 11.—15. Kapitel) gilt der inneren Geschichte des Ordens einschließlich der Regulierung seines Personalbestandes, der Vermögensverhältnisse und Finanzverwaltung und der fortgesetzten feindseligen Beeinträchtigung seines guten Rufes. Als Abschluß des Ganzen werden noch die Charakterbilder einiger besonders merkwürdiger und hervorragender Ordensmitglieder eingehend gezeichnet als Ausprägung der Denkweise und der Eigenart, des Geistes und des Wirkens der damaligen deutschen Jesuiten.

Bei solcher Einteilung war es nicht zu vermeiden, daß zuweilen Gebiete ineinander übergriffen, der eine oder andere Punkt öfter berührt, oder etwas an der einen Stelle genügend behandelt, an der andern aber unlieb vermißt wird. Einer

der gewinnendsten und zugleich segensreichsten Züge bei der Tätigkeit der alten Jesuiten war z. B. ihre aufopfernde Sorge für arme Studenten. P. Duhr bringt dafür in diesem zweiten Bande zahlreiche und schöne Einzelheiten. Aber im Kapitel über die caritative Tätigkeit des Ordens darf man diese nicht suchen, ebensowenig wie die Lazarettpflege und den Dienst auf den Schlachtfeldern. Das eine wird der Hauptsache nach beim Schulwesen, das andere bei der Lagermission abgehandelt. Dahingegen finden die besonders verdienten Schulmänner und hervorragenden Philologen und die vielfältigen von ihnen geschaffenen Lehrmittel nicht schon beim Schulwesen ihre eingehendere Würdigung, sondern bleiben verspart bis zum Kapitel über „Schriftstellerei und Schriftsteller" (also von 1, 8 auf 2, 8). Allein daraus folgt nur, daß der Band als Ganzes studiert sein will, und daß derjenige bedauerlichen Versäumnissen sich aussetzt, der sich damit begnügt, ein einzelnes Kapitel, losgerissen vom übrigen, für seine Zwecke auszubeuten. Wie einmal in Leben und Tätigkeit des Ordens alles aufs innigste zusammenhängt, hätten Schwierigkeiten solcher Art auch bei jeder andern Einteilung sich ergeben. Der Verfasser hat ohne Zweifel recht getan, nachdem er in großen Zügen eine schlichte, klare Einteilung getroffen, von pedantischer Abzirkelung sich fernzuhalten und im Einzelfalle jener Ordnung zu folgen, welche die naturgemäßere schien. Fast jedesmal wird man dem von ihm gewählten Wege gern beipflichten. Auffallen könnte es, daß die innere Geschichte des Ordens: Aufnahme und Ausbildung der Mitglieder, Leben und Streben, Verwaltung und Finanzen, erst im dritten Abschnitt, fast am Schluß des Gesamtbandes, zur Behandlung kommt. An und für sich genommen, systematisch betrachtet, würde man diese Dinge an erster Stelle erwartet haben. Aber auch hier sprechen praktische und psychologische Momente durchaus für die gewählte Ordnung, durch welche der Verfasser beweist, daß er nicht nur als fleißiger Historiker seinen Stoff beherrscht, sondern zugleich auch als gewandter Publizist seine Erfahrungen hat. Dagegen wäre es wohl der Übersichtlichkeit zu statten gekommen, hätte der Verfasser die drei Hauptabteilungen seines Werkes, wie er sie in der Vorrede ankündigt, so auch äußerlich als solche hervortreten lassen und hätte er bei den einzelnen, oft ziemlich umfangreichen Kapiteln die Unterabteilungen als solche auch nach außen erkennbar gemacht. Nicht als ob es an Ordnung und Gliederung fehlte; dafür ist trefflich gesorgt. Allein es würde das Lesen ebenso wie das Nachsuchen erleichtern, wenn schon durch den Druck und die Seitenüberschrift die Unterabteilungen auseinander gehalten würden.

Was den Inhalt angeht, so tritt vor allem die außerordentliche Bedeutsamkeit vor Augen, welche diesem zweiten Bande für Erziehungs- und Unterrichtskunde zukommt. Da öffnen sich reiche Minen neu erschlossenen Materials vom Katechismus und Elementarunterricht bis zur theologischen Spekulation und der wissenschaftlichen Naturbeobachtung, von der Beherrschung der deutschen Dialekte zu den Feinheiten der klassischen Sprachen, zum Gebrauche der slawischen Idiome und der Erforschung der semitischen Sprachfamilie. Dazu gesellen sich dann die Fragen der Hochschulorganisation, der wissenschaftlichen Akademien, des Pädagogenwesens, der Schuldramen und der Internatserziehung und nahezu aller Gegenstände und Verhältnisse, die nur mit Schul- und Erziehungswesen zusammenhängen.

Auf einen unvergleichlich weiteren Interessentenkreis darf der erste Teil des Bandes Anspruch erheben durch die überreichen Mitteilungen in Bezug auf Kollegien, Residenzen, Arbeiten und Besitzungen der alten Jesuiten in den verschiedenen Städten und Landschaften. Es gibt wohl nicht viele Lokal- oder Provinzial-Geschichtsvereine in Deutschland und noch weniger deutsche Lokalforscher, zumal in katholischen Gegenden, die hier nicht vieles Neue und Anziehende finden könnten. Dies beschränkt sich aber nicht bloß auf den ersten Teil; in den verschiedensten Kapiteln kann man unerwartet auf die wertvollsten Angaben stoßen, und P. Duhr hat darauf Bedacht genommen, in knapp bemessenen, aber gehaltvollen Anmerkungen gewöhnlich noch erwünschte weitere Auskunft hinzuzufügen, so gewöhnlich über die Reihe der Obern, Besitzungen, Einkünfte, Schülerzahl u. dgl.

Die Geschichte der dramatischen Poesie in Deutschland erhält ihren besondern Anteil in dem reichen Kapitel über die Schulkomödie, die der deutschen Dichtung jener Zeit im Abschnitt (2, 8) über Schriftstellerei und Schriftsteller. Das Walten auf dem Gebiete der Caritas füllt ein eigenes Kapitel. Die heldenmütige Selbstaufopferung während der Pestzeiten, die Anstrengungen während der Hungersnot, die Gefängnisseelsorge und Erleichterung des Sträflingselendes bieten hier die leuchtenden Punkte.

Die Kulturgeschichte, auch im engeren und eigentlichen Sinne, geht keineswegs leer aus. Zwar dient ihr nahezu das ganze Werk, aber zwei Kapitel des zweiten Teiles (2, 9 10) gehören unmittelbar ihrem eigensten Gebiete an: Der Kampf gegen nationale Unsitten und Mißstände; Für und gegen die Hexenprozesse.

Daß für die Kirchen- und Ordensgeschichte, für die Entwicklung der Predigt und aszetischen Literatur, für Volksandachten und Bruderschaftswesen überaus viel Wertvolles hier aufgespeichert liegt, bedarf einer besondern Hervorhebung nicht. Hinsichtlich der Einrichtungen der Gesellschaft Jesu selbst wird mit rückhaltloser Offenheit auf alle Seiten des inneren und äußeren Lebens eingegangen, die Grundsätze in Bezug auf Aufnahme und Entlassung, auf Vermögensansprüche und Rechtsstreitigkeiten werden in aller Schlichtheit dargelegt und an geschichtlich bezeugten Einzelfällen erläutert. Auch die Verfahrungsweise der Obern, ihre Erziehungsmaßregeln und Besserungsversuche wie ihr Strafverfahren wird an lehrreichen Beispielen veranschaulicht. Mißtrauische Kritiker des Ordens können ihre Neugierde befriedigen an dem, was über Finanzlage und Vermögensverwaltung ziffern- und tabellenmäßig genau nach Ausweis der Quellen mitgeteilt wird. P. Duhr hat unstreitig wohl daran getan, auch diesen Punkt mit aller Unbefangenheit ins klare zu stellen.

Ein besonderes Kapitel hat er dazu verwendet, den großen Lügenstrom, der gegen den Jesuitenorden seit drei Jahrhunderten in stetem Anschwellen ist, auf seine frühesten Quellen zurückzuführen: lügenhafte Ausstreuungen der Kirchenfeinde, förmliche Fälschungen der Prädikanten, Monomanien des Jesuitenhasses bei einzelnen verbitterten Individuen im katholischen Lager, und in weiterer Folge dadurch Mißtrauen auf der einen, aufgehetzte Volksphantasien auf der andern Seite.

Alles zusammengefaßt liegt auch in diesem zweiten Bande eine sehr achtunggebietende Leistung vor, die mit einem hochbedeutenden Inhalt die Vorzüge einer großen Auffassung, eines gesunden Urteils und der vollen wissenschaftlichen Zuverlässigkeit vereinigt. Der Verfasser, mit jedem Weg und Steg, jeder Höhe und Tiefe seines Gebietes vertraut, wahrt sich dabei einen so unbefangenen, nüchternen Blick, erweist fast in allem ein so ruhiges und ausgereiftes Urteil, daß man nirgend zu gewärtigen hat, etwa über Gebühr zu Gunsten des Ordens beeinflußt zu werden. Anderseits übersieht er auch nicht leicht etwas von dem, was mithelfen kann, den Orden nach seiner Geschichte, Tätigkeit und inneren Organisation richtig einzuschätzen. Sowohl um den Orden wie um die Geschichte Deutschlands, seiner Kirche und seiner Einzelländer hat der Verfasser durch diesen Band sich wieder hochverdient gemacht, und es gebührt ihm dafür uneingeschränkt die freudigste Anerkennung.

Daß dieses Gesamturteil nicht leichthin und aus Voreingenommenheit niedergeschrieben worden ist, mögen die nachfolgenden Bemerkungen beweisen, die im Verlaufe einer ernsten Nachprüfung sich aufgedrängt haben.

Der Umstand, daß der Verfasser in erster Linie zu Nutz und Frommen der Mitglieder seines Ordens schrieb, bringt es mit sich, daß er in seiner Beurteilung der Ordensangehörigen den Maßstab der höchsten klösterlichen Vollkommenheit anzulegen geneigt ist. Soviel Berechtigung dies im Grunde haben mag, erzeugt es doch für den auswärtigen, nicht auf gleichem Boden stehenden Leser eine falsche Beleuchtung und führt fast notwendig zu unverdient strengen Einschätzungen. Dies macht sich beispielsweise recht fühlbar im Kapitel über die Hofbeichtväter und im Charakterbilde des P. Lamormain, aber auch bei andern Gelegenheiten. Daß bei den im heftigsten Kreuzfeuer stehenden Polemikern Gretser, Vetter und Jakob Keller die Schärfe der Kampfesweise nicht in allem gebilligt und noch weniger für unsere veränderte Zeit als Muster aufgestellt werden könne, ist von selbst klar. Trotzdem will der Tadel, den der Verfasser deshalb auf diese Männer häuft, zu emphatisch und zu uneingeschränkt erscheinen. Daß wenigstens Momente geltend gemacht wurden, um diese Kampfesweise zu erklären, war gut und recht, aber es hätten neben den gerügten Fehlern auch die hohen Vorzüge und die großen Verdienste jener polemischen Schriften zur Anerkennung gebracht werden sollen. Hart erscheint auch die abfällige Taxierung des P. Wangnereck. Zwar besteht in der Gesamtauffassung der Lage und in der Würdigung des zwischen Wangnereck und Vervaux entstandenen Antagonismus volle Übereinstimmung von P. Duhrs Darstellung mit dem, was 1899 in dieser Zeitschrift (LVI 528) darüber niedergelegt worden ist. Auch sind die heftigen Ausfälle in Wangnerecks Schriften gegen einen Ordensbruder — wenngleich pseudonym gegen pseudonym — des Tadels wert, vorausgesetzt, daß sie wirklich aus Wangnerecks eigener Feder geflossen sind. Jedenfalls bringt P. Duhr erregte Äußerungen von diesem bei, die man als das beurteilen wird, was sie sind. Es spricht aber doch auch manches zu Wangnerecks Entlastung. Die Treue und Hingebung, mit der er unter den schwersten Opfern zum Papste stand, die vielfältigen und fleißigen Arbeiten, mit welchen er so viele Jahre hindurch unermüdlich dem Orden gedient hat, durften ihm einen Anspruch auf schonende Beurteilung, wenn nicht auf Achtung sichern.

Im ersten Teil S. 523 werden die scharfen Angriffe des Ingolstadter Juristen Kaspar Manz auf den derzeitigen Betrieb der scholastischen Philosophie mitgeteilt

unter besonderer Belobung des Mannes und ohne berichtigende Einschränkung für seine Äußerungen. Desgleichen wird bei der amtlichen Visitation der Päpstlichen Seminare (1, 621) ohne jede Erklärung die Frage der Instruktionsformel wiedergegeben: „ob nicht zuviel und ohne Nutzen scholastische Theologie studiert werde". Schließlich kommt der Verfasser selbst (1, 534) auf „die Lücken in der scholastischen Theologie" zu sprechen, die durch seminaristischen Betrieb auszufüllen wären. Ordensmitglieder, welchen der Vollwert einer gründlichen scholastischen Schulung im Bewußtsein ist, werden solche Äußerungen richtig zu würdigen imstande sein, Außenstehende aber, die ohnehin nur zuviel mit Vorurteilen gegen den scholastischen Bildungsgang erfüllt zu sein pflegen, könnten leicht hier eine geringschätzige Bewertung der Scholastik erblicken und in ihren irrtümlichen Auffassungen sich bestärkt fühlen. Es wäre wünschenswert gewesen, daß gegenüber solchen Äußerungen an geeigneter Stelle der Wert der scholastischen Schulung in Philosophie und Theologie klar ans Licht gestellt worden wäre. In der Einpaukung von Stoff besteht ja diese Schule nicht, sondern in der Einübung des Geistes. Was sie dem Schüler vermitteln soll, ist Gewandtheit des Denkens, Klarheit der Begriffe, Fähigkeit der Unterscheidung und Sicherheit des Urteils. Wenn sie der Weiterverfolgung von Einzelkenntnissen eine mehr sekundäre Rolle zuweist, so sind dies nicht „Lücken in ihrer Theologie", sondern Dinge, die für ihr Gebiet unwesentlich, aber mit Nutzen neben dem scholastischen Bildungsgange her oder mit noch größerem Gewinne nach seinem glücklichen Abschluß erworben werden können.

Ähnlich könnte die Redeweise Mißdeutung finden, wenn (1, 482) geklagt wird über „Verwirrung und Unheil, welche das Festhalten an mittelalterlichen Ansichten in vollständig geänderten Verhältnissen bringen mußte". Tatsächlich handelt es sich an der berührten Stelle doch wohl um Grundsätze, die, wenn innerlich wahr, ihren Wert auch gegenüber dem Wechsel der Zeiten behaupten müssen. Was Tadel verdient, ist nicht das Festhalten an Grundsätzen, sondern die unzureichende Würdigung der Verhältnisse, welche andere, gleich wahre Grundsätze in Anwendung kommen ließen, und das Unvermögen, die Vielheit der in Betracht kommenden grundsätzlichen Erwägungen miteinander zum Ausgleich zu bringen.

Was das Restitutionsedikt vom 6. März 1629 betrifft (1, 460), so steht außer Zweifel, daß es rechtlich begründet, es wird aber auch allgemein angenommen, daß es in seinen Wirkungen nachteilig war. Ohne diese Maßregel der Gerechtigkeit und Autorität würden die protestantischen Stände Deutschlands im Kampfe gegen Schweden vielleicht eher auf seiten von Kaiser und Reich getreten sein. Indessen bleibt man hier im Bereich von Mutmaßungen. Jedenfalls konnte im Augenblick, da das Edikt vollzogen wurde, der bewaffnete Einbruch des fremden Königs nicht vorausgesehen, und noch weniger konnten die verschiedenen Zufälligkeiten vorausberechnet werden, die seinen Einfall begünstigten. Was eigentlich die Entscheidung gab, sein überlegenes militärisches Genie, kam erst während des Krieges selbst zur Entfaltung, wie auch erst der Anfang dieses Krieges den Verlust der erprobten Führer in den katholischen Lagern brachte. Der Tadel, der wegen des Ediktes auf die Ratgeber des Kaisers geworfen wird, gehört daher zu jenen Urteilen post factum, zu welchen die Historiker allzuleicht geneigt, die aber oft sehr ungerecht sind.

In manchen allerdings minderbedeutenden, aber immerhin beachtenswerten Punkten der dermaleinstigen Jesuitenexistenz in Deutschland werden manche eine Zusammenstellung der Einzelnachrichten und eine Darstellung im Zusammenhang vermissen, wie der Verfasser sie über die wichtigeren Punkte alle so vortrefflich zu

geben pflegt. Es wären dies insbesondere Leistungen und Verdienste hinsichtlich der deutschen Sprache (1, 388; 1, 506 kurz angedeutet), die liebevolle und verständige Sorgfalt für die Büchereien, das Bibliothekswesen, vorzüglich aber die Pflege des Kirchenliedes, der Kirchenmusik und des religiösen Volksgesanges. Zahlreiche, zum Teil recht anziehende und wichtige Notizen über diese Dinge finden sich über beide Teile des Bandes hin zerstreut, und es wäre nicht schwer gewesen, sie zu abgerundeten Sonderdarstellungen zusammenzufügen. Nach dem Dafürhalten des Referenten würde es sich wohl auch verlohnt haben, dem Lebenslauf und Charakterbild der Hauptbacchanten des Jesuitenhasses auf der neugläubigen wie auf der katholischen Seite etwas genauer nachzugehen. Die vornehme Zurückhaltung des Verfassers gefällt und imponiert, aber sie läßt die Dinge unerklärt. Eine eingehendere Lebensbeschreibung z. B. des Scioppius (Schoppe) würde gewiß manches geklärt haben und so nicht minder bei den übrigen Herolden der krankhaften Haßwut.

In dem gründlichen und lehrreichen Kapitel über die Marianischen Kongregationen verweilt der Verfasser des öfteren bei dem Widerstreben, das die Ordensgenerale der Errichtung und Leitung von Frauenkongregationen entgegenbracht haben. Die Erfahrungen mit frommen Frauenbündnissen, über die auch ohnedies der Verfasser zu berichten hat, sind geeignet, die Haltung der Ordensgenerale hierin zu rechtfertigen. Da indes der Orden später in Deutschland tatsächlich auch Kongregationen von Frauen und Jungfrauen geleitet hat, wäre es gut gewesen, schon bei dieser Periode die Aufstellungen vorsichtig einzuschränken. Schon die Äußerung des Generals Vitelleschi (2, 86) läßt durchblicken, daß wenn nicht in der oberrheinischen Provinz, doch in andern Provinzen einzelne Frauenkongregationen unter der Leitung von Jesuiten bestanden. Wenn auch die zu Neisse 1628 durch den Provinzial aufgelöst wurde, so verzeichnet doch P. Duhr selbst eine zu Erfurt 1624 (1, 158), eine für Soldatenfrauen zu Jülich (2, 316) und eine zwar nicht von Jesuiten gegründete, doch aber von ihnen regelmäßig besorgte zu Luzern (1, 285). Bei Gelegenheit der Marianischen Kongregationen und im Zusammenhange mit ihnen werden (2, 92) die aus frommem Übereifer herrührenden Praxen der „Sklaven Mariä“ kurz erwähnt, gegen welche die Ordensgenerale warnend die Stimme erhoben hätten. Zur Ergänzung hätte sogleich beigefügt werden können, daß das spätere Verbot der Römischen Inquisition 1673 die besonnene Haltung der Ordensobern vollauf gerechtfertigt hat. Eine kurze Geschichte der ganzen etwas krankhaft mystischen Erscheinung findet sich bei Reusch, Index II 241—243.

Es entspricht durchaus dem Standpunkt des kühlen, unparteiischen Historikers, daß der Verfasser keineswegs darauf erpicht war, die Jesuiten gegen jede Anschuldigung ängstlich in Schutz zu nehmen. Er hat vielmehr die Ankläger voll zu Wort kommen lassen, hat zu manchem die richtige Aufklärung gegeben, zuweilen auch neue Anhaltspunkte des Tadels beigebracht und ungescheut auch das eigene ablehnende Urteil in die Wagschale geworfen. Man kann dieses Streben nach voller Unabhängigkeit und strenger Sachlichkeit nur anerkennen. Immerhin gab es Gelegenheiten, wo er unbeschadet aller Objektivität den kritischen Blick seiner Leser etwas hätte schärfen dürfen. So wenn (1, 331), gestützt auf eine Arbeit des dem Orden notorisch feindseligen Felix Stieve, als tatsächlich berichtet wird: „Gegen die Untertanen [auf den Klostergütern von Pulgarn], die weder sich bekehren noch auswandern wollten, gingen die Jesuiten als Ortsobrigkeit, wie die aufständischen Bauern klagten, mit Gefängnis- und Geldstrafen vor.“ Es lag ganz im Geiste der Zeit und ist nicht unwahrscheinlich, daß wie andere, so auch die Jesuiten als

Gutsherren die ihnen rechtlich zu Gebote stehenden motiva impulsiva etwas in Wirksamkeit gesetzt haben, um ihre Bauern für eine Belehrung zugänglich und für den Unterricht willig zu machen. Es scheint nur etwas bedenklich, mit derartigen Aussagen aufständischer Bauern als mit einem sicher gegebenen Sachverhalt zu rechnen. Zum mindesten würde sehr viel darauf ankommen, unter welchen Bedingungen, in welcher Ausdehnung und in welcher Weise Jesuitenobern in der Eigenschaft als Ortsobrigkeit von den ihnen rechtlich zustehenden Befugnissen in dieser Sache Gebrauch gemacht haben.

An Literaturangaben bietet P. Duhr nach den verschiedensten Richtungen Außerordentliches, bei knapper Fassung großer Reichtum und geschickte Auswahl. Nur selten, daß man das eine oder andere noch hinzugefügt sehen möchte. Zum Kolleg von Molsheim (1, 187) hätte das schöne Album Molsheim des Dr Gaß (Straßburg 1911) nicht fehlen dürfen; zum Kolleg von Rössel (1, 383) würde sich wohl noch einiges mehr gefunden haben, wären gleich den früheren auch die späteren Veröffentlichungen Dr Georg Lührs berücksichtigt worden: „24 Jesuitendramen der Litauischen Ordensprovinz“ (Altpreußische Monatsschrift XXXVIII, Königsberg 1901); „Noch drei Jesuitendramen aus Braunsberg und Rössel“, in Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte XIX (1909) 214—224. Für die Geschichte der Münchener Geiseln wäre der Originalbericht der Kapuziner bei P. Angelikus Eberl (Geschichte der bayrischen Kapuzinerprovinz, Freiburg 1902, 112—120) zu verzeichnen gewesen; zum Gebrauch der Verteilung der Monatsheiligen (2, 98 755) könnte jetzt nachträglich auf die lehrreiche Notiz in den „Stimmen aus Maria-Laach“ LXXXIV 241 hingewiesen werden; hinsichtlich des österreichischen Missionärs Wenzel Kirwitzer (2, 605) und die interessanten Fragen, die sich an ihn knüpfen, hätten die „Stimmen aus Maria-Laach“ LXXXI 518f beachtenswerte Zusätze geboten.

Wie beim ersten Bande begegnet auch hier zuweilen ein kleiner geographischer Skrupel; so wäre 2, 649 „Neumarkt (Oberpfalz)“ zu schreiben gewesen; Kissing ist 2, 623 richtig gegeben, an früheren Stellen (1, 417 419) könnte die unbefugte Verlängerung in Kissingen einige Verwirrung anrichten. In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich wohl um bloße Druckversehen, wie ja auch Ludwig XIII. (2, 660) versehentlich zu Ludwig XI. geworden ist. Es wird aber gut sein, beim folgenden Bande auch in Bezug auf die geographischen Angaben es an nachträglicher Revision nicht fehlen zu lassen. So klar und fließend der Verfasser darzustellen pflegt, kann man doch an nicht wenigen Stellen die Beobachtung machen, wie ganz unmerklich die lateinischen Sprachwendungen der Quellen auf diese seine Darstellung abgefärbt haben, und man kann des öfteren Partizipialkonstruktionen begegnen, welche sonst die deutsche Sprache nicht gerade liebt.

Mit vorstehenden Bemerkungen dürfte so ziemlich zum Ausdruck gebracht sein, was über der sorgfältigen Nachprüfung an Einwendungen sich darbot. Schwer würde es werden, die Summe des Anerkennenswerten in wenige Sätze zusammenzufassen. Ohnehin legt der Umstand, daß es ein Werk über den eigenen Orden und von der Hand eines Ordensbruders ist, gemessene Schranken auf. Unter allen Umständen liegt aber hier eine gewaltige und wahrhaft imponierende Leistung vor, ein überaus reichhaltiges, brauchbares und lehrreiches Stück echter Geschichtschreibung, ein Werk, das man nur mit dem Wunsche aus der Hand legt, daß es recht bald eine Fortsetzung und in absehbarer Zeit die glückliche Vollendung finden möge.

Otto Pfülf S. J.

Das Unterbewußtsein. Untersuchung über die Verwendbarkeit dieses Begriffes in der Religionspsychologie. Von Dr **Georg Weingärtner.** 8° (VIII u. 158) Mainz 1911, Kirchheim & Cie. *M* 2.50; geb. *M* 3.20

Diese Schrift, deren Hauptzweck im Untertitel ausgesprochen liegt, ist um so mehr zu begrüßen, als die Modernisten versucht haben, den unklaren und vieldeutigen Ausdruck „Unterbewußtsein" zur Stütze ihrer ebenso verschwommenen Gefühlstheologie zu benutzen. Weingärtners Arbeit scheidet sich nach einer kurzen Einleitung über die Religionspsychologie und die ausgedehnte Verwendung, welche der Begriff „Unterbewußtsein" bisher in ihr gefunden, in vier Kapitel. Das erste Kapitel behandelt notwendige Vorbegriffe: Die Begriffe Bewußtsein, Ich, Persönlichkeit im engen Anschluß an die Psychologie der „Schule". Doch kommen auch neuere, nicht scholastische Autoren zu Wort. Wie sehr die Klage über die Vieldeutigkeit des Ausdrucks „Unterbewußtsein" berechtigt ist, ersieht man klar aus dem zweiten Kapitel: Wesen und Leistungen des Unterbewußtseins, wo Weingärtner mit geschickter Hand etwas Ordnung in das wirre Durcheinander der Meinungen bringt. Zunächst kann u n t e r b e w u ß t den Sinn haben von u n b e w u ß t.

Die Fragen, welche Weingärtner hier behandelt, ob alles Unbewußte rein physiologisch sei, oder ob es auch Psychisches gebe, das unbewußt sei, und zwar auch psychische Akte, z. B. unbewußte Empfindungen, sind zwar psychologisch recht interessant, stehen aber mit dem Zweck der Schrift wohl nur in äußerst loser Verknüpfung.

Wichtiger ist die nur kurz skizzierte Auffassung, nach welcher das Unterbewußte eigentlich bewußte Vorgänge sind, die sich nur der Aufmerksamkeit und damit einer klaren Beobachtung entziehen. Denn diese Deutung ist die einzige, welche dem Ausdruck „Unterbewußtsein" einen vernünftigen Sinn gibt, der sich verteidigen läßt. Länger verweilt Weingärtner bei jener Ansicht, nach welcher das Unterbewußtsein ein zweites vom gewöhnlichen getrenntes Bewußtsein darstellt. Hier scheiden sich die Wege. Den einen ist dieses abgetrennte Unterbewußtsein eine normale Eigenschaft und Naturanlage, den andern bloß ein Produkt krankhafter Absplitterung. Pierre Janet vertritt die zweite, Myers die erstgenannte Ansicht.

Als Leistungen des Unterbewußtseins werden betrachtet gewisse merkwürdige Phänomene der Erinnerung, die Träume, die Vorgänge in der Hypnose sowie die posthypnotische Ausführung hypnotischer Suggestionen, die Spaltung der Persönlichkeit usw. James und Myers berufen sich überdies auf okkulte und mystische Phänomene, auf automatisches Schreiben, Kristallvisionen, Hellsehen und Telepathie sowie die Produkte genialer Intuition. Sie schreiben daher dem Unterbewußtsein Anlagen und Fähigkeiten zu, welche über die Leistungskraft des gewöhnlichen menschlichen Bewußtseins hinausgehen, und träumen von ungeahnten Entwicklungen menschlicher Befähigung.

Im dritten Kapitel werden diese Leistungen, sofern sie zugleich die Beweise für ein gesondertes Unterbewußtsein liefern sollen, einer gründlichen Kritik unterworfen. Die Resultate sind die nämlichen, zu denen auch der Referent in d i e s e r Zeitschrift (LXXVI 60 ff; LXXX 137 f) gelangte. Ein getrenntes, mit höheren Fähigkeiten ausgestattetes Unterbewußtsein gibt es nicht. Das vierte Kapitel

behandelt die Rolle, welche das Unterbewußtsein in der modernen Religionspsychologie spielt. Verfasser beweist, daß das Unterbewußtsein weder der Quellgrund der geoffenbarten noch der natürlichen Religion sein kann. Im zweiten Abschnitt dieses Kapitels prüft Weingärtner S. 118—153 die Versuche, einzelne religiöse Erscheinungen, z. B. die Wirksamkeit des Gebetes, die Bekehrungen, die Ekstase, die Besessenheit, auf das Unterbewußtsein zurückzuführen. Seine Bemerkungen gegen Strong, Starbuck, James usw. sind trefflich.

Allein es scheint nicht möglich, alle diese Fragen in so engem Rahmen in einer den Leser recht befriedigenden Weise positiv zu beantworten, was doch wünschenswert wäre. Die Aufstellungen der amerikanischen Religionspsychologen verdienen indessen eine eingehende Behandlung gar nicht. Die religiösen Probleme lassen sich nicht unabhängig von Wahrheit oder Falschheit rein psychologisch lösen.

Die Schrift Weingärtners ist eine fleißige und tüchtige Arbeit. Der Verfasser hat es verstanden, die verschiedenen Auffassungen vom Unterbewußtsein scharf zu skizzieren, die Wahrheitsmomente richtig hervorzuheben, das Falsche bündig abzuweisen. Das Material und namentlich die Literaturverweise sind reich, fast überreich, aber auch dem Kundigen als weitere Fingerzeige sehr willkommen.

Julius Beßmer S. J.

Hilfsbuch zum mittleren Deharbeschen, von J. Linden S. J. neubearbeiteten **Katechismus** für die Erzdiözesen München-Freising, Bamberg und für die Diözesen Eichstätt, Passau, Regensburg, Speyer und Würzburg. Von **Joh. Val. Schubert**, Hauptlehrer, und **Jak. Rist**, Pfarrer. 3 Bände. 8⁰ Paderborn 1912/13, Schöningh.

I. Band: (VIII u. 368) Geb. *M* 4.60
II. Band: (VIII u. 364) Geb. *M* 4.60
III. Band: (XVI u. 508) Geb. *M* 6.—

Das „Hilfsbuch" gibt ausgeführte Katechesen zum neuen bayrischen Einheitskatechismus, der inzwischen auch in der Diözese Kulm und in der Erzdiözese Freiburg zur Einführung kam. Jede Katechese behandelt ein einheitliches Thema, meist eine Katechismusfrage; nicht selten kommen sogar mehrere Katechesen auf eine Frage. Der gebotene Stoff ist reich, oft überreich. Die Darstellung ist durchweg konkret und im ganzen kindlich gehalten; nur zuweilen stellt sie etwas hohe Anforderungen an die Auffassungskraft der Kinder, selbst die der Oberstufe, für die sie hauptsächlich berechnet zu sein scheint. Eine wohltuende religiöse Wärme durchdringt jede Katechese; mit besonderem Nachdruck werden die Schüler zur Ausübung der empfangenen Lehren angeeifert. In methodischer Hinsicht wird zwar im allgemeinen der Grundsatz befolgt: Von der Anschauung zum Denken, vom Denken zur Anwendung, doch wird kein festes Stufenschema, wie es die Münchener Methode hat, zu Grunde gelegt; noch weniger wird die Einheit der Anschauung, auf welche die genannte Methode so großes Gewicht legt, festgehalten, vielmehr wird regelmäßig eine gewisse Fülle veranschaulichender Züge, die größtenteils der biblischen Geschichte entnommen sind, verwendet. Die Kenntnis der

biblischen Erzählungen wird dabei vorausgesetzt und nur an einzelne Momente aus denselben kurz erinnert. Auf der Oberstufe genügt das tatsächlich, während auf der Mittelstufe ein anderes Verfahren Platz greifen müßte. Zwischen die eigentlichen Katechesen werden öfters auch biblische Lektionen (Bibelkatechesen) eingeschaltet. Sie wollen zeigen, wie man verschiedene Partien des Katechismus in der Bibelstunde behandeln und so den Katechismusunterricht entlasten kann. Praktisch durchführbar ist das jedoch nur in jenen Diözesen, wo, wie in Würzburg, die beiden Unterrichtszweige in derselben Hand liegen. In weitaus den meisten deutschen Diözesen ist das nicht der Fall. Auch die Bibelkatechesen bieten mehrfach eine Überfülle von Stoff, die über die Opfer des Alten Bundes einen ganzen theologischen Traktat. Die Beschränkung auf das rechte Stoffmaß, namentlich durch Ausscheidung alles dessen, worin das Hilfsbuch über den Inhalt des Katechismus hinausgeht, würde die Brauchbarkeit des Werkes wesentlich erhöhen. Manche Gedanken, die der Katechismus enthält, die aber im Hilfsbuch unberücksichtigt geblieben sind, sollten ergänzt und überhaupt der Katechismustext nicht gar so sehr in den Hintergrund gestellt werden. Er folgt regelmäßig am Schluß der Katechese, nach der Anwendung, und es wird ihm, nachdem er gelesen ist, keine weitere Beachtung mehr geschenkt. Bei diesem Verfahren verbindet sich das Katechismuswort im Geiste des Kindes allzu lose mit der voraufgegangenen Erklärung. Wenn als Entschuldigungsgrund angegeben wird, daß „man sich oft um die besten Wirkungen und um die ganze Gemütswärme bringt, wenn man einen packenden Gedankengang durch eine trockene Katechismusantwort unterbricht" (I 1), so ist zu erwidern, daß bei einem methodisch richtigen Verfahren dieser Grund nur ausnahmsweise vorliegt, keinesfalls regelmäßig.

Nicht hinreichend begründet ist ferner die so häufige Abweichung von der Ordnung des Katechismus. Wo eine gewisse Notwendigkeit dazu drängt, ist nichts dagegen einzuwenden. Das dürfte aber kaum jemals der Fall sein, vorausgesetzt, daß man nicht durch eigene, subjektive Gedankengänge solche Notwendigkeiten schafft. Ganz verfehlt scheint uns, die Lehre von der heiligsten Dreifaltigkeit aus dem ersten Glaubensartikel auf den achten zu verschieben. Die Lehre von der Menschwerdung, die vorher behandelt wird und bei der auch die Person des Heiligen Geistes wiederholt erwähnt wird, setzt die Kenntnis des Geheimnisses der heiligsten Dreifaltigkeit notwendig voraus. Ebenso verfehlt wäre es, die Lehre „von den Sakramenten im allgemeinen" erst am Schluß der Sakramentenlehre zu behandeln, wie in III 38 empfohlen wird. Wie will man zeigen, daß z. B. die Firmung, die Priesterweihe, die Ehe wahre Sakramente sind, wenn die Kinder noch keinen Begriff von einem Sakramente haben?

Auffallend ist auch, daß der Text des Katechismus zuweilen nach der vierten Auflage zitiert ist, die bloß Entwurf war, meistens aber nach der fünften, die nur in Bamberg und Speyer eingeführt wurde, während fünf bayrische und zwei außerbayrische Diözesen die sechste Auflage haben. Der Brauchbarkeit des Buches tut das allerdings nur wenig Eintrag und dürfte seine Ursache darin haben, daß die Katechesen großenteils aus früherer Zeit stammen. Bei einer zweiten Auflage, die wohl nicht lange auf sich warten lassen wird, kann dieser Mangel leicht

beseitigt werden. Bei der Gelegenheit ist auch der gesamte Inhalt noch einmal sorgfältig unter die Lupe zu nehmen.

Einige sachliche Ungenauigkeiten seien hier kurz notiert. Band I. S. 32 werden „Gedanken“ und „Willen“ als „Kräfte“ bezeichnet, die „die Seele dem Leibe (!) gab“ S. 93 wird der „Lichtglanz“, in welchem die Engel bei verschiedenen Erscheinungen erstrahlten, wenigstens scheinbar mit der heiligmachenden Gnade identifiziert. S. 238 scheint bei der Erklärung, warum die drei göttlichen Personen nur ein Gott sind, nicht eine numerische, sondern eine spezifische Einheit der göttlichen Natur angenommen zu werden. S. 314 erhält Tertullian, der sich bekanntlich der Irrlehre der Montanisten anschloß, den Ehrentitel eines „Heiligen“. — Band II. Die etymologische Ableitung des Wortes „Gott“ von „gut“ (S. 7) ist sprachwissenschaftlich ebenso unhaltbar wie die Zurückführung von „erbarmen“ auf „be-armen“ (I 57) und von „Religion“ auf religare (wieder verbinden; III 298). Man vergleiche hierüber die neueren etymologischen Lexika. Der Satz: „Wer in der Notwehr jemand tötet, hat gleichsam das Strafamt der Obrigkeit übernommen“ (S. 146), beruht auf einer irrigen Auffassung; ebenso der Satz: „Jeder . . . soll sein Vermögen zu mehren suchen, damit er einst als treuer Verwalter erfunden werde“ (S. 196). Man denke an so manche Millionäre und Milliardäre! Der Katechismus hat hier wohlweislich eine Einschränkung beigefügt. Bei der Erklärung des achten Gebotes wird die Lüge in so schwarzen Farben gemalt, daß die Kinder ein falsches Gewissen bekommen und die Lüge „den schwersten Verbrechen“ gleichachten müssen. Irrtümlich wird S. 276 jede Lüge vor Gericht und im Beichtstuhl als schwere Sünde erklärt. Unrichtig ist auch die Behauptung, daß unsere Schutzengel „von dannen ziehen“, sobald wir in eine Todsünde fallen (S. 286). Daß die Behandlung jener Tugenden, die den sieben Hauptsünden entgegengesetzt sind, abweichend vom Katechismus mit der Erklärung der acht Seligkeiten verbunden wurde, ist aus mehr als einem Grunde zu bedauern. — Band III. Die „unbedingte Notwendigkeit“ der Gnadenhilfe darf nicht, wie es S. 6 geschieht, mit dem Hinweis auf die menschliche Gebrechlichkeit begründet werden; aus dieser ergibt sich nur eine relative Notwendigkeit. Die „unbedingte“ Notwendigkeit beruht einzig darauf, daß jeder Akt, der zum Heile führen soll, übernatürlich sein muß. Die Erklärung der sechs Sünden wider den Heiligen Geist ist mit der Frage über die Notwendigkeit der Mitwirkung des Menschen mit der Gnade in so unglücklicher Weise verquickt, daß jedes Nichtmitwirken als eine jener sechs verhängnisvollen Sünden erscheint (S. 11—15). Sehr mißverständlich ist auch der Vergleich der heiligmachenden Gnade mit einem Lichte, das durch die läßliche Sünde „immer schwächer und geringer wird“ und durch die Todsünde ganz erlischt (S. 22). Die Kinder könnten dadurch zu der Auffassung verleitet werden, durch die läßliche Sünde werde das Maß der heiligmachenden Gnade in uns vermindert, was theologisch unhaltbar ist. Die Sünde Evas wäre nach der Darstellung S. 162 wesentlich Gaumenlust gewesen. „Das erste Opfer im Paradies“, das S. 161—163 wie eine positive Tatsache geschildert und ausgebeutet wird, ist eine nur schwach begründete Hypothese. Die Katechese darf nicht mit so zweifelhaften Dingen operieren. S. 164 heißt es: „Abraham war bereit, auf Gottes Befehl seinen Sohn zu opfern; der Herr wollte in Wirklichkeit diese Gabe nicht annehmen; denn Menschenopfer waren strengstens verboten.“ Das klingt so, als hätte Gott den Abraham zu einer unerlaubten Tat aufgefordert, und Abraham wäre bereit gewesen, sie zu vollbringen. Da dies tatsächlich ein vielverbreiteter Einwand gegen die Heilige Schrift ist, so muß der

Katechet ausdrücklich darauf hinweisen, daß Menschenopfer nur deshalb unerlaubt sind, weil Gott sie nicht will, und daß die Unerlaubtheit aufhört, sobald Gott ein solches fordert, wozu er als absoluter Herr des Lebens vollauf berechtigt ist. Die Legende, daß Adam auf dem Kalvarienberge begraben war, dient S. 171 als Grundlage, um das Dogma von der Allgemeinheit der Erlösung zu statuieren! Aus der Lehre des hl. Paulus, daß „ohne Blutvergießen keine Sündenvergebung stattfindet", in Verbindung mit der Tatsache, daß wir täglich sündigen, wird S. 173 in sehr mißverständlicher Weise die Notwendigkeit des heiligen Meßopfers abgeleitet. Das Meßopfer leistet keine neue Sühne, sondern wendet uns nur die Sühne des Kreuzesopfers zu, was auch durch viele andere Mittel geschehen kann und geschieht. S. 215 wird die Sünde der Stammeltern als einmaliges „Naschen" dem häufigen Naschen der Kinder gegenübergestellt! Irrtümlich heißt es S. 260 von dem, der seine Osterpflicht nicht erfüllt, er sei „von der Kirche ausgeschlossen". S. 335 werden die Kinder aufgefordert, Sachen, die sie früher nicht als Sünde erkannt und darum nicht gebeichtet haben, in der nächsten Beicht nachzuholen. Was in keiner Weise als Sünde erkannt wurde, war ebendeshalb auch vor Gott und dem Gewissen keine Sünde und braucht gar nicht gebeichtet zu werden. Das Bemühen um Reuetränen, das S. 347 empfohlen wird, ist wenig praktisch. Auch die Anleitung, jede Art von Sünden auf Grund von Spezialmotiven zu bereuen, ist nicht empfehlenswert. Sie bringt die Gefahr mit sich, daß eine allgemeine Reue unterbleibt und so die vergessenen Sünden gar nicht bereut werden, was unter Umständen die Ungültigkeit der Beicht zur Folge haben kann. Die Behauptung, in der Beicht müsse man „neben der Zahl alles angeben, wodurch eine Sünde schwerer wird" (S. 366), geht zu weit; ebenso die andere Behauptung, daß „ohne Beicht ein vollkommener Ablaß nicht denkbar sei" (S. 386). Sicherlich gewinnt mancher in der Todesstunde auch ohne Beicht einen vollkommenen Ablaß, und selbst außerhalb der Todesstunde ist die Beicht nicht unter allen Umständen für die Gewinnung eines solchen notwendig. Der Satz: „Wer geweihte Sachen verunehrt oder entheiligt, begeht eine schwere Sünde", ist in seiner Allgemeinheit unrichtig. Auch „etwas Wachs aus der Kirche nehmen" oder ein paar Pfennigstücke „aus dem Opferkasten oder Klingelbeutel" entwenden ist objektiv betrachtet noch keine Todsünde.

Diese Ungenauigkeiten lassen sich bei einer Neuauflage unschwer beseitigen. Außerdem möchten wir aber eine durchgreifende Überarbeitung des wichtigen und wertvollen Werkes empfehlen, damit auch die andern oben angedeuteten Mängel behoben werden. Besonders wäre dabei noch zu achten auf größere dogmatische Bestimmtheit und Vermeidung von Übertreibungen, zu denen das Streben nach Gemütswirkung vielfach verleitet hat. Aber auch in der gegenwärtigen Gestalt wird das Werk dem diskreten Benutzer sich als wahres „Hilfsbuch" erweisen. Wir wünschen ihm von Herzen den besten Erfolg. **J. Linden** S. J.

Begriff und Ursprung der Naturgesetze. Von Dr **Georg Sattel.** [Studien zur Philosophie und Religion. Herausgegeben von Dr R. Stölzle. 7. Heft.] gr. 8° (VIII u. 252) Paderborn 1911, Schöningh. *M* 6.—

Der Verfasser verdient Dank schon für die Wahl seines Themas. Worauf beruft der Unglaube sich häufiger als auf die Naturgesetze? Erst will man Gott

nicht annehmen, weil die Naturgesetze auch ohne ihn alles Weltgeschehen und die Weltordnung erklärten; hat man aber einen Gott mit Mühe und Not angenommen, soll er doch, ohnmächtig gegen der Naturgesetze „ewiges Muß", ihre „eiserne Notwendigkeit", kein Wunder mehr wirken und keine Offenbarung bewerkstelligen können. Was sind denn die Naturgesetze und wo liegt ihr Grund?

Zuerst beschäftigt sich Sattel unter einem Schema, das an sich am ungezwungensten zur erkenntnistheoretischen Behandlung paßt (objektiv, subjektiv, objektiv-subjektiv), mit den Naturgesetzen sowohl vom erkenntnistheoretischen wie naturphilosophischen Standpunkte aus. Die Naturgesetze sind nicht etwas rein Subjektives. Entgegen den idealistischen Anschauungen sind sie nicht bloße Projektionen, Denk- und Anschauungsweisen, welche die Gesetzmäßigkeit in der Welt nicht vorfänden, sondern sie in die Welt erst hineintrügen, und entgegen nominalistischer Anschauung sind sie mehr als abgekürzte Formeln, künstliche Abbreviaturen, Etiketten, mnemotechnische Kunstgriffe, wodurch man eine an sich mannigfaltige Vielheit in summarischer Gleichsetzung zusammenfassen möchte. Die Naturgesetze liegen in wahrem Sinne objektiv draußen. Der Naturphilosoph sieht in ihnen zunächst die Beharrlichkeit und Gleichförmigkeit des Naturwirkens. Aber er bleibt dabei nicht stehen, wie einige tun, die den normativen Charakter des Gesetzes nicht genügend beachten. Das Naturgesetz ist, tiefer gefaßt, die Beschaffenheit der Naturdinge, kraft deren sie unter bestimmten Voraussetzungen in bestimmter Weise wirken müssen, also eine Norm, eine Notwendigkeit. Diese Notwendigkeit darf man allerdings nicht übertreibend hypostasieren, rationalisieren, verselbständigen, indem man sie dem Wirken von Seelen und Geistern oder dem ausschließlichen Wirken der ersten Ursache zuschreibt oder als ein geheimnisvolles Etwas, an keinem realen Wesen haftend und doch alles beherrschend, als eine in sich bestehende Ordnungswelt hinter die Dinge versetzt. Das Naturgesetz ist vielmehr in Wirklichkeit die Naturkraft selbst, die eben nicht anders als in bestimmter Weise wirken kann. Die beiden unterscheiden sich aber immer begrifflich, was Sattel auch hervorhebt (S. 75), wie Bestimmtes und Bestimmtheit, Wirkendes und Wirkungsweise. Insofern das Naturgesetz eine Abstraktion ist, sei es die Abstraktion des Allgemeinen aus der Vielheit der Erscheinungen, sei es die Loslösung der Norm von dem Normierten, trägt es subjektive Züge, könnte also allenfalls, wie Sattel vorschlägt, objektiv-subjektiv genannt werden. Freilich denkt man, wenn man vom Naturgesetz schlechthin spricht, nicht an den subjektiven modus quo, sondern an das draußen liegende id quod, und so wird man es besser etwas Objektives heißen.

Den Schwerpunkt des Buches hat man im zweiten Teil zu suchen, wo der göttliche Ursprung der Naturgesetze dargelegt wird. Man steht hier vor zahlreichen Gegnern, welche die Naturgesetze durch sich selbst begründen und ihnen selbsteigene Notwendigkeit zuschreiben wollen. Die einen sprechen von einer realen Notwendigkeit, da die Naturgesetze nun einmal in sich notwendig seien oder wenigstens als unabänderlicher Ausdruck der notwendigen Natur der Dinge zu gelten hätten. Andere fordern mathematische, begriffliche Notwendigkeit; man könne ja Gesetze aus Gesetzen mathematisch ableiten. Noch andere, in evolutionistischen Ansichten

befangen, meinen, in den Naturgesetzen wirke sich eben der notwendige Idealgehalt, Intelligenz- und Willensinhalt der Welt aus. Wenn sonst nichts verfängt, erhebt man die Notwendigkeit der Naturgesetze zu einem wissenschaftlichen Postulat oder schilt es anthropomorph, für sie überhaupt nach einem Warum zu fragen, oder behandelt ohne viel Federlesens ihre Konstanz und Permanenz als absolute Notwendigkeit. Es fällt Sattel nicht schwer, auf diese Beweisversuche zu antworten. Er kann ihnen gegenüber eine Reihe von Männern nennen, die ohne Zaudern aussprechen, daß die Naturgesetze ganz wohl anders sein könnten, also kontingent sein; so Boutroux, Hertz, Lachelier, Lotze, Ostwald, übrigens auch manche, die in der Notwendigkeit der Naturgesetze nur ein subjektives a priori unserer Denkweise sehen. Auch Machs „logische" Notwendigkeit: Wenn ein Zusammenhang einmal konstatiert sei, könne man nicht zugleich davon absehen, und doch sei er nicht mehr als eine „Erfahrung", besagt nichts weiter als Kontingenz. Mit gutem Recht kann man als evident hinstellen, daß die Naturen der Dinge und mit ihnen die ganze Weltordnung anders sein könnten. Mag es, so lange wir das Wesen der Schwerkraft nicht durchschauen, auch nicht möglich sein, die Weise zu zeigen, wie die Körper sich im umgekehrten Verhältnis des Kubus statt des Quadrates der Entfernung anziehen könnten; aber daß tatsächlich die jetzige Welteinrichtung nur eine aus vielen möglichen ist, diese Gewißheit kann nur auf Grund unhaltbarer Vorurteile bestritten werden.

Im besondern wird danach der Aufstieg zu Gott, dessen Intelligenz, Wille und Macht versucht von der Gesetzesform, dem Gesetzescharakter, der Gesetzeskraft aus, ein Schema, das freilich teilweise wieder etwas erzwungen scheint. Die Gesetzesform: die Naturgesetze zeigen Allgemeinheit; wie aber Schell, auf den der Verfasser gerne verweist, treffend sagt, hat Allgemeines seine Heimat immer in einem Geiste. Der Gesetzescharakter: sie sind teleologisch, gehen also auf Gottes Willen zurück (nicht zunächst auf die Intelligenz?). Die Gesetzeskraft: sie sind Kraft, beruhen also auf der Allmacht. Im letzten Gliede ist der Schluß am wenigsten verdeutlicht; auch wird der Verfasser Widerspruch begegnen mit der Aufstellung (S. 228 ff): „Kraft ist Wille", und mit seiner dynamischen Auffassung der Weltdinge (schon S. 75 77). Es ist schade, daß gerade am Schluß das Zweifelhaftere sich mehr geltend macht. Denn obwohl an manchen Stellen die Schrift noch mehr durchsichtige Einfachheit ertrüge, wird man im übrigen doch gerne anerkennen, daß der unternommene Nachweis geglückt ist. Die Naturgesetze, diese „Rätsel, auf Formeln gebracht", erklären sich nicht selbst, sondern fordern den göttlichen Gesetzgeber.

Otto Zimmermann S. J.

Bücherschau.

The Catholic Encyclopedia. An international Work of Reference on the Constitution, Doctrine, Discipline, and History of the Catholic Church. In fifteen volumes. Lex.-8° (à XVI and 800) New-York 1911—1913.

Alleinvertrieb für Deutschland und Österreich-Ungarn hat die Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. Geb. in Leinw. à *M* 27.—; in Dreiviertelsaffian *M* 35.—; in Ganzsaffian *M* 65.—

Vol. XI—XV: New Mexico — Zwirner, Ernst Friedrich.

In weniger als fünf Jahren (1907—1913) ist dieses umfassende Unternehmen glücklich fertiggestellt worden, genau nach dem vorgezeichneten Plane; das macht auf jedes Jahr drei Bände mit je 820 großen Seiten und zahlreichen Abbildungen, ein Band prächtiger als der andere und, man darf hinzufügen, eine Jahreslieferung tüchtiger und reichhaltiger als die andere rücksichtlich des Inhaltes. Ein Registerband ist für den Juli des laufenden Jahres noch in Aussicht gestellt. Aus der ganzen gebildeten Welt, aus den Vereinigten Staaten selbst wie aus nahezu allen europäischen Kulturländern sind zu dem großen Werke Bausteine geliefert worden; Sachkundige, zum Teil allgemein anerkannte Autoritäten aus den verschiedensten Fachgebieten, haben dazu mitgewirkt. Die wahrhaft großartige Leistung, von weitblickenden Männern in der hochherzigsten Gesinnung unternommen, ist mit einer Energie und Geschäftsgewandtheit zu stande gebracht worden, die Bewunderung erwecken. Es ist außer Frage, daß dieses glänzend durchgeführte Werk für die Gesamtheit der englischsprechenden Welt und damit für den größeren Teil des bewohnten Erdkreises seine Mission hat, Tausende in ihren Anschauungen klären und festigen, Tausende anregen und auf dem Wege zu höherer Geistesbildung mächtig fördern kann. An den Eigenschaften der Encyclopedia, als Nachschlagewerk mit Rücksicht auf das tägliche und praktische Leben betrachtet, ließe sich wohl manches diskutieren, wie bei früheren Besprechungen in dieser Zeitschrift (LXXVI 328 f, LXXVIII 552, LXXXI 197 f) auf Fragliches bezüglich der Anlage und Einrichtung schon hingewiesen worden ist. Das Werk ist ja auch tatsächlich mehr eine große Fundgrube für eingehendere Belehrung über nahezu alles, was den Katholiken im Zusammenhang mit seinem Glauben und seiner Kirche auf der Welt interessieren kann — ein großes Lese- und Auskunftsbuch für geistig regsamere Mitkämpfer im eigenen Lager, zugleich eine Art Rechenschaft über die katholischen Anschauungen vor aller Welt und ein bequemer Weg für Andersgläubige, im katholischen Gedankenkreise sich zurecht zu finden. Eine bevorzugte Stelle nehmen die zahlreichen geographischen und ethnographischen Beschreibungen und Berichte ein, die meist recht gut gearbeitet sind, über Weltteile, Länder, Provinzen, Städte und Völkerstämme, wobei mit Rücksicht auf amerikanische Verhältnisse auch den eingebornen Indianerstämmen große Beachtung zu teil wird. Nächstdem findet sich alles mit besonderer Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt, was auf die Bibel Bezug hat, die kanonischen Bücher im einzelnen, die beiden Testamente mit ihren Besonderheiten und geschichtlichen Erscheinungen, biblische Fragen im allgemeinen wie palästinensische Landeskunde. Sehr große Aufmerksamkeit wird den äußeren Seiten des kirchlichen Lebens, der Liturgik, der geistlichen Gewandung, dem kirchlichen Recht, der kirchlichen Kunst, geschenkt. Mehr in das Innere führen die trefflichen Spezialarbeiten über die religiösen Orden im einzelnen, über Volksandachten und kirchliche Gebräuche. Recht reichlich ist die Biographie vertreten, soweit es Persönlichkeiten angeht, die für die katholische Gemeinschaft eine Bedeutung haben, wobei berechtigterweise solche mehr Berücksichtigung finden, welche Nordamerika selbst oder wenigstens dem englischen Sprach- und Interessengebiet angehören. In irgend einer Weise werden nahezu

alle Wissensgebiete mehr oder minder eingehend in den Umkreis der Darstellung gezogen. Unter den Mitarbeitern begegnet man vielen rühmlich bekannten Namen. Frauen erscheinen erst in den späteren Bänden etwas zahlreicher, aber auch hier nur innerhalb bescheidener Schranken. Die Artikel können zum größeren Teil als solide Arbeiten anerkannt werden. Die fleißigen Beiträge von Goyau über Frankreich, Benigni über Italien, Palmieri über Rußland, Wittmann über Skandinavien, E. Burton über England, Baumgarten über Rom und Römisches, Wolfsgruber über Österreich liest man immer gern und mit Gewinn. Aus Deutschland und über deutsche Dinge haben Joseph Lins und Friedrich Lauchert recht vieles Wackere beigesteuert. Kirchengeschichtliche Fragen sind zu großem Teil von Msgre Kirsch behandelt; reichlich und tüchtig ist die Dogmatik vertreten durch Dr Pohle; in der Philosophie stehen de Wulf in Löwen und W. Turner in Washington obenan; für große kirchenrechtliche Fragen treten Professor Sägmüller und P. Vermeersch hervor neben dem fleißigen Boudinhon; in der Hymnologie reihen sich an einige größere Beiträge von Blume zahlreiche Arbeiten von H. T. Henry in Philadelphia. Mit Vergnügen begegnet man den sachkundigen Notizen zur Geschichte des ältesten Buchdruckes von unserem Landsmanne H. Wallau in Mainz; für die Geschichte der Geographie hat P. Jos. Brucker gute Dienste getan. Unermüdlich als kirchengeschichtlicher Biograph bewährte sich der emsige Benediktiner Michael Ott in Collegeville (Minnesota). Unter manchen, die noch zu nennen wären, zeichnen die vielen kunstgeschichtlichen Beiträge von G. Gietmann sich meistens auch durch gutgewählte Illustrationen aus. H. Thurston, der mit Vorzug die Fragen der mittelalterlichen Archäologie behandelt, hat sich nicht minder durch den Reichtum der beigegebenen Abbildungen wie durch das Anziehende seines Gegenstandes bei den Lesern der Enzyklopädie besondere Wertschätzung erworben. Was schon bei ihm hervortritt, daß die Illustration nicht dem Prunk und der Reklame, sondern der besseren Veranschaulichung und dem Verständnis dienen soll, ist in noch höherem Grade der Vorzug der vielen sachkundigen Beiträge des P. Jos. Braun über kirchliche Gewandungen. Seine Abbildungen sind gewöhnlich sehr reich und oft auch recht gefällig, aber immer ganz und gar im Dienste des Lehrzweckes. Zuweilen ist für einen einzelnen wichtigen Punkt eine besonders kompetente Autorität zur Mitarbeit in Anspruch genommen worden, so Kardinal Moran für St Patrik, Bischof Le Roy für Nigeria, Gottfried Kurth über Philipp II. von Spanien, Schnürer über den Kirchenstaat, Cathrein für Sozialismus, Joh. Hagen für die Vatikanische Sternwarte und über die Systeme zur Erklärung des Universums. Dies alles gereicht der Encyclopedia gewiß zur Empfehlung. Keineswegs soll aber deshalb ohne Ausnahme belobt und angenommen werden, was immer in diesen 15 großen Bänden zu finden steht. Schon die 25 Seiten Berichtigungen, deren Verzeichnis für das ganze Werk dem Schlußbande beigegeben ist, zeigen, daß teils infolge ungenauer Übersetzung, teils wenigstens durch mangelhafte Korrektur manche Unrichtigkeiten sich eingeschlichen haben, und der nicht richtiggestellten Unzulänglichkeiten sind ohne Frage noch weit mehr. Neben vielen wertvollen Beiträgen stehen auch manche minderwertige; falschen Angaben kann man ebenso begegnen wie unzutreffenden Urteilen, und manche Darstellung kann man finden, die auch als Ganzes unbefriedigt läßt oder den Widerspruch herausforbert. Man wird sich des Staunens nicht erwehren, wenn man z. B. (XII 767) Savonarola mit Erasmus und Thomas Morus zusammengestellt sieht als „charakteristische Vertreter der christlichen Renaissance", wobei dann Savonarola etwas vom weitherzigen Schöngeist, Erasmus etwas aszetische Frömmigkeit sich aufoktroyieren lassen muß. Was immer indes zu derartigen Ausstellungen im einzelnen Anlaß bieten könnte, treten gegenüber der Leistung in ihrer Gesamtheit solche schwache Punkte mehr in den Hintergrund. Gewiß enthält die Encyclopedia eine große Anzahl ausgezeichneter Originalartikel von einschneidender Bedeutung, die allein hinreichen würden, das große Unternehmen

zu lohnen. Man vergleiche die geradezu abschließenden Darlegungen von J. Hilgers über so heikle Fragen wie Skapulier oder Privilegium sabbatinum, Sodalitäten, Armeseelenbruderschaften; noch mehr die glänzenden Arbeiten von Baumgarten über den Vatikan, A. Huonder über Paraguay, oder hochbedeutende Untersuchungen wie von Vermeersch über den Beruf und die mit Bezug auf das Priestertum darüber gegenwärtig obschwebenden Kontroversen und, vielleicht die bedeutsamsten Blätter in den 15 großen Bänden, die herrlichen Ausführungen von Sydney Smith über Union of Christendom (Erfahrungen, Aussicht und Weg zur Wiedervereinigung der Christenheit). Solche wuchtige Arbeiten veranlaßt zu haben und sie in so gefälliger und leicht zugänglicher Weise vor den Augen der ganzen gebildeten Welt auszubreiten, ist auch ein Verdienst, und nicht das geringste unter den vielen und großen Verdiensten, welche die mutigen Pioniere der Encyclopedia um Wissenschaft und Religion, um Vaterland und Kirche sich erworben haben.

Biblische Zeitfragen. Fünfte Folge. Herausgegeben von Dr J. Rohr und Dr P. Heinisch. 8° Münster 1912, Aschendorff.

1. **Der Untergang des Reiches Juda und das Exil im Rahmen der Weltgeschichte.** Von Dr Paul Rießler. Erste und zweite Auflage. 1. Heft. (48) 60 *Pf.*
2. **Die Inspiration des Neuen Testamentes.** Von Dr P. Dausch. Erste und zweite Auflage. 2. Heft. (44) 50 *Pf.*
3. **Das Reich Gottes in der Heiligen Schrift.** Von Prof. Dr B. Bartmann. Erste und zweite Auflage. 4. u. 5. Heft. (80) *M* 1.—

1. Das erste Heft der fünften Folge „Biblischer Zeitfragen" behandelt in zusammenfassender, abgerundeter Darstellung Ninives Fall, Judas Untergang, das babylonische Exil, die Rückkehr der Exulanten. Die Hauptquellen für diesen Zeitabschnitt sind die biblischen Bücher der Könige, der Chronik und der Propheten; an zweiter Stelle kommen die assyrischen und babylonischen Keilschriftdenkmäler in Betracht, an dritter Stelle die bei Berossos, Herodot, Ktesias und Xenophon überlieferten, mit Vorsicht zu benutzenden Angaben. Die Begründung der Einzelheiten hätte den üblichen Rahmen der „Biblischen Zeitfragen" gesprengt; sie bleibt einer besondern Arbeit vorbehalten. Die im knappen Literaturverzeichnis aufgeführte katholische Literatur dürfte bei weiteren Auflagen wohl eine Bereicherung erfahren.

2. Das zweite Heft gründet sich auf des Verfassers biblisch-geschichtliche Studie über die Inspiration (1891). Gegen den Rationalismus, der unter religionsgeschichtlichen Vorwänden die Inspiration leugnet, wird die tiefe Verankerung des Inspirationsglaubens in den Offenbarungstatsachen und seine feste Bezeugung in der Gesamtüberlieferung des Christentums außer Zweifel gestellt. Zum Wesen der Inspiration verlangt dann der Verfasser eine durchgreifende Einwirkung Gottes auf die Erkenntnis und den Willen des heiligen Autors, aber auch ausreichenden Spielraum für den menschlichen Faktor mit Ausschluß der mantisch-montanistischen Inspiration sowie der verschiedentlich gemodelten Verbalinspiration; auch die im Sinne der thomistischen Lehre von der praemotio physica neuerdings konstruierte Verbalinspiration wird abgelehnt. Unter den Wirkungen der Inspiration steht an erster Stelle die Wahrheit (Irrtumslosigkeit) des Neuen Testamentes; sie wird im Sinne einer rückhaltlosen Zustimmung zu den autoritativ kirchlichen Entscheidungen eingehend erörtert. Sodann finden Schönheit und Wert des Neuen Testamentes eine kurze, begeisterte Würdigung.

3. Der Reich-Gottes-Begriff ist vielseitig. Er ist eine neue Gottesoffenbarung, eine vertiefte Gotteslehre (Gott ist unser Vater). Das Reich Gottes wird in der Menschheit begründet als neues Frömmigkeitsideal und Inbegriff einer neuen Sittlichkeit, als gottgeschenkte Gnadenkraft, die zu einer völligen Erneuerung des inneren Menschen führt. In sozialer Hinsicht ist das Reich Gottes die Kirche nach ihrer

caritativen wie rechtlichen Seite. In seinem Verkünder und Begründer stellt es sich dar als Erfüllung der alttestamentlichen Messiashoffnung oder Lehre vom Gottmenschen Jesus Christus. Dies die dogmatische Summe aus dem biblischen Reich-Gottes-Begriff. — Zu den neutestamentlichen Stellen über die Nähe des Weltendes bemerkt der Verfasser zutreffend: Christus verbindet in gewisser Weise die zwei Wahrheiten vom allgemeinen und besondern Gericht; er redet von zwei substantiell gleichen Tatsachen in gleichen Bildern; er erinnert energisch an das nahe Ende und baut doch eine Kirche für kommende Zeiten; so handeln nun auch später die Apostel und die Kirche; sie glauben an das nahe Ende und richten doch energisch und zielbewußt ihren Blick auf die Bekehrung der ganzen Welt. — Bei Behandlung der Frage, ob Christus als Mensch den Jüngsten Tag kannte, hat der Verfasser aus Lebreton geschöpft und die irreführende Darstellung seines Gewährsmannes leider ohne selbständige Prüfung herübergenommen. Die Ansicht, Christus habe auch als Mensch den Gerichtstag gekannt, wird durch die Zeugnisse der lateinischen und auch der griechischen Väter (Athanasius, Basilius, Chrysostomus, Sophronius, Johannes von Damaskus, Eulogius von Alexandrien), sowie durch die übereinstimmende Lehre der scholastischen Theologen zum höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit, wenn nicht zur Gewißheit erhoben. Daß ein vom Vater dem Menschen Christus mitgeteiltes Wissen über den Jüngsten Tag zu den Worten Mk 13, 32 sich wenig gut fügen wolle, durfte der Verfasser ebenfalls nicht schreiben, wenn er die vorherrschende Ansicht der katholischen Exegeten für die weiteren Kreise der Gebildeten gemeinverständlich darlegen wollte. Doch scheint der Verfasser bei aller Unbestimmtheit in dieser dogmatischen Frage ein vom Vater mitgeteiltes Wissen über den Jüngsten Tag zu befürworten und gewinnt wieder festeren Boden mit der Bemerkung, daß Christus diesen Tag nicht als Gegenstand der Offenbarung an die Welt betrachtete. — Der protestantische Vorwurf von einer „wahrhaft verhängnisvollen Gleichsetzung von Reich Gottes und Kirche“ im Katholizismus wird treffend zurückgewiesen. Die Kirche hat sich stets nur für das Himmelreich auf Erden gehalten, und zwar allerdings im ausschließlichen Sinne. Später ist der Kirchenbegriff in erweitertem Sinne auf das jenseitige Reich ausgedehnt worden. Daher redet man von der streitenden, leidenden, triumphierenden Kirche. Richtet sich aber jener protestantische Vorwurf gegen den innigsten Zusammenhang und die lebendigste Einheit zwischen der Kirche und dem Himmelreich auf Erden, so ist immer und immer wieder auf das Wort Christi Mt 16, 17 ff zu verweisen.

1. **Jesus vor Pilatus.** Ein Beitrag zur Leidensgeschichte des Herrn. Von Dr Karl Kastner. [Neutestamentliche Abhandlungen. Herausg. von Dr M. Meinertz. IV. 2./3.] gr. 8° (XVI u. 184) Münster 1912, Aschendorff. *M* 5.—

2. **Leidens- und Verklärungsgeschichte Jesu Christi.** Von Prälat Dr Franz X. Pölzl. [Kurzgefaßter Kommentar zu den Vier heiligen Evangelien. IV. Band.] 8° (VI u. 518) Graz u. Wien 1913, Styria. *M* 5.30

1. Die erstgenannte Studie (erweiterte Inaugural-Dissertation) behandelt den Prozeß Jesu vor Pilatus vom historisch-kritischen Standpunkte aus; daher die häufigen Auseinandersetzungen mit der auf ungläubigem Boden stehenden Kritik. Nur gelegentlich wird auch „das übernatürliche Moment, das eigentlich nicht übergangen werden sollte“, andeutungsweise gestreift, aber außer Betracht gelassen, „weil es sich in dieser Beziehung um eine Prinzipienfrage handeln würde, über die an dieser Stelle nicht gestritten werden soll“ (S. 168). Den Grundstock der Studie bildet die gesonderte Kommentierung der vier evangelischen Berichte. Von den Varianten des griechischen Textes werden nur die für die Exegese besonders wichtigen besprochen. Einschlägige Fragen aus dem historischen, juristischen, topographischen, archäologischen Gebiet werden ausführlicher diskutiert. Die apokryphen Überlieferungen sind zwar „für die Geschichte so gut wie gar nicht verwertbar“, aber

„doch interessant genug, um eigens behandelt zu werden". Auf die Darlegung der kanonischen Quellen und apokryphen Nachrichten folgt die Kritik der Quellen und als Endergebnis der Schlußteil: Der vermutliche Verlauf des Prozesses Jesu vor Pilatus auf Grund der Quellen in juristisch-historischer Betrachtung. Es ergibt sich, daß der johanneische Bericht sich sehr wohl mit dem synoptischen zu einem glaubwürdigen Geschichtsbild vereinigen läßt. Vom kritischen Standpunkt wird zum synoptischen Problem bemerkt: „Ist es demnach wahrscheinlich, daß der Text unserer Matthäusperikope quoad substantiam mit dem aramäischen Original identisch ist, so legt zum mindesten der vorliegende Evangelienabschnitt kein entscheidendes Veto gegen die traditionelle Annahme der Matthäuspriorität ein" (S. 148). — Das Prätorium sucht der Verfasser weder in der Burg Antonia (P. Barnabé Meistermann) noch im Stadttal el-Wâd unweit der Klagemauer (Mommert), sondern in der Herodesburg auf dem traditionellen Sion (van Bebber, Belser, Dalman, Eckardt u. a.). Gegen P. Barnabé erhebt der Verfasser den Vorwurf, daß er bedauerlicherweise den katholischen Traditionsbegriff bezüglich unumstößlicher Glaubenswahrheiten mit der historischen Überlieferung über topographische Angaben verwechsle. Indes spricht P. Barnabé nicht von einer Glaubenstradition, sondern von einer historischen Tradition, für die er nicht theologische, wohl aber historische Gewißheit in Anspruch nimmt.

2. Die an zweiter Stelle angezeigte Neuauflage unterscheidet sich von der ersten Auflage durch zahlreiche formelle Abänderungen, insbesondere durch präzisere und kürzere Fassung der Interpretation, durch Anwendung von Kleindruck für untergeordnete Fragen, durch geringere Seitenzahl trotz vielfacher Zusätze. Die wichtigeren Neuerscheinungen der exegetischen Literatur sind gebucht und verwertet, so Grimm-Zahn (Leben Jesu), Knabenbauer, Belser, Zorell (Lexicon Graecum), ferner Monographien sowie Aufsätze und Notizen aus Zeitschriften. Von sachlichen Änderungen werden im Vorwort nur zwei namhaft gemacht: Pölzl hält seine frühere These, Jesus habe das Passahmahl gleichzeitig mit den Juden gegessen, auch jetzt noch für die wahrscheinlichere, gibt jedoch die Möglichkeit zu, daß die Juden im Todesjahr Christi ihre Festfeier um einen Tag verschoben haben; die den Frauen zuteil gewordene Erscheinung des Auferstandenen ist nicht mit ihrer Rückkehr vom ersten Grabbesuch zu verbinden, sondern mit einem weiteren Besuch am Vormittag des Auferstehungstages. — Das Prätorium verlegt Pölzl mit der bis ins 4. Jahrhundert zurückführenden Tradition in die Burg Antonia, erwähnt jedoch auch die von Neueren vielfach bevorzugte Meinung, der römische Prokurator habe während seiner Anwesenheit in Jerusalem gewöhnlich, also auch diesmal, im Palaste des Herodes residiert.

Religion, Christentum und Kirche. Eine Apologetik für wissenschaftlich Gebildete. Unter Mitarbeit von St. v. Dunin-Borkowski, Joh. P. Kirsch, N. Peters, J. Pohle, W. Schmidt und F. Tillmann herausgegeben von Gerhard Esser und Joseph Mausbach. 3 Bände. 8° (XX u. 802, VIII u. 500, VI u. 434) Kempten 1911, 1912, 1913, Kösel. *M* 14.—

Der Vorzug dieser neuen Apologetik liegt schon in ihrer Eigenart begründet. Sie will nicht in erster Linie zu den Theologen sprechen, sondern ganz allgemein zu der wissenschaftlich gebildeten Lesewelt; sie will aber trotzdem fachmännisch reden, mit eindringender Kenntnis der Fragen und Lösungen der Gegenwart, und verteilt darum die zehn Teile, in die sie zerfällt, auf Fachleute. Der Beweisgang wird eingeleitet durch eine fesselnde Abhandlung: „Die Religion und das moderne Seelenleben". Prof. Mausbach deckt hier das innere Triebwerk auf, das beim Glaubensakt in Tätigkeit treten muß; mit sorglicher und kundiger Liebe achtet er dabei auf die Schwierigkeiten gerade des neuzeitlichen, dem Glauben entwachsen wollenden Menschen. Aus dem vielen Treffenden dieses Teiles seien die Kapitel

über den Willen und die Gefühlsreligion hervorgehoben. Prof. Esser legt sodann („Gott und Welt") die großen philosophischen Wahrheiten fest, die beim Aufstieg zur Übernatur als Staffeln vorausgesetzt sind. Warm, schwungvoll werden Gottes Dasein, Wesen, Weltregierung, die Geistigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele erklärt und begründet; überzeugende Kritik zeigt, wie ungenügend und widerspruchsvoll der Monismus ist. Nun kann der Aufstieg beginnen. Prof. Pohle („Natur und Übernatur") macht den Leser mit den Grundzügen der übernatürlichen Ordnung, mit dem Wesen, der Angemessenheit und Erkennbarkeit der übernatürlichen Offenbarung bekannt. Auf die Frage aber, wo denn die Offenbarung zu finden sei, geben die beiden folgenden Teile die erste Antwort, indem sie zeitlich hinter das zurückgreifen, was in den gewöhnlichen, vor allem Christi Sendung berücksichtigenden Darstellungen geboten wird. Der Wert der Ausführungen P. Schmidts („Die Uroffenbarung als Anfang der Offenbarungen Gottes") beruht auf dessen umfassender ethnologischen Vorbildung. Man hat, indem man seinen Beitrag liest, den Eindruck, daß wir in der Religionsgeschichte noch eine große, glückliche Wendung erleben sollen. Mögen immerhin die einschlägigen Fachwissenschaften über einzelnes noch weiter zu diskutieren wünschen, der Gesamteindruck ist dennoch: Die biblische Urgeschichte erscheint nach dem von P. Schmidt beigebrachten Material als das auch profanwissenschaftlich einzig Mögliche. „Alle die Einzelheiten, die wir hier kennen lernten, machen es einleuchtend, daß der Bericht der Heiligen Schrift über die Zeiten der Uroffenbarung wirklich in die älteste Periode der Menschheitsentwicklung hineingehört, daß nur dort wirklich gewesen sein kann, was er erzählt: für alle andern, späteren Entwicklungsstufen würde er stilwidrig sein, einen vielseitigen Anachronismus bedeuten" (I 579 f). „Somit ist es also der neueste und fortgeschrittenste Stand der profanen Wissenschaft, der uns auf den Weg führt, dem einheitlichen Ursprung aller religiösen Entwicklung des gesamten Menschengeschlechtes entgegen, den die Heilige Schrift lehrt" (I 617 f). Prof. Peters („Die Religion des Alten Testamentes in ihrer Einzigartigkeit unter den Religionen des alten Orients") entwirft in anziehenden Bildern eine Gesamtdarstellung der alttestamentlichen Religion. Diese Religion erweist sich der aufmerksamen Betrachtung als so erhaben, so übermenschlich, daß nach dem Prinzip des zureichenden Grundes ihre Offenbarung durch Gott jeder annehmen muß, der nicht irgend ein Entwicklungsschema, wie Haeckel seine Embryonenbilder, „voraussetzungslos" sich zurechtlegt. Nur einzelne Wendungen dieses Teiles mögen den menschlichen Faktor in der Bibel mehr betonen, als für ein Werk, wie das vorliegende, rätlich erscheint. Der zweite und dritte Band gehören dem Christentum. Dr Tillmann („Die Quellen des Lebens Jesu") beweist, wie unser Wissen um Christus und sein Evangelium auf festem geschichtlichen Grunde steht. In der synoptischen Frage berücksichtigt der Verfasser eingehend die Zweiquellentheorie und zeigt den Geschichtswert der Evangelien gerade vom Standpunkte dieser Theorie aus, sozusagen ad hominem, ohne sie selber anzunehmen (II 50). Eine neue Auflage wird vielleicht weiter ausgreifen. Auf Grund der so gesicherten Quellen ergreift Prof. Esser nochmals das Wort, um „Jesus Christus, den göttlichen Lehrer der Menschheit", zu schildern. P. v. Borkowski verteidigt die „Kirche als Stiftung Jesu". Prof. Kirsch eröffnet den Schlußband mit dem Thema: „Die Geschichte der Kirche, ein Zeugnis ihrer höheren Sendung". Das damit in Angriff genommene Argument von der „Kirche in sich selbst" findet dann noch eine erhebende und auch die Gläubigen ermutigende Auslegung durch Prof. Mausbach („Die Kirche und die moderne Kultur"). Auch heute leben in der Kirche Mächte und Kräfte im Überfluß, um der Gegenwart gedankliche Grundlagen, sittliche Normen, soziale Sicherungen und übernatürliche Heiligungsquellen zu schenken. Fast jeder Abschnitt dieses Bandes erörtert irgend eine vielbesprochene Zeitfrage. Eine Fülle von Stoff findet sich dargeboten hier wie im ganzen Werke, mehr vielleicht, zumal an manchen früheren Stellen mehr

Kontrovertiertes, als der in erster Linie ins Auge gefaßte Leserkreis bewältigen mag. Niemand wird sich mit dieser Apologetik befassen ohne köstliche Frucht der Belehrung und Stärkung. Was ihr von Anfang bis zu Ende einen eigenen Reiz verleiht, ist ihr Hinaufheben des Lehrhaften ins Reich des Großen und Weiten, des Schönen, oft Begeisternden, so daß nicht bloß der nüchterne Verstand, sondern der ganze Mensch, soweit er nur edel und groß, ergriffen wird. So wird ohne Zweifel das Werk durch sich selbst ein kräftiger Beleg sein für den Nutzen der apologetischen Literatur, den das Vorwort zum Trost aller Apologeten mit Recht gegen kurzsichtige Anwürfe verteidigt.

Bibliothek der Kirchenväter. VII VIII. 8° Kempten-München 1912—1913, Kösel.

1. VII: **Tertullians private und katechetische Schriften.** Neu übersetzt, mit Lebensabriß und Einleitungen versehen. Von Dr K. A. Heinrich Kellner. [Tertullians ausgewählte Schriften, I. Band] (XLVI u. 346)
2. VIII: **Des heiligen Kirchenvaters Aurelius Augustinus Vorträge über das Evangelium des hl. Johannes.** Übersetzt und mit einer Einleitung versehen. Von Dr Thomas Specht. I. Band (Vorträge 1—23). [Des heiligen Kirchenvaters Aur. Augustinus ausgewählte Schriften, IV. Band.] (XII u. 408)

1. Eine äußerst dankenswerte und willkommene Gabe bietet uns Professor H. Kellner mit der neuerdings von ihm vorgelegten Übersetzung von tertullianischen Schriften[1]. In dem oben bezeichneten Bande vereinigte er einstweilen zwei Gruppen von den Werken Tertullians: 1. die drei, welche sich auf die eigene Person des Schriftstellers beziehen (Über das Pallium, Über die Geduld, Zwei Bücher an seine Gattin), 2. die Schriften, welche mit der katechetischen Tätigkeit Tertullians zusammenhängen (Über die Schauspiele, den Götzendienst, den weiblichen Putz, das Zeugnis der Seele, An die Märtyrer, Über die Buße, das Gebet, die Taufe, Gegen die Juden, Aufforderung zur Keuschheit). Wer die Lektüre Tertullians mit der Schrift De pallio beginnen will, die bei Kellner aus chronologischen Gründen an die Spitze gestellt ist, wird bald inne werden, wie schwer der Schriftsteller im Original an vielen Orten zu verstehen ist. Allerdings ist gerade diese Schrift die allerschwierigste; aber auch so viele andere Werke Tertullians trifft das Urteil des Laktantius, daß der Stil zu wenig geglättet, ohne Eleganz und recht dunkel sei. Auf der andern Seite übt er doch wieder eine merkwürdige Anziehungskraft auf den Leser aus, der sich an das rauhe Äußere der Sprache gewöhnt, weil ein unerschöpflicher Reichtum von geistreichen Gedanken, Sentenzen, Sarkasmen, schlagfertiger Dialektik, gelehrter Anspielungen darin niedergelegt ist. Dazu kommt, daß trotz der weitverzweigten literarischen Tätigkeit des leidenschaftlichen, herben und düstern Genies „alle Produkte seiner Feder darin zusammentreffen, daß sie vom Augenblick eingegeben sind, das konkreteste Leben atmen und das Ich des Autors greifbar heraustreten lassen" (Bardenhewer). Wenn irgend ein kompetenter Übersetzer es unternehmen durfte, einen so ganz und gar individuellen Lateiner ins Deutsche zu übertragen, so war Kellner infolge langjährigen und eindringenden Studiums gerade dieses Afrikaners dazu berufen. Man liest denn auch die Übersetzung mit fortwährender Spannung, Aufmerksamkeit und Ergötzung. Eine allgemeine Einleitung, welche die zeitgenössischen Ereignisse gehörig berücksichtigt, um das Lebensbild Tertullians herauszustellen, und je eine besondere Einleitung zu den zwei Gruppen von Schriften, welche die Eigenart der aufgenommenen Stücke scharf und knapp charakterisiert, bilden eine wertvolle Beigabe des aus dem Vollen schöpfenden Altmeisters in der Patristik.

---

[1] Eine erstmalige Übersetzung „ausgewählter Schriften" Tertullians ließ Kellner in der Köselschen Bibliothek der Kirchenväter 1870—1871, eine Übersetzung „sämtlicher Schriften" in Köln 1882 erscheinen.

2. Nachdem die Neuausgabe der Köselschen „Bibliothek der Kirchenväter" (1911) mit einem Augustinusbande (der „Gottesstaat", Buch 1—8) eröffnet worden, folgt im vorliegenden VIII. Bande ein anderes Werk des großen Bischofs von Hippo, die ersten dreiundzwanzig seiner Vorträge (tractatus, homiliae, sermones) über das Johannesevangelium. Die Ausarbeitung der Übersetzung, Einleitung und kommentierenden Anmerkungen ward der zuverlässigen und sichern Hand des Professors Dr Thomas Specht anvertraut, der sich seit Jahren mit Augustins Theologie bestens vertraut gemacht und schon 1892 eine besondere Schrift über „Die Lehre von der Kirche nach dem hl. Augustin" veröffentlichte. Das Thema von der wahren Kirche kehrt denn auch in den Vorträgen immer wieder, wenn der heilige Lehrer aus dem Abschnitte des heiligen Textes dogmatische Wahrheiten oder moralische Vorschriften beleuchtet und vor den Irrlehren der Arianer, Pelagianer und Donatisten warnen will. Bei der „Kongenialität", welche Augustinus mit dem Liebesjünger, dem Verfasser des Evangeliums, gemein hatte, und bei seiner ebenso mächtigen Glaubensinnigkeit wie spekulativ und praktisch hervorragenden Begabung vermochte er in den Vorträgen einen unabsehbaren Reichtum an überraschenden und fesselnden Gedanken auszuschütten. Für den Homileten der Gegenwart ist allerdings manche seltsam ausgeklügelte Erklärung (z. B. S. 180 über Adam und die Zahl 46) nicht mehr nutzbar; aber wie glücklich entschädigt eine Menge origineller Bilder und Vergleiche, scharf formulierter Erklärungen, praktischer Winke für Ausübung des Predigtamtes! Leider müssen bei der Übersetzung die geistreichen Wortspiele des lateinischen Textes meistenteils geopfert werden. In der Einleitung S. XI macht der Übersetzer noch auf einen andern Umstand aufmerksam, den man sich bei der Lektüre der Vorträge gegenwärtig halten muß, um gegen den Autor nicht ungerecht zu werden. Augustinus hatte nicht genug ruhige Muße, um seine Vorträge bis ins einzelne auszuarbeiten. Was er nach seinem beständigen Studieren und Meditieren aus der Fülle des Herzens ausströmen ließ, wurde von Schnellschreibern aufgenommen, manches wohl auch ohne nachmalige Revision des Heiligen veröffentlicht. Die letzte Feile ist an die Reden nicht angesetzt worden, und hier liegt der Grund, warum sie trotz der erwähnten Vorzüge nicht durchweg nach der formellen oder inhaltlichen Seite vollauf befriedigen.

Auctarium Bellarminianum. Supplément aux Œuvres du Cardinal Bellarmin. Par Xavier-Marie Le Bachelet S. J. kl. Folio. (XXIV u. 726) Paris 1913, Beauchesne. *Fr.* 25.—

Unerachtet wiederholter Ausgaben von Bellarmins „Gesammelten Werken" war bekannt, daß noch viele Inedita von ihm vorhanden seien; die letzte, 1870—1876 bei Vives in Paris gedruckte hatte bereits noch einen weiteren Band mit bisher unveröffentlichten Schriften in Aussicht gestellt, doch haben veränderte Zeitverhältnisse es zur Einlösung des Versprechens nicht kommen lassen. Durch die beim Prozeß für Bellarmins Seligsprechung eingereichten Listen war man jedoch über den Hauptbestand der von ihm handschriftlich hinterlassenen Arbeiten im allgemeinen unterrichtet, und manche derselben sind seitdem einzeln im Druck ausgegeben worden. Mehreres hat der Herausgeber des vorliegenden Bandes selbst früher ans Licht gegeben und insbesondere in seinem Bellarmin avant son Cardinalat, Paris 1911 (vgl. diese Zeitschrift LXXXI 576) über die noch vorhandenen Bestandteile der Korrespondenz erwünschte Mitteilungen gebracht. Der jetzt zu Tage getretene stattliche Band enthält der Hauptsache nach bisher Unveröffentlichtes, zum Teil völlig Unbekanntes, doch sind mit Rücksicht auf Zusammengehörigkeit und Vollständigkeit auch einzelne schon gedruckte Stücke beigegeben. Der Inhalt zerfällt in drei Hauptabschnitte. Der erste gilt Bellarmins dogmatischen Lehrmeinungen, namentlich in der Kontroverse über die Gnadenlehre, bei welcher Thomisten wie Molinisten sich auf ihn zu berufen suchten. Nicht weniger als 16 zum Teil ausführliche

Darlegungen Bellarmins, die hier zum Abdruck kommen, lassen keinen Zweifel darüber, daß Bellarmin, obgleich in einzelnen Punkten mit Molina nicht einverstanden, doch die physische Vorausbestimmung nach thomistischer Lehre entschieden ablehnte, und hinsichtlich der Natur der wirksamen Gnade auf Molinas Seite stand. Der zweite Hauptteil ist vorzüglich von Bedeutung für Bellarmins Eigenschaften als Schriftsteller, seine Entwürfe und Arbeitsweise. Völlig neu erscheint die um 1605 gegen Jakobs I. *Βασιλικὸν Δῶρον* (in der lateinischen Übersetzung von 1604) gerichtete Gegenschrift, die aus Klugheitsrücksichten damals zurückgehalten, durch ihre Ausfälle gegen Königin Elisabeth, ihre Bemerkungen über das Kartenspiel, ihre Anspielung auf die Pulververschwörung und ähnliches heute für den Historiker großen Reiz bietet. Die fünf weiteren Stücke dieses Abschnittes, einschließlich der Refutation des Bajus, erweisen sich biographisch wertvoll und geben von Bellarmins Vielseitigkeit einen hohen Begriff. In noch höherem Grade tut dies der dritte Hauptabschnitt, in welchem nahezu 100 kleinere Arbeiten des verschiedensten Inhaltes unter sieben Titeln gruppiert sind. Ist schon im zweiten Hauptabschnitt (S. 341) die stark betonte Anzweiflung der Authentizität des „Areopagiten" bemerkenswert, so bringt dieser dritte Abschnitt die kritische Ablehnung sowohl der Konstantinischen Schenkung wie der Pseudoisidorischen Dekretalen. Bellarmins Urteil über das Basler Konzil und noch mehr über den Armutserlaß Johannes XXII. Quia vir reprobus sind nicht das einzige, was den Kirchenhistoriker anziehen wird. Vielmehr ist für die Geschichte Frankreichs wie Deutschlands, Englands wie Rußlands manches Brauchbare hier zu finden. Einzelne Gutachten, wie das über den Lothringenschen Ehehandel, über das englisch-spanische Heiratsprojekt, über Kaiser Matthias' Konzessionen an die Neugläubigen und Kardinal Khlesls Gefangennahme u. dgl., verdienen vielleicht noch mehr Beachtung als wie die wichtigen theologischen Nota über Raimundus Lullus oder die Lehre von der Immaculata Conceptio. Auf Bellarmins Äußerungen zu den Monita secreta und zu Ceparis Buch über den hl. Aloysius sei nur eben hingewiesen. Die Bemerkungen Bellarmins zum fasciculus litaniarum (S. 693) treffen zusammen mit den Verbesserungen, durch welche P. Sailly S. J. seinem 1601 von Klemens VIII. verbotenen Thesaurus litaniarum wieder die Druckerlaubnis verschafft hat, und dürften sich wohl auf diesen beziehen (vgl. P. Beissel, Zur Geschichte der Gebetbücher, in dieser Zeitschrift LXXVII 287). Wohl das Wichtigste in diesem dritten Abschnitt sind die freimütigen Reformvorschläge, die Bellarmin Klemens VIII. und Paul V. unterbreitet hat. Den Bemühungen des Herausgebers ist es gelungen, zu den gelegentlich des Seligsprechungsprozesses verzeichneten Schriften mit ganz geringen Ausnahmen die noch vorhandenen Handschriften nachzuweisen; er hat sogar noch beträchtlich mehr aufgefunden, als damals bekannt war, und spricht die Überzeugung aus, daß in den Archiven der römischen Kongregationen noch vieles mehr von Bellarmins Hand vorhanden sei, was sich vorläufig noch der Kenntnis entzieht. Le Bachelet hat es jedoch mit Recht nicht für ersprießlich gehalten, unterschiedslos alles noch irgendwie Vorhandene zum Abdruck zu bringen. Er hat ausgewählt, und zwar mit recht weitem Blick, was dienlich zu sein versprach; in Bezug auf den Rest hat er sich mit summarischen Angaben begnügt. Jedenfalls aber hat er mit dem schönen, inhaltreichen Band sowohl dem Theologen wie dem Historiker eine wertvolle Gabe geboten.

Oriens Christianus. Halbjahrschrift für die Kunde des Christlichen Orients. Herausgegeben von Dr A. Baumstark. Neue Serie. II. Band, 2. Heft. Lex.-8° (196) Leipzig 1912, Harrassowitz. *M* 10.—

Schon der 42 gedrängte Seiten füllende, mit großem Fleiß gearbeitete und das ganze Gebiet der Orientkunde umspannende Literaturbericht gibt dem Hefte seinen Wert. Die Berichte über die Forschungen und Funde, welche der orientalisch-wissenschaftlichen Sektion der Görresgesellschaft und der École biblique de Saint-

Étienne zu danken sind, werden, zumal wenn sie in Zukunft regelmäßig folgen, gern begrüßt werden. Auch sonst fehlt es dem Heft nicht an Anziehendem. Baumstarks kurze Notiz über das Vorkommen des Barnabasbriefes in der syrischen Literatur und die von Vardanian lateinisch gegebene Muttergotteshomilie des fraglichen Athanasiusschülers Timotheos nehmen die Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch. Das Schriftstellerverzeichnis des Abû Ishâq, welches Dr Graf mitteilt und durch nachfolgende Ausführungen erläutert, steht als ein wertvoller Beitrag nicht mit Unrecht an der Spitze. Kunstfreunde, und nicht nur diejenigen, die für orientalische Kunsteinflüsse Voreingenommenheit hegen, werden mit reger Interessennahme die Studie Grüneisens über einige merkwürdige Kunstüberreste der im 12. Jahrhundert zerstörten Stadt Tusculum verfolgen, die durch Beigabe vieler vortrefflicher Abbildungen reichlich erläutert wird.

Der Wert des Lebens und der Sinn der Religion. Von Dr Robert Schwellenbach. 8° (145) Berlin 1913, Simion Nachf. *M* 1.80

Unter dem weitgreifenden Titel bespricht der Verfasser eine lange Reihe der verschiedensten Fragen aus dem religiös-praktischen Gebiete, die den Leser zum Nachdenken über die Ordnung und den Wert des Lebens anregen sollen. Das Leitmotiv der Schrift liegt in dem Satze, daß unser Leben ohne die Religion und den Glauben an den Gottmenschen Sinn und Halt verliert. Eine edle Gesinnung und eine starke Selbstzucht sprechen aus den Darlegungen, denen man durchweg beistimmen kann, wenn auch im einzelnen manche Ausstellungen zu machen wären. Insbesondere macht sich bei tiefer liegenden Fragen (Glaube und Wissen, Willensfreiheit, Sanktion des Sittengesetzes, Begriff der Religion) der Mangel einer sichern Gedankenführung bemerkbar. Im allgemeinen ist die Bedeutung des Kulturmoments für die Sittlichkeit zu stark betont. Viele treffliche Menschen erfüllen treu ihre Pflicht und geben so ihrem Leben Wert und Gehalt, ohne sich viel um die Förderung der Kultur zu kümmern. Die Schrift ist für weitere Kreise bestimmt und meidet offenbar deshalb scharfe Begriffsbestimmungen, was indes nicht ohne Bedenken ist.

Duell und Ehre. Von M. Erzberger. [Ideal und Leben. Eine Sammlung ethischer Kulturfragen herausgegeben von Dr J. Klug. III. Band.] 8° (97) Paderborn und Würzburg 1913, Schöningh. *M* 1.—

Die Zahl guter Schriften über und gegen das Duell ist nicht klein, und doch sind ihrer immer noch zu wenig, denn bis zu dem Augenblick, wo „der letzte Axthieb“ geführt werden kann, auf den der Verfasser mit uns hofft, muß noch mancher Spahn fliegen. Halten wir nur an der bewährten Erfahrung fest: Gutta cavat lapidem non vi sed saepe cadendo — „Steter Tropfen frißt den Stein.“

Der Abgeordnete Erzberger weiß seinen Beitrag zu dem vielverhandelten Gegenstand sachlich so reichhaltig und gediegen, in der Form aber so klar, lebendig und packend zu gestalten, daß es eine Freude ist. Auf engem Raum ist wirklich viel geboten. Das erste Kapitel bringt Geschichtliches: Gottesurteil, gerichtlicher Zweikampf, Faustrecht, Turnier, gerichtliche Geldbußen bei Ehrverletzungen (galten im Mittelalter nicht als unritterlich), Donquichotterie und Dekadenz, ältere Gesetzgebung (kirchliche und staatliche) gegen den Zweikampf. Dann folgt im zweiten Kapitel Prinzipielles: Das Duell ist gegen Vernunft, Gesellschaftsordnung und Religion; die Beschönigungen (Standesehre, Notwehr, Mutbeweis, Erziehungsmittel) sind hinfällig. Im dritten Kapitel „Heutiges“ werden die heute geltenden Strafbestimmungen aufgeführt. Praktisch kommen sie wegen der gewöhnlich folgenden Begnadigung einer Straflosigkeit fast gleich. Das vierte und letzte Kapitel „Werdendes“ erörtert einige der wichtigsten Versuche, welche besonders im Reichstag und in der Liga gegen den Zweikampf gemacht wurden, um dem brennenden Notstand abzuhelfen. Diese Bestrebungen hatten bisher nicht viel Erfolg, obwohl man mit Genugtuung feststellen kann, welch eine wenig beneidenswerte Rolle die verschiedenen Kriegsminister

vor der Volksvertretung spielten, als sie zuerst versuchten, in schneidigem Ton den Duellzwang im Offizierkorps als eine Selbstverständlichkeit hinzustellen, um dann, als sie die böse Wirkung ihrer Worte sahen, sich kleinlaut hinter allerlei beschwichtigende Restriktionen zurückzuziehen.

Die Kulturarbeit des Stiftes Einsiedeln. Eine kulturhistorische Studie. Von Dr P. Odilo Ringholz O. S. B. Mit Titelbild und 101 Illustrationen im Text. gr. 8° (VIII u. 80) Einsiedeln 1913, Benziger. *M* 7.—; geb. *M* 8.—

Der Archivar von Einsiedeln hat seine gelehrten Arbeiten, besonders die Vollendung der Geschichte des Stiftes unterbrochen, um in „objektiv-geschichtlicher Weise an einem konkreten Beispiel etwas zu gerechterer Würdigung der Klöster und zwar in weiteren Kreisen beitragen zu können. Man ist nämlich in manchen Kreisen gegen die Klöster eingenommen aus dem einfachen Grunde, weil man sie und ihre Leistungen nicht kennt." Mit Verwertung der zuverlässigsten Quellen weist er in fünf Kapiteln nach, was Einsiedeln in seinem langen Bestande geleistet hat für die Kultur von Grund und Boden, für Handwerk und Industrie, Verbesserung der sozialen Lage des Volkes, Schule und Wissenschaft, Pflege der Kunst und ihrer Geschichte. Verschiedenartige, meist neue Abbildungen begleiten und veranschaulichen die Ausführungen des anziehend geschriebenen Textes, geben Ruhepunkte und tiefere Einsicht, so daß der Leser einen schönen Ausschnitt aus der Kulturgeschichte des deutschen Volkes im letzten Jahrtausend erhält, der frei ist von all den Mißverständnissen und Irrtümern, an denen viele allgemeine Geschichten der Kultur kranken. Freilich war Einsiedeln nur eines der vielen Benediktinerklöster, welche es der Kirche ermöglichten, seit Beginn des Mittelalters aus den Barbaren der Völkerwanderung hochgebildete Träger einer neuen Kultur zu machen. Möchten Volksbibliotheken dieses Buch in viele Hände bringen, um so weiteren Kreisen zu zeigen, wem das Volk seinen Bildungsgang verdankt.

Die Handschriften des Klosters Weingarten. Von Dr Karl Löffler. [Beihefte zum Zentralblatt für Bibliothekswesen, XLI.] 8° (VIII u. 186) Leipzig 1912, Harrassowitz. *M* 9.—

Als „bibliotheksgeschichtliche Studie" führt das Werk sich ein, das sich zum Ziele setzt, die Handschriftensammlung der einst so kostbaren Weingartener Klosterbibliothek im Geiste wiedererstehen zu lassen, nachdem die Handschriften unter wechselnden Schicksalen nach allen Richtungen zerstreut worden sind. Es kam dabei zu statten, daß noch kurz vor dem Untergang ein fleißiger Benediktiner ein Verzeichnis des Handschriftenbestandes sachkundig angefertigt hatte, wie auch daß auf verschiedenen Umwegen der Großteil der Sammlung schließlich in der Stuttgarter Landesbibliothek sich wieder zusammengefunden hat. Von den 843 Handschriftenbänden, die der Verfasser nachweist, entfallen 531 auf diese Bibliothek in Stuttgart, 145 auf die Landesbibliothek in Fulda, 17 auf die Hofbibliothek in Darmstadt, 14 sind in verschiedenen Sammlungen in England und Deutschland zerstreut, und nur von 135 Bänden ist der gegenwärtige Standort dem Verfasser unauffindbar geblieben. Den Hauptteil des Werkes bildet demnach das Verzeichnis der in Weingarten vorhanden gewesenen Manuskriptenbände nach ihrer damaligen Einteilung und Numerierung unter Beifügung aller noch vorhandenen Bemerkungen über ehemalige Besitzer, Schreiber, Schenker oder Klostervorstände und unter Mitteilung der gegenwärtigen Heimstätte. Vorausgeschickt ist die höchst merkwürdige Geschichte der Sammlung von der Entstehung des Klosters an bis auf unsere Tage. Eine Würdigung des Bestandes nach den einzelnen Fächern, eine Untersuchung über die Miniaturen und Initialen wie auch eine Besprechung der Einbände schließt sich an. Ein Bericht über das fast unversehrt erhaltene Kloster-Archiv folgt im Anhang, wo auch die Handschriften des einstigen Klosterschatzes verzeichnet stehen. Für jeden Bibliothekskenner und Bücherfreund ist eine solche fleißige Arbeit mit

ihren tausend schätzenswerten Einzelnotizen eine wahre Lust. Dank ihrem geschickt angelegten doppelten Register kann sie dem Forscher auch praktisch recht gute Dienste leisten.

Geschichte von Kirche und Kloster St Adalbert zu Breslau. Von Carl Blasel. [Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. Herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens. XVI.] gr. 8° (126) Breslau 1912, Hirt. *M* 3.—

Auf Grund eines wahren Reichtums von Akten- und anderem Quellenmaterial gibt die Schrift ziemlich eingehend die wechselvolle Baugeschichte des Klosters und der Kirche von St Adalbert und ihrer Nebenkirchen; zwei schöne Abbildungen und fünf Grundrißzeichnungen sind zur Erläuterung beigegeben. Zugleich wird aber mit den Schicksalen des St Adalbertklosters ein namhafter Beitrag geboten zur Geschichte des Dominikanerordens in Schlesien; in beiden Beziehungen ist die Schrift von Bedeutung. Daß das Kloster neben Zeiten hoher Blüte und tüchtigen Wirkens auch Tage des nachlassenden Eifers zu verzeichnen hat, versteht jeder Kenner des Menschenlebens; mit Recht jedoch gibt der Verfasser zu beherzigen, daß die wiederholten Perioden der Blüte und des Eifers jene bösen Tage an Dauer wie an Bedeutung weitaus überstrahlen. Besondere Beachtung verdienen die Feststellungen hinsichtlich der Reformationswirren. Das Kloster lebte seit langem in voller Ordnung und frommer Zucht, ganz den Arbeiten seines Berufes hingegeben, als das Luthertum aufkam. Erst nachdem Anfeindung von außen, Gewalttat und Not die schützenden Mauern durchbrochen, die Zucht gelähmt und die Besonnenheit geraubt hatten, brach mit elementarer Gewalt das Verderben herein. Schmachvolle Apostasien und Schandtaten einzelner entehrten das Gotteshaus, das Jahrhunderte hindurch die Tugend und Arbeit braver Ordensmänner geheiligt hatten. Der spätere abermalige Niedergang, der der schließlichen Aufhebung des Klosters vorherging, ist wohl noch ausschließlicher den äußeren Bedrängnissen zur Last zu legen, die infolge der schlesischen Kriege und der Kirchenpolitik Friedrichs II. über das Kloster dahingingen. Verdiente Anerkennung wird den Bemühungen jener Breslauer Priester und Laien, welche ungeachtet der schwierigsten Verhältnisse es schließlich erreichten, daß wenigstens die Kirchengebäulichkeiten selbst ihrem heiligen Zwecke erhalten worden sind. Der Inhalt der Schrift läßt es bedauern, daß durch die starke Durchsetzung der positiven geschichtlichen Darlegungen mit polemischen und kritischen Erörterungen der Überblick erschwert wird. Ohne an wissenschaftlichem Wert zu verlieren, hätte die inhaltreiche Schrift bei etwas sorgfältigerer Anordnung dem sich mehr anpassen können, was auch für weitere Kreise Gebildeter eine Lesung annehmbar macht.

Bismarck et l'Église. Le Culturkampf (1870—1887). Par Georges Goyau. 16° Tome III: 1878—1883 (XXX u. 324); Tome IV: 1883—1887 (350). Paris 1913, Perrin. *Fr.* 7.— (beide Bände).

Seine außerordentliche Befähigung als neuzeitlicher Historiker hat Goyau längst bewährt. Man staunt über seinen Spürsinn wie über die sichere Beherrschung eines nach tausend Richtungen hin auseinanderfließenden Materials; seine geistvollen Auffassungen, sein durchdringender Blick auch für die komplexesten Situationen und Persönlichkeiten nötigen Achtung ab. Unter seinen zahlreichen Werken dürfte das vorliegende wie an Tüchtigkeit der Leistung so an Bedeutsamkeit des Gegenstandes wohl am höchsten stehen. Die ersten zwei Bände sind 1911 in dieser Zeitschrift (LXXXI 439) eingehend zur Besprechung gekommen; hier liegt nunmehr der Abschluß vor. Die Sache selbst bringt es mit sich, daß eine Schilderung des „versumpfenden" Kulturkampfes mit den ergebnislos sich hinschleppenden Verhandlungen nicht im gleichen Grade auf Phantasie und Gemüt wirken kann, wie die des aufsteigenden Unwetters und der brutalen Kirchenstürmerei. Um so mehr war Goyau

hier Gelegenheit gegeben, die Kunst des Schriftstellers walten zu lassen, und neben dem gründlichen Geschichtschreiber verrät sich oft das Auge des feinen Diplomaten. Große Kunst zeigt er jedenfalls darin, daß es ihm gelang, einen so überreichen Stoff gut gegliedert und sehr vollständig in den vorliegenden zwei Bänden unterzubringen. Vorzüglich sind die eingestreuten kleinen Charakterskizzen; mit wenig Worten weiß er alles anzudeuten. Manchmal scheinen persönliche Eindrücke durchzuschimmern wie in Bezug auf Leo XIII. und Galimberti, aber auch Puttkamer, Schlözer usw. sind trefflich porträtiert. Als Bewunderer Leos XIII. scheint Goyau seine ganze Kunst daran zu setzen, die langwierigen und ernsten Bemühungen des Papstes um Herbeiführung des kirchlichen Friedens für Deutschland zur vollen Würdigung zu bringen, und man kann aus seiner Darstellung wirklich lernen. So richtig es ist, daß der Verlauf des Kulturkampfes der katholischen Kirche manches Glorreiche gebracht und insbesondere den Einfluß des Papsttums auf Deutschland um vieles verstärkt hat, möchte doch scheinen, daß Goyau das schließliche Ergebnis des Kampfes etwas überschätzt. Hat auch Bismarck gelegentlich der Revision der Kampfgesetze manches Wort gesprochen, was die Katholiken gerne gehört und aufgegriffen haben, tatsächlich hat er doch vermittels des Kulturkampfes die vormals so kräftig aufblühende Kirche in Preußen um vieles zurückgedrängt, um vieles geschwächt und in manchem abhängiger gemacht. Auch abgesehen von der Demütigung Windthorsts konnte von seinem Standpunkte aus der Kanzler mit dem Ausgang des Kampfes wohl zufrieden sein, und er war es auch. Wie in den früheren Bänden wird die Person des Kaisers Wilhelm I. stets mit großer Zartheit behandelt; im Durchschnitt gibt Goyau als echter Künstler seine Heldengestalten etwas idealisiert, in der Kritik ist er immer mild und gutartig, ohne die persönlichen Schwächen ganz zu übersehen. Bischöfen gegenüber schweigt die Kritik fast vollständig, aber auch Persönlichkeiten wie Falk und Goßler, Schlözer und Hübler kommen gnädig davon. Auffallen könnte die Bedeutung, welche Goyau den Karikaturen der in Deutschland erscheinenden Witzblätter aus jener Zeit beizulegen liebt. Gewiß spiegeln sie oft ebenso treu wie schlagend die Auffassung weiter Volkskreise und können zuweilen eine Situation trefflich beleuchten. Auch verwendete Goyau solche satirische Darstellungen mit vielem Geschick. Daß er sie aber so sehr häufig heranzieht, ist wohl ein berechneter Kunstgriff, um in den etwas monotonen Hergang der Dinge Würze und Wechsel zu bringen. Die ziemlich karge Behandlung der bayrischen Angelegenheiten wird man schon mit Rücksicht auf die Beschränkung, die Goyau sich im ganzen auferlegen mußte, nicht tadeln dürfen. Graf Holnstein wie anderseits Freiherr von Franckenstein sind übrigens in ihrer Sphäre ganz hübsch gezeichnet, Freiherr von Fechenbach ist etwas zu kurz gekommen; über seine politische Entwicklung und kirchliche Stellung wäre in den „Stimmen aus Maria-Laach" LXIII (1902) 380 bis 382 näheres zu finden gewesen. Nicht ganz genau informiert zeigt sich Goyau in Bezug auf das so bedeutungsvolle Buch von Irenäus Themistor. Das ist aber Ausnahme, denn sonst werden auch im gelehrten Deutschland sich nur wenige finden, die an Umfang und Genauigkeit der Einzelkenntnisse in solchen Dingen mit ihm sich messen können. Von großer Bedeutung für das Werk war Goyaus Vertrautheit mit den Korrespondenzen und Konfidenzen der auswärtigen Diplomatie zur Zeit des Kulturkampfes, die er besonders dem glücklichen Umstande verdankt, daß der gesamte handschriftliche Nachlaß des ausgezeichneten französischen Diplomaten Lefebvre de Béhaine ihm zur Verfügung war. Nicht leicht würden in einem andern Schriftsteller alle Eigenschaften und Vorbedingungen sich so glücklich zusammengefunden haben, um eine pragmatische Geschichte des Kulturkampfes zu schaffen, kurz, wahrheitsgetreu und fesselnd, wie Goyau sie hier geboten hat. Über das von ihm Gesagte hinaus wird sich ja noch manches beibringen, zu dem, was er entwickelt hat, manche Bemerkung machen lassen. Aber um die Verkettung der Dinge zu überschauen und richtig zu verstehen, wird man immer gern nach diesen meisterhaften Bänden greifen.

Joseph Sauer. Ein Lebensbild aus der Breslauer Diözesangeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Dr Joseph Jungnitz. 8° (302) Breslau 1913, Goerlich. *M* 8.—

Sauer, geb. 1803, zum Priester geweiht 1827, hat bis zu seinem Tode 1868 in verschiedenen Stellungen für die Diözese Breslau gearbeitet, während zwei Semestern in kritischer Zeit als Privatdozent an der Hochschule gelehrt, eine Anzahl von Werken veröffentlicht und 25 volle Jahre (1842—1867) unter allgemeiner Anerkennung das Priesterseminar geleitet. Seit 1848 in das Domkapitel aufgenommen, hat er an der Verwaltung der Diözese großen Anteil gehabt und wichtige Vertrauensstellungen bekleidet, während er zugleich als Prediger die Kanzel zierte. Es lag nahe, daß der emsige Bistumshistoriker, der dem 1895 verstorbenen verdienten Konviktsdirektor Meer den biographischen Denkstein gesetzt und die von demselben begonnene Sammlung der „Charakterbilder aus dem Klerus Schlesiens" zum Abschluß geführt hatte, sich veranlaßt sehen würde, dem Andenken eines so hochverdienten und vielverehrten Mitgliedes des schlesischen Klerus eine besondere Schrift zu widmen. Einerseits spiegelt sich im Leben Sauers, der noch unter dem vollen Einfluß der „Aufklärung" aus allen Gefahren einer höchst bedenklichen Universitätsbildung und -umgebung zu einem fleckenlosen priesterlichen Wandel und treukirchlicher Gesinnung sich hindurchgerungen hat, die Entwicklung einer ganzen kirchengeschichtlichen Periode, anderseits lag hier durch günstige Umstände ein so vollständiges und detailliertes Material vor, daß damit einmal Gelegenheit geboten ist, das Leben eines braven katholischen Priesters über 40 Jahre lang auch nach der Innenseite hin zu prüfen und gleichsam auf Schritt und Tritt zu belauschen. Es verrät ganz den „Bistumshistoriographen" von Beruf, daß der Verfasser ängstlich darauf aus war, auch nicht ein Partikelchen etwa verwendbaren diözesangeschichtlichen Stoffes dabei zu übergehen, und so ist das „Lebensbild" zur „Lebenschronik", die Biographie zum Ausschnitt aus der Diözesangeschichte geworden. Auf fernstehende oder unterhaltungsbedürftige Leser, deren Interessennahme erst angeregt werden müßte, wird dies weniger anziehend wirken; um so wichtiger ist es aber für solche, welchen es ernstlich darum zu tun ist, über die vielfach verworrenen Verhältnisse der Universität und Diözese Breslau im 19. Jahrhundert und die hauptsächlich beteiligten Persönlichkeiten sich Klarheit zu verschaffen. Die allzu bescheidene Titelüberschrift läßt zu wenig deutlich erkennen, daß hier keineswegs eine bloße Biographie vorliegt. Es sind teils Ausführungen teils Stoffansammlungen mit aufgenommen, die zuweilen an Wert einer Spezialarbeit gleichkommen. Dahin gehören vor allem die Nachrichten zur Geschichte der katholischen Presse, durch welche Leo Müllers „Breslaus politische Presse" wichtige Ergänzungen erfährt. Dazu kommen die Mitteilungen über die Geschichte des Seminars, die religiösen Frauengenossenschaften der Diözese, die Armenpflege der Stadt, die Vinzenzvereine und das gesamte katholische Vereinswesen in Schlesien, die Enthüllungen über die Zustände an der Universität, die Bemerkungen über wichtige Einrichtungen der Diözese wie die Archidiakonatskonvente, die Diözesankonferenzen u. dgl. Ein besonderer Wert eignet dem Werk durch die vielfältigen guten Personalangaben über Priester und Schriftsteller, Professoren und Beamte des betreffenden Zeitabschnittes. Empfindlich vermißt man gerade mit Rücksicht auf so viel brauchbaren Stoff eine ausführlichere Inhaltsangabe. Auch hätte zu dem dankenswerten Verzeichnis der über Sauer erschienenen Publikationen eine Bibliographie der Werke Sauers hinzutreten müssen; eine solche Zusammenstellung war wichtiger als seine Porträts.

Chesnelong. Sa vie, son action Catholique et Parlamentaire (1820—1899). Par Msgr Laveille. gr. 8° (XVI u. 632) Avec Portrait. Paris 1913, Lethielleux. *Fr.* 5.—

Der Held dieser höchst beachtenswerten Lebensbeschreibung war als Kaufmann durch eigene Tüchtigkeit emporgekommen und durch das öffentliche Vertrauen zum Maire seines Wohnortes Orthez und zum Ratsmitglied der Provinzialverwaltung

erhoben, als ein Mandat für das Corps legislatif unter ausdrücklicher Genehmhaltung Napoleons III. den monarchistisch gesinnten Ultramontanen in die politische Laufbahn einführte. Seine kaufmännische Erfahrung und geniale Begabung verschafften ihm bald und auf Jahre hinaus eine wichtige Stellung in der Budgetkommission und bewahrten ihm bei allen Fragen des öffentlichen Finanzwesens unbestrittene Autorität; seine religiösen Überzeugungen aber machten ihn zum Vorkämpfer der katholischen Interessen und ließen ihn zu einem der ersten Parlamentsredner sich ausbilden. Vor allem aber war es die fleckenlose Lauterkeit seines Charakters, was ihm allgemeine Achtung verschaffte. Als Haupt einer zahlreichen und ausgezeichneten Familie, als Vorstand seiner Heimatgemeinde, als uneigennütziger Förderer der Wohlfahrt seiner Provinz, als tätiger und opferwilliger Menschenfreund entsprach er auch den höchsten Anforderungen, die an den Staatsbürger unserer Tage gestellt werden können, im Interesse der Religion aber war er beteiligt an allem Großen und Guten, was während der letzten 50 Jahre seines Lebens auf französischem Boden erstrebt und geschaffen wurde. Viele Jahre hindurch stand er an der Spitze der gesamten katholischen Aktion. Durch seine Zugehörigkeit erst zum gesetzgebenden Körper, dann zur Nationalversammlung und schließlich zum Senat wurde er auch in die Fragen der inneren Politik stark hineingezogen; alle Ereignisse, groß und klein, die seit Beginn der sechziger Jahre das staatliche Leben Frankreichs in Erregung versetzt haben, spiegeln sich in dieser Lebensbeschreibung und machen sie dadurch besonders lehrreich. Am meisten kam Chesnelong in den Vordergrund durch sein mutiges Eintreten für die weltliche Herrschaft des Papstes; er führte, und anfangs mit Erfolg, die Verhandlungen mit dem Grafen Chambord 1873 für die Wiederherstellung des Königtums, er endlich war zwei Jahrzehnte hindurch einer der Führer im Kampf um die christliche Schule. Einer seiner Söhne ist heute Erzbischof von Sens, eine der Töchter wirkt als Barmherzige Schwester, zwei andere Söhne standen 1870 im Felde für das Vaterland, einem von diesen war es vorbehalten, als Advokatanwalt zu Lille das schmachvolle Verleumdungsattentat ans Licht zu ziehen, das gegen die Barmherzigen Brüder daselbst ins Werk gesetzt worden war. Hat Charles Chesnelong schon zu seinen Lebzeiten viele Beweise der allgemeinen Achtung erfahren, manche der reinsten Freuden und edelsten Triumphe erlebt, so sind ihm auch harte Prüfungen nicht erspart geblieben. Die Weiterentartung der dritten Republik zum Radikalismus und zur legalen Anarchie hat er klar vorausgesehen und oft vorausgesagt. Um so schmerzlicher traf es den treuen Soldaten des Papstes, als ihm mitten im erfolgreichen Werben zur Einigung aller konservativen Kräfte das Breve Inter multiplices (16. Februar 1892) Einhalt gebot. Das Zurücktreten von der Politik bedeutete aber für den unermüdlichen Greis nicht ein Aufgeben der katholischen Sache, vielmehr blieb er auf religiösem und caritativem Gebiete die Seele der gemeinsamen katholischen Bestrebungen bis zum letzten Atemzuge. In Chesnelong finden sich die schönen Eigenschaften glücklich vereinigt, die man der Elite der französischen Nation nachzurühmen pflegt: vornehme Denkungsart, Hochherzigkeit der Empfindung, Ritterlichkeit des Handelns. Dazu kam bei ihm große Maßhaltung in Wort und Tat, praktischer Blick für das, was notwendig, kluges Abmessen für das, was möglich und erreichbar war, dabei rastloser Drang zu schaffen und unbegrenzte Opferwilligkeit. Er ist das vollendete Vorbild des Katholiken im öffentlichen Leben, in der geselligen, politischen, sozialen Betätigung, vor allem aber in der Überzeugungstreue und der persönlichen Frömmigkeit. Leo XIII. hat ihn mit zwei Worten treffend bezeichnet, als er ihn nannte: un grand Catholic.

Die soziale Frage. Von Jos. Biederlack S. J. Achte Auflage. (X u. 340) Innsbruck 1913, Rauch. *M* 2.55; geb. *M* 3.40

Die Tatsache einer achten Auflage ist Beweis genug für die praktische Brauchbarkeit des Buches (vgl. die Rezension von H. Pesch in dieser Zeitschrift LV 329).

Das Schwergewicht liegt in den moralphilosophischen Erörterungen über die Wirtschafts- und Gesellschaftslehre. Die hier und da erweiterte Ausführung und klarere Fassung wird gerade jetzt manchem willkommen sein, wo die sozialpolitischen Diskussionen vorzugsweise wieder auf die tiefsten in der Ethik wurzelnden Grundsätze zurückgreifen. Der spezielle Teil ist knapper gehalten, wird aber mit seiner klaren und übersichtlichen Darstellung den Leserkreis, an den sich der Verfasser in erster Linie wendet, vollauf befriedigen.

Jahrbuch 1913. Ein Wegweiser für die Katholiken von Dortmund und Umgebung. (123) Dortmund 1913, Lensing.

Die rasche Entwicklung Dortmunds zur Industrie- und Großstadt hat auch an die Seelsorge verstärkte Anforderungen gestellt. Daß man ihnen gerecht zu werden wußte, beweist in erster Linie die stattliche Zahl neu erbauter Gotteshäuser, die uns hier im Jahrbuch in Wort und Bild dargestellt werden und die ebensosehr den seelsorglichen Bedürfnissen wie einem edlen Kunstverständnis entsprechen. Ein Zeichen rühriger und verständiger Seelsorge ist ferner die Schaffung der Katholischen Zentrale, die durch Registrierung der Zugezogenen und Umgezogenen, durch Herausgabe eines kirchlichen Wochenblattes, durch statistische Ermittlungen die Arbeit der Einzelseelsorger nach verschiedenen Richtungen hin erleichtert. Auch gerade für das vorliegende Jahrbuch bieten die Beiträge der Zentrale wertvolles Material, so die statistischen Angaben über die Zunahme der Katholiken in Dortmund, über die Zahl der Schulkinder und Lehrkräfte bei Katholiken und Protestanten, über die verschiedenen Wohltätigkeitsanstalten u. a. — So dürfen wir hoffen, daß gerade in Dortmund dieser erste Versuch eines rührigen katholischen Verlags, der jetzt schon nicht bloß eine Orientierung für die Einwohner, sondern eine willkommene Lektüre für jeden Katholiken bietet, von Jahr zu Jahr sich vervollkommne.

System der Pädagogik als Volkserziehung. Von Schulrat Rzesnitzek. 8° (VI u. 180) Kempten und München 1912, Kösel. *M* 1.—

Ein kurzer, aber vollständiger Abriß der theoretischen und praktischen Pädagogik, und doch so anregend, wie ihn nur die reiche Erfahrung des praktischen Schulmannes gestalten konnte. Der Verfasser will aber nicht nur ein freundliches Exzerpt bieten, sondern hat das Ganze um die Idee der Volkserziehung gruppiert, ein äußerst glücklicher Gedanke und fruchtbar zugleich. Volkserziehung tut uns noch viel mehr not als die immer wieder geforderte Volksbildung; denn sie allein kann das Volk den allem Volksglück feindlichen Mächten entreißen, denen es zusehends mehr und mehr verfällt. Daher auch die berechtigte Forderung, daß an dieser Aufgabe alle Kräfte mitarbeiten müssen. Besonders wohltuend berührt die Wärme, mit der der verdiente Verfasser für die christliche Erziehungsweisheit eintritt. Allen, die sich für Erziehungsfragen interessieren, nicht nur den Lehrern aller Schularten und Lehramtskandidaten, ist das Bändchen warm zu empfehlen.

La educación moral. Por el P. Ramón Ruiz Amado S. J. Segunda edición notablemente refundida. 8° (VIII u. 573) Barcelona 1913, Librería religiosa. *Ptas* 4.—

Der Verfasser bemerkt im Vorwort, er habe bei seinem Aufenthalt in Deutschland und namentlich an der Berliner Hochschule den Eindruck gewonnen, daß Herbart auch bei seinen Landsleuten nicht nach Verdienst gewürdigt werde. In dem Eifer, diesen Pädagogen ins Licht seiner eigenen Lehre zu stellen, sei ihm die erste Auflage seines Werkes doch mehr herbartianisch geworden, als er im Grunde gewünscht hatte. Er wolle nun zwar Herbart alle Bedeutung lassen, die ihm zukomme, habe aber doch die vielen Zitate zurückgedrängt, um dem wichtigen Problem des Buches selbst mehr Geltung zu verschaffen. Es hat einen eigenen Reiz, die pädagogische Kernfrage und gerade auch was unsere deutschen Autoren Richtiges und Verkehrtes

darüber geschrieben haben, einmal in dem ungebrochenen, aufs Ganze gehenden, ritterlich durchgreifenden, tief religiösen spanischen Geiste sich spiegeln zu sehen. Der Verfasser behandelt im ersten Teil das Ziel der sittlichen Erziehung, im zweiten den Zögling, im dritten die theoretische und im vierten die praktische Erziehungsarbeit. Die modernen Fragen und die außerspanischen Leistungen sind ihm wohlbekannt; in anregender Weise geht er ins einzelne ein. Er hält den spanischen Kindern vor, wie oft die deutschen zur Schulmesse gehen. Er kennt die Schmarrenpraxis des Pensionates zu Feldkirch und meint — wohl sehr im Gegensatz zur Ansicht der dortigen Jungen —, die Entziehung des Schmarrens sei ein ganz passendes Strafmittel. Gegen einen deutschen Pädagogen, der sich über die kleinen Ehrenprämien der früheren Erzieher mokiert, bemerkt er: „Ich verstehe diese Sprache nicht bei einem Manne, der auf dem Titelblatt unter seinen Namen setzt: Geheimem Regierungsrat und vortragendem Rat usw." Die großen Kinder dürfe man also mit Ehren belohnen, die kleinen, schwachen aber sollen wir mit kantianischen Stoizismen, „in reiner Liebe zur selbstlosen Tugend" erziehen! In umstrittenen Fragen wie Koedukation, Internatserziehung urteilt P. Ruiz Amado mit wohltuender Vorsicht. Dafür, daß er auch in Zukunft sich nicht einer endgültigen Sabbatruhe hingeben wird, wie er im Vorwort ablehnt, bürgt schon die jetzige Auflage seiner Educación moral, die für alles Gute ein so offenes Auge zeigt. Einzelne Punkte seiner Erziehungslehre hat er übrigens auch für weitere Kreise bearbeitet; soeben erschien z. B. im gleichen Verlag für die spanischen Mädchen von 15 bis 20 Jahren ein Buch: El Secreto de la Felicidad.

Die katholische Anstaltserziehung in Theorie und Praxis. Ein Handbuch für Erzieher. Von P. Joh. Nep. Eckinger S. J. 8° (XX u. 292) Freiburg 1913, Herder. *M* 3.60; geb. *M* 4.40

Ein prächtiges Buch aus langer Erfahrung heraus von heiligem Ernst und hingebender Aufopferung für den hehren Erzieherberuf geschrieben! In drei Teilen bespricht der Verfasser erstens die katholische Anstaltserziehung in ihren Eigentümlichkeiten, bietet zweitens eine allgemeine Erziehungslehre für katholische Anstalten, schildert drittens den Präfekten [d. h. den mit der Aufsicht Betrauten] als Anstaltserzieher. Der erste Teil bietet dem Verfasser Gelegenheit, Vorteile und Nachteile der Anstaltserziehung in gerechter Weise zu würdigen und die Einwände, als würden durch sie nur weltflüchtige, unselbständige, linkische, im Verkehr mit dem andern Geschlecht schwache und gefährdete Wesen herangezogen, gründlich zu widerlegen. Im zweiten Teil gelingt es dem Verfasser in vorzüglicher Weise eine fürs praktische Anstaltsleben brauchbare Theorie zu schaffen, welche alles ausscheidet, was nicht streng zur Erziehung gehört, und die ganze Kraft in jenem Punkte zu sammeln sucht, „von dem aus das ganze Erziehungswerk am erfolgreichsten in Angriff genommen werden kann": die Erziehung des Willens. Daher der Untertitel des zweiten Teils: „Der Wille als Erzieher." Der Verfasser betrachtet den Willen im Kinde wie im Erzieher. Er zeigt, wie der Erzieher zunächst durch seine überragenden Eigenschaften den Zögling an das Gute zu gewöhnen weiß, sein Gewissen heranbildet, dann den Willen des Kindes zu stählen sucht gegen die Übermacht der Sinnlichkeit, wie gegen die ungebührliche Gewalt fremder Einflüsse, und es endlich durch stete Anleitung zu eigenem Mitwirken auf die Höhen bewußter, frei gewollter und gefestigter sittlicher Selbstbetätigung emporführt. In diesem Rahmen ordnet sich das ganze Erziehungswerk einfach und ungezwungen ein. Auch der Weckung übernatürlichen Denkens und Strebens im Kinde ist Rechnung getragen. Zugleich zeigt der Verfasser, wie bei aller Wahrung der allgemeinen Anstaltsordnung ein gesundes Maß individueller Erziehung sehr wohl möglich ist. Der dritte Teil wendet sich an die Aufsichtsorgane. In herzgewinnender Weise redet hier ein erfahrener Erzieher zu seinen jüngeren Mitbrüdern „unter vier Augen", und führt

sie ein in den Geist des Opfers für ihren Beruf; er schildert ihnen die „ersten Schwierigkeiten“ und die mehr oder minder immer wiederkehrenden „Präfektenkreuze“; anschauliche Skizzen führen die schwierigeren Charakterseiten verschiedener Zöglinge uns vor. Dabei fehlt es nirgends an praktischen Winken zur Behandlung, selbst nicht für „kritische Zeiten und Tage“, wo dann auch „Verführung“ und „Rebellion“ zur Sprache kommen. Tief religiöser Geist, die Pädagogik des Heilandes, durchzieht das ganze Werk. Es will aber nicht bloß einmal gelesen, sondern studiert und durchkostet sein. Dann wird es sicher jedem katholischen Erzieher zum trauten Begleiter, zum ratenden und helfenden Freund fürs Leben werden.

Die Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren. Von Dr Jakob Hoffmann. 8° (XVI u. 280) Freiburg 1913, Herder. *M* 2.80; geb. *M* 3.50

Das längst erwartete Büchlein wird die gehegten Erwartungen voll und ganz erfüllen. Keiner, der an der Erziehung der reiferen Jugend mitzuwirken hat, wird es aus der Hand legen, ohne seine persönliche Erfahrungen in weitem Umfange gesichtet, gedeutet und durch manch wertvollen Wink bereichert zu haben. Hier redet der Mann der Forschung und der Praxis, der auch den Fragebogen nicht verschmäht hat. Es ist nur bedauerlich, daß dieser ihm nicht reichlichere Aufschlüsse gegeben hat, aber auch wieder begreiflich. Die Pädagogik der Entwicklungsjahre liegt noch sehr im argen. Es ist daher um so erfreulicher, daß die erste einheitliche Bearbeitung von katholischer Seite ausging. Nach einer bündigen methodologischen Darlegung werden kurz die physiologischen Grundlagen des Pubertätsproblems auseinandergesetzt. Hieran schließen sich die wichtigen Forderungen: keine Koedukation, alkoholfreie Erziehung, Schutz vor Jugendsünden, richtige Körperpflege. Dann folgt die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten, wo wir besonders die trefflichen Ausführungen über die Erziehung zur Selbständigkeit, zum Gehorsam und zum Ehrgefühl hervorheben möchten. Ebenso musterhaft sind die Kapitel über die geschlechtliche und die religiöse Erziehung. Trotz aufmerksamer Lesung haben wir nirgends Grund zum Widerspruch gefunden. Hoffmann berücksichtigt hauptsächlich die männliche studierende Jugend, zwar ohne die weibliche zu vernachlässigen; aber die Ergänzung seiner Arbeit durch weibliche Erfahrung bleibt doch wünschenswert, noch mehr die Ausdehnung auf die schulentlassene Jugend. Das Buch ist für Religionslehrer höherer Lehranstalten von größtem Nutzen, sei aber auch allen Jugendpflegern eindringlich empfohlen.

Die erzieherische Arbeitsgemeinschaft in der Pädagogischen Stiftung Cassianeum in Donauwörth. Von Ludwig Auer. 8° (82) Donauwörth 1913, Auer. *M* 1.—

Die Schrift empfiehlt sich schon durch den Namen ihres Verfassers. Sie will Vorschläge für ein spezifisch christliches, zeitgemäßes, einheitliches und volkstümliches Erziehungsprogramm bieten. Es sind keine bloßen Gedanken, sondern es ist eine großzügige und durch ihre Schlichtheit gewinnende Darstellung der praktischen Erziehungsarbeit, die im Cassianeum geleistet wird. Der Hauptvorzug ist kurz und bündig: die Bereicherung unserer überlieferten, unvergänglichen christlichen Erziehungsweisheit mit allen wirklich homogenen und wertvollen Ergebnissen der modernen pädagogischen Forschung. Die Auersche Erziehungslehre wird daher auch allen Ansprüchen, die an eine echte und rechte, moderne katholische Pädagogik gestellt werden können, vollkommen gerecht. „Alles prüfet, das Gute behaltet“, vom alten und vom neuen. Was Auer auf diesem Grundsatze fußend zutage gefördert und im Cassianeum verwirklicht hat, wird in der Geschichte der christlichen Pädagogik nicht vergessen werden. Wer sich den Sinn für „Sache“ bewahrt hat, die in der modernen pädagogischen Literatur sträflich vernachlässigt wird, dem können Auers Schriften wärmstens empfohlen werden.

Geschichte und Theorie der Erziehungsstrafe. Von J. J. Sachse. Dritte, verbesserte Auflage. 8° (VIII u. 298) Paderborn 1913, Schöningh. *M* 3.60

Man hat die Pädagogik der Strafe die schwerste genannt. Nicht mit Unrecht. Mancher Erzieher, der in friedlichen Zeiten tadellos seines Amtes waltet, fällt arg aus der Rolle und tut böse Mißgriffe, wenn es gilt, den Belagerungszustand über seinen Zögling zu verhängen und das Kriegsrecht auszuüben. Nichts im Erzieherberufe will daher mehr gelernt sein als die Strafe, denn sie ist unerbittlich notwendig und doch nur dann fördernd, wenn sie zur rechten Zeit, am rechten Ort, mit rechtem Maß erfolgt, kurz mit einer Unzahl von rechten Eigenschaften versehen. Auch der geborene Erzieher wird hier sein Lehrgeld bezahlen müssen und desto mehr, je weniger er sich die Erfahrungen anderer zunutze macht. Die Darstellung von Sachse wird daher allen, die sich mit der Erziehung der Jugend in mittleren Jahren, wo die große Entscheidung zwischen Autorität und Freiheit einsetzt, zu befassen haben, sehr willkommen sein. Daß sie schon in dritter Auflage vorliegt, spricht deutlich genug für ihren Wert. Sie sollte als gründliche, von aller Zimpferlichkeit und Prügelpädagogik gleich weit entfernte, tief christliche Monographie in der Bibliothek keines Erziehers fehlen.

Winke und Ratschläge für das schulhygienische Wirken des Lehrkörpers. Aus der Praxis für die Praxis. Von Johannes Berninger. Mit 28 Abbildungen. 8° (XII u. 102) Düsseldorf 1913, Schwann. *M* 2.20

Das dankenswerte Büchlein führt mit Recht den Untertitel „Aus der Praxis für die Praxis". Es ist hervorgewachsen aus dem Interesse für schulhygienische Fragen, das der (durch ähnliche Schriften schon bekannte) Verfasser in 42jähriger Schultätigkeit je länger je mehr gehegt hat, und setzt sich zum Ziel namentlich bei jüngeren Lehrpersonen das gleiche Interesse zu wecken. Das dürfte ihm unzweifelhaft bei jedem gelingen, der das gediegene Werkchen in die Hand nimmt. Denn gestützt auf die eigene Erfahrung und zuverlässige hygienische Studien, weiß Berninger in oft überraschender Weise zu zeigen, wie sich in jeder Unterrichtsstunde und überhaupt in der gesamten Berufstätigkeit des Lehrers Berührungspunkte mit den gesundheitlichen Rücksichten für die Schüler finden. Ohne hygienischen Einseitigkeiten zu unterliegen, weist der Verfasser in schlichter, aber gehaltvoller Art darauf hin, wie der Lehrkörper die Sorge für die Gesundheit der Schüler betätigen kann, ohne auf das Gebiet des Schularztes überzugreifen. Ganz besonders überzeugend wirken die Ausführungen über die Notwendigkeit gesundheitlicher Feststellungen bei neu aufgenommenen Schülern. Wie ganz anders wird ein Lehrer einem oft versagenden Schüler gegenübertreten, wenn er durch Nachfrage bei den Eltern erfahren hat, daß das Kind in früher Jugend von einer schweren Krankheit oder einem Unglücksfall heimgesucht war. Wie ganz anders wird aber auch das Vertrauen der Eltern einem Lehrer gegenüber sein, der Verständnis und Teilnahme für die körperliche Entwicklung ihres Kindes verrät. Werden nur diese ersten Mahnungen des Verfassers befolgt, dann kann es nicht ausbleiben, daß auch die weiteren Darlegungen eingehend studiert werden. Sie tragen entschieden dazu bei, einem wohlgemeinten, aber übelverstandenem Eifer, dem gerade die tüchtigsten Lehrpersonen zu Anfang ihrer Tätigkeit so gern verfallen, jede bedenkliche Schärfe zu nehmen und das väterliche bzw. mütterliche Moment wieder mehr in unsere Schulen einzuführen.

Wandern, Spiel und Sport. Von Oberlehrer Dr Wilh. Meyer. 11.—50. Tausend. 8° (288) M.-Gladbach 1912, Volksvereinsverlag. 75 *Pf.*

Das Büchlein bietet alles, was man in einem Spiel- und Sportbuch für jedermann nur wünschen kann. Ob allen Spiel- und Sportarten gegenüber die nötige Kritik gewaltet, sei dahingestellt. Es lohnt sich auch nicht, mit begeisterten Sportanhängern über die Vor- und Nachteile der einzelnen Sportarten zu rechten. Es gärt in der modernen Bewegung für Körperpflege noch zu sehr, um ein sicheres

Urteil zu fällen. Das Büchlein selbst ist wegen seiner Reichhaltigkeit und vielen vorzüglichen Winken als Vademekum für Leibesübung, Unterhaltung, Hygiene, Samariterwesen usw. sehr empfehlenswert und im Preise konkurrenzlos.

Anleitung zur Anfertigung kirchlicher Handarbeiten. Von F. M. Glassen. Dritte, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 324 Mustervorlagen. gr. 4° (196) Donauwörth 1913, Auer. *M* 6.—

Die Glassensche „Anleitung" war in ihrer ersten Auflage trotz der warmen Empfehlung von E. Gordon in mancher Hinsicht recht mangelhaft. Wenn sie inzwischen diese Mängel in erfreulichem Grade abgestreift und durch völlige Neuanordnung des Stoffes und mancherlei Erweiterungen und Zutaten — das Vorwort der dritten Auflage bezeichnet diese richtig als vollständig umgearbeitet und durch verschiedenes Wichtige vermehrt — an Brauchbarkeit erheblich gewonnen hat, so liegt das vielleicht auch daran, daß die Verfasserin andere Parallelwerke, die inzwischen erschienen waren, benutzen konnte und benutzte. — Die „Anleitung" gliedert sich jetzt in vier Abschnitte, von denen der erste Punkt allgemeiner Art (Material, Farbe, Verzierungsweise, Stickereiarten, Spitzenarten u. ä.), der zweite die Leinen-, der dritte die Seiden-, der vierte die noch übrigen Paramente behandelt, von welch letzteren jedoch mehrere dem dritten Teil hätten zugeteilt werden sollen, wie das Ziboriumvelum, die Beicht-, die Tauf- und die Krankenstola. Ein Anhang spricht von der Aufbewahrung, Reinigung und Restaurierung der Paramente, der Anfertigung von Papierblumen, der Herstellung von Schmuckgegenständen für Prozessionen, der Verzierung der Häuser bei kirchlichen Feiern u. ä. — zum Teil Dinge, die von der Paramentik etwas sehr abseits liegen. Sehr vermehrt sind die Vorlagen für Paramentenstickereien und Spitzen, doch wäre etwas weniger, verbunden mit größerer Strenge bei der Auswahl, besser gewesen. Es fehlt nicht an brauchbaren und empfehlenswerten Mustern, doch auch nicht an minderwertigen, ja geradezu unschönen, zu denen namentlich die für Filet- und Kanevasarbeiten bestimmten, mit architektonischen Motiven (z. B. Nr 65, 66, 201, 322) gehören. Die Verfasserin wird gut tun, die Vorlagen zu sichten, und nur, was wirklich gut, charakter- und stilvoll ist, beizubehalten, zum Vorteil sowohl der kirchlichen Paramentik wie auch der „Anleitung" selbst.

Leitfaden der mathematischen und physischen Geographie für höhere Lehranstalten. Von Dr M. Geistbeck. Vierunddreißigste und fünfunddreißigste Auflage. Mit 133 Abbildungen. gr. 8° (VIII u. 208) Freiburg 1913, Herder. *M* 2.—; geb. *M* 2.40

Geistbecks Leitfaden hat sich im Laufe der Jahre recht viele aufrichtige Freunde erworben, und diese begrüßen es mit Freuden, daß ein so vortreffliches Lehrbuch immer wieder neu und verbessert aufgelegt wird. Seine Vorzüge sind bekannt; trefflich faßte sie Prof. Felix Lampe in den „Jahresberichten über das höhere Schulwesen" (1909, 21. Jahrgang, Band XI, S. 34) in die Worte zusammen: „Das Werk, das bei erstaunlich knappem Umfang eine reiche Fülle von Inhalt in merkwürdig klarer, faßlicher Form bietet, erfreut sich mit Recht einer großen Beliebtheit." Auch in dem für viele Schüler schwersten und langweiligen Teile der Erdkunde, der mathematischen Geographie, zeigt Geistbeck eine wahre Meisterschaft der klaren, lichtvollen, einfachen Darstellungsweise, und zudem weiß er durch Einfügung interessanter Einzelheiten den strebsameren Schüler zu neuerem und tieferem Studium anzuregen. Die Aufgabensammlung und Literaturangabe in den zwei Anhängen erhöhen die Brauchbarkeit des Buches für Lehrer und Lernenden.

Mit Stab und Stift. Reisebilder aus Heimat und Fremde. Von P. Petrus Kloß O. S. B. 8° (XII u. 144) Freiburg 1912, Herder. *M* 1.50; geb. *M* 2.20

Reise„bilder" wollen diese Blätter des Verfassers sein, schlichte, einfache. In Tirol, seiner Heimat, insbesondere Kaltern, beginnt die „Reisschaft". Tief in die

Jahrhunderte zurück, in die Anschauung, Lebensart der Ahnen auf dem Löwenberg und hoch auf des Ortlers Spitze führt uns des Erzählers „Stab und Stift". Dann geht's nach Italien, Rom, Neapel, Sizilien, fern in den Westen nach Spaniens „gesägtem Felsen". Man folgt ihm gerne, hört und lauscht mit Freuden, denn der hochwürdige Pater ist ein liebenswürdiger, geistreicher Erzähler, der mit offenem Blick Gottes und der Menschen Werke betrachtet und beschreibt. Besonders ansprechend erscheinen seine Schildereien über das „königliche Kloster Montserrat". Möge der Verfasser uns noch recht viele ähnliche „Reisschaften" schenken!

Roswitha von Gandersheim, die erste deutsche Dichterin. Von Joh. Schneiderhan. kl. 8° (VIII u. 208) Paderborn 1912, Bonifatius-Druckerei. *M* 2.60; geb. *M* 3.30

Schneiderhan gibt zunächst eine Schilderung der reichen Kultur, auf deren Boden Hrotsvit zu ihrer ganz einzigen literarischen Bedeutung emporgewachsen ist. Dann erzählt er kurz die Geschichte ihres Lebens und ihrer Werke. Die übrigen drei Viertel des Buches gehören der ausführlichen und mit vielen Proben durchsetzten Analyse der Legenden, Dramen und geschichtlichen Verserzählungen. Überall werden unter Benutzung der bereits recht ansehnlichen Literatur genaue Angaben geboten, und so ist man sachlich vielleicht besser bedient, als wenn der Verfasser den Ehrgeiz gehabt hätte, seinen eigenen Gedanken mehr Raum zu gestatten. Allerdings könnte das Buch bei einer zweiten Auflage nicht nur durch gefälligere Übersetzung mancher lateinischen Proben, sondern auch durch eine mehr einheitliche Erfassung des Stoffes gewinnen. Aber wir wollen uns auch jetzt schon freuen, daß wir nun ein für weitere Kreise brauchbares katholisches Werk über die erste deutsche Dichterin besitzen. Gerade den studierenden Frauen und den Schriftstellerinnen hat es viel Förderndes zu sagen.

Der Fuhrmann des Todes. Erzählung von Selma Lagerlöf. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen. Von Pauline Klaiber. kl. 8° (178) München (o. J.), Langen. *M* 2.—; geb. *M* 3.—

David Holm ist ein lungenkranker, verkommener Säufer, der durch einen Blutsturz in der Neujahrsnacht die Besinnung verliert und nun meint, ihm widerfahre das Grausige, das er eben seinen Zechgenossen erzählt hat: daß der Mensch, der in der letzten Mitternacht des Jahres stirbt, als Fuhrmann des Todes das ganze folgende Jahr von Haus zu Haus an jedes Sterbebett fahren muß, er mag wollen oder nicht. So sieht David im Gefängnis seinen Bruder sterben, den er auf schlechte Wege gebracht hat. Er wird Zeuge, wie eine Rettungsschwester der Heilsarmee, die in krankhafter Zuneigung an ihm hängt und sich immer in fast übermenschlichem Opfermut seiner angenommen hat, der Schwindsucht erliegt und noch in ihren Fieberträumen um nichts so besorgt ist wie um ihn. Er sieht, wie seine Frau, die er zu Tode gequält hat, in einem Anfall von Wahnsinn beschließt, sich und die Kinder zu vergiften. Diese furchtbaren Erlebnisse wandeln ihn innerlich um. Als er die Besinnung wiederfindet, erhebt er sich mit dem festen Willen, ein anderer Mensch zu werden, und macht zum Wahlspruch seines Lebens das Gebet: „Gott, großer Gott, laß meine Seele zur Reife kommen, ehe sie geerntet wird!" Das alles ist im schlichten Volkston erzählt, aber mit der Kunst, die wir an Selma Lagerlöf von jeher kennen, so geschickt angeordnet, daß wir beständig in dem stimmungsvollen Dämmerland zwischen Wirklichkeit und Märchen weilen. Sinnig und anschaulich, zuweilen auch treuherzig lächelnd, immer aber fromm und gütig, zieht diese Geschichte von Schuld und Leid vorüber. Und doch, ganz warm werden kann man nicht, weil man das Buch hindurch bei der gewiß rührenden, aber in diesem Falle doch von zu irdischer Beimischung getrübten Nächstenliebe der Heilsarmee und besonders der sterbenden Schwester an das soviel ältere und reinere und darum auch dichterisch höher stehende Ideal der katholischen Frauenorden denken muß.

Miszellen.

Ein Brief Bischofs v. Ketteler für die Arbeiter. v. Kettelers früherer Geheimsekretär, der als Domdechant von Mainz verstorbene Dr M. Raich, war sofort nach dem Tode seines Bischofs 1877 darauf bedacht, wertvollere Bestandteile aus dem Briefwechsel desselben für die Herausgabe zu sammeln. Der schöne Band, den er 1879 erscheinen ließ, hat viel dazu beigetragen, den großen Vorkämpfer der Kirche nach seinem wahren Wesen verstehen zu lehren, und hat allenthalben Hochachtung und Erbauung gewirkt. Gleichwohl erscheint es heute als ein gar kühnes Unternehmen, kaum zwei Jahre nach dem Tode eines so sehr im Vordergrunde stehenden Führers, mitten im Kampfgewühl, dessen vertrauten Briefverkehr vor der Öffentlichkeit auszubreiten. Schon mit Rücksicht auf die Mitlebenden mußte manches zurückgehalten werden, und eine Sammlung in ausgedehnterem Maße, geschweige denn mit relativer Vollständigkeit, war in Anbetracht der Kürze der Zeit wie der Ungunst der Verhältnisse damals von vornherein ausgeschlossen. So glücklich es daher geschah, daß durch eine rasche Herausgabe wenigstens ein guter Grundstock dieses kostbaren Briefaustausches sicher auf uns gekommen ist, so sehr wäre es zu bedauern, wenn gerade infolge derselben zahlreiche noch vorhandene, zum Teil bedeutungsvolle Schreiben, die nicht Aufnahme finden konnten, achtlos verloren gingen.

Auf Grund dieser Erwägung sei der Brief hier zur Mitteilung gebracht, in welchem Bischof v. Ketteler 1873 eine Anfrage des bekannten hochverdienten Fabrikbesitzers Matthias Wiese in Werden beantwortete, der ihn hatte bestimmen wollen, ein Reichstagsmandat für Essen anzunehmen. Der Brief enthält manche für die Biographie und die Charakteristik des Bischofs merkwürdige Momente, behauptet aber seinen Hauptwert auch heute noch als Mahnwort eines echten Arbeiterfreundes an die katholischen Arbeiter. Einzelne Sätze dieser Art sind aus dem Briefe früher schon in einem Zeitungsblatt zur Mitteilung gekommen, die Veröffentlichung des ganzen Wortlautes erfolgt hier zum ersten Male:

Geehrter Herr! Ich bedaure sehr, daß ich ein Mandat für den Reichstag nicht annehmen kann. Zu dieser schweren Zeit, wo täglich Schwierigkeiten aller Art eintreten können, müssen wir auf unsern Posten sein. Es hätte mich sonst sehr gefreut, einen Wahlbezirk zu vertreten, in welchem sich so viele Arbeiter befinden, deren Wohl mir so nahe am Herzen liegt. Für die christlichen Arbeiter ist jetzt auch der Augenblick einer großen Entscheidung gekommen. Seitdem einige Führer der Arbeiterpartei die Religion mit in die Arbeiterfrage hineingezogen haben und offen den Atheismus und den Haß gegen das Christentum und gegen die katholische Kirche predigen, können christliche Arbeiter ihnen nicht mehr folgen. Ich kann nicht sagen, wie ich diese Richtung beklage. Sie ist dadurch gänzlich von dem Programm von Lassalle abgegangen, welcher mit großer Vorsicht den religiösen Glauben der Arbeiter schonte und die religiösen Fragen von der Arbeiterfrage fern hielt. Bestrebungen für den Arbeiterstand, welche sich von der Religion trennen, mögen scheinbar noch so viel Gutes haben, sie werden dennoch immer zum tiefsten Verderben

der Arbeiter führen. Mit wahrem Entsetzen erfüllt es mich, wenn ich diese angeblichen Arbeiterfreunde sogar die Zivilehe, die Trennung der Religion von diesem heiligen Bunde fordern höre, wodurch dem christlichen Arbeiter, seiner Familie, Frau und Kindern der himmlische Schutz entzogen werden soll, den sie alle für Leib und Seele, für Gesundheit und Wohlergehen in der christlichen Ehe finden. Möchten doch unsere Arbeiter die Unmöglichkeit, mit solchen Menschen Hand in Hand zu gehen, erkennen! Einen Kandidaten für die Wahl kann ich Ihnen nicht nennen. Herrn v. Forcade [1] habe ich immer als einen tüchtigen, selbständigen, ehrenwerten Mann bezeichnen hören; ich kenne ihn aber persönlich nicht näher. Jedenfalls aber müssen alle christlichen Wahlmänner, Arbeiter und Nichtarbeiter, jetzt einig wählen und nur einem Deputierten ihre Stimme geben, der bereit ist, sich mit aller Entschiedenheit der Zentrumspartei anzuschließen. Jedes persönliche Interesse muß vor den höchsten Interessen, die jetzt in Frage stehen, zurücktreten. Wir müssen zuerst als Christen handeln, sonst sind wir ja keine wahren Christen.

Sehr freut es mich, in Ihnen einen nahen Verwandten unserer lieben seligen Fräulein Mittweg [2] kennen zu lernen. An diese denke ich nur mit der tiefsten Hochschätzung und der innigsten Liebe und Dankbarkeit, und in diese Gefühle schließe ich fort und fort die ganze Familie ein. Die leider so früh Verblichene gehört gewiß zu den edelsten Seelen, die ich kennen gelernt habe, und durch ihr großmütiges Geschenk ist sie zugleich eine ganz große Wohltäterin meiner Diözese geworden. Ich wollte, daß alle Glieder der Familie Mittweg einmal in der Lage wären, die herrliche Anstalt in Dieburg zu sehen, welche ich größtenteils aus ihren Mitteln gegründet habe. Möge der liebe Gott sie nur bei den jetzigen Kirchenstürmen vor jeder Beschädigung bewahren.

Ich segne die Ihrigen und bin

hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Mainz, 16. Dezember 1873. gez. † Wilhelm Emmanuel.

Ein protestantisches Wallfahrtsbüchlein. Zu Görlitz in Schlesien bestand seit dem 15. Jahrhundert eine berühmte Nachbildung des heiligen Grabes zu Jerusalem. Als die Stadt protestantisch geworden war, blieb dies Überbleibsel aus der katholischen Vorzeit zunächst noch völlig unverändert, was zum Teil damit zusammenhängen mochte, daß die angesehenste und reichste Familie von Görlitz, die Nachkommen des berühmten Georg Emerich, an der Errichtung des Heiligtums großen Anteil hatten und noch später gewisse Rechte an demselben

---

[1] Der bekannte Zentrumsabgeordnete Forcade de Biaix, der in der Folge wirklich gewählt wurde und bis 1877 den Wahlkreis vertreten hat.

[2] Fräulein Elisabeth Mittweg (gestorben zu Büdesheim 17. Juni 1857) war eine Cousine von Matthias Wiese. Sie hatte aus eigenen Mitteln dem Bischof das Geld zur Erbauung des Knabenkonvikts in Dieburg zur Verfügung gestellt. Sie ist es ohne Zweifel, die im Briefwechsel v. Kettelers mit seinem Seminarfreunde Wesener 1855 erwähnt wird und die bei Raich (Briefe von und an Wilhelm E. v. Ketteler 260) als Frau Mittweg und von da bei Pfülf (Bischof v. Ketteler II 133) als Frau Mittweg angeführt wird, wohl infolge unrichtiger Auflösung der Abkürzung Fr.

besaßen. Es wurde noch auf länger hinaus geduldet, daß zahlreiche Wallfahrer aus dem nunmehr protestantischen Volke, ganz wie früher in der katholischen Vorzeit, das heilige Grab besuchten; ein protestantischer Prediger hielt es sogar bei dieser Lage der Dinge im Jahre 1573 für gut, zu Nutz und Frommen der Wallfahrer ein Büchlein zu verfassen, das er dem „Ehrnvhesten und Namhafftigen Herrn Hans Emerich, Bürger zu Görlitz, Meinem günstigen Herren vnd Förderer", widmete.

Das Schriftchen [1] darf ein gewisses Interesse beanspruchen, weil der Verfasser in der Widmung die im Mittelalter viel gebräuchlichen Nachbildungen des heiligen Grabes und den andächtigen Besuch solcher Heiligtümer aus der Heiligen Schrift rechtfertigt, gelegentlich auch ein Wort zur Verteidigung der später bei den Protestanten so verpönten Kruzifixe und Bilder einfließen läßt.

Großer Männer Taten und Geschichte, so heißt es in der Widmung des Büchleins, schreibe man auf und errichte ihnen Denkmäler. So sei es denn um so mehr recht, sich mit den Wundern und Wohltaten Gottes bekannt zu machen. „Und weil wir armen Euen [Evas] Kinder von Natur sehr vergeßlich sein, auch der Teufel allerlei versuchet, das er uns vergeßlicher mache, so sollen wir desto mehr geflissen sein, neben dem geschriebenen und gepredigten Wort auf allerlei gute Gedenkzeichen Achtung zu geben, bei welchen wir der großen und manchfaltigen Wunder und Wohltaten Gottes täglich erinnert werden.

„Nun sind zwar die heiligen Sacrament des Alten vnd Neuen Testaments die fürnehmste Gedenkzeichen Gottes vnd seiner Wohltaten. . . . Aber dennoch sind andere Gedenkzeichen, so entweder auf Gottes sonderlichen Befehl oder sonsten aus guter Andacht, der Schrift gemäße, Gott zu ehren aufgerichtet worden, auch nicht geringe zu wägen, sondern mit ihrer guten Bedeutung in frischem Gedächtnis zu behalten." Als Gedenkzeichen, die auf Gottes Befehl errichtet wurden, wird dann vor allem genannt „des Patriarchen Jakobs Gedenkstein" (Gn Kap. 31). Ferner sei im Buch Josua Kap. 4 7 8 24 ebenfalls „gedacht etlicher Gedenkstein". . . . Item 1 Samuel Kap. 7.

„Solches Dings ist im Alten Testament viel zu finden und würdig zu bedenken, warum die lieben Alten mehr Steine denn Holz oder andere Materien zu solchen Gedenkzeichen aufgerichtet haben." Der Grund, meint unser Autor, liege darin, daß der Stein dauerhafter sei und Christus sinnbilde; darin sei angedeutet, daß man die Wohltaten Gottes nicht vergessen solle.

„Aus solchem Bericht ist leicht zu vernehmen, was im Neuen Testament und zu unsern Zeiten von Kirchen und Capellen, von Stiften und Klöstern, von Cruzifixen, Bildern und andern Dingen, so anfänglich zu Gottes Lob und Ehren gestiftet oder aufgerichtet worden, zu halten sei, nämlich das: Ob wohl solche

[1] Geistliche Wall | farth oder Pilgerschafft | zum heiligen Grabe. | Nemlich der Christen | Glauben, Lehr vnd Leben. | Mit schönen Sprüchen, Gleichnissen, Historien vnd Exem | peln liecht vnd leicht erkleret. | Durch Sigismundum Suevum | Freistadiensem. | Anno | M. D. LXXIII. Am Schluß: Gedrukt zu Görlitz durch Ambrosium Fritsch.

Dinge im Papsttum auf große Abgötterei (!) und andere gräuliche Mißbräuche gewendet worden, dennoch im rechten Brauch nicht zu verachten noch zu verwerfen sein.

„Solche Meinung hat es auch mit dem heiligen Grabe zu Jerusalem, in welchem Christus unser Heiland nach seinem bittern Leiden und Sterben bis auf den dritten Tag geruhet. . . . Darum nach dem dasselbe Grab zu Jerusalem manchmal von wilden Säuen und wüsten Kriegesgurgeln gräulich ist zerrissen und verwüstet worden, . . . so ist es nicht unbillig, um christlicher Gedächtnus willen, von frommen gutherzigen Leuten wieder aufgerichtet worden. In welcher Meinunge auch zu Rom, Venedig, Kostnitz und an andern Orten dergleichen Gräber sind gebauet worden.

„Denselbigen frommen gutherzigen Leuten hat auch mit großem Lob nachgefolgt, Großgünstiger Herr, der edle ehrenveste und wohlbenamte Herr Georgius Emrich, euer geliebter Großvater, seliger Gedächtnus, welcher Anno 1465 zu Jerusalem gewesen, das heilige Grab daselbst gar fleißig besichtiget, auch dabei zu Ritter geschlagen worden. Und im selben Jahr oder je bald hernach, das heilig Grab zu Görlitz vor der Stadt an einem lustigen Ort gestift und aufgericht, eben wie er es zu Jerusalem abgesehen und verzeichnet und noch heut zu Görlitz zu sehen ist.

„Ich will hie, ob Gott will, keinen Mißbräuchen das Wort reden, dieselbigen zu vortedigen, sondern verhoffe mit Gott und Ehren dies zu erhalten, daß solche euers geliebten Herren Großvaters gedenkwürdige Stiftung des hl. Grabes von vielen frommen gottliebenden Leuten, beide von einheimischen und fremden, so dasselbe mit Lust und Liebe besuchen, nützlich und wohl gebraucht werde. Also daß sie dabei, als bei einem schönen Bilde, der rechten Begräbnus Christi und derselben großen Frucht, tröstlich gedenken. Darnach auch betrachten, wie unser Herr Gott zu allen Zeiten, neben andern Landen und Städten, auch die berühmte Stadt Görlitz mit fürtrefflichen geschickten Leuten krönet und zieret, . . . von welchen allen Euer geliebter Herr Großvater nicht unter die geringsten oder wenigsten, sondern billig unter die größesten und fürnehmsten zu rechnen ist. Denn nicht allein aus gemelter Stiftung des hl. Grabes, sondern auch aus vielen andern lobwürdigen Dingen erscheinet, daß er in Gottesfurcht, mit sonderlicher hohen Weisheit gezieret gewesen. . . .

„Damit aber, günstiger Herr, gedachte Stiftunge Ewers geliebten Herrn Großvaters desto mehr und weiter bekannt, auch zum rechten christlichen und nützlichen Brauch, Licht und Bericht gezeiget werde, so habe ich aus guter Meinung von der geistlichen Wallfahrt oder Pilgerschaften zum hl. Grabe, nemlich vom christl. Leben und Wandel ein kleines Büchlein geschrieben und dasselbe sonderlich Ew. Herrschaften . . . dedicirt und zugeschrieben. Mit freundlicher Bitte, solches von mir armen Kirchendiener zu gutem Gefallen aufzunehmen, in guter Hoffnung, es werden desto mehr Leute, gedachte Euers Großvaters Stiftung besuchen und sonderlich der rechten geistlichen Wallfahrt zum hl. Grabe in wahrem Glauben, Lehr und Leben christlich wahrnehmen. . . .“

Nach der Widmung, die in der Unterschrift datiert ist: „Lauban, am Mitwoch nach Oculi des 1573. Jahres", wendet der Verfasser sich an die Leser.

„Nachdem, geliebte Freunde im Herrn, Christus Jesus, Gottes und Marien Sohn, unser lieber Herr und Heiland, am dritten Tag vom Tod auferstanden ist, sind nicht allein die drei Marien und etliche von den Jüngern des Herrn zum Grab kommen, ihn allda zu suchen und zu salben, sondern es sind auch hernach aus allen Nationen viele frommer Christen dahin kommen, sonder Zweifel aus guter Andacht, zu sehen den Ort, wo Christus, unser lieber Herr und Heiland, gelegen ist. ... So können auch heut, die es an Zehrung und Kräften vermögen und in ihrem Beruf nichts zu versäumen haben, mit Gott und Ehren zum heiligen Grab reisen, den Ort, da Christus gelegen, und andere Örter, da Christus gewohnet, gelehret und Wunder getan, mit Lust und Liebe besuchen und beschauen.

„Weil wir es aber nicht alle in solcher Gestalt erreichen können, so sollen wir doch (sofern uns Christus und unser Heil liebet) die geistliche Wallfahrt ... nicht unterlassen, sintemal es auch an derselben zur Seligkeit genug ist." Denn selig sind, die nicht sehen und doch glauben, „wie Christus Lk 10 von den heiligen Patriarchen, Propheten, Königen und andern gläubigen Leuten zeigt, daß sie auch mit großem Verlangen gewünscht haben, Christum leiblich zu sehen, welches in doch nicht hat widerfahren können. Die würden sich freilich große Unkosten, mit Mühe und Arbeit, in großer Not und Gefahr auf die leibliche Wallfahrt zu wenden, nicht haben reuen lassen. Aber damit haben sie an ihrem Heil nichts versäumet, weil sie die geistliche Wallfahrt im Wort und Glauben treulich verrichtet haben."

Dann erfahren wir weiter, zur geistlichen Wallfahrt gehörten zehn Stücke: rechte Kleidung und Rüstung auf den Weg, treue Gesellschaft und Gefährten, fleißige Aufmerkung auf die rechte Straße, gute Gespräche auf der Straße, die Zeit zu treiben, gute bequeme Herbergen usw. Alles das wird dann ausgedeutet auf die verschiedenen Tugenden und Hilfsmittel, um zum Ziel des Lebens zu gelangen. Von den verschiedenen Kleidungsstücken des Pilgers, von denen an erster Stelle die Rede ist, soll z. B. der Mantel die Gerechtigkeit Christi bezeichnen, die Tasche mit Mundvorrat den wahren Glauben, der Hut die Hoffnung usw.

Wer die spätmittelalterliche aszetische Literatur einigermaßen kennt, sieht sofort, daß unser Autor aus dieser schöpft. Schon die Idee der geistlichen Pilgerfahrt stammt von daher; der Gedanke, die Kleidung des Pilgers auf Geistliches auszudeuten, hat den gleichen Ursprung. In der Tat gibt Suevus in einem andern Büchlein, das den geschmacklosen Titel führt: Heiliges Christwürmlein, aus dem 22. Psalm, Görlitz 1583, den „Schriften alter Lehrer, auch derer, so etwa in Klöstern und Stiftern geschrieben", den Vorzug vor der zeitgenössischen protestantischen Literatur. „Solche Schriften" [der älteren Zeit], heißt es in der Widmung des Büchleins, können mit größerem Nutz gelesen werden denn die Schmehebücher und Lästerschriften vieler neuen Scribenten, die sich wie Fleischerhunde unter einander reißen und beißen, in der Kirche große Unruhe anrichten."

In Suevus' Wallfahrtsbüchlein finden sich noch manche kulturgeschichtlich interessante Bemerkungen. Namentlich ist der Verfasser gar nicht zufrieden damit, daß unter dem neuen Evangelium die Leute gar so karg gegen die Prediger

werden. Judas, der sich über Marias Freigebigkeit aufhält, sei das Vorbild solchen Geizens: „wie zu allen Zeiten solche heillose Leute gefunden werden, die auch offentlich sagen dürfen, es sei kein verlorener Geld, als was man auf Pfaffen und Schreiber, das ist Kirchen- und Schuldiener wendet" (B II v). Ein andermal (O II) klagt er: „So ist auch nichts verächtlichers in der Welt denn ein Prediger, oder wie die Welt redet, ein Pfaffe sein, daß auch manche schendliche Tropfen und heillose Teufelsköpfe im Schimpf und Ernst sagen dürfen: Ich wollt lieber ein Schelm, dann ein Pfaffe sein, da sie doch nicht Meßpfaffen, sondern in gemein alle Prediger verstehen. Man günnet armen Predigern nicht das liebe Brod. Wie jener Stratiot sagt: Es wär kein verlorener Geld, als was auf Kirchendiener und Schuldiener gewaget würde, und machens viel Leut also, daß sie ihren Kirchendienern und Schuldienern nicht zu viel geben, ja von Tage zu Tage immer ein wenig und aber ein wenig davon nehmen und abbrechen, bis Christus nacket und bloß am Kreuze hanget, und du armer Diener mit Weib und Kind Hunger und Kummer leiden müssen. Pontificat Moses cum sacco per civitatem. Es ist ein Stand, der selten was übriges in die Küche bringet. Wer nun solche und andere Mühe und Arbeit, darzu des Teufels Hohn und Spott und der Welt Bosheit und Undank wollt ansehen, der müßte bei Zeit im Stecken bleiben. Aber da heißt es: Ich, ich, der Herr, dein Gott, lege mein Wort in deinen Mund. . . . Das muß den Karrn fort schürgen, daß wir durch und auskommen."

Die Münchener Konferenz über studentisches Wohnungswesen. Am 24. Mai tagte in München die erste „Konferenz über studentisches Wohnungswesen an den Hochschulen des deutschen Sprachgebiets" unter dem Vorsitz der Rektoren der drei Münchener Hochschulen, unter Teilnahme von Vertretern der bayrischen Staatsministerien des Innern und für Kirchen- und Schulangelegenheiten, des Stadtmagistrats, zahlreicher Hochschullehrer von Deutschland und Österreich, der Delegierten aller studentischen Korporationen und anderer, besonders sozial interessierter und tätiger Vereinigungen. Die Anregung zu der Konferenz gab der rastlos tätige Leiter der München-Gladbacher Zentrale für soziale Studentenarbeit, Herr Dr Karl Sonnenschein, dem auch Obermedizinalrat v. Gruber in seinem ergreifenden Abendvortrag den wärmsten Dank dafür aussprach.

Über den Verlauf der Konferenz hat die Tagespresse berichtet. Ihre Bedeutung aber reicht weit über den Tag hinaus in das prinzipielle Gebiet. Die Konferenz beschäftigte sich mit der Reform des studentischen Wohnungswesens nach jeder Richtung hin, wo sich teilweise unerträgliche Mißstände herausgestellt haben; es wurden wertvolle praktische Anregungen gegeben bezüglich der Wohnungsvermittlung, der Wohnungsverteilung, der Wohnungsausstattung, bezüglich der Schaffung einer umfassenden Statistik und in Bezug auf die Frage der Studentenheime. Aus den Verhandlungen ergab sich mit zwingender Deutlichkeit die überragende Bedeutung des sittlichen Momentes. Anerkannte Autoritäten, wie v. Gruber, Professor Bücher (Leipzig), Professor Kaup (München), Professor Krückmann

(Münster), haben Worte gesprochen, in denen sich tiefer sittlicher Ernst, treue Liebe zu unserer Studentenwelt und ein wahrhaft erschütterndes Bangen um die Zukunft unseres Volkes kundgab, Worte über die Notwendigkeit und Möglichkeit eines keuschen Jugendlebens, über die furchtbaren Gefahren sexueller Zügellosigkeit, über das soziale Verbrechen, dessen sich die egoistische Sinnlichkeit so mancher gebildeten jungen Männer schuldig macht.

Aber gerade an diesem Punkte brach auch der leidenschaftliche Widerspruch jener studentischen Kreise hervor, die in der Wohnungsreform eine Gefahr für die akademische Freiheit sahen. Waren diese Kreise, wie sich aus gelegentlichen Preßäußerungen ergab, schon gereizt durch den Umstand, daß gerade von „klerikaler" Seite die Anregung zu dem Wohnungskongreß gegeben wurde, so wurden sie noch mehr erbittert, als die Universitätsprofessoren und Universitätsbehörden den festen Entschluß bekundeten, in die Reform des Wohnungswesens auch das sittliche Moment mit einzubeziehen, da sie ihr Gewissen nicht belasten könnten durch Empfehlung und Vermittlung von Studentenbuden, die nicht als sittlich einwandfrei nachgewiesen wären. Die Verfechter der „akademischen Freiheit" dagegen wollten, wie v. Gruber sich ausdrückte, den Behörden zwar gnädigst gestatten, das Wohnungswesen in Bezug auf Ausstattung und Preis zu reformieren, aber nicht in sittlicher Hinsicht.

Welches Geschrei würden die Freunde der „Freiheit, die sie meinen", erst erhoben haben, wenn die „Klerikalen" es gewesen wären, die der Wohnungskonferenz die scharfe Richtung gegen die sittliche Schrankenlosigkeit gegeben haben! So aber waren es gerade Männer, denen man keine „klerikalen Intrigen" nachzusagen sich getraut, und man hat kein Recht mehr, die so notwendige Reformarbeit mit einem Schlagwort abzutun.

In München ist gelegentlich dieser Wohnungskonferenz wie durch einen grellen Blitz wieder der Abgrund beleuchtet worden, der auf allen Gebieten unseres öffentlichen und sozialen Lebens die Weltanschauungen trennt, der unversöhnliche und leidenschaftliche Haß, der von den Vertretern einer neuen „Religion und Moral" genährt wird gegenüber der christlichen Religion und Sitte vor allem auch auf sexuellem Gebiet. Es hat sich wieder gezeigt, was uns not tut: die kompromißlose und klare Betonung und Durchsetzung der uralten ewigen Gottesgebote. Es hilft aber wenig, sie bloß in Worten zu predigen. Sie müssen durch positive soziale Arbeit hineingetragen werden in die praktische Gestaltung der Dinge, und es ist sehr erfreulich und bedeutungsvoll, daß in der Münchener Tagung vom 24. Mai eine so große Zahl erfahrener und ernster Männer aus führenden und arbeitswilligen Kreisen sich zusammengefunden hat in den gleichen Gedanken und Wegen zur Reform des studentischen Wohnungswesens.

Kant nicht länger „der Philosoph des Protestantismus"? Es scheint, daß manche Protestanten des Ruhmes, an Kant den Philosophen ihrer Konfession zu haben, müde sind. Jedenfalls ist es Hugo Bund, der Urheber eines im übrigen nach Form und Inhalt unbedeutenden Buches, das als neuestes

Kantkuriosum soeben auf den Markt tritt: „Kant als Philosoph des Katholizismus“, Berlin 1913.

„Allein schon seine (Kants) Als-ob-Theorie sollte uns daran hindern, in ihm den womöglich direkt typischen Vertreter unserer Weltanschauung zu finden. Denn hier möchte ich denn doch mit laut erhobener Stimme an die gesamte protestantische Welt die ernste Frage richten, ob sie das wirklich für den Ausdruck ihrer Überzeugung halten will, daß die heiligsten Güter des menschlichen Herzens, die Vorstellungen von Gott und Unsterblichkeit, von Verantwortung und Gericht, nur als leere Fiktionen dürfen aufgefaßt werden, denen schlechterdings kein realer Wahrheitsgehalt zu Grunde liegt, denen gegenüber wir uns aber gleichwohl so zu verhalten haben, als ob sie wahr wären. Und ich habe um so mehr Recht, so zu fragen, als Kant ja auch den Freiheitsbegriff unter die Betrachtung seines Als-ob gestellt und damit, wie er die Dinge versteht, zugleich auch die gesamte Moral nur auf leeren Fiktionen aufbaut.

„Seit wann aber ist es denn eigentlich spezifisch protestantisch, seinen religiösen Glauben im Leben und Sterben und sein ethisches Verhalten im Tun und im Lassen, wie das schon Eduard v. Hartmann einem Lange und schon damals auch einem Vaihinger gegenüber betont hat, auf ein ganzes System von bewußten Lügen zu gründen? Mögen sich Paulsen und Kaftan darin gefallen, den großen Kritiker als spezifisch protestantischen Philosophen zu preisen, mag ihn Bauch in seiner Strebsamkeit unter dem Beifall der ‚Schweizer theologischen Zeitschrift‘ als den Vollender des Ideenkreises unseres Reformators wenn auch nur in dem Sinne schildern, daß, mit dem zuletzt genannten Blatte zu reden, ‚bei allem Gegensatz, der zwischen ihnen besteht‘, beide doch gleichwohl ‚in ihren moral- und religionsphilosophischen Anschauungen prinzipiell so sehr harmonieren, daß der eine als Vorläufer des andern gelten kann‘ — ist es wahr, was Vaihinger behauptet, daß Kants Als-ob-Theorie ‚der eigentliche und letzte Sinn‘ seiner Philosophie ist, dann zweifle ich für meine Person nicht einen Augenblick daran, daß Luther selber, lebte er heute noch, gegen Kant mit Worten eifern würde, für die er in unsern Tagen wahrscheinlich überhaupt keinen Setzer würde finden können“ (S. 7 f).

So weit so gut. Wenn Protestanten Kant abschütteln wollen, haben wir keine Veranlassung, sie daran zu hindern. Wenn sie zur Begründung beifügen, daß rechtes Christentum mit Kantianismus nicht zusammengehe, wüßten wir sie nicht einmal zu widerlegen. Aber nun setzt sich Herr Bund sonderbarerweise in den Kopf, den Abgeschüttelten den Katholiken anzuhängen. Kant sei mindestens ebensogut Philosoph des Katholizismus wie des Protestantismus. Der „Beweise“ sind vornehmlich zwei.

Erster „Beweis“. Kant sei ungemein widerspruchsvoll. Sein System, ein Gemisch von Sätzen, von denen, ohne daß Kant es gemerkt hätte, der eine immer den andern aufhebe, sei so recht dazu geschaffen, zur schier unerschöpflichen Fundgrube für alle nur möglichen Anschauungen und Ideen zu dienen, die sich alle mit gleichem Recht auf Kant als ihre gemeinsame Quelle berufen könnten. In Kants Brust hätten zwei Seelen gelebt, eine negativ-kritische und eine positiv-dogmatische, welch letztere durch die erstere niemals ganz sei überwunden worden. Je nachdem man sich mehr an die eine oder die andere der beiden Seiten halte, könne man aus Kant beinahe alles beweisen, was man wolle. Achte man nun

aber auf das, was der dogmatische Kant zwischenhinein immer wieder im Widerspruch zum kritischen Kant sagt, und ziehe man außerdem aus vielem, was er sagt, die Konsequenzen, die er selber allerdings nicht ausspricht, so komme man auf katholische Lehren. Also ist Kant Philosoph des Katholizismus.

Dieses Argument ist offenbar wertlos.

Natürlich leugnet niemand, daß Kant manches geschrieben hat, was verständige Menschen, unter ihnen auch die Katholiken, annehmen können. Es ist ferner richtig, daß Kant in wichtigen Lehren schwankt: er bringt zahlreiche Gedanken vor, die zur Stütze der von ihm bekämpften Gottesbeweise dienen können; er wird in seiner Pflichtenlehre trotz aller stolzen Worte von reiner Tugend das unausrottbare Glücksbedürfnis des Menschen nicht los usw. Katholische Apologeten haben derlei oft genug selber hervorgehoben.

Aber um zu sagen: Kant ist Philosoph des Islam, genügt es nicht, daß bei Kant in Unterströmungen, unverwundenen Resten früherer Ansichten, gar zufolge von Konsequenzmacherei irgend eines Kantschriftstellers, sich Mohammedanisches finde, sondern Kant muß Islam lehren in dem, was er ex professo, als seine eigentliche Lehre, sein letztes Wort vor der Öffentlichkeit vertritt. Wollte man nach dem Prinzip Bunds mit Selbstwidersprüchen u. dgl. argumentieren, so bedürfte es wahrlich keines hohen Semesters in der Philosophie, um den Königsberger auch als Philosophen des Islam, Buddhismus, Konfuzianismus zu erweisen.

Hätte Paulsen keine besseren Gründe gehabt, um vom „Philosophen des Protestantismus" zu reden, so hätte er sicher geschwiegen. Aber Bund weiß selber wohl, daß Protestantismus und Katholizismus sich zu Kant in wesentlich verschiedener Weise verhalten. Nach einer Reihe von Zugeständnissen an den „Philosophen des Protestantismus" schließt er: „Wer wollte es denn wirklich im Ernste Paulsen bestreiten, daß das alles im Verein mit Kants Lehranschauung über die unsichtbare Kirche und seinen harten Angriffen auf den dogmatischen Glauben in jeder verfaßten Kirche mit ihrem Pfaffentum, ihrem statutarischen Afterdienst und Fetischmachen der Religion im eminentesten Sinne des Wortes protestantische Züge in seiner Weltanschauung sind? Wer es leugnen, daß vor allem die von Kant so scharf betonte Autonomie von Vernunft und Gewissen, die beide nur durch sich selber, nicht aber auch durch irgend eine äußere Autorität oder fremden Zwang sich binden und bestimmen lassen, geradezu als die Magna Charta des Protestantismus muß hingestellt werden?" (S. 24.) Wann hat jemals ein Katholik sich für die Magna Charta seiner Religion bei Kant bedankt?

Außerdem, man komme uns doch nicht, um Kant katholisch zu färben, mit Mätzchen wie dem folgenden Schluß. Bei Kant ist die Gotteserkenntnis gerade so gewiß wie die sinnliche Welterfassung [nämlich beide sind kritisch unhaltbar]. Nun aber ist die Sinneserkenntnis doch handgreiflich sicher [nämlich für den unkritischen Menschen]. Also ist gerade nach dem Kantschen System die Gotteserkenntnis handgreiflich sicher, stimmt somit aufs herrlichste mit der kirchlich-scholastischen Lehre überein (S. 293 f). Dem Vater solcher logischen Glanzleistungen muß man dringend raten, doch auch noch ein System der Logik zu

schreiben. Es wird etwas Neues, Unerhörtes werden, und alle Logiker der Welt werden vor Neid ergelben!

Zweiter „Beweis“. Der letzte Sinn der Kantschen Philosophie ist die Als-ob-Theorie: wir müssen so handeln, als ob es mit Gott, Freiheit, Unsterblichkeit seine Richtigkeit hätte, obwohl wir theoretisch ganz anders denken. Nun aber ist dieses gerade der katholische Glaubensbegriff. Für den Katholiken ist ja der Glaube ein rein totes Fürwahrhalten von kirchlich bestimmten Sätzen, „gleichgültig, ob er ihnen innerlich seine Zustimmung erteilen kann oder sie ihnen versagen muß“ (S. 275). „Nur der Katholik kann aus Achtung vor der von ihm verehrten Kirche innerlich-theoretisch ein Dogma verwerfen, äußerlich-praktisch aber so tun, als ob er es glaubte“ (S. 278, ähnlich an andern Stellen). Also ist Kant Philosoph des Katholizismus. Ist dieses Beweisverfahren Unvernunft oder Bosheit? Aber von solchen horrenden Rückständigkeiten im Verständnis der katholischen Religion und solchen Gehässigkeiten wimmelt das Buch, das damit allein, abgesehen von der Haltlosigkeit des ersten „Beweises“, als völlig unfähig zu einem Urteil über das Verhältnis Kants zur Kirche aus der Diskussion ausscheidet. Daß Bund über die „klugen“, „frommen“, „gelehrten Jesuitenväter“ noch unentwegt die alten Schauermären glaubt (im Gehorsam gegen die Kirche auch die grausigsten Verbrechen; Zweck heiligt die Mittel; „Herrenstand“ in der Kirche, die sie leiten; Kadavergehorsam und ähnliches Gänsehauterregende), zeigt nur aufs neue, aus wie schlammigen Quellen er seine trübe Kenntnis des Katholischen leider geschlürft hat.

Auf Grund so falscher Prämissen und so schlechter Logik wiegt sich Herr Bund in den ihm ergötzlichsten Zukunftsgedanken. Thomas von Aquin, der eben doch zu viel Heidnisches von Aristoteles übernommen habe, werde seine bevorzugte Stellung in der Kirche verlieren. Für diesen Zeitpunkt bleibe dann der Kirche Kant als Reserve- und Normalphilosoph. Einmal wird — wer weiß? — ein unfehlbarerer Papst als Leo XIII. die Kirche von Thomas zu Kant hinführen. Dann werden die Protestanten sich zu Kant verhalten wie heute zu Thomas. Sie werden Kant den Jesuiten überlassen, die Kirche aber wird Kant in den Himmel erheben.

Diese Bundschen Träume sind nun freilich Schäume. Nie wird die katholische Theologie, nie die Kirche die Lehre Christi vergessen oder verraten.

Pius X.

Das Pontifikat Pius' X. hat nun zehn Jahre vollendet. Viele haben mit düstern Ahnungen vorausverkündet, dieses Dezennium werde niemals erfüllt werden, und noch vor wenigen Monaten schien es, als sollten sie recht behalten. Fiebernd und müde lag der greise Papst danieder; schon glaubte man das Beben zu fühlen, das noch immer die Welt ergriff, so oft ein Papst im Sterben lag. Aber Pius X. ist wieder genesen und hat das erste Jahrzehnt seiner Regierung überschritten.

Da wenden sich nun unsere Gedanken von selbst zurück auf diese Zeitspanne, kurz und doch inhaltsreich. Wir gedenken wieder jener Sommertage des Jahres 1903, da man Leo XIII. zur Ruhe bestattete, da die Wahlfürsten der katholischen Kirche das Konklave bezogen, und nach bangen, erwartungsvollen Tagen der Name des Erwählten verkündet wurde. Der neue Papst, der den erhabenen Bischofstuhl von Rom bestieg, war Giuseppe Sarto — Pius X.

Seitdem sind nun zehn Jahre verflossen. Die große, atemlose Frage, die damals dem neuen Papst entgegenharrte, ist beantwortet worden: die Menschheit weiß, was es um Pius X. ist; sie weiß, was er ihr bringen sollte und bringen wollte; sie weiß es klarer und zweifelloser als bei den meisten Päpsten, die der Geschichte angehören. Der seelische Grundriß dieser Persönlichkeit ist so klar und durchsichtig wie ein Prinzip.

Wir Katholiken verehren im Papste den Stellvertreter Jesu Christi, des unsichtbaren Herrn und Hauptes unserer Kirche. Wir wissen, daß im Papste die Verheißung des Gottmenschen in Erfüllung geht: „Ich werde bei euch bleiben alle Tage bis ans Ende der Welt." Wir vertrauen auf den Papst, weil wir auf den versprochenen Beistand des göttlichen Geistes vertrauen, der alle entscheidenden Schritte des obersten Hirten vorsehend bewahrt und leitet, auf daß die Kirche nicht etwa auf schlechte Weide und in Abgründe geführt werde. In diesem Sinne ist das Papsttum etwas Göttliches; es sind in ihm Kräfte wirksam, welche sich der menschlichen Geschichtschreibung und Seelenforschung entziehen.

Der Papst ist aber auch ein Mensch und ein bloßer Mensch, nicht eine Menschwerdung Gottes, auch nicht ein blindes und willenloses Werkzeug in der Hand des göttlichen Willens. Und als Mensch ist er somit auch das Kind seiner Eltern, seines Volkes, seiner Zeit; auch in seiner Psyche haben sich die feinen und doch so mächtigen Strömungen zeitgeschichtlicher Einflüsse gesammelt, alle die tausendfach verschlungenen Wirkungen von Geburt, Erziehung, Umgebung und Laufbahn. Auch in seiner Persönlichkeit ruht jener unteilbare Kern des Eigenwesens, das wir Individualität nennen und das wir als etwas Letztes und Gegebenes hinnehmen müssen. Diese Psychologie eines Papstes steht nun nicht teilnahmslos und untätig beiseite; sie offenbart sich in der Regierung der Kirche, sie spiegelt sich wider in den päpstlichen Bestrebungen und Maßnahmen; sie bleibt in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, in ihrer ganzen Kraft und charakteristischen Eigenart wirksam auch nach der Papstwahl. Nur eines ändert sich: sie untersteht von nun an einer besondern Leitung und Bewahrung durch die Vorsehung, mit welcher der Herr der Kirche über seine Stiftung wacht. Darum kann es auch der Geschichtschreibung und der Psychologie gelingen, das Wesen und Wirken eines Papstes zu begreifen und zu würdigen aus den allgemeinen Gesetzen und Zusammenhängen des geschichtlichen und seelischen Lebens. Die Wissenschaft vermag die Gaben und Kräfte aufzuzählen und die natürlichen Talente abzuschätzen, die ein Papst zur Regierung der Kirche mitbringt, sowie den Einfluß, den diese Mitgift auf die Geschichte eines Pontifikats geübt hat.

Als Leo XIII. die Augen schloß, da ging es wie eine große Ehrfurcht durch die Welt: das Gefühl, daß ein großer Mann dahin gegangen. Und in die Trauer der Katholiken mischte sich ein geheimer Stolz: Leo, der Mann von weitem Blick, der mächtige, kluge und hochsinnige Leo war nicht bloß einer der ihrigen, er war ihr Vater und Führer gewesen.

Mit Spannung harrte man auf den Nachfolger, den Nachfolger eines der größten Päpste. Die Menschen lieben es, Vergleiche anzustellen zwischen Vorgänger und Nachfolger, und am meisten neigen sie zu solchen Vergleichen, wenn dabei große Maßstäbe zur Verwendung kommen. Leo XIII. und Pius X. sind unzähligemal miteinander verglichen worden. Das ist der Menschen gutes Recht und auch ein wissenschaftliches Recht. Denn der Gegensatz und Streit, in dem Persönlichkeiten miteinander ringen, enthüllt am deutlichsten die Eigenart ihres Wesens, Wollens und Wirkens.

Wer aber von solchen Vergleichen zu Werturteilen und zur Parteinahme übergehen wollte, der entfernte sich damit vom sachlichen Gebiet und zeigte, daß er für die Relativität der Erscheinungen nur wenig Verständnis besitzt. Ein jeder Mensch ist ja einseitig und beschränkt. Nur ein Wesen, der schrankenlose Gott, ist über jede Einseitigkeit erhaben. Und darum hat auch jeder Mensch seine ihm eigentümlichen Fähigkeiten und infolgedessen auch seinen eigenen Beruf. Das gilt selbst vom letzten und ärmsten aus dem Volke. Wie viel mehr vom Papst, der die bedeutungsvollste aller göttlichen Schöpfungen zu regieren hat!

Pius X. ist eine durchaus einheitliche, geschlossene Persönlichkeit. Innere Veranlagung und äußere Lebensschicksale haben zusammengewirkt, diese Persönlichkeit zu schaffen und zu bestimmen. Und alle diese Faktoren waren ganz andere als bei Gioachino Pecci.

Giuseppe Sarto stammt aus einfacher Familie. Er war ein Bauernsohn aus dem weltunbekannten Dörfchen Riese. Ein Kind des Volkes. Pecci war von Geburt ein Aristokrat. Ein Sproß des alten, stolzen italienischen Adels. Dieser Adel hat schon eine große Rolle gespielt zur Zeit der Römerzüge, in den stürmischen Tagen, wo Italien sich entzweite um Welfen und Ghibellinen. Der Bauernstand dagegen hat keine laute, keine politische, keine Weltgeschichte. Sein Sinn geht auf das stille, begrenzte Wirken, auf das Nahe, das Einzelne und unmittelbar Gegebene.

Die Erziehung Sartos war demgemäß einfach und anspruchslos. Früh mußte der Kleine mit anpacken und arbeiten im Haus und auf dem Feld und der Weide. Früh hat er den Ernst des Daseins gefühlt, so wie ihn der Landmann fühlt im Ringen mit der Erdscholle und dem Himmel. So ist seine Lebensweise wie seine Lebensweisheit bis heute schlicht und einfach, beinahe patriarchalisch geblieben. Leo XIII., sagt man, war ein König; Pius X. ist ein Vater. Wenn Leo in die St Peterskirche herabstieg, und die Tausende sein vergeistigtes, fast durchsichtiges Antlitz sahen mit den blitzenden königlichen Augen, dann hob ein Jubelrufen an in der Riesenhalle von St Peter, ein Jubelrufen gleich dem Rauschen des Meeres. Pius dagegen liebt das Jubelrufen in der St Peterskirche nicht. Wenn er herabsteigt, müssen die Tausende schweigen. Für Leo war der majestätische Dom die Kathedrale des Papstes, für Pius ist er das Haus Gottes.

Mit dem Ästhetentum und Literatentum hat Pius keine innere Verwandtschaft. Leo liebte die Feinmechanik antik klassischer Verse. Seinem

Nachfolger dürfte wohl eine derartig kühle, intellektualistische Kunst wenig bieten. Pius hat ein tiefes und warmes Gemüt. Bauernkinder sind meist gemütreich. Wohl liebt Pius die Kunst, vor allem die Musik, aber es ist die Liebe des Priesters, nicht die des Ästheten.

Pius ist auch nicht ein Philosoph, ein Theoretiker, nicht der Mann, der große, ideelle Zusammenhänge konstruiert, der die Wege der Menschheit überblickt und von hoher Warte in die kommende Weltgeschichte hinausschaut, wie es Leo so gern getan hat. Pius kennt vielmehr den Menschen, den Menschen des Alltags, der alltäglichen Arbeit und Sorge und der alltäglichen Gefahren, das arme Individuum, das durch die Straßen geht und in der Fabrik oder im Bureau Werktagsarbeit verrichtet. Sarto war von seinem Primiztage an ununterbrochen in der Seelsorgerpraxis. Vom einfachen Dorfkaplan an hat er alle Stufen und Grade des seelsorgerlichen Wirkens durchmessen. Nur in der diplomatischen Laufbahn war er nie beschäftigt. Er ist kein Politiker und hat auch nicht den Charakter des Politikers. Er ist nur Seelsorger, Seelensorger und Seelenkenner. Die italienischen Pfarreien und Diözesen sind klein; und so kann ein Hirt, der so viel Blick für das Einzelne hat wie Sarto, sich wohl in die kleinsten Details einarbeiten. Darum greifen die Maßnahmen dieses Seelsorgers auf dem päpstlichen Thron so gewaltig in die Praxis ein; sie richten sich nicht an die Menschheit wie die Enzykliken Leos, sondern an den Menschen, an jedes einzelne Kind der Kirche.

Von Natur aus ist Pius ein energischer, fast impulsiver Charakter. Es muß wohl in der Familie liegen. Gleich dem einfachen Volk, dem er entstammt, sieht er nicht ein, warum eine vorzügliche Idee nicht allsogleich ausgeführt werden sollte. Sein Wille folgt dem Verstande auf dem Fuße. Nicht als ob er stürmisch, leidenschaftlich, in Enthusiasmus rasch erglühend und verglühend wäre, wie es die Romanen zu sein pflegen. Es ist vielmehr etwas Grunddeutsches in der Seele dieses Norditalieners: das Geduldige, Beharrliche, der zähe Eroberungswille, der Schritt für Schritt vorrückt. Pius vergißt nichts von allem, was er begonnen. Er geht den Dingen nach, frägt und kontrolliert. Er ist eine fortwährende Beunruhigung für jede säumige und halbe Pflichterfüllung.

Leo XIII. war ein intellektueller Papst, Pius X. ist ein Willenspapst. Ganz Aktivität. Belehrung läßt sich die Menschheit ja wohl gefallen, wenn nur nicht in der Praxis Ernst damit gemacht wird. Aber das ist's gerade, was Pius will. Er dringt auf die Praxis im Einzelnen, im Kleinen;

er macht sich fühlbar bis in den unbekanntesten katholischen Verein, bis in das kleinste Dörfchen hinein. Er muß naturgemäß einen ungleich heftigeren Widerstand finden als Leo. Was verstand der Durchschnittsmensch von der ungeheuern Tragweite der Enzykliken Leos XIII.? Aber von der Änderung der Feiertage durch Pius X. glaubt er wohl etwas zu verstehen. Über die großen Prinzipien Leos brauchte kein schläfriges Gewissen, kein untauglicher Geistlicher sich aufzuregen. Aber das Pfarrerabsetzungsdekret Pius X. ist eine höchst fühlbare Sache.

Theorie und Praxis liegen allzeit weit auseinander. Wer in dieser Welt in den einzelnen tatsächlichen Verhältnissen etwas bessern, auf eine höhere Stufe heben will, der muß sich auf einen ungeheuern Widerspruch gefaßt machen. Auch in der katholischen Kirche, mit ihrem unübersehbaren Verwaltungsapparat, mit ihrer weltumfassenden Ausdehnung, ihrer internationalen Mischung, ihrem harten Widerstreit gegen Tausende feindlicher Interessen. Sie ist die größte, und zugleich am straffsten zentralisierte Organisation der Welt. Welch eine Riesenarbeit, hier auch nur ein Kleines beizutragen zu einer Fortentwicklung und Neugestaltung des Ganzen! Und wenn hier Pius X. wirklich einschneidende und bleibende Wirkungen hervorbrachte, dann können wir daraus auf die Energie und Stärke dieses Charakters schließen.

Aber noch haben wir das Eigenste, das Allerindividuellste an Pius nicht berührt: seine Religiosität. Pius X. ist ein religiöser Charakter von vollendeter Lauterkeit und Innerlichkeit. Er lebt in den Tatsachen des Glaubens. Sie sind ihm eine ebenso gegenwärtige, ja eine noch nähere Wirklichkeit als die Tatsache unseres unmittelbaren, naturgegebenen Daseins. Aus diesem lebendigen Glaubensgeist schöpft er ein Gottvertrauen, das wahrhaft imponierend ist. Pius leidet viel, und es heißt, daß er im Laufe dieses Dezenniums ernst, sehr ernst geworden sei. Sein tief empfängliches, feinfühliges Gemüt empfindet die Widerstände und Hemmnisse seines Wirkens auf das bitterste; aber er läßt sich nicht beirren. Er gehört zu jenen seltenen Menschen, die schnurgerade ihren Weg gehen und überzeugt sind, daß schließlich sich die Felsen von dannen heben und ihnen die Bahn freigeben müssen. Aus seiner innerlichen, echten Frömmigkeit schöpft Pius auch eine erquickende Güte. Dieser glaubensstrenge, dieser unerbittliche Priester ist nicht finster und hart. Sein Benehmen und Auftreten ist heiter und wohltuend wie Sonnenschein und wie Kinderlächeln.

Das Wirken Pius' X. ist wesentlich innerkirchlich. Leo XIII. hat die Stadt Gottes nach außen herrlich und groß gemacht; er hat ihre Mauern und Zinnen hoch aufgerichtet, so daß sie in alle Welt hinausschauen und der modernen Menschheit hell und stolz in die Augen leuchten; zu seiner Zeit gab es kein Volk, das nicht staunend gesagt hätte: Seht da die römische Kirche! sie steht wieder größer und mächtiger da als je. Pius dagegen will die Kirche vor allem nach innen reinigen, schmücken und ausbauen. Auf drei Gebieten hat er bisher in einer Weise gearbeitet, wie nicht viele Päpste vor ihm: auf dem Gebiete der Glaubenslehre, der kirchlichen Verwaltung und des praktischen religiösen Lebens. Aus diesen drei Gebieten seien hier nur einige Beispiele angeführt, Wirksamkeiten, die aus Pius' innerster Seele entsprungen und darum charakteristische, echte Offenbarungen seines Wesens sind.

Auf dem Gebiete des Glaubens ist allbekannt sein Kampf gegen den Modernismus. Dieser Kampf hat ihm unendlich viel Haß und Verkennung und Verhöhnung eingetragen. Dieser Kampf hat allerdings auch unangenehme Begleiterscheinungen veranlaßt, die von Pius nicht beabsichtigt sind: viel Verketzerungssucht, kleinliche, widerwärtige Zänkerei, Pedanterie enger Geister ist auf den Plan getreten. Aber das ist nichts Neues. So war es immer in den Zeiten der Glaubenskrisen, der großen Kämpfe gegen die Häresie. Und eine Häresie ist der Modernismus ohne Zweifel. Für den modernen Katholiken wohl die gefährlichste, die verlockendste, denn sie ist herausgewachsen aus dem modernen Denken und Fühlen. Sie ist nichts anderes als die Überspannung, die Einseitigkeit dieses Denkens. Sie ist der Fanatismus des modernen Gedankens. Und so vielgestaltig und weitverzweigt das moderne Geistesleben, so verschiedenartig ist auch das modernistische; und die genaue Abgrenzung des Berechtigten vom Unberechtigten in allen einzelnen Fragen ist nicht von heute auf morgen möglich. Das ist eine Aufgabe für kommende Jahre und Jahrhunderte. Denn wir dürfen nicht vergessen: der Modernismus ist falsch, ist verderblich, ist verwerflich; aber nicht alles, was von „Modernisten", wirklichen oder vermeintlichen, gesagt und erstrebt wird, ist darum schon modernistisch. Da mag manches Echte, Gesunde und Zukunftsreiche enthalten sein, wenn auch oft begraben unter den Trümmern einer negativen, destruktiven Kritik. Aber wer vermag das in allen Detailfragen jetzt und auf einmal reinlich zu scheiden? In derartigen Entscheidungen, wie sie die Enzyklika Pascendi darstellt, wird nur eine allgemeine Grenzregulierung vorgenommen. Über

Für den Bonifaziusverein!

Die außerordentliche Generalversammlung zu Köln am 9. Juni 1913 hat auf das **erzkatholische Liebeswerk des Bonifaziusvereins** wieder alle Blicke gelenkt.

Lebhafte Zeitungserörterungen waren vorausgegangen, sie hatten gezeigt: daß der Bonifaziusverein im heutigen Deutschland zu wenig gekannt und genannt sei; daß er in Anbetracht der Gesamtlage nicht richtig geschätzt sei; daß er in Rücksicht auf die schreiende Not nicht genügend unterstützt sei.

Dringende Notwendigkeit hat sich daraus ergeben, dahin zu arbeiten: daß landein landaus der Bonifaziusverein wahrhaft **volkstümlich** werde; daß er in ganz Deutschland nach seiner Bedeutung **richtig erfaßt** werde; daß er jedem deutschen Katholiken zur **Herzenssache** werde.

Wirksamste Art dies zu erreichen ist: den Bonifaziusverein kennen lehren, seine Entstehung, seine Entfaltung, seine Aufgabe, seine Leistungen.

Ansprechend zusammengestellt findet man alles dies in dem kürzlich erschienenen Lebensbild des Begründers und 10 Jahre hindurch ersten Präsidenten des Vereins,

Joseph Graf zu Stolberg-Westheim

1804—1859

Seine Verdienste um die katholische Kirche Deutschlands

Ein Lebensbild von **Otto Pfülf S. J.**

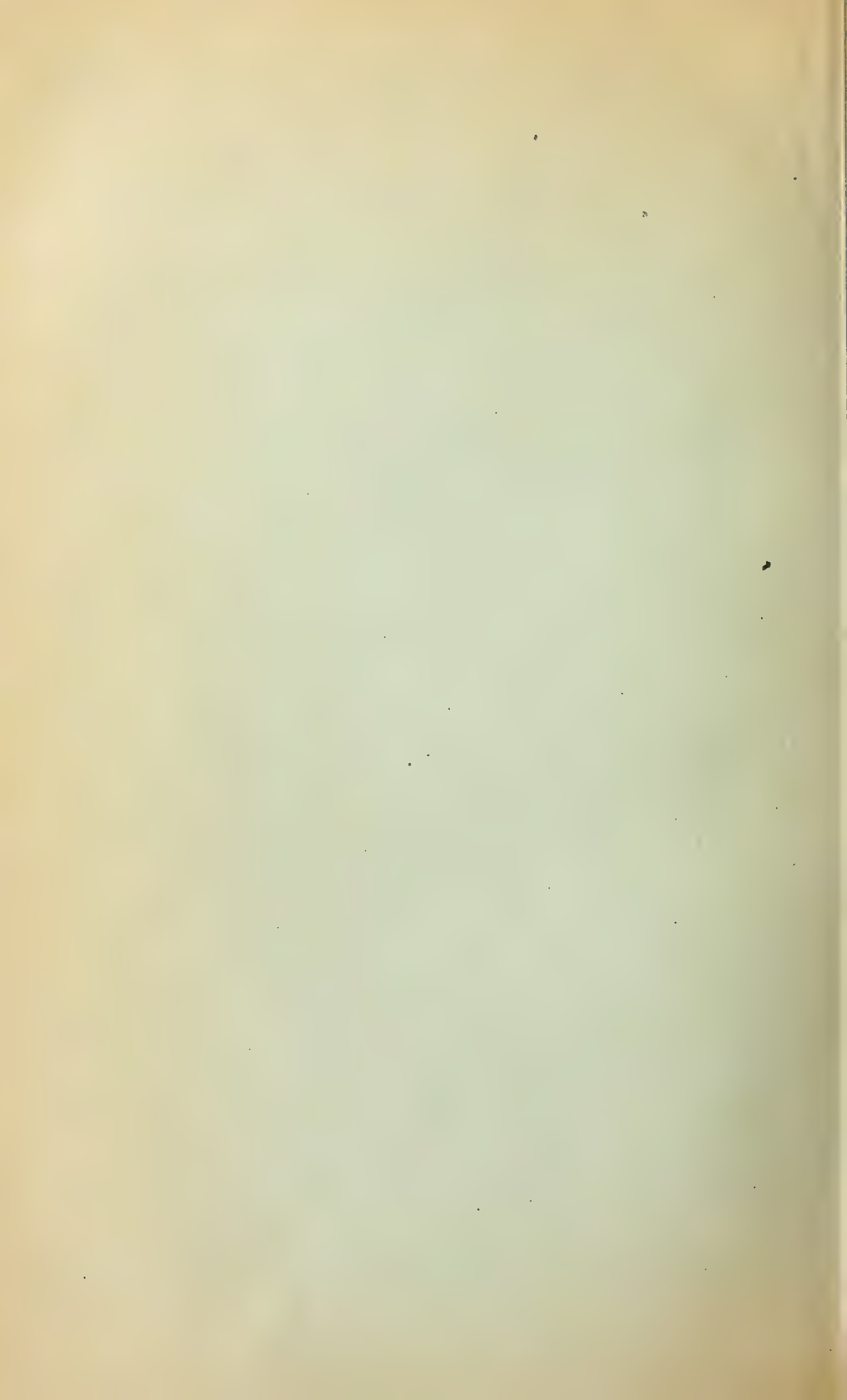
(111. Ergänzungsheft zu den «Stimmen aus Maria-Laach».)

gr. 8° (VIII u. 194 S.) . . . . M 3.40; geb. in Leinwand M 4.40

Freiburg 1913 — Herdersche Verlagshandlung

Empfiehl die Schrift, und du wirst dem Bonifaziusverein nützen;
Verbreite die Schrift, und du wirst den Verein unterstützen;
Lies die Schrift, und du wirst den Begründer leibhaftig vor dir sehen;
Beherzige sie, und du wirst das Bonifaziuswerk ganz verstehen.

Obiges Buch kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden.



weite Grenzgebiete hin wird eine punktierte Linie gezogen, die den Katholiken und vor allem den katholischen Forscher mahnt: Hier Vorsicht! Hier zwischen diesen fixierten Punkten verläuft die feine, aber unerbittlich scharfe Wahrheitslinie. Diese punktierte Linie kontinuierlich auszuziehen, so daß über jede einzelne Frage ein sicheres Urteil möglich wird, das ist ein Ideal katholischer Wissenschaft und katholischen Lebens. In der fortwährenden Annäherung an dieses Ideal besteht die katholische Dogmengeschichte und Lebensentwicklung.

Man hat gemeint, die Maßregeln gegen den Modernismus stammen aus harter und grausamer Strenge. Das ist eine Verkennung Pius' X. Die Kirche hat die Aufgabe, die Reinheit der Offenbarung Gottes mit unbeugsamer Konsequenz und absoluter Unnachgiebigkeit zu verteidigen. Pius X. hat nichts anderes getan, als was jeder Papst und jedes Konzil vor ihm auch getan hat. Schon in den apostolischen Schriften steht das Anathema sit gegen den Irrtum. Und auch die kommenden Päpste, mögen sie noch so modern sein, werden ihr rücksichtsloses Anathema sprechen.

Immerhin ist zwischen Pius X. und dem Modernismus noch eine besondere abstoßende Kraft wirksam. Pius ist eine durchaus religiöse, innerliche, demütige Natur. Der Modernismus dagegen ist unfromm, hochmütig und bitter. Er hat keine Tiefe, kein innerliches Leben; er hat nichts von der Frömmigkeit und Religiosität gottliebender, kindlich reiner Seelen. Er beschränkt sich vielfach auf bittere und zersetzende Kritik. Dieser Mangel soll zwar verdeckt werden durch unaufhörliches Reden über mangelnde Innerlichkeit im heutigen Katholizismus. Aber das Reden macht noch nicht innerlich. Die Schriften der bekanntesten Modernisten zeugen von einem starren, unerweichten Verstandesstolz, von einem gemütsarmen, erkältenden Seelenleben. Solches Wesen mußte auf Pius einen widerwärtigen Eindruck machen, und es hätte der Glaubensgefahr, die im Modernismus droht, nicht einmal bedurft, um ihn hoffnungslos mit dieser Richtung zu verfeinden.

Auf dem Gebiete der kirchlichen Verwaltung hat Pius X. eine Neuordnung der Kurie, der kurialen Verwaltungs- und Gerichtsorgane durchgeführt, in weitem Umfang und in kurzer Zeit — ein Werk, das seit Sixtus V. keinem Papst mehr gelungen ist. Durch Vereinfachung und Beschleunigung des Geschäftsganges und durch Regelung des Tarifs und der Gehälter hat er manche Mißbräuche beseitigt und den Bedürfnissen der Seelsorge wie auch den Forderungen religiöser Lauterkeit und Idealität

Rechnung getragen. Er hätte nicht Pius sein müssen, wenn er nicht seine gewaltige Energie an dieses Werk gesetzt hätte.

Auf dem Gebiete des religiösen Lebens hat Pius mit staunenswerter Konsequenz und mit der Sicherheit des Praktikers dem Ideal nachgestrebt, das in seinem Wahlspruch zum Ausdruck kommt: Alles zu erneuern in Christus. Pius ist lebendig davon durchdrungen, daß Christus allein das Wesentliche ist auch im heutigen Christentum, daß Kirche und Kirchentum, die ganze komplizierte Verwaltung und alle die tausendfach verschiedenen Formen katholischen Lebens und katholischer Frömmigkeit nur einen einzigen tragenden Mittelpunkt haben: Christus. Und alles, was ein Katholik leisten mag, ob er nun in einsamem, gottversunkenem Gebet seine Tage hinbringt, oder kraftvoll in die Außenwelt hinauswirkt, auf sozialem, caritativem, politischem oder wissenschaftlichem Gebiet, es ist erst dann religiös vollwertig und bedeutsam, bis in die Tiefe hinein christlich, wenn es auf Christus hin zentriert ist, wenn es aus einer Seele strömt, der Christus etwas bedeutet, und zwar wesentlich mehr bedeutet als irgend ein toter historischer Name. Denn Christus wird in unwirksame Fernen gerückt, wenn er nichts anderes ist als der Begründer einer gewissen Weltanschauung.

So ist denn Pius X. ein wahrhaft providentieller Papst geworden, indem er die Predigt von Christus erneuerte. Aufs neue schreibt er groß und leserlich über die Torbogen der katholischen Kirche jenes gewaltige, weltentflammende Wort, das die Urchristen so vielmal auf die Wände ihrer Katakomben schrieben in geheimnisvollen Lettern und Symbolen: Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser. Aufs neue ruft Pius der Christenheit zu: Ihr seid christiani, d. h. Christusgläubige, Christusjünger, Glieder an Christi Leib, mit eurem ganzen Wesen an Christus verkauft und vergeben.

Aus diesen Gedanken heraus müssen wir die Kommuniondekrete verstehen. Mit fester Hand hat Pius X. die Klauseln hinweggeräumt, die von Moralisten und Aszeten seit Jahrhunderten um den Empfang der heiligen Eucharistie aufgehäuft waren. Dieses Verdienst wird das Andenken des zehnten Pius unsterblich machen in der Geschichte der christlichen Kirche. Die gleichen Gedanken erklären die Strenge in der Auswahl und Vorbildung der Priester sowie die Reform des priesterlichen Gebetes, des Breviergebetes. Was hier Pius begonnen hat, bedeutet gleichfalls eine entschiedene Rückkehr zu altchristlichen kraftvollen Traditionen.

Pius X. legt einen entscheidenden Nachdruck auf das rein Religiöse und ist darum als religiöser Papst bezeichnet worden. Aber er steht hier nicht im Gegensatz zu Leo XIII. Auch er will die Katholiken nicht abschließen; auch er will Brücken schlagen zwischen Welt und Kirche. Aber er ist mehr auf die Sicherung der Grundlagen dieses Brückenbaues bedacht. Auch er will, daß die Katholiken aufrichtig mitarbeiten an den Aufgaben des irdischen Lebens, aber sie sollen durch eben diese Mitarbeit auch ihre religiösen und sittlichen Kräfte hineintragen in alle Verhältnisse, in das staatliche und soziale Leben, in Wissenschaft und Kunst. Ihr Wirken darf nicht äußerlich, nicht rein irdisch und weltlich bleiben; sie dürfen sich nicht damit begnügen, der Menschheit zu helfen, sich gut und behaglich einzurichten in dieser Welt. Die irdische Wohlfahrt und Kulturarbeit muß fruchtbar gemacht werden für höhere, ideale, religiös-sittliche Lebenszwecke; sie muß nach dem Jenseits gerichtet werden, sonst bleibt sie geringwertig, ja sie kann auf die Dauer nicht einmal bestehen.

Dabei ruht aber die Hauptaufgabe auf der Persönlichkeit des einzelnen, in der persönlichen Sicherung und Vervollkommnung des Individuums. Pius schätzt den Wert eines einzigen vollendeten Christen höher als den einer großen Menge halber, schwacher, schwankender Charaktere. Darum liegt seine eigene Bedeutung zum guten Teil in seiner Persönlichkeit und Vorbildlichkeit. Dieser Mann mit seinem starken, lebendigen Glauben ist ein Vorbild für eine glaubensarme und glaubenskühle Zeit; mit seinem starken Handeln ist er ein Vorbild für ein Geschlecht, das vor lauter Phrase und Theorie nicht zum Handeln kommen kann; mit seiner innerlichen Frömmigkeit ist er ein Vorbild für eine Welt von Äußerlichkeit, die so leicht das eine Notwendige vergißt, daß das Reich Gottes vor allem in dem Inneren eines jeden einzelnen aufgerichtet werden muß.

Die Maßregeln vergangener Päpste unterliegen der Kritik der Geschichte. Und auch über den äußeren Wert und Erfolg des Pontifikats Pius' X. wird einst die Geschichte richten. Die Entscheidungen und Kundgebungen des jeweils regierenden Papstes aber verpflichten die Katholiken zu Pietät und innerlich aufrichtigem Gehorsam, wenn auch nicht zu mechanisch blinder und toter Unterwerfung. Die Bischöfe haben das Recht und die Pflicht, die praktischen Möglichkeiten zu erwägen und nötigenfalls Vorstellungen zu machen. Es kann auch der Fall eintreten, daß andere durch Stellung und Verdienst hervorragende Glieder der Kirche sich veranlaßt sehen, eine ehrerbietige Vorstellung zu erheben, wie das in früherer Zeit selbst heilige

Männer und Frauen getan haben. Auch jener Papst ist ein Pius gewesen, der fünfte Träger dieses Namens, dem Petrus Canisius und Franz Borgia wiederholt Vorstellungen machten. Sie alle waren heilige Männer, denen die Kirche die Ehre der Altäre zuerkannt hat; jeder von ihnen wollte nur das Beste der Kirche, und doch waren sie zu verschiedenen Auffassungen gelangt. Mehr als einmal glaubten die beiden Jesuiten dem Oberhaupte der Kirche gegenüber den Standpunkt der Milde und Mäßigung geltend machen zu dürfen. Und Pius V. wußte ihre freimütigen Worte zu schätzen und zu ehren. Daß auch Pius X. nicht daran denkt, den Freimut der Rede zu bestrafen, das wird einmal die Geschichte selbst feststellen, wenn seine hohe und milde Gestalt sich deutlich herausgehoben hat aus der drückenden Enge kleiner und kleinlicher Gegenwartskämpfe.

Auch er weiß wohl, daß der Heilige Geist die Päpste und die mit ihnen vereinigten Bischöfe nicht durch Inspirationen und Offenbarungen lenkt. In der Kirche bleibt niemand der Gebrauch seines Verstandes und die umsichtige und erschöpfende Ausnützung aller natürlichen Hilfsmittel erspart. Und nirgends hat Gott verheißen, daß er die kirchlichen Organe vor jedem Fehltritt und Mißgriff bewahren wolle. Die Päpste bedürfen vor allem kluger und weitsichtiger Berater, und es fällt eine ungeheure Verantwortung auf die Männer, die den päpstlichen Thron umstehen, die den Papst informieren, die ihn zu unterstützen haben in der Leitung der Gesamtkirche. Und doppelt groß ist ihre Verantwortung, wenn sie einen Papst beraten, der kühn, stark und wagemutig, aber auch segensmächtig ist wie ignis ardens, wie „brennendes Feuer".

Indessen wie groß auch die Möglichkeit menschlichen Irrens und selbst menschlichen Verschuldens sein mag, wir haben niemals das Recht der Auflehnung oder der gehässigen und bittern Kritik. Und wenn je scharfe und energische Maßnahmen notwendig geworden sind, werden zwar die kirchlichen Organe mit Recht bestrebt sein, sich immer den jeweiligen zeitlichen und örtlichen Verhältnissen anzupassen und in der Ausführung alle Härten zu vermeiden. Aber zu einer pietätlosen und erbitterten Kritik der Autorität darf es in keinem Falle kommen. Es ist nicht nötig, daß immer das Beste und Zweckmäßigste verordnet wird, wohl aber muß die gottgesetzte Autorität respektiert werden, soweit ihre Gewalt reicht. Gottes Sache ist es, über alle Schwankungen und Krisen, über all das Auf- und Abwogen der menschlichen Geschichte hinweg den Schatz zu retten, zu dessen Träger er das Papsttum eingerichtet hat. Und darum vertrauen wir in

gottgegründeter Gewißheit, daß der Kirche und ihren Päpsten alle Zukunft gehören wird. Der Zweck und Sieg und endliche Erfolg der Kirche ist unantastbar und unzerstörbar.

Wir wissen, daß die Reihe der päpstlichen Kennworte des Pseudo-Malachias keinen prophetischen Wert besitzt. Und doch — ein Kennwort in dem Plane der göttlichen Vorsehung besitzt jeder Papst, ein Kennwort, das seinen Beruf bezeichnet: „Bei deinem Namen habe ich dich genannt." Bei diesem seinem Namen ist auch Pius X. von Gott genannt worden. Und der Allwissende allein vermag das Geheimnis dieses päpstlichen Kennwortes ganz zu durchdringen. Für uns muß der Versuch genügen, in Ehrfurcht und wie aus ehrfürchtiger Entfernung den Gottesgedanken zu ahnen, der in dem persönlichen Wesen und dem päpstlichen Wirken Pius' X. sich verwirklicht. Und soweit wir sehen können, scheint dieser Gottesgedanke allerdings mit dem Worte zu bezeichnen: Ignis ardens.

P. Lippert S. J.

Adolf Kolping nach der Selbstzeichnung.

(Schluß.)

III. Aus dem frischen Leben.

Kolpings Aufzeichnungen aus den Studentenjahren sind ohne Zweifel von Belang, um ihn ganz und recht zu kennen, sie gehören mit zur treuen Ausmalung seines Seelenbildes; manchen Zug an ihm lehren sie verstehen oder tiefer ergründen, über den die Geschäftigkeit des späteren Lebens ihr Zwielicht gebreitet hat. Allein es wäre zuviel behauptet, in diesen jugendlichen Äußerungen einer erst sich entfaltenden Männlichkeit eine volle Selbstzeichnung, des nachmals so hochgefeierten Volkslehrers und Menschenfreundes erkennen zu wollen. Die Selbstzeichnung, wie sie hier vorliegt, ist nur eine recht stückweise und unvollständige. Die Züge selbst, die sich darbieten, müssen mit Bedacht erst aufgespürt und gleichsam ausgegraben werden. Will man den ganzen Kolping kennen nach der schlichten Wahrheit, so wie er leibte und lebte, so muß man zu den Schriftstücken greifen, die das praktische Leben, Berufstätigkeit, Eifer und Pflichterfüllung bald hier bald da ihm abgerungen haben. Solche Äußerungen des Augenblicks, ohne reflektierendes Schaffen, durch die Anforderungen des Tages unmittelbar ausgelöst, wie fragmentarisch immer, spiegeln sein Wesen am treuesten zurück. Vieles von solchen unmittelbaren Selbstkundgebungen des verehrten Meisters hat sein Amtsnachfolger, Msgre Schäffer, als Generalpräses, in der schönen Biographie, die er dem Gesellenvater gewidmet, ausgiebig verwertet und einige seiner Briefe auch nach ihrem Wortlaut aufgenommen. Nachdem nun aber eine kleine Auswahl solcher Kolping-Dokumente aus verschiedener Zeit und von verschiedener Art für die gegenwärtige Veröffentlichung zuvorkommend zur Verfügung gestellt worden ist, darf wohl auf freundliche Gutheißung unserer Leser gezählt werden, wenn zur Vollendung des Charakterbildes nach Kolpings Selbstzeichnung diese kleine Sammlung den Hauptbestandteilen nach hier zum Abdruck gebracht wird. Man wird daraus den merkwürdigen Mann näher kennen lernen, ihn mitten in seiner Tätigkeit beobachten, ihn und sein großes Lebenswerk herzlich lieb gewinnen.

An erster Stelle verdienen hier Erwähnung seine Gedichte, die teils in Einzelblättern teils in einer Zusammenstellung von seiner Hand noch vorliegen:

Meinen verehrten Wohltätern zum neuen Jahre.
Kerpen, 1. Januar 1838. Mit dankbarer Verehrung gewidmet
von Adolph Kolping.

Die ziemlich lange Dichtung, in der urspünglichen Reinschrift Kolpings noch erhalten, ist ein warmer Ausdruck seines frommen und dankbaren Herzens, bekundet aber noch ein mühsames Ringen mit der Form.

Seinem Freunde Theodor Wollersheim widmet diese Jugendblüten mit dankbarem Herzen Adolph Kolping, Köln im Juni 1840.

Wie auch das Schifflein schwankt auf des Lebens beweglichen Wellen,
Steure nur mutig zum Ziel, über uns waltet ein Gott!

Der Band, der von Kolpings Hand diese Widmung trägt, von außen durch die Aufschrift „Mußestunden" gekennzeichnet, enthält eine Sammlung von Jugendgedichten, durch Kolping nachträglich ausgewählt und mit Reinschrift eingetragen. Wenn auch ursprünglich dem Vikar Wollersheim zugedacht, blieb der Band doch in Kolpings eigenen Händen, der auch in den folgenden Jahren noch manches hinzuzufügen fand. Die Sammlung schließt mit dem frommen Denkspruch für ein Gebetbuch (Kerpen, 12. April 1844) unmittelbar vor seinem Eintritt in das Seminar.

Die letzte größere Dichtung, Bonn 18. Februar 1844, trug als Aufschrift:

„Nur bei Gott findest du Ruh'."

Mit blasser Tinte und von späterer Hand steht am Schluß der ganzen Sammlung noch das Wort:

„Seit der Traum in der Poesie verflogen und die wahre Poesie mein Eigentum geworden, bedurfte es anderer Weisen, die nicht hier stehen."

Daß unter den 50—60 hier zusammengetragenen Jugenderzeugnissen manches der Form nach Unbeholfene, nach Inhalt Unreife oder Überschwengliche sich findet, hat Kolping selbst später erkannt und durch kritische Randbemerkungen zu erkennen gegeben. So wenn er zu einer weltschmerzlichen Elegie von 1840 nachträglich bemerkt: me fateor stultum fuisse, oder einem gefühlsseligen Erguß von 1841 einige Jahre später, 1849, die Note anhängt: Barer Unsinn! Auch einem hochbegeisterten Gedicht

an Friedrich von Schiller 1836 ist später ein ernüchterndes Nachwort beigegeben. Doch begegnen zuweilen auch wirklich schöne Strophen. Es ist kein Zweifel, daß bei Kolping ausgesprochen dichterische Begabung vorhanden war und daß auch in Sprachgewandtheit und Formgefühl ein glücklicher Fortschritt sich kundgibt. Frömmigkeit und Lebensernst walten auch in diesen „Jugendblüten" vor, doch macht zuweilen unklare Gefühlsschwärmerei sich breit oder verfällt der Dichter, angesteckt vielleicht durch faszinierende Literaturerscheinungen jener Tage, etwas ins Weltschmerzliche. Sofern die Mehrzahl dieser Dichtungen Gelegenheitserzeugnisse sind, bieten sie manche biographische Anhaltspunkte, gewähren Einblick in das Leben der Familie, in den Freundeskreis und begleiten Kolpings Schritte bei Besuchen und Ferienreisen in die Fremde und auch wieder zurück in die Heimat. Dem Gedichte auf den Tod der Mutter 1833 ist die Bemerkung vorangestellt: „Ich habe die nachfolgenden Verse hier aufgenommen, weil sie die ersten sind, die ich überhaupt geschrieben habe, und weil ich meiner verewigten Mutter dieses wenn auch mangelhafte Denkmal kindlicher Liebe hier schuldig zu sein glaube." Auch noch in einem viel späteren Stücke „Abschied von der Heimat, als ich nach München reiste, dort meine theologischen Studien zu beginnen im April des Jahres 1841" wird das Grab der Mutter und das einer verstorbenen „hochgeliebten" Schwester als besonders teuere Stätte gefeiert. Andere Gelegenheitsverse gelten wiederholt „seinem Jugendlehrer Statz", dem wohlwollenden Gönner Pastor Lauffs und andern aus dem näheren Freundeskreis. Vier fröhliche Strophen werden eingeführt als: „Lied, gesungen bei dem Abschied der Rheinländischen Theologen von der Universität zu München am 27. Februar 1842". Ein recht schönes Gedicht widmet der Münchener Student 1841 „den Bayern", in welchem er ihren König Ludwig I. feiert und sie zur Königstreue mahnt. Zum Ansprechendsten und Gehaltvollsten gehören drei Distichen an Thomas von Kempen 1840, dem er die heilsame Lesung der „Nachfolge Christi" dankt.

Die eigentliche Dichterperiode scheinen für Kolping die Jahre 1839 bis 1841 gewesen zu sein. Nur aus diesen drei Jahren steht je eine größere Anzahl von Stücken in der Sammlung, das Jahr 1840 bildet mit 18 Nummern den Höhepunkt. Vor und nach diesen drei Jahren erscheinen dichterische Erzeugnisse nur kärglich. Als Kaplan in Elberfeld bemerkt er einem Freund, den er zu einer Familienfreude beglückwünscht, 27. März 1846: „Ich bedauere nur, meine alte poetische Ader nicht mehr auffinden zu können — an den Ufern der schwarzgelben Wupper weilen

keine Grazien und keine Musen." Immerhin hat man hier nur eine Auswahl vor sich. Das Gedicht an die Wohltäter vom 1. Januar 1838 ist nicht aufgenommen, und noch mehrere andere sind erhalten, welche, vielleicht nur wegen Mangels an Zeit, nicht zur Eintragung gelangten. Wiewohl Kolping bei diesen poetischen Selbstgesprächen auch weicheren Stimmungen und Gefühlen sich sorglos hingab, klingen doch bald hier bald dort die ernsten Grundsätze durch alles hindurch. War manches Traum und Schaum, so waren es doch Träume eines Gesunden, harmlose Spiele eines unverdorbenen christlichen Sinnes. In einer Dichtung vom 31. Dezember 1839, „Meinen Wohltätern zum Jahresschluß", hat er Strophen niedergeschrieben, die zur Beurteilung seiner Person auch während dieser seiner romantischen Zeit aufmerksame Würdigung verdienen:

Siehe! ich feier' auch mit stillem Ernst
Jetzt im Gemach, denk' vergangener Zeit,
Denke, wie weit mich des Güt'gen Hand
Führte fort zur Erkenntnis.

Denke mit Lust, was dem Geist verlieh
Höheren Schwung, wie ein reich Gebiet
Mir sich erschloß, wo die bess're Kraft
Könne tätig sich zeigen . . .

Und mich umdrängt, wenn ich weiter schau',
Manche Gestalt, groß, erhaben, kühn,
Welche mir oft ruft des Lehrers Wort
Mahnend ernst ins Gedächtnis.

Suchte ich doch auch auf eigenem Pfad
Wahres Verdienst, großer Männer Geist,
Daß ich entflammt hin zu großer Tat
Führ' die drängende Seele.

Heiter umschwebt, prüft des Strebens Ernst
Sinnend der Geist, Wonne mir das Haupt;
Ruhigen Blicks schau' ich gern zurück,
Welchen Weg ich gewandelt.

Öfter verdrängt doch auch eil'ge Hast,
Rasches Gefühl mich vom eb'nen Pfad,
Riß mich mit Macht aus dem engen Geleis,
Trübte oft mir die Ruhe.

Möge es ruhn, ruhn des Tadels Last,
Welcher verkennt, was der Geist bedarf,
Und 's nicht versteht, wenn im frohen Kreis
Strengen Ernst ich verleugnet.

Fester Entschluß wandelt stets mit mir,
Wurzelt im Geist, spannt die ganze Kraft.
Und er ist frei, wählt mit heil'gem Ernst
Sich die Sphäre des Priesters.

Priestergewand, hohen Strebens Ziel!
Nimmer umwall meiner Glieder Bau,
Wenn nicht mit Ernst, würdig deines Schmucks
Einst zu werden mich sehne.

Zweifelt nicht, Ihr! deren Herz ich fand
Willig bereit, wenn's mir Hilfe galt,
Näher gerückt liegt ja schon das Ziel,
Wärmer schlägt mir's im Busen.

Sehet das Jahr — wen'ge Stunden noch
Und es entschwand — mahnt zu reinem Dank,
Rufet mit Ernst: „Was die Liebe bot,
Weihe dankbar der Zukunft!"

Bonn, 16. November 1842 [1].

An der hiesigen philosophischen Fakultät hat seit Beginn des Wintersemesters Herr Dr Clemens aus Koblenz als Privatdozent seine Vorlesungen eröffnet, die sich ebensosehr durch geistreiche Auffassung als durch ihren positiven christlichen Charakter auszeichnen. In seiner am 4. dieses gehaltenen Antrittsrede hatte derselbe Gelegenheit, von seiner entschieden christlichen Gesinnung und seinem glänzenden Talent eine zahlreiche Versammlung zu überzeugen. Freuen mußte es uns daher sehr, seine Vorlesungen, besonders die „über die Philosophie bei den größten Dichtern der christlichen Welt", ungewöhnlich stark besucht zu finden, ein Beweis, daß die positive christliche Philosophie an hiesiger Universität viele Sympathien unter den Studierenden findet. Dem wackern jungen Manne, der mit wahrer Begeisterung der Wissenschaft dient, [und der trotz den wechselnden, nichts weniger als christlichen philosophischen Systemen des Tages sich doch in dem Strudel derselben nicht hat ersäufen lassen, wünschen wir gesegnetes Gedeihen seiner Bestrebungen und beharrlichen Mut, auf der eingeschlagenen Bahn rüstig fortzuschreiten] [2].

---

[1] Diese Notiz, von Kolpings Hand nach ihrem Inhalt wie in ihrem Äußeren offenbar bestimmt für Bekanntmachung in einem katholischen Organ, ist die erste sichere Spur einer publizistischen Tätigkeit bei Kolping, der zur Zeit als Studierender der Theologie in Bonn lebte. Doch hatte er, wie er 6. November 1841 aus München schreibt, damals bereits einzelne seiner Gedichte in Zeitungen zum Druck gebracht, so eines an König Ludwig.

[2] Der eingeklammerte Satz ist nachträglich durch eine kürzere Wendung ersetzt worden: „können wir im Interesse der Kirche und des Vaterlandes nur wünschen, daß seine lehramtliche Laufbahn ihm Veranlassung werde, auch in weiteren Kreisen durch schriftstellerische Leistungen der heiligen Sache zu dienen".

Kolping an Maler Ferdinand Müller. München, 10. Juli 1842.

Lieber Ferdinand! Deinen lieben Brief vom Petri- und Paulifeste glücklich erhalten und mich recht behaglich gefreut, daß Du Dich so glücklich in Tirol fühlst. Also um Dich brauch' ich vorläufig keine Sorge zu haben. Möcht's doch mit allen so sein! Deine Schilderung von Tirol hat bei mir lebhaft die Sehnsucht wieder nach dem lieben Ländchen erzeugt, aber weder das alles noch die Freude, die Meinen bald wieder zu sehen, kann mir den Abschied von München, der schon so nahe bevorsteht, leicht machen. Wie gerne ich den Winter wieder zurückkehrte, weißt Du; Du weißt aber auch, was ich verliere und in welches bedrängte Leben ich zu Hause wieder hineingehe. In der Tat, ich fürchte die zu große Liebe der Meinen ebensosehr wie die vielen Hemmnisse, die von geist- und weltlicher Seite mir entgegentreten werden. Wo finde ich den Geist Windischmanns wieder? Und doch möcht' ich alle Kräfte dransetzen, den in mir auszubilden und in andern zu erwecken. Aber wie nun, wenn ich jetzt, noch so sehr ein Schüler in dieser hohen Schule, noch schwach und nicht Meister über das eigene Herz, schon hinaus soll, um allein dem Ziel zuzusteuern? Doch nein, ich will darüber nicht klagen, will vielmehr auf Gott hinsehen und auf ihn vertrauen, der dem redlichen Willen nie seine gnädige Hilfe versagt.

Seit Deiner Abreise ist eine große innere Veränderung mit mir vorgegangen. Ich habe am Aloysiusfeste eine allgemeine Beicht abgelegt und gehe seitdem jeden Sonntag zur heiligen Kommunion. Ferdinand, Du weißt nicht, wie glücklich ich bin, welch ein Friede bei mir eingekehrt ist! Der ganze Greuel meines unglücklichen Jugendlebens liegt nun hinter mir [1] und komme ich mir wirklich vor wie einer, der aus heftigen Fieberschauern zum Bewußtsein wiederkehrt und überzeugt, daß die Krisis seiner Krankheit überstanden ist, nun mit kindlicher Freude das neue Tageslicht begrüßt, das ihm den Morgen eines neuen Lebens verkündet. Als heilender Arzt pflegt Windischmann den noch Schwachen, er, dessen überreiches Herz keine Grenze kennt, der irdische Schutzgeist dessen, der sich einmal an ihn angeschlossen. Ich gehe also nun weg, so weg, wie ich bin, und wenn ich etwas zu wünschen habe, so ist es nur, daß Gott mir Gnade gebe, meine Seelenruhe zu bewahren und die Keime, die Windischmanns freundlicher Geist in meine Seele gepflanzt, gedeihen und Früchte tragen zu lassen für die Ewigkeit. Noch eins! Jetzt bin ich Gott verlobt; ich habe mich ganz ihm dargebracht, und das tut mir so wohl, erhebt mich so unaussprechlich, daß ich nichts auf der Welt darum tauschen möchte.

Lieber Ferdinand, strebe doch auch aus allen Kräften danach, Gott recht rückhaltlos zu lieben, und laß Dich durch nichts Irdisches von dieser Liebe abziehen. Es gibt kein Glück ohne diese Liebe, und selbst der höchste irdische Glanz ist

---

[1] Dieser Ausdruck einer lebhaft aufwallenden inneren Bußstimmung, die gewöhnliche Begleiterscheinung beim ersten Aufschwung zu einem ganz gottgeweihten, höheren, geistlichen Leben, darf nicht mißverstanden werden. Daß Kolpings Lebenswandel bis dahin ein wohlgeordneter und ehrbarer, solider und frommer war, steht auf jede Weise fest.

ohne dieselbe auch nur ein glänzendes Elend. Setze überhaupt in nichts Irdisches Dein ganzes Glück, es ist so eitel. Hüte Dich, mein Lieber, vor einer Leidenschaft, sie sei welche sie wolle, und male Dir nur nicht in Gedanken ein Glück, das nie zur Ausführung kommen wird. Beschränke Deine Wünsche so sehr als möglich. Das Menschenherz wird des Wünschens nicht müde, wenn man ihm zuviel nachgibt. Fest und mit männlichem Mute gehe Deiner Bestimmung nach. Was Du Dir rechtlich erkämpfst, wird Dich belohnen; nur verfolge keine flüchtigen Bilder. Alles aber, auch das Kleinste im äußeren Leben, beziehe auf Dein moralisches Innere und sei Dir stets ein strenger Richter.

Heute hatten wir wieder eine Bischofsweihe, die des H. H. Dr Weis, nunmehrigen Bischofs von Speier. Es assistierten der Bischof Reisach und der hochw. Bischof Hofstaetter von Passau, ein Mann, der unsereinem einen ehrfurchtsvollen Schauer einflößt. Selbst Windischmann hält ihn für einen Heiligen. Das ist der, der auf dem Holze schläft, mit Gemüse einmal des Tages sich befriedigt und die Arbeit von zwei Menschen tut. Dabei verharrt er stundenlang, oft halbe Nächte im Gebet und was gewöhnlich damit zusammenhängt. Die Erscheinung des Mannes hat einen fast wunderbaren Eindruck auf mich gemacht. Man glaubt ein höheres Wesen vor sich zu sehen, das eine unwiderstehliche Macht auf alles ausübt, was ihm nahe kommt. Wir standen bei der Weihe wieder an unserem alten Platze, nur hatte man uns eine Bank hingestellt, und statt Dir hatte ich Asselborn hineingearbeitet.

Sonst geht alles seinen gewöhnlichen Gang in der Stadt und in unserem Hause, nur — ist Margareth [1] schon am andern Morgen nach Deiner Abreise auch auf immer nach der Heimat gereist. Das Gewitter war schnell, aber wirksam. Jetzt ist's im Hause außerordentlich still, was mir nicht wenig lieb ist. Die Wirtin ist und scheint eine oberflächliche Protestantin zu bleiben, bei der nichts einen dauernden Eindruck macht. Ich begnüge mich auch damit, ihr hin und wieder derbe Wahrheiten zu sagen. Gottes Gnade gehört zu jedem guten Werke, und der darf der Mensch nicht widerstehen.

Noch eine traurige Neuigkeit ist, daß Maler Ittenbach gefährlich krank im Krankenhause liegt. Was ihm eigentlich fehlt, ist noch schwer zu sagen. Vielleicht entwickelt sich das Schleimfieber daraus. Von Hause habe ich Nachricht bekommen, auch 40 Thlr Geld, womit ich aber nicht auslangen werde. Ich habe schon um Zuschuß nach Hause wieder geschrieben. Von Bonn haben wir auch Briefe erhalten, und von Schüller ist einer angekommen. In der Heimat geht alles seinen alten, gewohnten Gang. . . .

Bei H. Prof. Döllinger bin ich fast Bibliothekar geworden, fast alle Tage bin ich in seiner Bibliothek und arbeite. Er ist ein herzlicher, guter Mann, den man nur von der rechten Seite kennen muß. Ein paar gute, brauchbare Werke habe ich von ihm zum Geschenk erhalten, zusammen wohl 16 Bände. An dem Manne verliere ich einen trefflichen Führer in meinen Studien. Überhaupt verliere ich München in jeder Beziehung. Vielleicht befolge ich noch Döllingers

[1] Einer der in München studierenden Rheinländer.

Rat und erbitte mir von unserem Koadjutor die Erlaubnis, nach München zurückkehren zu dürfen. Dann aber fragt es sich, ob das in seiner Macht steht. Ich will mich aber ganz in Gottes Willen fügen und annehmen, was kommt.

Merz geht direkt nach Hause, und werde ich nur mit Peiffer allein meine Reise antreten, und zwar, so Gott will, am 1. August. Bis zum 9. oder 10. bin ich dann in Fügen, NB. wenn Du noch da bist [1]. Sehr würde es mich freuen, Dich noch zu finden. Aber Du fürchtest, die Gastfreundschaft der geehrten Gräfin zu lange in Anspruch zu nehmen. Darüber würde ich, wenn ich an Deiner Stelle wäre, mir ein sehr kleines Gewissen machen. Die Leute sehen Dich ja gerne da, was kümmert Dich das übrige? Allerdings ist es etwas anderes, wenn das Verhältnis zur Gräfin L. dazu kommt. Da mußt Du mit Dir selbst vorsichtig zu Werke gehen. Gar leicht ist man gefesselt, ehe man sich's versieht, und dann wird's schwer, der Bande los zu werden. Warum, wenn Du gegründete Hoffnung hegst, gehst Du aber so lang um sie herum? Unschlüssigkeit, Zaghaftigkeit taugt nie und nimmer. Sag es ihr offen, mit männlicher Entschlossenheit, mit dem festen Entschluß, wird Deine Bitte ungnädig aufgenommen, alsobald das Haus und das Tal für immer zu verlassen. Nimm mal Deine ganze Kraft zusammen und zeige Dich als was Du bist, als Mann. Ich liebe das halbe, sentimentale Wesen nicht. Du gewinnst dabei auf jeden Fall, entweder eine Aussicht in eine glücklichere Zukunft oder Ruhe doch von quälenden Gedanken. Diesen Rat habe ich Dir diesen Winter schon gegeben, und ich wiederhole ihn jetzt nochmal, aber auch nicht wieder. Wenn Du künftig schreibst, so mußt Du derartige Angelegenheiten auf ein eigenes Blättchen beilegen, denn ich werde den Brief herumgeben müssen, besonders da sie sich alle dazu gemacht haben, Dir zu schreiben.

Asselborn besucht mich zuweilen; er ist ein schlichter, guter Mensch, den ich gern bei mir sehe. Für Dich ist er sehr eingenommen. Die herzlichsten, besten Grüße hat er mir an Dich aufgetragen. Aber was sagst Du dazu? an meinem Namenstag (17. Juni) habe ich zwei Flaschen guten Rheinwein zum besten gegeben, und darin hat sich die ganze Gesellschaft einen Hieb getrunken. Dann hat Peiffer am Petri-Paultage eine große Kaffeevisite gegeben, dann Paruit und zuletzt (am verflossenen Sonntag) die Feldmaus [2]. Da haben wir denn Dich recht hochleben lassen; leider war das alles, aber Du befindest Dich bei Deinen Gräfinnen ja auch wohl aufgehoben. Noch an eines muß ich Dich

---

[1] Maler F. Müller genoß zur Zeit die Gastfreundschaft einer Gräfin Dönhoff in Fügen im Zillertal. Kolping, der auf die Kunde von der Erkrankung seines Bruders die Reise beschleunigen wollte, reiste 1. August 1842 allein von München ab und traf über Tegernsee und Achensee am 3. August in Fügen mit dem Freund zusammen.

[2] Der damalige Student der Theologie, Wilhelm Feldhaus, nachmals Repetent im Theologenkonvikt zu Bonn, von wo aus er im Dezember 1853 in die Gesellschaft Jesu eintrat. Er starb als verdienter Missionär in Brasilien zu Porto Alegre am 7. September 1886.

erinnern, nämlich an eine kleine Sammlung hübscher getrockneter Alpenblumen, die Du mir aufbewahrst, bis ich zu Dir komme. Dein Gruß an Windischmann ist abgelegt worden, und er hat sich recht gefreut, daß Du seiner noch gedacht. Überhaupt lebst Du unter den Theologen in gutem Andenken, wie Du aus den [beigelegten] Briefchen sehen wirst.

Bis zum Ende der künftigen Woche wird schon eingepackt, und mir ist so sonderbar bei dem Gedanken zu Mute. Noch eine Neuigkeit. Kaum warst Du fort, und ich gehe dann nun so herum, immer meinend mir fehle was, da bin ich wieder auf den fatalen Einfall geraten, mir Tabak zu kaufen, um mir die Grillen, d. h. die einsamen Stunden, wo ich nicht mehr mit Dir schwatzen und disputieren kann, zu vertreiben. Nun sitze ich wieder da und rauche nach gewohnter Weise, nur verbrauche ich weniger Tabak — fast vier Wochen über einviertel Pfund. Du wirst mich mit Recht tadeln, aber bei mir selbst regt sich schon die Lust wieder, es ganz dranzugeben. Indes habe ich seitdem keine Magenbeschwerden mehr und werde ich es folglich, solange ich in München bin, fortsetzen, dann aber versuchen, mich des überflüssigen Möbels zu entledigen für immer. Du mußt nun aber wieder bald schreiben, da ich wissen muß, ob ich Dich noch im Zillertale treffen werde. Ich richte meine Reise danach ein.

Mit Döllingers Portraits wills noch nicht recht fortrücken, indes denke ich doch zu Hause 25 Exemplare abzusetzen, über ein Dutzend sind schon bestellt. Aber was soll ich mit dem Kunstverein machen? Ich werde kaum so viel Geld übrig behalten, als zu meiner Reise erforderlich ist, da meine Gönnerin gerade jetzt nicht über viel Geld zu disponieren hat. Er wird also bessere Zeiten abwarten müssen, nicht wahr? Dein Bild hängt in dem nördlichen Zimmer und ist mir die Zeit her recht willkommen gewesen. Von den übrigen Malern höre und sehe ich nichts mehr, komme aber auch wenig in die Stadt. Unsern Tisch haben wir wieder in die christliche Wirtschaft zum Achaz verlegt, und nun schmeckt mir auch das Essen wieder. Das wären die Neuigkeiten all, die ich Dir zu schreiben wüßte. Nun leb wohl, mein Lieber, denke mein in Deinem Gebete wie ich Deiner gedenke, und mit Freuden werden wir uns bald wiedersehen. Grüße mir — doch wen? Nun, die Du lieb hast, und sei versichert der herzlichsten Freundschaft Deines Adolphs stud. theol.

Kolping an Joseph Brinkmann, Marienplätzchen 13, Köln[1].

Bonn, den 19. November 1842.

Lieber Joseph! Ärgere Dich nicht über das kleine Briefchen, ich will Dir doch so viel darin schreiben, daß Du zufrieden sein kannst. Jetzt eben auf der Stelle habe ich ein Briefchen erhalten von — unserem lieben Müller[2]. Mit zitternder Freude habe ich es gelesen. Der sitzt wohlbehalten in Blatzheim

[1] Das Original dieses Briefes wurde vom hochseligen Kardinal Antonius Fischer als teueres Andenken dem Gesellenverein von Köln zum Geschenk gemacht. — Brinkmann war ein Jugendkamerad Kolpings aus Kerpen.

[2] Maler Ferdinand Müller aus Blatzheim, Kolpings nächster Jugendfreund.

auf der Kirmes und schreibt von da aus, da er sich kaum da zurechtgefunden. Wie bin ich froh, daß er wieder gesund und wohl da ist, er hat mir wirklich in der letzten Zeit Sorge gemacht. Gestern vor 8 Tagen ist er an Bonn vorbeigefahren (sein Briefchen nämlich ist, ich weiß nicht wie, 8 Tage zu spät angekommen), Du hast Dich also nicht zu beklagen, wenn er auch nicht bei Dir angerufen hat. Sein Grund war der: Samstag war's und zwar vor ihrer Kirmes, auch abends schon 6 Uhr, als er in Köln ankam; nun wollte er noch nach Hause, um die Seinigen zu überraschen. Dich aufsuchen konnte er kaum, da er nicht wußte, wo Du wohntest. So ist er denn noch nach Kerpen gelaufen, hat an meinem Hause angerufen, und als er mich nicht fand, nach Blatzheim geeilt, wo er abends um 11 Uhr angelangt ist. Nun schreibt er mir, daß er in der verflossenen Woche nach Nideggen gehen wolle, von da nach Keldenich und mich dann in Bonn aufsuchen wolle. Dann kommt er auch zu Dir nach Köln. Noch 14 Tage können darüber hingehen. Es hat ihm übrigens sehr gut gegangen während der Zeit, wie er Dir mündlich erzählen wird. Wie sollte es dem Müller aber auch nicht gut gehen?

Deinen lieben Brief habe ich zu seiner Zeit erhalten. Du bist also wieder hergestellt! Laß uns Gott danken, der alles wohl macht. Mich hat die Nachricht sehr gefreut, da ich, ich will Dir's nicht verhehlen, über Deine Krankheit meine eigenen Bedenken hatte. Benütze nun, lieber Joseph, Deine Dir von Gott wiedergeschenkte Gesundheit zu seiner Ehre und deinem Heile. Gott straft entweder, wenn er Leiden schickt, oder er prüft. Hat er das erstere getan, dann hat er Dich strafen wollen zu Deiner Besserung, und es kommt nun auf Dich an, Dir neue Strafen zu ersparen; hat er aber das letztere getan, so wollte er Dich durch das Leiden mehr an sich heranziehen, wollte Dir das Leiden zu einer Vorbereitungsschule zur Seligkeit machen. An das erstere denkt der sündige Mensch und dankt für die väterliche Züchtigung, das letztere ist dem Christen ein Fingerzeig der göttlichen Liebe, ein Beweis von der väterlichen Güte, die eben die Leiden für die geeigneten Mittel hält, dem folgsamen Kinde Gelegenheit zu geben, in demütiger Hingabe an Gott sich zu üben. Überlege, lieber Joseph, was Gott wohl mit Dir vorhat, und bestrebe dich dann mit allen Kräften, seinem heiligen Willen nachzukommen. Das ist nämlich die nächste und wichtigste Aufgabe in dem Leben des Christen. Damit Du aber das recht inne werden mögest und Dir der Wille Gottes immer recht klar werde, bete oft und von Herzen, gewöhne Dich an einen häufigeren Gebrauch der heiligen Sakramente, denn darin ist die frische Lebensquelle des Christen, befleißige dich dann, fern von dem wüsten Treiben der Welt, treu deine Berufspflichten zu erfüllen um Gottes willen. Tust Du dies, dann wirst Du auch bald erfahren, was Du in Bezug auf die andere Angelegenheit, von der Du mir geschrieben, tun sollst. Ich kann Dir darin kaum raten, denn es gilt ja die freie Hingabe zweier Leute, die für immer beisammen bleiben müssen. Das Herz läßt sich nicht befehlen, und guter Rat ist da auch schwer zu erteilen. Eines jedoch möchte ich Dir vorhalten: Tue keinen entscheidenden Schritt, bevor nicht deine Gesundheit ganz wiederhergestellt ist. Das, meine ich, bist Du nicht allein den Leuten, womit Du Dich verbinden willst, sondern auch Dir

selber schuldig. Übrigens muß ich Dir aber ein festes, entschiedenes Handeln überhaupt anraten, sonst verlierst Du nicht allein das Zutrauen und die Achtung der Leute, sondern wendest auch die Herzen Deiner Freunde von Dir ab. Was Du einmal als recht erkannt, das mußt Du verfolgen, und koste es Deine ganze Aufopferung. Merke wohl, danach bestimmt sich der Wert des Menschen.

Du fragst, wie es mir geht. Je nun, wie überall recht gut. Gott dienen und seine Pflicht tun, kann man ja überall. Auch bin ich, Gott sei Dank, recht gesund und habe tüchtige Studierlust. Mit der Universität habe ich wenig zu schaffen, es ist aber auch nicht viel da zu holen. Man darf wohl wünschen, daß es dort besser werden möge. Sonst kümmern mich Bonn und seine Studenten nicht sehr. Ich kann mich mit den letzteren nicht abgeben, da ich vollauf Arbeit habe, wenn ich bis zum künftigen Herbst will ins Seminar treten. Es hängt dies noch von der neuen Gestaltung im Seminar wie an hiesiger Universität ab.

Vielleicht komme ich mit Müller nach Köln zum Besuch, jedenfalls komme ich in einigen Wochen. Ich wohne Sternenstraße Nr 284, wohin Du künftig Deine Briefe adressieren kannst. Es gibt auch sonst nichts Neues von Bedeutung hier. So muß ich also mit der Bitte schließen, an Effenberger und Karl Statz meine Grüße abzulegen, sowie an deinen Bruder und Geerlings und Haven, überhaupt an jene, mit denen ich noch irgendwie zusammenhänge und die Dir nahestehen. Sei versichert, daß ich Deiner stets in Liebe gedenke und nicht aufhöre, für Dein Wohl zu beten, da doch alles Gute nur von Gott kommt. Lebe wohl, lieber Joseph, und vergiß auch meiner nicht.

Dein treuer Freund Adolph Kolping
stud. theol. cath.

Sei so gut und besorge das inliegende Briefchen an den H. Doktor, wenn möglich gleich.

Elberfeld den 4. November 1846.

An ein hochwürdiges Erzbischöfliches Generalvikariat in Köln [1].

Gegen Ende Juli c. a. habe ich Unterzeichneter bei dem hochwürdigen Erzbischöflichen Generalvikariat einen Bericht eingereicht, worin ich die volle Kompetenz einschließlich des Gehaltes als Religionslehrer für den Fall in Anspruch nahm — und wie ich glaube hinlänglich rechtlich begründete —, daß die dritte Kaplanstelle hierselbst, zu deren Gunsten jene 100 Th. von der Religionslehrerstelle temporär mir abgezogen worden, nicht besetzt ist [2]. Dieser Fall ist von Januar

[1] Nach Kolpings Konzept.

[2] In Elberfeld bestanden für die beiden Kapläne, die wie gute Brüder in allem Hand in Hand gingen, sehr schwierige Verhältnisse. Bei erdrückender Arbeit war ihre äußere Lage so peinlich eingeschränkt, daß Kolping schon unter dem 9. Januar 1846 in einem vertraulichen Schreiben an den Generalvikar Dr Baudri die Frage erörterte, ob er nicht zugleich mit Kaplan Steenaerts um Versetzung einkommen sollte. Schon die Enge der gemeinsamen Wohnung im Pfarrhaus hatte die größten Unzuträglichkeiten im Gefolge, der Kirchenvorstand aber erwies sich gegen alle Wünsche und Forderungen unerbittlich karg. Er mochte eine Pflicht darin erkennen, denn

dieses Jahres bis Juni eingetreten und meiner gerecht erkannten Forderung setzte trotzdem der Kirchenvorstand beharrliche Weigerung entgegen. Auf jenen oben benannten Bericht erhielt ich keinen offiziellen Bescheid, doch wurde mir von seiten des hochw. Generalvikariates insinuiert, daß meinen Wünschen gemäß an den hiesigen Kirchenvorstand die Weisung ergangen sei, meiner Forderung zu genügen. Dasselbe wurde mir vom Präsidenten des Kirchenvorstandes mündlich eröffnet, zugleich aber bemerkt, daß sich trotzdem im Kirchenvorstande mehrere Stimmen gegen die Ausführung der Erzbischöflichen Entscheidung ausgesprochen hätten. Mit Vertröstungen wurde ich indes hingehalten. Mittlerweile hat der Kirchenvorstand, besonders auf Betreiben des Herrn Pfarrers, die Sache als Rechtsfall. die Kompetenz der Erzbischöflichen Behörde in Frage stellend, an das Forum der weltlichen Behörde gebracht, von dort eine Änderung des Erzbischöflichen Beschlusses erwartend. Die weltliche Behörde hat aber nun selbst dem Kirchenvorstand ihre Inkompetenz in diesem Falle erklärt, worauf sich derselbe dann gestern nochmals versammelte und laut beiliegendem Protokoll die Sache wiederum zur Beratung zog. Das Ergebnis ersieht eine hochwürdige Erzbischöfliche Behörde aus dem Protokoll selbst.

Ich habe sehr wenig darauf zu erwidern. Ich behaupte nochmals und entschieden, gestützt auf die oben angeführte Eingabe, meinen rechtlichen Anspruch auf meine volle Kompetenz inkl. des Gehaltes als Religionslehrer im Falle der Erledigung der dritten Kaplanstelle, und habe also an den katholischen Kirchenvorstand hierselbst die rechtmäßige Forderung von 41 Th. 20 Sgr. Der Kirchenvorstand verweigert mir mein Recht, so erbitte ich mir denn von meiner geliebten Behörde mein Recht, das dieselbe selbst anerkannt hat. Der Kirchenvorstand respektiert indes die Entscheidungen der Erzbischöflichen Behörde nicht; ich aber kann und will mich der Willkür des Kirchenvorstandes von Elberfeld nicht unterwerfen und lege hiermit meine Stelle wohlbedacht und wenn auch mit Schmerz doch entschieden in die Hände meiner geistlichen Behörde nieder, die nicht wird zugeben wollen, daß ihren Söhnen rücksichtsloses Unrecht zugefügt wird. Ich stehe hiermit also — wenn der Kirchenvorstand nicht seinen Beschluß zurücknimmt und meinem Rechte Raum gibt, jeder sonstigen Verwendung zu

---

die Pfarrei war mit Schulden schwer belastet. Die Kapläne aber suchten wahrhaft nur das Wohl der Pfarrei, indem sie kämpften um die eigene Existenz. Kolping hatte schon am 9. Januar an Dr Baudri geschrieben:

„Ich bin der Ansicht, die ich so zu rechtfertigen gemeint habe, daß wir vorläufig bleiben, nicht weichen, so lange nämlich es möglich auszuhalten ist. Wir sind von Arbeit überladen, an Ruhe ist nicht zu denken, unsere Studien liegen gänzlich danieder, alles, was geschieht, ist und bleibt Skizze — Gott sei Dank, daß die katholische Kirche ein opus operatum ist — oft kann man das Verlangen nach Erleichterung nicht wohl unterdrücken, besonders jetzt, wo der dritte Kaplan wieder auf unbestimmte Zeit fehlt — und doch wollen wir redlich aushalten. Aber das mindeste, was wir verlangen können, wäre doch, daß unsere häuslichen Verhältnisse leiblich geordnet würden, daß wir die notwedige Pflege hätten, ohne die wir nach allen Seiten aus den Fugen geraten werden und es zum Teil jetzt schon sind...."

Diensten, wobei ich nur die einzige Bitte beifügen möchte, auf meine dürftige Lage (die sich in Elberfeld gewiß nicht gebessert hat) in etwa Rücksicht zu nehmen.

Außerdem finde ich mich veranlaßt — im Falle auch der Kirchenvorstand sich zur Anerkennung dieser Forderung herbeilassen sollte, mich nochmals auf jene Verfügung der hochwürdigen Erzbischöflichen Behörde vom 3. Mai 1844 (C I 5 Nr 1345) zu beziehen, die nach ihrem Wortlaute nur die Person meines Vorgängers H. Kaplan Frings betreffen kann. Es heißt ausdrücklich darin: die Bestimmung sei zu treffen solange der Kaplan Frings Religionslehrer ist und jene 100 Th. bezieht. Als ich in die Stelle von H. Frings eintrat, wurde mir diese Klausel nicht notifiziert und in meiner Ernennungsurkunde sich auch darauf keineswegs bezogen. Ich bin des Dafürhaltens, daß mich demnach die Verfügung persönlich nicht trifft, weshalb ich mich für deren Anwendung jetzt und für die Zukunft pflichtmäßig verwahre. Wenn aber der Kirchenvorstand in gegenwärtigem Falle das Recht nicht anerkennt, um wie viel weniger werde ich mit dieser Forderung durchdringen. Der Religionsunterricht wird mir in solcher Weise verleidet und kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, denselben in andere Hände gelegt zu sehen.

Gütige Berücksichtigung meiner Anliegen und väterliche Fürsorge in meiner Lage, in der ich nicht mit Liebe und deshalb nicht mit Erfolg wirken kann, erbittet sich

Einem hochwürdigen Erzbischöflichen Generalvikariat
gehorsamster Sohn

Ad. Kolping.

5. September 1847.

Seinen Engeln hat er deinetwegen Befehl gegeben, daß sie dich beschützen auf allen deinen Wegen (Ps 90, 11).

Meine geliebten Zuhörer! [1]

Statt der sonst üblichen Predigt habe ich heute eine Angelegenheit zur Sprache und damit zur Kenntnisnahme der Gemeinde zu bringen, die ich von ganzem Herzen euch empfehlen soll und will. Es betrifft das den nunmehr vor einem Jahre [2] in hiesiger Gemeinde neu und eigentümlich gegründeten Jünglingsverein, der an diesem Morgen dort vor Gottes Altar durch Teilnahme am heiligen Sakramente sein jährliches Stiftungsfest feierte, Gott dankend für guten Anfang und bittend um ferneres Gedeihen. Schon oft ist hindeutend auch an

[1] Nach einem Handschriftenstück im Archiv des Gesellenvereins zu Mettmann. Die Sache rührt jedenfalls von Kolping her, der zur Zeit bereits als Präses dem Verein vorstand; auch die Schrift ist wohl die seinige, nur sorgfältiger und gefälliger, als er meist zu schreiben pflegte, so daß sie nicht an ein Konzept denken läßt, sondern an eine gleichzeitige Abschrift, die sich jedoch auf dieses geschichtliche Exordium beschränkt.

[2] Der Verein betrachtete den 31. August 1846 als Stiftungstag, die Predigt scheint also gehalten am 29. August 1847 oder, was durch den Text des Schutzengelfestes wahrscheinlicher wird, am ersten Sonntag des September (5. Sept. 1847).

dieser Stelle von diesem Vereine die Rede gewesen, es haben manche von euch wohl zuweilen eine Schar rüstiger junger Männer sehen mitsammen zum heiligen Tische gehen, auch sonst bei festlichen Gelegenheiten haben sich dieselben wohl bemerklich gemacht, hin und wieder ist Kunde davon zu einzelnen gedrungen, indes mag es doch den meisten von euch noch nicht recht klar geworden sein, was es mit diesem Vereine auf sich habe, zu was er da sei, wer dazu beitreten könne und warum ich heute gar gerade diesen Verein zum Gegenstande meiner Rede nehmen möge. Da ich aber aus gar mancherlei Gründen die Kenntnisnahme des Vereins für die ganze Gemeinde ersprießlich erachte, da ich gar glaube, daß die Kunde derselben sehr willkommen sein wird, so werde ich heute mich über Zweck und Bedeutung des Vereins weitläufiger aussprechen, dabei Gelegenheit nehmen, dem einen oder andern unter euch denselben näher vor die Seele zu halten.

Und warum heute erst nach einem Jahre davon öffentlich geredet wird, da ja Gemeinnütziges nicht schnell genug zur allgemeinen Kunde gelangen kann? Auch darauf dürfte ich vorderhand schon die Antwort nicht schuldig bleiben.

Unser Verein ist keine Bruderschaft, hat keinen vorherrschend kirchlichen Zweck, hat vielmehr eine mehr weltliche Unterlage. Da galt es, erst seine Haltbarkeit zu prüfen, das Interesse der Beteiligten zu stärken und an dem sittlichen, nachhaltigen Ernst der Gegenwart das Schicksal der Zukunft in etwa vorauszubestimmen. Wenn die Gesinnungen eines Menschen sich ein Jahr lang gleich bleiben, darf man schon einiges Vertrauen in denselben setzen, und hält das Bedürfnis der Vereinigung auf ein bestimmtes Ziel hin ein Jahr in wachsender Stärke, darf man mit Freuden hoffen, daß die Zukunft des Guten noch mehr zu Tage fördert.

Elberfeld, 26. November 1847.

Bildungsverhandlung des Hilfsvereins [vom hl. Karl Borromäus] zu Elberfeld [1].

Sich dem Verein vom hl. Karl Borromäus als Mitglieder anzuschließen, einen Hilfsverein für die hiesige Pfarrgemeinde zu bilden und die Wahl eines Vorstandes vorzunehmen, versammelten sich die Unterzeichneten unterm heutigen Tage im Pfarrhause dahier.

Nach Einsicht des Statuts vom 20./22. März 1844, der Geschäftsordnung und des Organisationsplans für die Hilfsvereine vom 12. Mai 1846, nach eigenhändiger Unterzeichnung des anliegenden Verzeichnisses (§ 9 des Statuts) wurde allseitig gelobt, die Zwecke des Vereins nach Kräften zu fördern, und dann zur Wahl des Vorstandes geschritten.

Gewählt wurden:

1. Zum Vorsitzenden Herr Pfarrer Friderici,
2. Stellvertreter Dr Deyks, Adv. Anw.,
3. Sekretär Kolping, Kaplan,
4. Schatzmeister Arens, Kaplan,
5. Als fünftes Mitglied Breuer, Lehrer.

[1] Nach Kolpings ursprünglichem, eigenhändigem Protokoll.

Der Anschluß des Vereins soll sofort vollzogen werden durch Übersendung einer vom Vorstande beglaubigten Abschrift dieser Verhandlung an den Ausschuß des Hauptvereins zu Bonn.

So geschehen zu Elberfeld den 26. November 1847 [1].

Kolping an einen ungenannten Herrn. Köln, 12. Februar 1853.

Als Rückäußerung auf das verehrliche Anschreiben des Herrn Oberbügermeisters von Trier, welches mir gestern von Ew. Hochwohlgeboren mit dem Ersuchen zugegangen ist, die bezügliche Auskunft zu erteilen, glaube ich, folgendes mitteilen zu sollen:

Der unter dem 20. Oktob. 1850 und dem 9. Nov. 1851 errichtete „Rheinische Gesellenbund", seitdem unter dem allgemeinen Namen „Katholischer Gesellen-Verein", in ganz Deutschland und hin und wieder über seine Grenzen hinaus bekannt, besteht aus einer freien Vereinigung einzelner katholischer Gesellen-Vereine, deren Generalstatuten dem beiliegenden Lokal-Statut des Kölner Vereins vorgedruckt sind. Diese beiden zusammengehörigen Statuten zeigen die innere und äußere Organisation der Vereine in den Hauptzügen.

Demnach erscheint der Gesellenverein als ein geselliges und bildendes Casino unter der Leitung eines geistlichen Präses und Mitwirken tüchtiger Lehrer und angesehener Bürger, welche durch ihr moralisches Ansehen diese Anstalt im Innern zu heben und nach außen zu vertreten haben. Am zweckmäßigsten hat sich überall herausgestellt, wenn die Anstalt auf Privatwegen eröffnet und als solche behandelt wurde. Die jungen Leute schließen sich lieber an. Wenn dann der Vorstand mit opferfähigem Eifer und zäher Geduld sich diese Sache zu Herzen nahm, ist sie noch überall gediehen. Überall hängt dies zum größten Teil vom Vorstande ab. Das Lokal darf kein Wirtshaus sein. Alle Vereine verkümmern in den Wirtshäusern und gehen bald daran zu Grunde. Wir haben die Freude zu bemerken, wie der Verein bei den besonneneren Gesellen und Meistern immer mehr Anklang findet, so daß wir jetzt die Teilnahme allenthalben als sehr groß bezeichnen dürfen. Zählen wir doch in Deutschland bereits an 40 Vereine, in denen sich, trotzdem daß die meisten erst binnen Jahresfrist entstanden sind, zwischen 5000 bis 6000 Gesellen befinden. Die Kosten für den Verein deckt in der Regel die Bürgerschaft, und hat der Vorstand die Beschaffung zu besorgen.

Was nun den Einfluß auf die Moralität betrifft, so dürfen wir mit einiger Zuversicht auf das Zeugnis der öffentlichen Behörden wie der uns nahestehenden Bürgerschaft verweisen. Ist doch die Moralität das einzige Erfordernis, was wir strenge fordern, da nur auf diesem Boden der Verein gedeihen kann und die Besserung unserer Zustände zu erzielen ist. Darin aber liegt der haltbarste Grund

[1] Zur Bezeugung folgen 11 Unterschriften, darunter die 3 geistlichen Vorstandsmitglieder, ferner die Einzeichnung von 24 „Vereinsmitgliedern" und 3 „Teilnehmern". Adolf Kolping zeichnet zweimal, in seiner Eigenschaft als Kaplan an sechster Stelle und noch einmal als „Präses des Jünglingsvereins" an zwölfter Stelle.

seiner Lebensfähigkeit. Diese ist zwar noch von anderweitigen Bedingnissen, namentlich durch einen engen Anschluß ans konfessionell-kirchliche Leben abhängig, dies aber ist unsere nächste Sorge, die sich in der Errichtung von Hospitien, Herbergen mit Gesellen-Verein unter geistlicher Leitung, auszusprechen im Begriffe steht. Was bis jetzt besteht, hat seit 7 Jahren sich als praktisch bewährt. Die immer größer werdende Zahl der Vereinsmitglieder, ihre durchweg gute Haltung ist der beste Beweis.

Wir glauben, daß der Gesellen-Verein nach unserer Einrichtung zunächst wichtige Bedürfnisse des Gesellenstandes deckt, daß viel Gutes und Segensreiches aus ihm werden kann, und möchten alle, denen diese wichtige Menschenklasse nicht gleichgültig ist, dringend auffordern, mit uns zusammenzuwirken, damit wir zu gemeinsamem Ziele kommen.

Bei Errichtung solcher Vereine muß aber mit besonnener Vorsicht zu Werke gegangen werden, und schaden dort kleine Mißgriffe oft auf lange hinaus. Wir sind gern erbötig, falls sich ein tüchtiger geistlicher Präses findet und auch nur ein paar Büger, die nicht Meister sein sollen, sich an der Sache beteiligen wollen, die nötigen Weisungen nach Trier gelangen zu lassen, damit die nötigsten Vorbereitungen getroffen werden. Die Eröffnung und weitere Einrichtung der Anstalt würde dann binnen ein paar Wochen notwendig werden. Ist auch nur der mäßigste Erfolg abzusehen, finden sich auch nur 20 ordentliche Gesellen ein, werde ich gern nach Trier kommen, um hilfreiche Hand zu leisten. Mit Trier wäre dann der ganze Kreis rheinischer Städte in unserer Verbindung vertreten, so daß jedes ordentliche Mitglied überall bei uns Schutz und Halt fände, falls er auf die Wanderschaft geht.

Indem ich den Statuten eine früher erschienene Broschüre beilege, die den Anstoß zu weiterer Ausdehnung des Vereins gegeben hat und die einiger Beachtung wert sein dürfte, biete ich im Namen unseres Vereins nochmals jede Hilfe an, die wir nur gewähren können.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener

Ad. Kolping.

Kolping an Vikar Goller in Krefeld. Köln, 8. März 1853[1].

Lieber Goller![2] Anbei folgt das Dokument. Wenn es hat auf sich warten lassen, lag die Schuld nur an der Krankheit unseres Sekretärs, der die Dokumente ausfertigt. Sehr freut es mich, daß es so gut bei euch geht, und wenn ich so könnte, wie ich möchte, würde ich gewiß bald bei euch sein. Leider läßt sich das jetzt noch nicht machen, da ich gar sehr in der Arbeit stecke und vor Ostern auch nicht daraus zu kommen weiß. Gleich nach Ostern aber ziehen wir ins Hospitium[3]

---

[1] Nach beglaubigter Abschrift.

[2] Joseph Goller, geboren zu Hagen 1821, Pfarrvikar an der Hauptkirche in Krefeld seit 4. September 1847, kam 1858 als Pfarrer nach Simmerath (Dekanat Montjoie).

[3] Das erste Gesellenhospiz in Köln, für das seit 1850 geeifert und gesammelt worden war. Vgl. diese Zeitschrift LXXXV oben S. 134.

ein und dann geht die Arbeit erst los. Doch werde ich spekulieren, was sich machen läßt. Grüße mir freundlich die Burschen, den Vorstand und die Konfraters und vergiß vor Gott nicht Deines Ad. Kolping, D. V.

Kolping an Vikar Joseph Metz in Regensburg [1].

Köln, den 21. April 1853.

Mein lieber Konfrater! Wenn meine Antwort auf Ihr liebes Schreiben vom 31. v. Mts. etwas lange hat auf sich warten lassen, dürfen Sie das mir, besonders jetzt, nicht hoch anrechnen. Mit meinen Arbeiten, besonders mit meiner Korrespondenz, geht es eben so gut es kann. Wir sind in der Einrichtung des Hospitiums begriffen und da können Sie wohl denken, wie es mir im Kopf herumgeht. Durch H. Dr Lang [2] aus Augsburg ist mir Nachricht über die Bildung eines Gesellenvereins in Regensburg zugekommen ungefähr 14 Tage vor Ankunft Ihres Briefes. Ich danke Gott, daß er doch nun einmal da ist, wenn auch noch so klein und armselig nach außen, wie er mir durch Sie geschildert wird. Besser bescheiden und demütig anfangen und stark und mutig mit Gott weiterführen und siegreich zu Ende — zur Vollendung bringen, als im Anfange viel Spektakel machen und hintennach über aller Arbeit den Mut verlieren. Auch schadet es gar nicht bei den Burschen, wenn sie sehen, wie eine solche Sache Mühe und Plage, Geduld und Opfer kostet; sie schätzen sie besser. Wir haben selbst anfangs hier in Köln in einem schlechten Schulzimmer gesessen, haben uns ärmlich und kümmerlich durchschlagen müssen, bis das Eis oben und unten brach und es dann flotter ging. Die Hauptsache ist, daß man selbst den Mut nicht sinken läßt, daß man die Geduld nicht verliert, sich in der Treue an der Sache nicht wankend machen läßt. Die jungen Leute müssen endlich vor allen Dingen lernen, an uns glauben, an unsere christliche Liebe und Opferwilligkeit, an unser *christliches Herz*. Dann erst glauben sie auch wieder an sich selber und lassen sich dann um so leichter regieren. Im Anfange muß man nicht *zu viel* tun wollen, nur soll man das Wenige gut zu tun suchen. Sehr viel liegt allerdings an einem passenden, wenn möglich angenehmen Lokal, wo sich die Leute *gern*, *frei* und wie *daheim* bewegen können. Sie müssen ein solches Lokal immer im Auge behalten, auch wenn Jahre darüber vergehen, bis Sie es herrichten können.

Die Hauptunterrichtszweige mit einiger Vorliebe behandelt macht Lust an der Sache.

Jetzt beim kommenden Sommer müssen Sie die Leute nicht zuviel mit Unterricht plagen, dafür passende Gelegenheit suchen, sich mit ihnen zu erheitern oder zu unterhalten, Spaziergänge arrangieren an den Sonntagnachmittagen, damit Sie mit den einzelnen persönlich bekannt werden und ihre Art und Weise lernen. Wenn man erst des Menschen Art und Weise kennt, ist er bald behandelt und — gewonnen. Gehen Sie bei allem langsam vor, damit man ruhig seine

[1] Neuere Abschrift.

[2] Dr Ludwig Lang, der verdiente Herausgeber des „Sonntagsblatt".

Beobachtungen machen und das Passende einrichten kann. Erst wenn die Sache in sich ein wenig erstarkt ist, kann ein öffentliches Hervortreten nicht schaden. —

Allerdings möchte ich selbst gern einmal wieder auf Reisen gehen, besonders nach Bayern, wo in jüngster Zeit mehrere neue Vereine entstanden sind, aber in diesem Jahre werde ich wohl darauf verzichten müssen. Wenn ich gegen den Herbst nicht zur Katholiken-Vereins-Versammlung nach Wien gehe, was ich sehr bezweifle, kann ich dieses Jahr nicht weit laufen. Sollte ich nach Wien gehen, komme ich entweder die Donau herauf oder fahre hinunter, und werde dann natürlich auch nach Regensburg, Passau kommen. Ich kann eben auch noch lange nicht immer wie ich wohl möchte. Noch liegt zuviel auf mir allein, als daß ich mit einiger Freiheit mich bewegen könnte. Will's Gott, wird's in Zukunft wohl besser werden. Wir müssen uns vorderhand als mit mageren Briefen behelfen. Dabei aber versäumen Sie nicht, mir mitunter Nachricht zu geben, wie es bei Ihnen geht und steht, auch sorgen Sie mit, daß die bayerischen Vereine untereinander sich enger vereinigen und zwar um den Münchener Verein. Ihr Statut ist zwar noch sehr allgemein, aber es ist für den Anfang vielleicht gerade so recht. Das andere gibt sich mit der Zeit. Nur habe ich ungern die nähere Angabe des Vorstandes vermißt. Wie stehen Sie zu Ihrem hochwürdigsten Bischofe? Wir sind gewöhnt, die Präsidenten vom Bischofe bestätigen zu lassen. Wie verhält sich die höhere Bürgerschaft gegen die Sache? Welche Personen werden sich zum Schutzvorstande eignen? Von Pustet habe ich nichts erhalten, erst Dr Lang hat mir Nachricht gebracht. Grüßen Sie herzlich alle Mitglieder des Vereins in meinem Namen und im Namen aller unserer Vereinsgesellen. Beten wir fleißig füreinander, daß Gott das zu seiner Ehre unternommene Werk segne und uns Mut und Kraft gebe, das Angefangene segensreich fortzuführen.

Ich habe so oft erfahren, daß endlich doch nur an Gottes Segen alles gelegen ist. Das Regensburger Vereinsschild wird schon fürs Hospitium angefertigt, damit es in die Reihe der andern Vereine komme.

Mit brüderlicher Liebe Ihr Konfrater A. Kolping, Domvikar.

Kolping an die Oberhofmeisterin der Erzherzogin Sophie, Gräfin Schoenborn-Buchheim.

[Wien, im September 1853.]

Hochgeborne Gräfin! Nehmen Ew. Gnaden es nicht ungütig auf, daß ich mich in meiner eigentümlich ratlosen Lage an Ew. Hochgeboren wende. Im verflossenen Sommer hatte ich die Ehre und das Glück, durch meinen Freund, Freiherrn Oscar von Redwitz, Ew. Hochgeboren vorgestellt zu werden, und haben Hochdieselben sich mit wahrhaft mütterlicher Sorge nicht allein des Vertreters armer Handwerksburschen, sondern in ihm auch der armen Gesellen selbst angenommen. Eine höchst gnädige Audienz bei Ihrer Kaiserl. Hoheit, der erhabenen Mutter Sr. Majestät des Kaisers und von Allerhöchstderselben ein namhaftes Geschenk zum Besten des Gesellenhospitiums in Köln war die nächste Folge. Mein Herz ist Ihnen, hohe Frau, tiefen Dank schuldig, und ich bringe ihn hiermit gebührend dar. Damals reifte an der frühen Saat, die unter Gottes Beistand

hier in Wien wie unter unsern Händen erwuchs, der bisher noch wankende Entschluß, durch Gründung eines Gesellenhospitiums in Köln zugleich eine Pflanzschule für die Vorsteher ähnlicher — heutzutage dringend notwendiger — Institute zu errichten. Das Unternehmen ist zwar sehr kostspielig; sollen indes die Gesellenvereine, die erst anfangen, Gutes zu wirken, Halt und Dauer, eine gesegnete Zukunft haben und erhalten, muß dasselbe ohne Verzug in die Hände genommen werden. Da ist wirklich jeder verlorene Tag Verlust. Meinem Freunde teilte ich den Plan mit, sprach aber auch meine Besorgnis aus, die nötigen Geldmittel schwerlich herbeischaffen zu können. Er meinte, einige Hilfe werde mir in Wien wohl nicht versagt werden, erbot sich dabei, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, daß ich wenigstens über die nächste Not glücklich hinauskomme. Doch war es in Mitte Sommer nicht mehr möglich, erfolgreiche Schritte zu tun. Ich sollte und mußte eine bessere Jahreszeit abwarten. So bin ich nach Hause gereist, fand dort das höchst ansehnliche Geschenk Ihrer Kaiserl. Hoheit von 950 fl. Ö. W. vor, und habe mit diesem Gelde in der Hand, im festen Vertrauen auf Gottes Hilfe das dem Vorhaben entsprechende Haus gekauft, um fröhlichen Mutes mit dem Beginn des nächsten Frühjahrs unser Hospitium, das zugleich Pflanzschule für Vorsteher werden soll, zu eröffnen. Das Unternehmen kostet uns bis zu 36000 fl., wovon bis zum Frühjahr ungefähr 15000 fl. abgezahlt, also auch gesammelt sein müssen. Man müßte mich wenigstens verwegen schelten, wenn man bloß die Summe ansieht. Aber wer vor Gott seine Sache ruhig bedacht hat und sie nur um Gottes willen ausführen will, ist niemals verwegen. Mein Gottvertrauen hat mich niemals, auch diesmal nicht getäuscht. Bringe ich bis zum Frühjahr noch 5000 fl. zusammen, bin ich am nächsten Ziele, und gibt Gott Gnade, in Wien auch nur 2000 zu sammeln, macht das übrige mir weiter keine Sorge mehr. Wie das alles zusammenhängt, möchte ich Ew. Gnaden gern mündlich sagen, wenn mir das gestattet würde. Ich habe noch vieles auf dem Herzen, was ich Ew. Hochgeboren anvertrauen möchte. Es handelte sich nur dabei um das Wohl anderer. Diese 2000 fl. wollte Redwitz in Wien mir sammeln helfen. Jetzt ist er fern, ich kann auf seine direkte Hilfe nicht mehr rechnen. Und doch kann und darf ich mein Vornehmen nicht fallen lassen, nicht mal aufschieben. Im Vertrauen auf Gott bin ich nach Wien gekommen, möchte einige Hilfe holen. Vor allen Dingen möchte ich Ihrer Kaiserl. Hoheit, der hochverehrten Erzherzogin, im Namen unserer Gesellen mündlich danken, dann mich um eine Ratgeberin und Fürsprecherin umsehen. Mein Herz weist mich an Ew. Gnaden, und mein Herz hat mich niemals irregeleitet. Ihr lebhaftes Interesse für unsere armen Handwerker konnte ich nicht vergessen. So bitte ich denn untertänigst, mich gütigst empfangen zu wollen, auch wenn ich nicht an der Seite meines geliebten Freundes erscheinen kann, und mich über meine nächsten Pläne anzuhören. Ich vertraue Ew. Hochgeboren alles ohne Rückhalt an, was zur Sache gehört. Ich glaube es Ew. Gnaden schuldig zu sein. Unmögliches und Allzuschweres werde ich nicht einmal wünschen.

Was Österreich mir oder vielmehr unserer Sache gewährt, gedenken wir mit Gottes Hilfe einst mit reichen Zinsen zurückzuzahlen. Bereits fangen die hiesigen

Vereine zu blühen an, ihnen wird unsere vorzüglichere Sorge zugewendet sein und bleiben. Was diese Sorge mit Gottes Gnade auszurichten vermag, wird mit dankbarem Herzen freudig geschehen. Auch dankbar sein können ist ein seliges Glück. Möge dieses Glück auch in späteren Zeiten reichen Segen verbreiten!

Verzeihen Ew. Hochgeboren mir diese offene Art, mein Anliegen vorzutragen. Ich bin in das derbe Leben hineingeschickt vom lieben Herrgott und verstehe es so schlecht, des Herzens Worte in Formen zu kleiden, wie sie hier an der Stelle sind. Vor Ihnen, gnädige Gräfin, glaubte ich bleiben zu dürfen wie ich bin, da Ihr Herz noch größer und höher ist als Ihr Stand. Nochmals bitte ich um geneigtes Gehör und bin zu jeder Zeit Ew. Gnaden zu Befehl [1].

Mit der innigsten Verehrung und ergebensten Dankbarkeit zeichnet sich Ew. Hochgeboren gehorsamster Diener

Ad. Kolping, Präses des kathol. Gesellenvereins aus Köln.

---

[1] Beiliegt dem Briefkonzept ein nichtdatiertes Schreiben der Gräfin Schoenborn, das mit den Worten beginnt: „Ew. Hochwürden! Wie glücklich bin ich, Ihnen noch beiliegend 200 fl. von J. K. H. der Frau Erzherzogin einhändigen lassen zu können. Ich wollte, Ew. Hochwürden hätten es sehen können, mit welchem Ausdruck des lieben Gesichtes sie beifügte: ‚Ich kann nicht mehr geben.' Doch ich bin gewiß, Ew. Hochwürden haben ohnehin das herrliche Gemüt der hohen Frau so aufgefaßt, wie sie es verdient. . . ."

Offenbar hatte also Kolping auch diesmal wieder Audienz gehabt. Erzherzogin Sophie war übrigens nicht die einzige Wohltäterin, welche die Kölner Gesellen im österreichischen Erzhause gewonnen hatten. Schon bei Kolpings erster Anwesenheit in Wien 1852 hatte Kaiserin Karola Augusta als Grundstein zum Kölner Gesellenhospiz Kolping 2000 fl. überreichen lassen.

Einen eigentümlichen Eindruck macht es, in Kolpings Nachlaß dicht bei diesen Schreiben die Antwort des damaligen Oberpräsidenten der Rheinprovinz Freiherrn v. Kleist-Retzow zu finden, datiert Koblenz, 20. Januar 1855, auf ein fast zwei Jahre altes Gesuch Kolpings, zur Errichtung eines Gesellenhospizes in Bonn eine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln zu gewähren:

„Dem Vorstande erwidere ich im Auftrage des Herrn Ministers d. J. auf das am 30. Mai 1853 an diesen gerichtete Gesuch um Gewährung einer Unterstützung behufs Errichtung einer kathol. Gesellenherberge, daß die bloße Bezugnahme auf das dem evangel. Verein für innere Mission zur Errichtung einer evangelischen Gesellenherberge daselbst gewährte Gnadengeschenk einen solchen Antrag nicht rechtfertigen kann, daß vielmehr, bevor von einer Beihilfe aus Staatsmitteln überhaupt die Rede sein kann, zunächst dargetan werden muß, über welche eigene Mittel der kathol. Gesellenverein in Bonn, oder überhaupt der kathol. Gesellenverein am Rhein zu dem fraglichen Zwecke verfügen kann und ob dieselben nicht zur Herstellung des Baues aus eigenen Kräften hinreichen. Es würde eventuell aber bei dem Mangel an eigenen Mitteln in Zahlen nachzuweisen sein, daß der Verein zum Ankauf des Hauses, dessen Kosten auf mindestens 5000 Thlr veranschlagt sind, von andern Seiten her sich einen so namhaften Teil der erforderlichen Mittel verschafft hat, daß das Zustandekommen des Unternehmens anderseits bei einer entsprechenden Staatshilfe gesichert erscheinen würde. Bei dem evangelischen Verein war die völlige Mittellosigkeit dargetan worden. Es wird daher die Entscheidung auf den von dem

Kolping an Vikar Goller. Köln, den 30. Januar 1854 [1].

Lieber Goller! Von Krefeld erhalte ich ein Schreiben, worin mir gesagt wird, daß der Herr Dechant [2] sich wegwerfend über den Verein geäußert — er sei eine „Subelei" — und daß infolgedes Uneinigkeit in den Verein gekommen, viele austreten wollten. Bitte Dich, siehe der Sache auf den Grund und beuge bei Zeiten vor. Sobald ich wieder ein wenig flott bin — leide seit 14 Tagen an einer Erkältung, doch ist's besser —, werde ich gewiß nach Krefeld kommen. Könnte ich nur, wie ich wollte! Der Schreiber des Briefes heißt Gerocens.

Anbei das Gebetsstatut. Gott behüte Dich Ad. Kolping.

An den Vize-Präses des Gesellenvereins Augsburg.

Köln, 23. Februar 1856.

Mein lieber Herr Konfrater! Anbei die mühsam zusammengesuchten Nummern der Volksblätter und auch noch ein Exemplar des ersten Jahrganges, was ich mir selbst noch zurecht gesucht hatte. Da ich aber noch ein zweites Handexemplar habe zum Gebrauch, so sollen Sie es haben, weil Sie der Vizepräsident sind von Augsburg. Dafür grüßen Sie mir den H. Präses selbst tausendmal und die Burschen auch und sorgen nur recht väterlich für beide, damit alles gut geht. Zur Zeit komme ich schon wieder einmal nach Augsburg. Nur diesmal nicht, da ich anderwärts hinaus muß. Hören Sie, vergessen Sie das tapfere Betteln nicht für den Verein, das ist dem lieben Gott besonders wohlgefällig. Beten Sie dann aber auch für Ihren vielgeplagten und doch immer fröhlich sein sollenden Mitbruder Ad. Kolping.

Die Gebetsregel [3] liegt anbei. Hoffentlich wird sie in diesem Jahre erweitert. Das Nähere wird zur Zeit schon kommen.

Kolping an Dr Wallraff [4]. Triest, am 11. Mai 1856.

Sehr lieber Herr Doktor und Familie! Heute erst gibt's ein paar Stunden Ruhe, also schreib ich auch ungesäumt ein paar Zeilen. Meine erste Frage geht dahin, wie es doch mit Ihrem Herrn Schwiegervater aussieht? Der letzte Brief,

---

Vorstande gemachten Antrag der Prüfung der etwa weiter zu machenden Vorlagen, welche eventuell durch die Kgl. Regierung zu Köln einzureichen sind, vorbehalten."

[1] Nach neugefertigter Abschrift.

[2] Joh. Heinr. Gottfr. Reinarz aus Grinsberg, geb. 1796, Priester seit 1819, Pfarrer zu Krefeld seit 1825.

[3] Tägliche Gebete, übernommen von der „geistlichen Vereinigung der Präsides", beschlossen auf der Generalversammlung des Katholischen Gesellenvereins zu Köln in einer besondern Sitzung am 10. Oktober 1853. Dem Kardinal vorgelegt am 15. November und von diesem bestätigt am 23. November 1853, an die Präsides zur Beitrittserklärung allgemein versendet 15. Januar 1854.

[4] Die Freundschaft Kolpings mit dem nachmaligen Advokat Anwalt Wilhelm Wallraff in Köln stammt schon aus ziemlich früher Zeit; Wallraff war während Kolpings Studienjahren dessen treuester Unterstützer, ein Wohltäter im vollsten Sinn. Vgl. diese Zeitschrift LXXXV oben S. 125.

den ich von Köln erhielt, meldete, daß er sich entschieden besser befinde. Gott gebe, daß ich euch alle wenigstens gesund und wohlauf wiedersehe. Ich bete alle Tage drum. Was werdet ihr alle drum ausgestanden haben: Und das arme Dorchen ist nun doch auch Barmherzige Schwester geworden.

Ich befinde mich augenblicklich, wie Sie sehen, in Triest und hoffe hier bis morgen einen Gesellenverein zu stande zu bringen. Morgen abend geht's über Laibach nach Agram; bis zum nächsten Sonntag bin ich, will's Gott, wieder in Wien. Gestern bin ich von Venedig zurückgekehrt, habe wenig Pläsier davon gehabt. Ein paar Tage nichts als Sturm und Regen, doch war die Reise interessant, besonders die Seefahrt. Von Seekrankheit keine Spur, wo fast alle dran litten. Überhaupt befinde ich mich sehr wohl, nachdem ich mich von der Steiermarker Reise etwas ausgeruht. Noch reisen wir von Wien nach Pest, um einen Gesellenverein dort einzurichten; dann aber geht's schon der Heimat zu. Gestern erhielt ich, kaum den Fuß am Land, die Nachricht, daß der König uns die Korporationsrechte gewährt habe[1]. Mich freut's von Herzen. Man hat ihm gesagt, ich würde, falls die Rechte nicht kämen, nach Österreich übersiedeln, wo man mich mit offenen Armen empfangen würde. So schlimm war's nicht, obschon man mich gern in Wien festhielte. Ich bleibe, will's Gott, in Köln bei den M e i n i g e n. Mein Herz ist am Rhein doch immer, obschon man hier im Lande mich auf den Händen tragen möchte. Wir können's am Rhein ja auch aushalten. Nicht wahr? Ich werde mich sogar sehr freuen, wenn ich wieder bei euch bin.

Die Reise durch Steiermark und Krain nach Triest ist sehr interessant. Die Lage von Triest von der Höhe herab wunderbar schön. Ich wünschte oft, ihr wäret alle bei mir, da das Alleinreisen immer doch einen Mangel empfinden läßt. Natürlich, wo ich ankomme, finde ich bald Freunde genug. Was fängt mein liebes Lillichen an? Ist's auch noch recht lustig? Und Marie und Emilie noch recht gesund?[2] Will doch sehen, ob Lillichen den wettergebräunten Freund noch erkennt. Kommt der Herr Louis Sassé, dann meinen besten Gruß und an die Frau Lilli auch, die nur ja nicht gar zu lustig sein soll. Wird's nicht möglich sein, daß ich auch ein paar Zeilen von euch erhalte in Wien? An den Domprediger bei St Stephan Dr Gruscha könnt ihr die Briefe adressieren.

---

[1] Nachdem das Gesellenhospiz in Köln 8. Mai 1853 eröffnet war und der Vorstand desselben sich zu einem „Verein zu Schutz und Pflege lediger Handwerksgesellen" konstituiert hatte, wurde im Herbst 1853 der Regierung das Gesuch eingereicht, diesem Verein die (nach Maßgabe der Verhältnisse unentbehrlichen) Korporationsrechte zu verleihen. Das Gesuch aber wurde 7. Juli 1855 abschlägig beschieden. Der Kardinal von Köln und einflußreiche Freunde in Berlin wandten sich daraufhin in dieser Sache direkt an den König, zuletzt mit Erfolg.

[2] Wallraffs Kinder. Es waren gerade zehn Jahre her, seitdem Kolping im Frühjahr 1846 „von den Ufern der schwarzgelben Wupper" aus den Freund in Köln zu den ersten Vaterfreuden beglückwünscht hatte.

Nun bitte ich noch, meine besten Grüße an den Herrn Präsidenten und Familie zu bringen und an Ihre Frau, lieber Herr Doktor, noch ein paar tausend dazu. Gott gebe glückliche Heimkunft und viel Segen zur Arbeit.

Von den Gestaden des Adriatischen Meeres reicht Ihnen die Hand zum Gruß
Ihr Freund Ad. Kolping.

Kolping an Prinz Friedrich von Preußen[1]. Köln, 26. November 1856.

Königliche Hoheit! Wenn diesmal der Unterzeichnete nochmal es wagt, Ew. Königl. Hoheit den von ihm fürs Jahr 1857 verfaßten „Kalender fürs katholische Volk" untertänigst zu überreichen, dann möchte er bitten, viel weniger die ganz unscheinbare Arbeit des in einigen Mußestunden verfaßten Werkchens zu berücksichtigen als vielmehr das lebhafte Verlangen, Ew. Königl. Hoheit dadurch ein schwaches Zeichen seiner unbegrenzten Ergebenheit und lebhaften Dankgefühls für empfangene Königliche Huld und Gnade an Tag zu legen. Gott hat die Arbeit am Gesellenwerke so sehr gesegnet und gemehrt, daß dem ergebenst Unterzeichneten kaum noch Zeit übrig bleibt, solche literarische Arbeiten mit ruhiger Muße zu verrichten. Mögen Ew. Königl. Hoheit den guten Willen im schwachen Werke erkennen, und reichlich belohnt wird sich fühlen

Euer Königlichen Hoheit alleruntertänigster Diener Ad. Kolping.

---

[1] Als Kolping 25. März 1855 in Berlin öffentlich über den Gesellenverein sprach, war neben den Spitzen der Behörden auch Prinz Friedrich (der spätere Kaiser Friedrich) erschienen, der nach Beendigung des Vortrags sich längere Zeit mit Kolping sehr leutselig unterhielt und lebhaftes Interesse für den Gesellenverein an den Tag legte. Dies hatte Kolping bestimmt, gegen Ende des Jahres seinen neuen Kalender für 1856 dem Prinzen zu übersenden, der daraufhin den Gesellenvater durch ein Handschreiben ehrte:

Eur Ehrwürden haben mir durch die freundliche Übersendung des neuen Jahrganges des von Ihnen verfaßten Kalenders, dessen ich Ihnen im vergangenen Frühjahre anerkennend erwähnte, eine große Freude gemacht. Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank dafür entgegen, sowie die nochmalige Versicherung, daß der Abend Ihres Vortrages im hiesigen Gesellenverein mich auf das höchste interessierte und daß Ihrem so höchst verdienstvollen Streben für das geistige Wohl dieser aus dem gesündesten Kern des Volkes bestehenden Klasse desselben ich Gottes Segen für Sie erflehe und das fernere beste Gedeihen wünsche.

Berlin, 17. Dezember 1855. Friedrich Prinz von Preußen.

Daraufhin schickte Kolping auch im folgenden Jahre den Kalender, was der Prinz durch ein echt artiges Kabinettschreiben erwiderte. Er habe „den Kalender mit vielem Interesse gelesen". Im Januar 1858 waren dem Schreiben, mit dem der Prinz danken ließ, als Beitrag für den Gesellenverein 3 Taler beigelegt. Besonders gnädig lautete wieder das Kabinettschreiben vom 22. November 1859:

Gerne und mit aufrichtigem Danke habe ich auch in diesem Jahre wieder den Kalender angenommen, den Sie die Aufmerksamkeit hatten mir zuzusenden.

Indem ich Sie bitte zu glauben, daß meine Teilnahme den Bestrebungen des von Ihnen geleiteten Gesellenvereins immer zugewandt bleiben wird, versichere ich Sie meiner besondern Wertschätzung. Friedrich Prinz von Preußen.

An den Präses des Gesellenvereins in Krefeld [1]. Köln, 31. März 1860.

G. s. d. ehrb. H.! Lieber Iven! [2] Es wird doch besser sein, euch vorläufig in die Anordnungen des Herrn Dechanten, der gar nicht gut haben kann, daß man seine Pläne durchkreuzt, zu fügen. Wenn gütliche Vorstellungen nichts nützen, dann sind wir in innerkirchlichen Angelegenheiten gar bald zu Ende, da ihm die Disposition zu Gebote steht. Es ist ja auch nicht für immer, sondern nur für die Sommerzeit, da mit dem Gottesdienst in den neuen Kirchen doch alles anders werden muß. In Elberfeld sind wir mehrere Male noch schlimmer darangewesen, ohne gleich Lärm und Spektakel zu machen. Sag das den Mitgliedern, wie daß es sich doch nicht paßte, dagegen mit irgendwelcher Bitterkeit vorzugehen. Solche Prüfungen müssen erduldet werden, ohne irgendwie die Treue an der Sache selbst zu beeinträchtigen. Wenn es mir möglich ist, muß ich doch sehen, ob ich nicht zwischen Ostern und Pfingsten die dortigen Vereine einmal beisammen besuche. Ich sitze gar zu bös in der Arbeit drin und die Zeit wird immer düsterer.

Beten wir fleißig, daß Gott in den kommenden Stürmen unsere junge Pflanzung in seine Obhut nehme. Dein Ad. Kolping.

Vortrag gehalten zu Elberfeld 12. Oktober 1862.
Der Geselle gegenüber dem Meister [3].

An den Präses des Gesellenvereins in Solothurn.

Köln, den 6. März 1863.

Mein lieber Herr Konfrater! Endlich erhalten Sie Antwort auf Ihr freundliches Schreiben vom 17. v. Mts. Dringende anderweitige Arbeiten haben mich so in Anspruch genommen, daß die ganze Korrespondenz mußte liegen bleiben. Jetzt wird also so gut es geht aufgeräumt, wobei Sie mit zuerst an die Reihe kommen. Was nun das mitgeteilte Statut betrifft, so hätte ich eine Menge

[1] Nach neugefertigter Abschrift.

[2] Joh. Daniel Iven aus Köln, Rektor des katholischen Armen- und Waisenhauses in Krefeld, seit 11. März 1861 Pfarrer in Hürtgen.

[3] Unter Kolpings hinterlassenen Papieren findet sich das genau datierte Konzept zu diesem Vortrag, allem Anschein nach von Kolping selbst. Es handelte sich dabei um einen planmäßig angelegten Unterricht über die Standesinteressen und Standespflichten des Gesellen; acht Teile waren angekündigt. Das Verhalten des Gesellen sollte erörtert werden: 1. Gegenüber dem Meister, 2. gegenüber den Mitgesellen, 3. gegenüber dem Lehrlinge, 4. auf der Werkstätte, 5. im Hause des Meisters, 6. in seinem Logis, 7. auf der Wanderschaft, 8. beim Übergang zur Meisterschaft. — In wenigen Sätzen hatte Kolping vorausgeschickt, was er sich unter einem „Gesellen“ vorstelle und unter welchen Voraussetzungen er ihn als „wackern Gesellen“ anerkennen könne. Die acht Vorträge sollten darauf hinwirken, daß alle Vereinsmitglieder wackere Gesellen würden. Nur der erste dieser Vorträge ist ausgeführt, ist jedoch zu umfangreich und zu ausschließlich auf Handwerkerkreise berechnet, um sich zur Mitteilung an dieser Stelle zu eignen.

Bemerkungen zu machen, wenn ich bei Ihnen wäre und wir uns mündlich besprechen könnten, wo sich dann im Austausch der Ansichten und in näherer Erwägung örtlicher Verhältnisse wohl das Richtige treffen ließe. Hier auf dem Papiere ist das eine zum großen Teile vergebliche Mühe. Nur auf einen Punkt glaube ich hier aufmerksam zu machen [so!], da er allerdings das Generalstatut verletzt. Wir haben seit jeher und zwar ziemlich streng alle Lehrlinge vom Gesellenvereine insoweit ferngehalten, als kein Lehrling Mitglied werden kann und unter 18 Jahren auch nicht im Vereinslokal bleibend geduldet wird. Es versteht sich von selbst, daß wir von der oft traurigen Lage der Lehrlinge überzeugt sind und gerne anderwärts für sie sorgen, wo das in unsern Kräften steht; nur im Gesellenverein selbst sind sie ein störendes, meist schädliches Element. Unser Verein ist doch wesentlich geselliger Natur, eine Art Kasino, worin eine gewisse Gleichartigkeit der Mitglieder notwendig vorhanden sein soll, wenn das Leben darin fröhlich soll gedeihen. Nun aber ist der Abstand zwischen einem Gesellen, einem freien, an sich unabhängigen Menschen, und einem Lehrling so groß, daß sie gesellig nicht können mit Erfolg zusammengehen. Kein recht selbstbewußter Geselle setzt sich im Gesellschaftslokale mit dem Lehrling zusammen. Wo der Lehrling Zutritt hat, geht der Geselle hinaus. Dazu kann man und soll man im Gesellenverein Dinge zur Sprache bringen, welche den Lehrling noch nichts angehen. Es gibt noch viele Erfahrungsgründe für unser Verfahren, die ich Ihnen jetzt nicht weitläufiger auseinandersetzen kann, aber den freundlichen Rat möchte ich euch jetzt schon erteilen, mit Schick und Fug die Lehrlinge zu entfernen. Ich glaube, dann kommen die Gesellen um so lieber.

Auch über die Fassung des Vorstandes bei euch bin ich nicht hinreichend klar. Doch hat das weniger zu sagen, da sich viel Örtliches und sonst Herkömmliches darin finden wird, was mir weniger geläufig sein mag. Nun dürfen Sie mir glauben, daß mich die frischen Regungen unseres Vereinslebens in der Schweiz gar nicht gleichgültig lassen, vielmehr liegen mir gerade die jungen Schweizervereine ungewöhnlich nahe am Herzen, so daß ich, um mich persönlich vom Stande der Dinge zu überzeugen und allenfallsigen guten Rat mitzuteilen, wo derselbe notwendig sein mag, schon jetzt halbweg entschlossen bin, Anfang Mai etwa einen Ausflug in die Schweiz zu machen, wo wir dann ja alles mündlich recht ordentlich besprechen können. Es wäre sogar gut, wenn die Vorsteher der bereits bestehenden Schweizervereine [1] sich etwa in Luzern oder wo es ihnen beliebt, an einem bestimmten Tage zusammenfänden, um gemeinsame Gegenstände gemeinsam zu beraten. Haben Sie, lieber Herr Konfrater, die Güte,

---

[1] In der Schweiz hatten die Kolpingsvereine nur langsam Fuß fassen können. Domvikar W. Linden, der in St Gallen 1854 mit 18 Gesellen einen guten Anfang machte, schrieb 9. November 1854 an Kolping: „In Angelegenheiten des katholischen Gesellenvereins werden Sie noch wenige Berichte aus der Schweiz erhalten haben. Meines Wissens bestehen nur in Rorschach und Appenzell Sektionen des genannten Vereins, die wegen der kleinen Ausdehnung der Orte im Vergleich zu andern immerhin eine ordentliche Mitgliederzahl haben."

mein Vorhaben den andern Konfraters mitzuteilen und mir dann gelegentlich Nachricht zukommen zu lassen, wo und wann eine solche Zusammenkunft beliebte. Nur Eins müssen die Schweizer Brüder mir versprechen, gar kein Aufsehen, keinen Lärm meinetwegen zu machen. Ich bedarf geistiger Ruhe und Erholung und möchte die Gelegenheit gern benutzen, um mich ein wenig in den Schweizer Bergen oder drum herum zu ergehen, damit Geist und Körper wieder besser in Harmonie geraten, die sich jetzt oft recht nichtsnutzig in den Haaren liegen. Bis dahin könnten wir dann auch alles weitere aufsparen. Arbeiten Sie mit Ihren Gehilfen nur in Gottes Namen weiter und versäumen Sie nicht Ihre Vereinsmitglieder und die übrigen Schweizervereine herzlichst zu grüßen.

Was die Wanderbücher betrifft, so müssen Sie diese entweder durch den Buchhandel oder direkt von der Nasseschen Buchhandlung in Soest in Westfalen beziehen, welche den alleinigen öffentlichen Debit hat. — Was die Aufnahme betrifft, so ist in Nr 9 der Rheinischen Volksblätter die Anzeige bereits ergangen.

Nun behüt euch alle der liebe Gott und nehme der heilige Joseph, unser Schutzpatron, euch in seinen Schutz, damit wir alle recht freudig wirken, damit Gott segne das ehrsame Handwerk! Wir aber beten füreinander, damit wir in treuer Liebe zueinander Gottes Ehre, der Brüder Heil fröhlich weiterfördern! Ihr Konfrater Ad. Kolping, Pr.

P. S. Die mir gesandten Statuten habe ich zurückgehalten, da Sie doch sicher eine Abschrift besitzen.

Kolping an den Gesellen-Präses in Krefeld [1]. Köln, 24. Oktober 1863.

Lieber Herr Konfrater! Ihre Einladung ist leider zu spät gekommen, um ihr Folge geben zu können. Auch haben unsere Gesellen Fahrten und Ausflüge genug gemacht und ist Zeit, daß sie einmal zu Hause bleiben. Also feiert mit Gott euer Fest diesmal allein, d. h. mit euern nächsten Nachbarn und grüßt die sämtlichen Festgenossen bestens von uns. Ich selber habe die Hände so voll, daß ich an andere Dinge jetzt nicht denken kann. Nächster Tage erfolgt die erste Nummer der Zeitschrift. Haben Sie auch eine richtige Statistik eingesendet? Die Geschichte macht mir noch viele Arbeit, bis sie einmal ordentlich im Laufen ist. Wie geht's euch sonst?

Den Gruß wiederholend Ihr Ad. Kolping.

Kolping an Domprediger und Gesellen-Präses Gruscha in Wien.

Köln, 15. April 1864.

Mein lieber Gruscha! Endlich erhältst Du die Abschrift der nötigen Schriftstücke [2] und bitte ich Dich, doch nun zu sorgen, daß die Sache in Gang und so

[1] Beglaubigte Abschrift.

[2] Es handelte sich um eine Eingabe in Rom, in welcher um Verleihung von Ablässen für die Mitglieder des Gesellenvereins, an bestimmten Festtagen zu gewinnen, nachgesucht wurde. Dr A. Gruscha besorgte die Angelegenheit, da er den Vorteil hatte, mit dem Wiener Nuntius alles persönlich besprechen zu können.

schnell als möglich zu gutem Ende kommt. Sieh alles noch einmal durch, ob nicht mir ein Schreibfehler des Abschreibers entgangen ist. — Wir sind am Saalbau und haben viele Not und Kosten mit den Fundamenten. Dabei werden wir wohl schwerlich in diesem Sommer fertig. Aber Geduld und viele Geduld gehört zu allen guten Dingen. Sonst geht's wie immer — Arbeiten und Sorgen vollauf. Mit meiner Gesundheit geht's leidlich. Nächste Tage schreibe ich nach Linz an den neuen Präses. Wenn ich nur nicht gar so viel zu schreiben hätt'. Mit Gott denke ich dies Jahr nach Würzburg zur Versammlung zu gehen und zu veranlassen, daß der ganze Gesellenverein vertreten ist. Die Nr 2 unserer Mitteilungen mache ich nächster Tage parat. Mit 1000 Grüßen an alle, alle lieben Freunde Dein Ad. Kolping.

Kolping an Anton Gruscha in Wien. Ostende, 9. August 1864.

Lieber Gruscha! Soeben durch einen ziemlichen Regen vom Strande heimgejagt, erhalte ich Deinen Brief, den mir mein Vikar brevi manu, wie gut war, zugeschickt hat. Ich sehe, die Antwort drängt, und muß ich also mich so kurz fassen als möglich, damit sie mit erster Post auf den Weg kommt. Was Du mir über das neue Breve schreibst, mißfällt mir sehr [1]. Es scheint, in Rom kann man sich über unsere eigentümlichen deutschen Verhältnisse nicht recht klar werden. Gerade weil im nördlichen Deutschland, wo Vereine bestehen und dem kirchlichen Leben indirekt aufhelfen sollen, sehr wenige oder gar keine öffentlichen populären Ablaßtage sind, so soll der Verein den willkommenen Anlaß dazu bieten. Dieser Umstand und die kirchliche Popularisierung des Vereins war bei der Petitio maßgebend, daß die Ablässe ad omnes Christi fideles extendiert werden mögen. Suche doch lieber noch einmal die Sache ins richtige Licht zu setzen. Daß ferner die Mitglieder im Verhinderungsfalle auch in einer andern Kirche den Ablaß gewinnen können, hat richtig verstanden auch eine gute Seite.

Wir haben viele Mitglieder draußen, wo kein Verein besteht, auf dem Lande, und wie gut, wenn diese an den bekannten Festtagen der Gnaden des Vereins können teilhaftig werden. Aber, ist es auch so verstanden? Wenn nicht, bitte lieber, man möge die Amplifikation weglassen. Der wichtigste Punkt aber ist, daß Köln als Mutterdiözese anerkannt wird und nur solchen Vereinen die Ablässe zugestanden werden, welche mit dem Kölner Mutterverein in friedlicher Communio leben. Das ist das wahrhaft katholische Band, das uns verbinden kann und soll, und ich gehe von diesem Punkte nicht ab, und wenn das Breve noch öfters nach Rom zurückgehen soll.

Wir müssen einen Mittelpunkt haben, endlich eine entscheidende Autorität in Vereinsangelegenheiten, müssen aufnehmen und nötigenfalls ausstoßen können.

Wir sind bereit, jede vernünftige Garantie für unsern katholischen Charakter zu geben, wollen sein die gehorsamsten Söhne der Kirche, nur müssen wir auch für uns ein centrum unitatis haben. Die Gemeinschaft mit dem Mutterverein ist daher unerläßlich. Bitte, stelle das Sr Exzellenz dem Herrn Nuntius recht

[1] Betreffend die Ablaßverleihung, von der im vorigen Briefe die Rede.

eindringlich vor, damit wenigstens die Hauptsache gehörig gewahrt wird. Sorge also, daß die Sache gehörig ins reine kommt. Besser abwarten als fehlgehen.

Mir geht es hier gottlob wieder gut. Das Bad, mehr noch mein stetes Wandeln an der See scheint mich richtig wieder herzustellen. Schon jetzt fühle ich mich ungleich besser und wieder guten Mutes. Nächste Woche schließe ich meine Kur und werde Donnerstag oder Freitag abend zu Hause sein. Ich denke, wir treffen uns in Würzburg bei unserer Generalversammlung, wo wir mündlich das Nötige besprechen wollen.

Herzlichste Grüße an alle Bekannten und Freunde und meinen ergebensten Respekt an Se Exzellenz den Nuntius und an Se Eminenz den Kardinal

von Deinem treuen Bruder Ad. Kolping.

Kolping an Dr Wallraff. Ostende, den 15. Juli 1865.

Mein lieber Freund! Gestern mittag gegen ein Uhr war ich also bei Mielchen [1] in Brügge und schreibe heute gleich ein paar Zeilen, damit Sie und Ihre liebe Familie sich um so eher über des Kindes Befinden beruhigen. Mielchen sieht sehr gut aus und war dabei so heiter, wie ich sie in Köln selten gesehen. Natürlich, die Freude, ein bekanntes Gesicht zu sehen, mag das Ihrige auch dazu getan haben. Zuerst kam Marie Reichensperger herangesprungen. Da die alte Nonne Mielchens Namen vergessen hatte, mußte die erst aus dem Garten geholt werden. Es hat die Kinder nicht wenig amüsiert, daß die alte Engländerin mich nicht recht für einen Geistlichen wollte passieren lassen, vielmehr mich fragte, ob ich Mielchens Vater sei. Wie leicht hätte ich ihr einen Streich gespielt. Darüber lachen die Kinder sicher heute noch. Sonst soll im Kloster alles, selbst die Unterrichtsmethode, wie Emilie sagte, sehr gut sein, und dürft ihr in Köln euch also völlig beruhigen. Natürlich habe ich versprochen, vor meiner Abreise noch einmal herüber zu kommen.

Ich selber laufe mich noch sehr müde und bin ich überhaupt noch in der Eingewöhnungswoche, befinde mich aber sonst sehr wohl dabei, besonders der Appetit läßt nichts Billiges zu wünschen übrig. In meiner Umgebung ist noch alles beim lieben Alten und Ruhe habe ich auch nach Wunsch. Allgemach fühle ich, wie wohl sie mir tut. Wenn's nur über Tag bisweilen nicht auch hier gar so heiß wäre. Heute z. B. kann's trotz daheim bei schwachem Südost. Das Wasser ist ziemlich warm, und kaum Wellen gesehen. Es scheint, als ob sich ziemliches Publikum einfinden wolle; jetzt regt sich's schon ordentlich am Strande. Sie sehen, lieber Freund, welche Lappalien hier selbst einen bedächtigen Menschen beschäftigen können.

Sagen Sie gelegentlich A. Reichensperger die besten Grüße von seinem lustigen Töchterchen, auch von mir bis auf weitere Nachrichten, die ich nötigenfalls von ihm erwarte. Lassen Sie auch durch Joseph daheim sagen, daß ich wohlbehalten angekommen und mich gut befinde. Wenn's nur nötig wäre, würde ich schreiben.

[1] Dr Wallraffs Töchterchen Emilie, zur Zeit in Brügge im Pensionat.

In Ihrem lieben Hause aber und darüber hinaus teilen Sie die besten Grüße mit vollen Händen aus, an Ihre gute Frau, an Maria, an Lillichen (mein Schoßkind), an Max rc. Es ist doch schade, daß ihr nicht für ein paar Wochen hier bei mir sein könnt. An Pläsier sollt's nicht fehlen. Nun noch die besten Grüße von Emilie, die weiß, daß ich heute schreibe, und ich bin zu Ende[1], bleib' aber stets Ihr treuer Freund Ad. Kolping.

Manche Briefe von Kolpings Hand an Freunde oder Verwandte liegen noch vor, sind jedoch zu persönlich in der Ansprache und zu alltäglich in ihrem Inhalt, um für ferner Stehende etwas zu bieten. Auch die Auswahl, wie sie in obigem vor dem Leser ausgebreitet wurde, bringt nichts von großen Ereignissen oder wichtigen historischen Daten. Sie zeichnet aber den Gesellenvater Kolping mitten im frischen Menschenleben, als Student und als Priester, als Pfarrkaplan wie als Gesellenpräses, nach der amtlichen Stellung wie in der Ausübung seines seelsorglichen Eifers, im Freundesverkehr wie im eigensten Bereich seiner Innenwelt. Doch nicht nur sich selbst hat Kolping in diesen Briefen aufs treueste wiedergegeben, in ihnen entfaltet sich vor dem aufmerksamen Leser auch das ganze Kolpingswerk, beginnend mit dem ersten Jahre des Elberfelder „Jünglingsvereins" bis zum bedeutsamen Auftreten des Gesellenvaters in Berlin und Wien und seinen Rundreisen im Dienste des „Katholischen Gesellenvereins" durch die Länder Österreichs und der Schweiz. In allen Phasen des Aufbaues, für alle Richtungen und Bedingungen im Leben des Vereins, in Bezug auf alle in Betracht kommenden Personen und Faktoren finden sich hier seine ursprünglichen Gedanken, seine eigensten Auffassungen aufs deutlichste ausgesprochen. Hier weht Kolpings echter Geist. Kolping und sein Werk schauen hier dem Leser entgegen, unverfälscht und ungetrübt im klaren Spiegelbild.

[1] In der Tat stand Kolping vor dem Ende; es ist der letzte Brief aus seiner Hand, der für diese Veröffentlichung zur Verfügung steht. Genau zwei Monate später brach der Gesellenvater zusammen, die Auflösung zog sich dann noch hin bis 4. Dezember 1865. Diese Stellung der gemütlichen Familienepistel am Abschluß einer großen Laufbahn möge die Aufnahme an dieser Stelle rechtfertigen.

Otto Pfülf S. J.

Die interkonfessionelle Jugendarbeit.

Ein flüchtiger Blick über den gegenwärtigen Stand der deutschen Jugendbewegung genügt, um zu erkennen, von welch tiefgehendem Einflusse der interkonfessionelle Gedanke auf ihre Entwicklung gewesen ist.

In rastlosem Kampfe nach allen Seiten, durch kluge Benutzung öffentlicher Mittel, mit energischer Losung gegen überlieferte Übelstände pädagogischer und sozialer Natur und unter tatkräftiger Betonung des Wehrgedankens in echt jugendtümlicher Form hat er weite Volkskreise und einen erheblichen Teil der Jugendlichen selbst unter sein Banner zu zwingen gewußt und eine Reihe von Organisationen geschaffen, deren Programm für das moderne Empfinden viel Bestechendes hat. Und dazu deutet alles darauf hin, daß gerade die interkonfessionellen Jugendorganisationen in den nächsten Jahren einen noch stärkeren Aufschwung nehmen werden.

Angesichts dieser Entwicklung ist es von erhöhter Bedeutung, die Beziehungen zwischen Konfession und Jugendpflege zu betonen. Wir möchten die Frage prinzipiell behandeln und die Eigenart des interkonfessionellen Erziehungsprogramms im Lichte der Ziele und Aufgaben der nationalen Jugendpflege näher beleuchten, dann aber auch auf Grund des Ergebnisses zu den einzelnen interkonfessionellen Organisationen Stellung nehmen.

Über die grundsätzliche Beziehung zwischen Konfession und Jugendpflege ist eigentlich jeder Zweifel ausgeschlossen. Die Jugendpflege ist eine Erziehungstätigkeit und muß somit notwendig konfessionell sein. Freilich ist mit dieser Feststellung auch der ganze Wirrwarr und die Zerrissenheit unserer Jugendpflegebestrebungen erklärt. Es mußte bei den unversöhnlichen Gegensätzen, die in der Erziehungsfrage herrschen, so kommen. Der Erziehungsliberalismus, der seit Jahren gegen die konfessionelle Volksschule ankämpft, mußte auch der konfessionellen Jugendpflege den Krieg erklären und ihre Interkonfessionalisierung mit allen Mitteln betreiben. Sie muß für ihn von um so größerem Werte sein, als die konfessionelle Festigung gerade in den Entwicklungsjahren von weittragendster Bedeutung ist und jedes Hemmnis, das der konfessionellen Erziehungsmöglichkeit hier erwächst, zu einer folgenschweren Schwächung der Konfessionen führen muß.

Die Taktik des Liberalismus in der Jugendbewegung kann nur verstanden und erfolgreich abgewiesen werden, wenn man sie mit seiner Kampflinie in der Schulfrage vergleicht. Die Gegner der konfessionellen Jugendpflege wollen ebensowenig die religiöse oder, wie der unklare, gebräuchliche Ausdruck lautet, die „religiös-sittliche" Erziehung der Jugend hindern wie die Feinde der Konfessionsschulen, ja sie wollen diese sogar fördern, wie verschiedene programmatische Erklärungen der einzelnen interkonfessionellen Organisationen ausdrücklich hervorheben. So betont z. B. „Jung-Bayern", das Organ der bayrischen Wehrkraftvereine, daß es „namentlich auch zur religiös-sittlichen Festigung des Charakters beitragen" wolle. Es sind dieselben Gedankengänge, mit denen die Simultanschule von liberaler Seite empfohlen wird, die ja auch eine religiös-sittliche Erziehungsschule sein soll. An der Aufrichtigkeit dieser Versicherungen braucht man nicht zu zweifeln. Wir verstehen uns eben in religiösen Fragen nicht mehr. Der objektive Zusammenhang zwischen Religion und Konfession ist zahllosen vollständig entschwunden. Selbst der Guttemplerorden will „echt christliche" Jugendpflege treiben. Die Bekenntnisse erscheinen mehr und mehr als ein nationalfeindliches Entwicklungsprodukt, das ehestens zu entfernen sei und ohne Schädigung der Religion entfernt werden könne.

In der Schulfrage sind wir nun allerdings vor den Sophismen des Interkonfessionalismus gefeit, im Kampfe um die schulentlassene Jugend aber sonderbarerweise nicht.

In den Richtlinien zur Arbeit im Jungdeutschlandbunde, die Generalfeldmarschall von der Goltz jüngst versandte, wurde u. a. auch bestimmt: Jugendpflegeveranstaltungen an Sonntagen sind so anzusetzen, daß den Jugendlichen Zeit bleibt zur Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten. In katholischen Blättern hieß es nun, daß man sich unter solchen Umständen der Empfehlung des Jungdeutschlandbundes durch den preußischen Kultusminister nur aus vollem Herzen anschließen könne; denn wenn den Grundlagen der religiösen Erziehung in der Jungdeutschlandbewegung die richtige Stelle angewiesen würde, so könne sie viel Gutes wirken und verdiene die regste Unterstützung aller, denen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liege.

Aber kann denn überhaupt in einer interkonfessionellen Bewegung und Organisation, fragen wir, den Grundlagen der religiösen Erziehung die richtige Stelle angewiesen werden? Hier zeigt sich klar die irrige Einschätzung der interkonfessionellen Jugendpflege. Wir sind zufrieden, wenn das kirchliche Interesse in einzelnen konkreten Äußerungen, z. B. hinsichtlich

der Sonntagspflicht, nicht geschädigt wird, und übersehen völlig die tiefgehende Schädigung, die in der ganzen notwendig konfessionslosen Erziehung selbst liegt. Den bescheidenen Forderungen ersterer Art wird sich keine interkonfessionelle Jugendorganisation widersetzen; sie sind sogar ängstlich bedacht, allen derartigen Vorwürfen aus dem Wege zu gehen, wie auch die simultanen Alumnate. Die Zeiten interkonfessioneller Feldgottesdienste des Jungdeutschlandbundes sind schon vorüber. Heute wird sogar die heilige Messe gelesen, wie neulich bei der patriotischen Feier der bayrischen Wehrkraftvereine an der Kehlheimer Befreiungshalle. „Mehr", meint die „Kölnische Zeitung" [1], „kann doch in dieser Hinsicht auch der Strenggläubigste und Einseitigste nicht verlangen."

Und doch, alles das, so anerkennungswert es auch sein mag, darf uns in der Beurteilung der interkonfessionellen Jugendvereine nicht irre machen. Wir fordern viel mehr. Jede noch so peinliche Korrektheit, alles zu vermeiden, was bei dem einen oder andern Konfessionsteil verletzend wirken könnte, darf uns nicht über die gewaltigen Nachteile hinwegtäuschen, die in der Ausschaltung des konfessionellen Elementes liegen. Unsere Vierzehn- bis Achtzehnjährigen, die den schwersten Gefahren für Glauben und Sitte entgegengehen oder schon mitten in ihnen stehen, bedürfen vor allem der intensiven *religiösen* Pflege und Förderung. Sie ihnen vorenthalten, heißt sie religiös verwahrlosen und verwildern lassen. Die interkonfessionellen Vereine können aber diese nicht bieten, ja sie verhindern dieselbe, indem sie die Jugendlichen den konfessionellen Vereinen entziehen, und können daher nur zu ihrer religiösen Verflachung führen. Es ergeht mit der Seele des Jugendlichen wie mit der jungen Edelpflanze. Man braucht sie nicht künstlich zu verkrüppeln, sie verkommt durch Mangel an Pflege von selbst. Das ist auch die Stellung des positiven Protestantismus, wie die „Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung" noch unlängst dokumentierte. „Die Rundschau", das Organ der evangelischen Jünglingsbündnisse, druckte sogar einen langen Passus aus dem Hirtenbriefe des Kardinals Kopp über Jugendpflege ab und erklärte ihre vollständige Übereinstimmung.

Für den Katholiken, dessen religiöses Innenleben und dessen Bekenntnisstärke eine besondere Pflege erheischt, sind diese Erwägungen von erhöhter Wichtigkeit. Die katholischen Männer und Frauen, deren wir in den kommenden Jahrzehnten bedürfen, können fraglos nur in katholischen

---

[1] Nr 371, 2. April 1913.

Jugendvereinen gebildet werden. Die interkonfessionellen Jugendvereine liefern uns bestenfalls eine Bevölkerung ähnlich der Jugend, welche die Simultanschule entläßt. Insbesondere gegen die immer bedrohlichere Mischehengefahr sind alle Mittel vergeblich, wo in der Jugendpflege die rechte Stunde versäumt wird.

Diese Zusammenhänge werden anderwärts klarer erkannt als in unserem eigenen Lager. Die offene und geheime Befehdung der katholischen Jugendvereine ist nur erklärlich durch die hohe Bedeutung, die man ihnen für eine günstige Entwicklung des Katholizismus mit Recht beimißt. Sie ist nichts als ein Stück des stillen Kulturkampfes. Dieses Übelwollen ist freilich erst in seinen Anfängen und vorläufig oft noch ein Mangel an Wohlwollen. Aber der Frontwechsel vollzieht sich zusehends, wenn auch langsam. Zuerst wurde die segensreiche Tätigkeit der katholischen Jünglingsvereine offen anerkannt. Sie wurden bereitwillig unter die staatlich geförderten aufgenommen und in preußischen Ministerialerlassen wurde wiederholt vor Konkurrenzgründungen gewarnt. So blieb es kurze Zeit. Dann wurden angesichts der Praxis der untergeordneten Behörden Zweifel wach, wenn auch nicht an der Aufrichtigkeit, so doch an der Entschiedenheit der ministeriellen Weisungen. Heuer, zwei Jahre nach dem bekannten Januarerlasse, mußte Kardinal Kopp im preußischen Herrenhause schon entschiedene Klage führen über die systematische Benachteiligung der katholischen Jugendorganisationen durch die Behörden. Im allgemeinen ist gegenwärtig mit Ausnahme des Ostens das Verhältnis noch ein leidliches. Wir dürfen uns aber sagen, daß wir schweren Kämpfen in der Jugendpflege entgegengehen.

Hier liegt auch der Schlüssel zur Fortbildungsschulpolitik der preußischen Regierung. Aus dem fortgesetzten Widerstande gegen die Einführung des obligatorischen Religionsunterrichts in der Fortbildungsschule klingt nur der Wille heraus, ihre Konfessionalisierung zu verhindern, eine Absicht, die neulich im preußischen Abgeordnetenhause vom liberalen Abgeordneten Dr Friedberg offen zugegeben wurde. Hiermit ist aber, da die Fortbildungsschule nach gouvernementalem Schema der Unterbau der Jugendpflege sein soll, auch deren Interkonfessionalisierung programmatisch verkündet und diese wird mit den großen Mitteln, welche die kommenden Etats bereitstellen, energisch betrieben werden.

Angesichts dieser Tatsachen haben wir Katholiken gewiß keine Veranlassung, interkonfessionelle Jugendbestrebungen zu fördern, wohl aber

unsere katholischen Jugendvereine tatkräftig zu unterstützen und ihnen unsere Schulentlassenen möglichst vollzählig zuzuführen. Man wird uns zwar der konfessionellen Absonderung bezichtigen, aber in Erziehungsfragen brauchen wir uns am wenigsten dagegen zu wehren. Unserer in konfessioneller Abgeschlossenheit erzogenen Jugendlichen können christliche Ordnung und Vaterland unter allen Umständen gewiß sein. Unsere Forderung ist auch zu einleuchtend. „Alles, was für die Jugend geschieht", sagt der Jahresbericht 1911 der bayrischen Wehrkraftvereine (S. 6), „muß geheiligt und vertieft werden durch den Gedanken an das Vaterland. Denn eine national auch nur gleichgültige Jugend bedeutet eine große Gefahr für die Lösung der möglichen schweren Aufgaben einer nahen Zukunft." *Wir* verlangen die Heiligung und Vertiefung aller Jugendarbeit durch den Gedanken an Vaterland *und* Kirche und erblicken eine Gefahr in einer *religiös* gleichgültigen Jugend. Wer jenes billigt, kann dieses unmöglich ablehnen.

Die Vernachlässigung der konfessionellen und damit der einzig möglichen religiösen Erziehung soll nun nach dem Dafürhalten vieler, die den Konfessionen nicht feindselig gegenüberstehen, aufgewogen werden durch die großen Vorteile, die unsere interkonfessionelle Jugendpflegearbeit im nationalen Interesse verspricht. Ohne auf die hierin gelegene Unterschätzung religiöser Werte, die durch keinen Gewinn wettgemacht werden können, weiter einzugehen, kommt es uns nur auf den Beweis an, daß hier eine der verhängnisvollsten Verirrungen vorliegt, die je in einer Erziehungsbewegung begangen wurde; denn gerade in nationaler Beziehung wird die interkonfessionelle Jugendarbeit von heute zu den schwersten, vielleicht gar folgenschwersten Enttäuschungen führen. *Sie ist, kurz gesagt, alles, nur nicht der Weg, der eine Nation an der Wende ihrer Kraft wieder auf die Höhe zu bringen vermöchte.*

Die Jugendpflege der interkonfessionellen Verbände und Bünde, vom Jungdeutschlandbund und der Deutschen Turnerschaft bis zu den Jugendwehren und Fußballklubs geht restlos auf die Körperpflege. Nicht als ob diese Organisationen mit bloßer Körperkultur das Problem der Jugendpflege für gelöst hielten, sie machen sich vielmehr ausnahmslos anheischig, allen Bedürfnissen einer umfassenden Jugendpflege gerecht zu werden, auch Charakter- und Gemütsbildung in reichem Maße zu vermitteln, aber auf dem ausschließlichen Wege der körperlichen „Ertüchtigung". Dieses nicht ohne Geschick neugebildete Wort ist im Handumdrehen zur Phrase geworden. Ernste Männer äußern bei der ungeheuern Verantwortung, welche die

Jugendbewegung im Dienste des Volksganzen hat, immer lauter ihrer Bedenken gegen die Richtung, die von der „nationalen" Jugendpflege eingeschlagen wird, und zwar nicht nur Geistliche und Schulmänner, sondern auch Handwerksmeister und Vormundschaftsbeamte, die den Segen dieser Jugendarbeit an ihren Lehr- und Pfleglingen beobachten. Das rheinische Provinzialschulkollegium bezeichnete den Beitritt zum Jungdeutschlandbund als nicht empfehlenswert; der Direktor des Mündener Gymnasiums hob die dortige Vereinigung des Wandervogels auf; die Wiesbadener Handels- und die Osnabrücker Handwerkerkammer sprachen sich entschieden gegen die militärische Jugendpflege aus, und der Amtsgerichtsrat Lennep aus Landsberg teilt aus seiner Praxis die bedenklichsten Fälle eigentlicher Verwahrlosung durch die moderne Sportpflege mit.

Die erste Anklage, die gegen die Jugendpflege der modernen interkonfessionellen Richtung, kurz gegen die Jungdeutschlandbewegung, erhoben wird, ist die der Veräußerlichung der Jugend. Sie wird aus Berufs- und überhaupt sozial empfindenden Kreisen erhoben, zwar noch vereinzelt und schüchtern, aber wenn nicht alle Zeichen trügen, sind hier doch die Kräfte einer gesunden Reaktion in der Sammlung begriffen. Das belastende Material hat Amtsgerichtsrat Lennep am besten zusammengefaßt. Er schreibt im Zentralblatt für Vormundschaftswesen, Jugendgerichte und Fürsorgeerziehung: „Vor mein Forum als Vormundschaftsrichter werden nicht mehr selten Jünglinge gebracht, denen der Sport die Arbeitskraft ertötet oder beschränkt hat, und die nun alle Hoffnungen der Eltern zu Schanden werden lassen. Da kommt ein Lehrling, den sein Meister entlassen will, weil er die Arbeit um der Fußballspiele willen vernachlässigt. Da kommt ein sorgenvoller Vater eines Gymnasiasten und klagt, daß sein vordem so fleißiger Sohn sitzen bleiben werde und nicht mehr lerne, dem Vater ungehorsam sei, weil ihn die Angelegenheiten des Wurfballklubs und des Tennisvereins gänzlich gefangen halten . . ., ein Pfleger beklagt sich, verbündet mit einer notleidenden Mutter, über deren arbeitsfähigen und nicht viel verdienenden Sohn, er arbeite kaum, werde überall nach kurzer Zeit entlassen. Dagegen sind der Präses des Schwimmvereins, der Führer der Pfadfindergruppe, der Kassierer des Athletenklubs von dem gleichen Jungen sehr entzückt. Sie denken nicht an seine bürgerliche Führung, sondern nur an seine sportliche Tüchtigkeit und seinen Eifer im Vereinsdienste. Das sind die Anfänge. Die weitere Entwicklung führt oft, recht oft zu gänzlicher Entartung, Arbeitsscheue, Abgang auf die Landstraße,

kurz alledem, was man durch die Pflege dieser Spiele gerade hat vermeiden wollen. Hier liegen Gefahren, aus denen ich vorläufig noch keinen Ausweg sehe."

Diese Worte sind wahre Keulenschläge für die nationalen Jugendpfleger der körperlichen Ertüchtigung; aber sie sind berechtigt. Neben der religiösen Vertiefung bedarf die schulentlassene, werktätige Jugend nichts notwendiger als der Berufsverinnerlichung, der Berufsliebe und Berufstüchtigkeit, die voneinander untrennbar sind, des „Bet und arbeit" der Vorzeit. Wer neben der Vernachlässigung der religiösen Interessen der Jugend auch noch dieses berufliche Innenwachstum stört, der reißt sie von den Wurzeln ihrer Kraft und gibt sie aller Verwahrlosung preis. Das wird von allen Einsichtigen erkannt. Darum ihre sorgenvolle Klage über das Überhandnehmen der ungelernten Berufe, die stellenweise, besonders in den Großstädten, fast ein Drittel der Schulentlassenen aufnehmen, eine soziale Gefahr, auf die neulich auch der preußische Kultusminister eindringlich hinwies; darum die rastlose Tätigkeit unzähliger Berufsberatungs- und Vermittlungsstellen, darum die sich mehrenden Bestrebungen zur Förderung und Belohnung beruflicher Lehrlingsleistungen. Die Jungdeutschlandbund-Jugendpflege mit ihren Kriegs- und Geländespielen, ihren Uniformen und Paraden, die Sportpflege mit ihrem Aufwand an Kraft und Zeit wirken diesen sozialen Bestrebungen entgegen und erzeugen eine Zerfahrenheit in den Jugendlichen, die alle Voraussetzungen wahrer staatsbürgerlicher Erziehung zerstört. In England weist man besorgt auf die Schädigung der Industrie durch den Fußballfanatismus der Arbeiterschaft hin. Ungefähr 18 Prozent der Arbeitstage gehen verloren, weil das Fußballspiel die Arbeiter von ihrer Pflicht abhält. Die Qualitätsarbeiter, die der deutschen Industrie den Weltmarkt erobert haben, sind unter andern Bedingungen geworden. Hier steht viel auf dem Spiele. Kein Wunder, wenn die nüchternen Männer des Handwerks und des Gewerbes, deren praktischer Sinn aller künstlichen Jugendpflege überlegen ist, mit wachsendem Mißtrauen die „nationale" Jugendbewegung betrachten.

Ihnen gesellen sich mit gleich ernsten Besorgnissen die Männer der Schule und Volksbildung zu. Ihre Anklage gegen die Jungdeutschlandbewegung lautet auf Erziehungsmaterialismus. Die Jahre nach der Volksschulentlassung sind für das spätere geistige Niveau des Erwachsenen entscheidend. Wo sie keine Bildung vermitteln und vor allem, wo sie den Bildungstrieb nicht wecken, wird der Weg zur Geisteskultur nicht gewonnen.

Man könnte allerdings geneigt sein, diese Bildungsaufgabe der Fortbildungsschule zuzuweisen, aber mit Unrecht. So hoch man ihre Leistungen, die übrigens in Arbeitgeberkreisen sehr oft nicht sonderlich geschätzt werden, auch anschlagen mag, sie genügen dem Bedürfnisse nicht und können ihm nicht genügen. Das Ziel der Bildungsbestrebungen, den Jugendlichen aus dem Rohen herauszuarbeiten und ihm Sinn und Verständnis für geistige Bewegungen und Genüsse beizubringen, diese Kulturkleinarbeit im eigentlichen Sinne des Wortes, erfordert viel mehr Spielraum und Bewegungsfreiheit, als der Zwangsfortbildungsschule möglich ist. Sie wird sich mehr in den Bahnen der Volksbildungsbestrebungen als in denen des Unterrichtes bewegen und muß als eine der Hauptaufgaben echter Jugendpflege gewertet werden.

Dieser Hauptaufgabe wird aber die Jungdeutschlandbewegung nicht gerecht. Die Muskel-, Lungen- und Sinneskultur wird derartig einseitig gefördert, daß der jugendliche Geist notwendig verkümmern muß. Foerster hat das Wort von den Pädagogen geprägt, denen das Gehirn in die Waden gerutscht sei. Hier sind sie an der Arbeit. Das Programm der nationalen Jugendpflege ist Turnen, Spiel und Sport nach allen Regeln der Permutation. So halten denn auch manche Kommunen ihre Aufgabe in der Jugendpflege für erledigt, wenn sie einen Spielplatz zur Verfügung gestellt oder gar einen Turnlehrer als Jugendpfleger im Hauptamte angestellt haben. Auch die offizielle Ausbildung von Jugendpflegern beschränkt sich in der Hauptsache auf die Dreiheit von Turnen, Spiel und Sport. Neuestens plädiert man gar für einen Sportorden und fordert Lehranstalten zur Körpererziehung. Was bei der heutigen Sportwut nicht alles möglich ist, zeigt der 1000 km lange Stafettenlauf Memel—Berlin. Die Idee wurde anfangs mit Kopfschütteln aufgenommen, ist aber buchstäblich ausgeführt worden.

Es ist nun von der größten Wichtigkeit, sich den Ideenkreis klar zu machen, durch den unsere Jugendpflege sich in diesen wahren Erziehungsmaterialismus hineinverirrt hat. Wir sind ganz unmerklich in das Fahrwasser der Rassenhygieniker hineingeraten. Die Jugendpflege deckt sich für viele mit dem bis zum Überdruß abgewandelten Problem der „Rassenveredelung". Dieser Richtung hat das vielbesprochene Referat des Obermedizinalrats Dr v. Gruber auf der dritten Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt zu Darmstadt im Jahre 1909 in weitestem Maße Vorschub geleistet. Es ist derselbe Dr v. Gruber, der meint, die jungen

Mädchen sollten eigentlich wie die jungen Kühe und Stuten geweidet werden, dann könnten sie allen gelehrten Plunder wohl entbehren. Bei diesem „Gestütsstandpunkte", wie der Sozialist Karl Korn sich ausdrückt, ist der Ruf nach geistiger Jugendpflege, der jetzt lauter und lauter erhoben wird, eine wahre nationale Tat. Es war ein Ereignis, allerdings ein wenig beachtetes, als im Januar dieses Jahres in Elberfeld der erste Kursus für geistige Jugendpflege stattfand. Möge er das Steinchen sein, das sich am hohen Grat löst und zur Lawine anwachsend den erratischen Block der ausschließlichen Körperjugendpflege hinweghebt. Freilich wird es harte Arbeit kosten, denn die interkonfessionelle Bewegung ist nun einmal wesentlich erziehungs-materialistisch gerichtet, und manche der Organisationen dürften den Klimawechsel nicht überstehen. Sie wehren sich auch, zum Teil mit aller Entschiedenheit, gegen den Vorwurf, die Bildung ihrer Jugendlichen zu vernachlässigen, aber vergebens. Mit Signal- und Samariterübungen, mit Fährtenlesen und unterhaltenden Jugendbüchereien, mit Märchenerzählen und Zupfgeigenspiel ist den Bildungsbedürfnissen der Jugend nicht genügt. Der jugendliche Geist bedarf der Belehrung, und wo die, wie z. B. in der bayrischen Wehrkraftzeitung[1] ausdrücklich ausgeschlossen wird, vermögen wir eine ideale Jugendpflege nicht anzuerkennen. Hätte die konfessionelle Jugendpflege je diese Erklärung gewagt, sie wäre ohne Zweifel als Volksverdummungsbestrebung hingestellt worden. Und mit Recht. Eine Jugendpflege, die Zeit, Kraft und Interesse der Jugendlichen in dem Maße in Anspruch nimmt wie die nationale Jugendbewegung von heute, muß auch für die Bildung der Jugend von heute und damit für das geistige Niveau des Volkes von morgen verantwortlich gemacht werden. Vernachlässigt sie diese Bildung, dann drückt sie dieses Niveau herab. Das tut aber die Jungdeutschlandbewegung, und daher muß sie im Interesse des Kulturfortschrittes abgelehnt werden. Hier steht mehr auf dem Spiele. Kein Wunder, wenn ernste Männer der Schule, die gerade die Sportbewegung auch für den abermaligen Rückgang unserer Gymnasialleistungen haftbar machen, vor dem Jungdeutschlandbund warnen. Auch hier wird man dem Landsberger Vormundschaftsrichter voll und ganz beipflichten, wenn er sagt: „So warne ich denn auf das eindringlichste, einem ohnehin materialistischen Geschlechte immer wieder nur natürliche Antriebe zu geben, Anregungen zu ziel- und wesenlosem Sein und Tun. Ich kann

[1] Jahresbericht 1911 des Bayrischen Wehrkraftvereins S. 8.

das nicht mitmachen, ich wende mich energisch gegen eine Entwicklung und Denkrichtung, die uns letzten Endes nicht hinführt zur sittlichen Erlösung der deutschen Jugend, sondern zur indianischen und Lederstrumpfbarbarei."

Diese Schwarzseher, wie man sie verächtlich heißt, bekommen aber noch Zuzug von einer Seite, woher man ihn am wenigsten erwarten sollte und woher er den unbedingten Lobrednern der Jungkörperpflege am allerwenigsten gleichgültig ist. Es mehren sich die Stimmen ärztlicher Autoritäten, die der heutigen Methode der körperlichen Ertüchtigung, soweit sie Sportbewegung ist, geradezu Körperverwüstung vorwerfen. Daß sie sich nicht gegen eine vernünftige Leibesübung wenden, versteht sich von selbst. Sie empfehlen Turnen, Spiel und vor allem das Wandern in mäßigen Grenzen sogar eindringlich als einen Gesundheitsborn von unersetzlicher Wirkung, aber sie lehnen den sportlichen Betrieb dieser Übungen ebenso entschieden als höchst gesundheitsschädlich, ja als zerrüttend für den jugendlichen Organismus ab. Namentlich der Fußballsport findet vor ihren Augen wenig Gnade. Vor allem wird der Sport für die Zunahme der Herzkrankheiten bei Jugendlichen verantwortlich gemacht. Der bekannte Spezialist für Herzkrankheiten Dr Schott sagt geradezu, daß die Herzmuskelschwäche, die in den letzten Jahren in steigendem, erschreckendem Maße bei Jugendlichen festgestellt werde, lediglich auf den Sport zurückzuführen sei. Andere Ärzte bezeugen dasselbe für Nervenschwäche und Gehirnleiden. Solchen Autoritäten gegenüber können die unentwegten Verteidiger des Sportes, besonders des Fußballs, nicht ernst genommen werden. Man braucht auch die Artikel der Sportsbeilagen unserer größeren Blätter, „Wie Fußball gespielt werden soll", nur zu lesen, um sich zu sagen, daß hier Herz, Nerven und Gehirn überanstrengt werden müssen und statt Frische und Erholung Erschöpfung und Erschlaffung an Körper und Geist erzielt werden muß. Vom Laufsport, für den jetzt wieder Stimmung gemacht wird, von manchen Turnkunststücken und für viele Wintersportarten gilt dasselbe. Der unverantwortliche Raubbau, der hier mit den Körperkräften getrieben wird, führt zahllose Jugendliche einem lebenslänglichen Siechtum entgegen. Die jetzt betriebene Art der körperlichen Ertüchtigung, die im Namen des nationalen Wehrgedankens gefördert wird, wütet daher im eigentlichen Sinne gegen sich selbst. Sie vermehrt die Wehrkraft der Nation nicht, sondern beeinträchtigt sie in allerbedenklichstem Grade und wird die jetzt schon besorgniserregende Militäruntauglichkeit noch weiter steigern. Es ist wichtig zu betonen, daß die stellenweise festgestellte Hebung

der bedingten Tauglichkeit nicht durch Sport, sondern durch vernünftige Spielpflege, Schulbäder, Ferienkolonien und Schulspeisung erzielt wurde. Die Sportbewegung dagegen müßte in ihrer heutigen Maßlosigkeit eine ungeschwächte Generation verwüsten, um wieviel mehr ein Geschlecht, dessen physische Entartung in hundert Sprachen redet.

Dabei sind die ernsten pädagogischen Bedenken gegen die moderne Sportbewegung noch nicht einmal erwähnt. Wir haben angesichts der sich mehrenden Roheitsdelikte Jugendlicher gewiß keinen Grund, diese Verrohung durch Auswüchse des Fußballsports noch zu fördern. Freilich sitzen hier meist die wilden Fußballklubs auf der Anklagebank, in denen die jugendliche Sportwut sich regel- und schrankenlos austoben kann; aber das Fußballspiel überhaupt ist bei erfahrenen Jugendpflegern stark in der Schätzung gesunken. Gerade nach aufregenden Sport- und Wettkämpfen kommen unsittliche Exzesse bei den Jugendlichen vor; übrigens eine physiologische Selbstverständlichkeit, denn die körperliche Erschöpfung und Nervenüberreizung müssen auch die moralische Widerstandskraft schwächen.

Freilich sind alle diese Klagen zurzeit noch aussichtslos. Vorläufig steht die Sportpflege noch im Zenith der nationalen Jugendpflege, noch steht die „Deutsche Turnerschaft" und der „Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele" obenan in der Gunst der Behörden und die Spielplatzfrage im Vordergrund der kommunalen Jugendpflege, noch wird der Löwenanteil der öffentlichen Gelder auf die körperliche Ertüchtigung verwandt. Der Sport als Allheilmittel gegen alles, was unsere Schulentlassenen gefährdet, ist geradezu zur fixen Idee weiter und maßgebender Kreise geworden. Richard Nordhausen, der Klassiker der nationalen Jugendpflege, fordert als echter deutscher Ideologe sogar den Spiel- und Sport**zwang** für alle Vierzehn- bis Achtzehnjährigen und prophezeit, daß diese Forderung, die heute den gereizten Widerspruch der allermodernsten Rückschrittler hervorrufe, in zehn Jahren allgemein anerkannt und in einem Gesetz niedergeschrieben sein werde[1]. Die öffentliche Jugendpflege scheint sich allerdings in der Richtung des Zwanges zu entwickeln, aber eine Zwangssporterziehung dürfte sie kaum werden. Auch wir sind mit Nordhausen überzeugt, daß alle Anstrengungen, Deutschlands Waffenmacht zu verstärken, zwecklose Bauten auf rutschendem Morast sind, wenn wir unsern Nachwuchs weiter verderben lassen. Aber in der jetzt fast marktschreierisch an-

---

[1] Tag Nr 155, 5. Juli 1912, und Nr 67, 20. März 1913.

gepriesenen Körperpflege können wir die Rettung nicht erblicken. Behält sie die Oberhand, dann werden die letzten Dinge schlimmer sein als die ersten. Völker ohne allgemeine Wehrpflicht können hier unsere Vorbilder nicht sein. Hier steht noch mehr auf dem Spiele, die Volksgesundheit und deutsche Wehrkraft. Kein Wunder, wenn ernste Ärzte und wahre Vaterlandsfreunde mit zunehmender Besorgnis der Entwicklung der Dinge zuschauen und ihre mahnende Stimme gegen den heutigen Sportbetrieb erheben. Und ihre Warnung gilt nicht bloß den eigentlichen Sportverbänden, sondern allen Organisationen, die, wenn sie auch selbst von Exzessen frei bleiben, doch durch ihre einseitige Körperpflege den Sportgedanken, die Körperkultur um des Ehrgeizes willen, in der Jugend pflegen und sie leicht den Gefahren des übertriebenen Sportes ausliefern; sie gilt auch der Jungdeutschlandbewegung.

Neben der Pflege der Wehrkraft will die nationale Jugendpflege vor allem die Jugend vor der Sozialdemokratie schützen. Über den furchtbaren Ernst und die Dringlichkeit dieser Aufgabe herrscht nur eine Stimme. Die rast- und rücksichtslose Energie, mit der die Sozialdemokratie an der Arbeit ist, und ihre Massenerfolge müssen auch den Gleichgültigsten aufpeitschen. Was nützen die starken Leiber gegen den äußeren Feind, wenn sie eine Seele voll Haß und Ingrimm gegen Thron und Altar, Staat und Gesellschaft bergen? Hier ist wahrhaftig keine Zeit zu verlieren, hier darf nicht ins Blaue gewirtschaftet werden. Die bürgerliche Jugendpflege muß einen Weg gehen, der sicher zum Ziele führt, der die Jugend außer allem Zweifel wirksam vor dem Umsturz bewahrt. Die erste Frage, von der die Existenzberechtigung einer Jugendorganisation abhängt, muß heute lauten, ob sie den sichern Erfolg antisozialistischer Erziehung gewährleisten kann. Wird dieser Beweis nicht einwandfrei geliefert, so kann von nationaler Jugendpflege keine Rede sein, und wären die Erfolge in geistiger und körperlicher Bildung auch noch so groß, denn auf diese kann auch die sozialdemokratische Jugendarbeit hinweisen.

Es ist nun in hohem Grade bezeichnend, wie sich die Sozialdemokratie zu den einzelnen Richtungen der bürgerlichen Jugendpflege stellt. Nachdem Korn den „Bankrott der konfessionellen Methode" konstatiert hat, kommt er auf die neue Bewegung, auf die Hilfsaktion der Behörden, Förderung der Leibesübungen, Fortbildungsschulpflege, Zentralstelle für Volkswohlfahrt usw. zu sprechen. Er meint zwar, dem Projekt könne man die Anerkennung nicht versagen, daß es klug ausgedacht sei. Vieles sei so

gescheit, so ganz und gar unbureaukratisch, daß es kaum dem Gehirn des Ministers und seiner Geheimräte entsprungen sein dürfte. Dennoch habe die Sozialdemokratie keinen Anlaß, die neue Gefahr zu überschätzen. „Hoffen die Leute von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt an die Masse des jugendlichen Proletariats heranzukommen, so stehen der organisierten Arbeiterschaft noch ganz andere Kanäle, viel tiefer bohrende Gänge zu dem Geist und zu den Herzen ihrer Jugend offen. Wir säen doch nicht, wie jene, auf fremden Acker, sondern auf unsern eigenen Grund und Boden! Und je mehr wir diesen Boden in Besitz haben, je sicherer die Arbeiterschaft ihrer selbst ist, je geschlossener, klassenbewußter und aufgeklärter das Proletariat in seiner Gesamtheit dasteht, desto gewisser ist es seiner Jugend. Hier ist ja nicht allein von Einfluß der Familie die Rede; auch in der Werkstatt und Fabrik steht die Arbeiterjugend den aufgeklärten, erwachsenen Arbeitern in ganz andern Massen und zu viel intensiverer Beeinflussung zur Verfügung als den Agenten des neuen Kurses in der Fortbildungsschule. . . ." [1]

Diese Sprache dürfte uns nachdenklich machen. An der Rettung der Jugendlichen aus überzeugten sozialdemokratischen Familien kann natürlich nicht mehr gedacht werden. Sie sind mit seltenen Ausnahmen endgültig verloren. Es kann sich nur um den Schutz der Erwerbstätigen aus bürgerlichen und Mitläuferfamilien handeln. Hier ist das Feld, auf dem der Wettkampf der bürgerlichen Organisationen um die Musterjugendpflege sich abzuspielen hat. Soweit das Ergebnis überblickbar ist, haben die konfessionellen Organisationen bis jetzt mit großem Erfolge gegen den Umsturz gearbeitet. Sie haben nicht nur ihre Mitglieder bürgerlichen Standesvereinen zugeführt, in den Gegenden, wo sie geschlossen sitzen, hat auch die sozialdemokratische Jugendarbeit mit Ausnahme der Großstädte keine nennenswerten Erfolge zu erzielen vermocht. Es wäre aber selbstverständlich töricht, dieses Geständnis jetzt von seiten der Sozialdemokratie erwarten zu wollen. Das kann sie immer noch früh genug tun. Sie begnügt sich vorläufig, mit erheucheltem Ernst auf die Gefahren des neuen Kurses hinzuweisen, während sie sich hinter den Kulissen vor lauter Freude über die Zurückdrängung der konfessionellen Organisationen kaum fassen kann. Wer ihres Geistes würde sich nicht mitfreuen?

---

[1] Karl Korn, Die bürgerliche Jugendbewegung, Berlin 1910, Vorwärts, 110.

Unsere Jugendbewegung ist ein gewaltiges Ringen um die Seele der Jugend und des Volkes. Der Gedanke, daß diese Seele verloren gehen könnte, ist kaum faßbar. Und doch wird er zur traurigsten Wirklichkeit, wenn nach den bisherigen interkonfessionellen Rezepten weitergewirtschaftet wird. Welche Unkenntnis der jugendlichen Psyche verrät sich allein in dem Bestreben, die Fortbildungsschule zum Mittelpunkte der Jugendpflege auszubauen, wenigstens soweit an eine Organisation der Jugendlichen im Anschluß an die Fortbildungsschule gedacht ist. Der Plan, durch die Zwangsfortbildungsschule die Jugend zu freien Vereinigungen zu vermögen, konnte nur im Scheine der Studierlampe jugendfremder Schulmänner erdacht werden. Der Jugendliche, wie er nun einmal ist, hat für die Fortbildungsschule in der Regel sehr wenig schmeichelhafte Gefühle und wendet ihr sobald als möglich den Rücken. Daran können auch alle Erziehungsmaßnahmen und Veranstaltungen zur Beschäftigung, Erholung und Unterhaltung, die Bereitstellung von Lese-, Spiel- und Arbeitsräumen, Musik- und Theateraufführungen, patriotische Feiern, Ausflüge und Wanderungen, so gut sie gemeint sind und so reichlich sie unterstützt werden mögen, nicht viel ändern. Außer einigen, die auch mit weniger zufrieden wären, und andern wenigen aus Beamtenfamilien, die von ihren Eltern zur Teilnahme gehalten sind, wird die schulentlassene Jugend völlig versagen, so daß der Idealismus der Fortbildungsschulpflege, der jetzt mit tausend Masten in den Ozean stößt, bald auf gerettetem Kahn heimkehren dürfte, freilich nicht ohne auf der kurzen Fahrt viel Geld und Mühe vertan zu haben. Das unglücklichste, weil unpädagogischste Mittel, dieses Fiasko zu verhindern, wäre vollends der Zwang, zu dem man aber möglicherweise doch greifen wird, freilich nur um der Sozialdemokratie noch größere Massen zuzutreiben.

Die übrigen interkonfessionellen Verbände sind als freie Einigungen zwar günstiger gestellt; sie werden auch in der studierenden Jugend den vaterländischen Sinn fördern, aber die gefährdetsten Schichten, die Erwerbstätigen, werden auch sie vor der Sozialdemokratie nicht zu schützen vermögen. Mit Turnen und Sport, mit Wandern und Geländespielen, mit Besichtigungen und Paraden, mit Uniformen und allen den Äußerlichkeiten der „nationalen" Jugendpflege eine Bewegung wie die sozialdemokratische überwinden wollen, heißt wirklich einem naiven Optimismus huldigen. Daß davor dem Umsturz nicht graut, ist begreiflich. Das kann er selber alles bieten und noch viel mehr. Und im Kitzel der Leidenschaften des

jugendlichen Herzens, Unabhängigkeitsstreben, Parteinahme für die Jugend, Haß gegen die Autorität, Lizenz in Lektüre und Vergnügen usw. kann erst recht keiner mit ihm konkurrieren. In solch ungleichem Kampfe kann die Entscheidung nicht zweifelhaft sein.

Ferner, wie organisieren sich die erwerbstätigen Mitglieder der interkonfessionellen Jugendorganisationen gewerkschaftlich? Diese Frage wird von der „nationalen" Jugendpflege kaum beachtet. Und doch, von zehn Jugendlichen, die den freien Gewerkschaften beitreten, sind mindestens neun für die Sache der bürgerlichen Ordnung verloren. Nach Einzelfällen zu schließen, scheint sich auch der sozialdemokratische Terrorismus vorwiegend gegen die Mitglieder konfessioneller Jugendvereine zu richten. Es wäre äußerst wertvoll, wenn sich stichhaltige Belege hierfür sammeln ließen, denn nichts wäre geeigneter, die sozialdemokratische Auffassung der konfessionellen und interkonfessionellen Jugendpflege zu beleuchten.

Unsere interkonfessionelle Jugendbewegung als Damm gegen die Sozialdemokratie ist demnach eine der trügerischsten Utopien, die jemals denkende Menschen verlockt hat. Die Ausscheidung des konfessionellen Elementes aus der Jugendpflege wird uns teuer zu stehen kommen. Hier steht alles auf dem Spiele, und daher muß sich jeder bürgerlich Gesinnte gegen diese Richtung wenden, nicht im Interesse der Konfessionen, die ihm vielleicht gleichgültig sind, sondern im Interesse des Staates und der Gesellschaft. Kein reichstreuer Mann kann überlegterweise eine Jugendpflege unterstützen, die in der Hauptsache, im dauernden Schutz der Schulentlassenen vor der Sozialdemokratie, versagt, und noch weniger Organisationen bekämpfen, die hier den Beweis erfolgreicher Arbeit geliefert haben.

So stellt sich die Eigenart der interkonfessionellen Jugendpflege im Lichte der Ziele und Aufgaben der wahrhaft nationalen Jugendarbeit dar. Die erhobenen Anklagen treffen zunächst mit voller Wucht die „Deutsche Turnerschaft" und die reinen Sportverbände, die hunderttausende Jugendlicher zu fast ausschließlicher Körperpflege mit Beschlag belegen. Die „Deutsche Turnerschaft" ist jedenfalls die mächtigste Vorkämpferin des Erziehungsmaterialismus und das größte Hindernis der dringend notwendigen Vergeistigung und Verinnerlichung unserer Jugendpflege. Dabei steht sie den konfessionellen Jugendorganisationen ausgesprochen feindselig gegenüber. Ihr Ausschuß sagt in seinem Bericht 1911 über die Arbeit an der schulentlassenen Jugend ganz unumwunden: „Das Feld wird der Deutschen Turnerschaft hauptsächlich streitig gemacht von denjenigen, die das Heil

der Zukunft in konfessionellen Jünglingsvereinen erblicken, also in einer Richtung, die neben der Politik von jeher das Unglück des Vaterlandes gewesen ist. Es genügt nicht, diesen Bestrebungen in Worten entgegenzutreten; wir müssen in umfangreicherer Weise als bisher praktische Arbeit leisten." Diese Brüskierung entspricht vollständig den Überlieferungen der Deutschen Turnerschaft, deren Religion sich immer auf den Glauben an den einen Gott beschränkt hat, weshalb auch der religiöse Indifferentismus, wie er sich im Jahnideal verkörpert, in ihren Riegen den günstigsten Boden findet. Mit ihrer Millionenphalanx wird wohl der schwerste Kampf um die konfessionelle Jugendpflege auszufechten sein, besonders wenn sich ihr nach dem Überleben der übrigen interkonfessionellen Jugendorganisationen die öffentliche Förderung noch mehr zuwenden sollte.

Die übrigen interkonfessionellen Organisationen, Jungdeutschlandbund, Wehrkraftvereine, Pfadfinderbund und Wandervogel, sind den konfessionellen Jugendvereinen bisher nicht direkt feindlich gegenübergetreten, es hat aber trotz aller Versicherungen des Handinhandarbeitens besonders von seiten des Jungdeutschlandbundes und der Wehrkraftvereine an schädigenden Konkurrenzgründungen nicht gefehlt, wodurch leidige Zerwürfnisse und Zersplitterung in das nationale Jugendwerk hineingetragen wurden. Wir befinden uns hier in voller Übereinstimmung mit der Zentralstelle für Volkswohlfahrt: „Die Zentralstelle", heißt es im Jahresbericht vom 1. April 1912 (S. 17), „hat von vornherein mit Nachdruck betont, daß wirklich ernst gemacht werden müsse mit dem in den Satzungen des Jungdeutschlandbundes aufgestellten Grundsatze, wonach der Bund alle vorhandene Arbeit rückhaltlos anerkennen und mit den bestehenden Organisationen zusammengehen soll, sie unterstützend, ihnen Helfer zuführend. Die Zentralstelle hat daher in Wort und Schrift immer wieder dahingewirkt, daß man seitens des Jungdeutschlandbundes das Bestreben zurückdränge, neue Vereine neben den bestehenden zu gründen. . . . Man kann verdienten, in jahrzehntelanger, entsagungsvoller Arbeit stehenden Organisationen das Gefühl der Bitterkeit nicht verargen, wenn die neuen Bestrebungen oft ohne Beachtung des bisher Geleisteten vorgingen und sich als die alleinigen Bringer des Heiles ansahen." Mit diesen Worten ist die weitverbreitete Stimmung in den Kreisen der konfessionellen Jugendpflege sehr gut wiedergegeben.

Heilsbringer können indessen auch diese Organisationen nicht genannt werden, weil sie samt und sonders an den erwähnten Einseitigkeiten leiden,

ohne der Klagen zu gedenken, die gegen einzelne derselben noch speziell erhoben werden. Zu solchen hat besonders der „Wandervogel" Anlaß gegeben. Die Wandervogelbewegung geriet schon bald so ins Extreme, daß es um ihren Kredit bei den Schulbehörden nahezu geschehen war. Ludwig Gurlitt[1] glaubt diese Ausschreitungen damit entschuldigen zu können, daß gerade die bacchantischsten und bizarrsten Teile der Wandervogelbewegung als eine „romantische Entladung gegen die klassizistische Vorbildung durch die Schule" am stärksten auf die Jugend wirken mußten. Trotzdem diese Exzesse zu wiederholter Spaltung der Bewegung führten, sind sie, wenn auch in milderer Form für die Richtung des Wandervogels maßgebend geblieben. Die Wandervogelbewegung ist in allen ihren Formen als rein naturalistische Jugendpflege mit erotischem Einschlag zu bewerten. Dem entspricht auch der Mangel an Rücksichtnahme auf die religiösen Pflichten der Jugendlichen, der besonders bei Wandervogelveranstaltungen beobachtet wurde. Ebenso sind die führer- und aufsichtslosen Nachtwanderungen, wie sie im „Wandervogel" gebräuchlich sind, durchaus zu verwerfen und noch mehr das im „Wandervogel, Deutscher Bund" gepflogene Zusammenwandern und -übernachten von Jungen und Mädchen, ganz zu schweigen von den halb- und ganznackten Wandervögelphotographien, die zudem noch öffentlich ausgestellt wurden. Sie haben vor allem dazu beigetragen, daß die Wandervogelbewegung bei der Landbevölkerung strichweise in eigentlichen Verruf gekommen ist. Der dem Wandervogel verwandte „Bund deutscher Wandervereine" steht sogar auf deutschvölkischem, altgermanischem Boden.

Gegen die Jungdeutschlandvereine und den Pfadfinderbund liegen dergleichen Klagen nicht vor. In religiöser Hinsicht konnten aber die interkonfessionellen Organisationen nicht besser charakterisiert werden, als es auf dem Bezirkstage des süddeutschen Verbandes deutscher Freimaurer in Heilbronn am 10. März 1912 geschah. Hier widerriet der Remscheider Pfarrer Dr August Fineisen die Gründung eigener Jugendvereine zur freimaurerischen Jugendpflege und empfahl, die schon bestehenden Organisationen, wie sie durch den Bund deutscher Jugendvereine, den Pfadfinderbund, die Wandervögel usw. schon begründet seien, zu unterstützen. Diese vielsagende Bewertung der interkonfessionellen Jugendvereine aus freimaurerischem Munde verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

[1] Der Vortrupp (1912) 273.

Unser Urteil über die interkonfessionellen Jugendbestrebungen geht übrigens keineswegs aus einer Voreingenommenheit hervor, die alle ihre Verdienste und guten Seiten übersähe. Wir sind vielmehr bereit, ihnen volle Anerkennung zu zollen. Es ist erstaunlich viel Arbeit, darunter opfervolle und selbstlose, die von allen Ständen und Berufen, besonders von Offizieren und Lehrern, für die Jugend geleistet worden ist. Auch der rastlose Eifer der Behörden, besonders der preußischen, verdient alle Anerkennung und berechtigt, wenn richtig orientiert, zu den schönsten Hoffnungen. Ob man mit der Massenproduktion von Jugendpflegern den richtigen Weg beschritten, ist freilich sehr zweifelhaft. Auch zur Literatur der Jugendpflege, sowohl Jugendpsychologie als Praxis, sind von Vertretern der interkonfessionellen Arbeit zahlreiche Beiträge von bleibendem Werte geliefert worden.

Ebenso haben die Organisationen bei gerechter Würdigung viel Anerkennenswertes zu bieten. Die Idee, die ihnen zu Grunde liegt, ist zweifelsohne bei allen berechtigt. Schule und Großstadtkultur hatten unstreitig eine physische und psychische Degeneration unserer Jugendlichen, besonders der studierenden, in bedenkliche Nähe gerückt. Es ist und bleibt unnatürlich und ein ungesundes Zeichen, wenn jungen Menschen die Freude an der Natur, das sorgen- und bedürfnislose Schweifen durch Wald und Feld mit Lied und Wanderstab, der harmlose Abenteurertrieb verloren geht und sie statt dessen großstädtische Kulturgenüsse vorziehen oder stubenhocken. Das war aber bis vor wenigen Jahren noch ihre Signatur. Selbst Ferienwanderungen zählten damals zu den Seltenheiten und wurden nahezu als Strolchneigungen gewertet. Und doch jene wenigen, die ihrem Zug in Gottes freie Natur schon damals keinen Zwang antaten, waren die Gesündesten, Fröhlichsten und Ehrenwertesten von allen. Das war das echte Wandervogeltum, das nie erfunden wurde und nie ausstirbt. Die Wandervogelbewegung hat es wieder zu Ehren gebracht, allerdings mit dem Irrtum, daß man künstlich züchten und regeln wollte, was nur in Freiheit und auf natürlicher Wurzel gedeiht, daß man organisieren wollte, was sich nur fördern läßt.

Gleiches Lob verdienen der Jungdeutschlandbund mit seiner jugendfrischen Begeisterung und noch mehr die Wehrkraftvereine und der Pfadfinderbund, dessen Art überhaupt die sympathischste von allen ist. Baden-Powells Scouting for Boys und Dr Lions Pfadfinderbuch gehören ohne Zweifel zu den hervorragendsten Leistungen der pädagogischen Literatur der letzten

Jahrzehnte und haben hier selbst Pfadfinderdienste geleistet. Auch das ernste Bestreben dieser Organisationen, die Körperpflege in den Dienst der sittlichen Ertüchtigung zu stellen, verdient Anerkennung. Rund abzulehnen sind allein die Jugendwehren, die durch ihr militärisches Getue nichts als den Dünkel der Jugendlichen pflegen und den Wehrgedanken der Lächerlichkeit preisgeben, weshalb auch die andern Organisationen, der Pfadfinderbund und die Wehrkraftvereine, grundsätzlich jeden militärischen Anstrich verwerfen.

Leider sind aber diese großen Schritte zumeist außerhalb des Weges. So nahe wohnen Leib und Seele nicht beieinander. „Es wurde notwendig zu betonen", schrieb die Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin, zugleich die Reichszentrale für Jugendpflege, „daß tiefgehende, wertvolle Charakterbildung doch nur auf sittlich-religiöser Grundlage möglich ist." Und hier versagen diese Organisationen; sie versagen ferner in der beruflichen und in der Bildungsförderung der Jugendlichen, sie werden endlich versagen im Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Nicht nur von der konfessionellen Jugendpflege, auch von dem religiös ganz unannehmbaren Jugendwerk des Guttemplerordens werden sie in wichtigen Punkten übertroffen.

Pflege ist allseitige Sorge. Wer einen Kranken gut verbindet und ihn verhungern läßt, ist kein Krankenpfleger. Dasselbe gilt von der Jugendpflege. Die interkonfessionellen Jugendbestrebungen sind Jugendarbeit, den ehrenvollen Namen „Jugendpflege" kann man ihnen nicht zuerkennen.

Die Unzulänglichkeit, ja falsche Orientierung unserer öffentlichen Jugendbestrebungen verdient das gleiche Urteil. Eine öffentliche Jugendbewegung, die der Sozialdemokratie erfolgreich das Wasser abgraben soll — und das ist ihre Hauptaufgabe, die in keiner Weise verheimlicht zu werden braucht, denn damit sind alle ihre positiven Aufgaben gezeichnet —, müßte wesentlich anders als unsere derzeitige gerichtet sein. Die Sozialdemokratie ist in ihrem innersten Wesen eine christentumsfeindliche Macht und kann nur durch wahrhaft christliche Kräfte überwunden werden. Diese vermag aber eine interkonfessionelle Bewegung, die Katholiken, Protestanten, Juden und Konfessionslose umfaßt, nicht zu entbinden. Über die Religion, die in ihr geistert, spottet die Sozialdemokratie. „Charakteristisch für jene Seite ist auch", sagt Karl Korn[1], „daß sie die Religion nicht entbehren können.

[1] Die bürgerliche Jugendbewegung 111.

So gering sie die Methode und die Erfolge der konfessionellen Bewegung einschätzen, so betonen sie doch . . . bei jeder Gelegenheit, daß auch in ihrem Programm der Religion die erste Stelle gebühre. Das sind dieselben Kreise, deren Sprößlinge auf dem Gymnasium und auf der Realschule schon mit dem 14. Jahre sich als stramme Atheisten gebärden. Aber für die Arbeiterjugend ist ihnen die Religion gut genug." Das konkrete, lebendige Christentum ist allein in der Kirche Christi. Eine öffentliche Jugendbewegung, welche die sozialdemokratische Jugendgefahr ernstlich abwenden will, wird mit der Kirche zusammenarbeiten und ihre Jugendbestrebungen auf das tatkräftigste unterstützen.

Das vaterländische Interesse weist gebieterisch denselben Weg. Die Sozialdemokratie ist eine *vaterlandsfeindliche* Bewegung. Selbst die erhebenden Erinnerungen dieses Jubiläumsjahres werden systematisch vor den sozialdemokratischen Jugendlichen in den Kot getreten. Dieser Vaterlandsentfremdung der Jugend kann aber nur durch festgegründete Vaterlandsliebe gesteuert werden. Der brandenburgisch-preußische Geschichtsunterricht genügt offenbar nicht. Und dazu haben jene Jugendlichen noch keines von den vielen und schweren Opfern bringen müssen, die heute die Treue zum Vaterlande erheischt. Wie diese opferfeste, absolute Treue im bloßen Hurrastil ohne kirchliche Verankerung erbaut werden soll, ist ein Rätsel.

Die Sozialdemokratie ist eine *unsittliche* Macht. Eine entsittlichte Jugend ist ihr gewiß. Eine öffentliche Jugendbewegung, die ihr die Jugend entreißen will, muß daher den *sittlichen* Schutz der Jugend wahrnehmen. Während schon seit Jahren Erwägungen über die Kinoreform „schweben", werden unsere Schulentlassenen Tag für Tag in den 1200 deutschen Kinos in Grund und Boden verdorben.

Die Sozialdemokratie ist das *furchtbare Echo unserer sozialen Mißstände*. Eine Jugendpflege, die sie erfolgreich bekämpfen will, muß daher notwendig *sozial* geartet sein. Der sozialpolitische Schutz der jugendlichen Erwerbstätigen müßte eine ihrer Hauptsorgen sein. Nichts wird von sozialdemokratischer Seite mehr ausgebeutet als Lehrlingsschindereien und Ausbeutung der jugendlichen Kraft. Die zahlreichen Übertretungen der Schutzgesetze für jugendliche Arbeiter, ihre lächerlich geringe Sühne und die neuerliche Zunahme der Überschichten Jugendlicher sind daher außerordentlich zu bedauern. Noch mehr aber die Schutzlosigkeit der Jugendlichen gegen die Angriffe der Sozialdemokratie selbst. Jeder Fall von Lehrlingsterrorismus müßte unbedingt drakonisch geahndet werden. Wenn die

öffentlichen Gewalten hier versagen, wird die erwerbstätige Jugend in immer größeren Massen für die bürgerliche Sache verloren sein. Überhaupt, alle wahrhaft soziale Reform ist Jugendarbeit und ohne sie bleibt alle Jugendpflege letzten Endes unfruchtbar. „Da, wo Wohnungselend und Auflösung der Familie die Volkskraft verzehren, können Kriegsspiele und Wettkämpfe allein nicht helfen."[1]

Die Sozialdemokratie treibt geistige Jugendarbeit mit allem Nachdruck. Ihre Jugendheime können der interkonfessionellen Sportsmethode in manchem zum Vorbild dienen. Daher muß auch die öffentliche Jugendpflege neben ausreichender Berücksichtigung der körperlichen Erstarkung eine vorwiegend geistige sein. Wieviel hätte man erreichen können, wenn man die Millionen den konfessionellen Vereinen für Jugendheime, Jugendbüchereien, Bildung, Unterhaltung und Wanderungen zur Verfügung gestellt hätte! Aber man hat sie auf Leibespflege und zur Unterstützung interkonfessioneller Büchereien verwandt und sieht sich nun der sozialdemokratischen Jugendbewegung ohnmächtig gegenüber. Man ist schon beim letzten Trumpf, bei der Polizei, angelangt. Aber es muß jedem Sehenden klar werden, daß die sozialdemokratische Jugendbewegung auch dieser schon entwachsen ist. Jedes Polizeiverbot schüttet nur neues Öl ins Feuer.

Man muß daher vor der interkonfessionellen Jugendarbeit der Behörden und der Organisationen warnen im Namen aller Güter, die uns heilig und teuer sind. Nur wer ihnen gleichgültig gegenübersteht, kann dieser Arbeit gelassen zuschauen.

Warum in aller Welt sollten wir uns mit dem vielen Guten, was diese Organisationen, der Jungdeutschlandbund, die Wehrkraftvereine, der Pfadfinderbund usw., haben, nicht bescheiden, warum dem schwerbelasteten Klerus noch die ungeheuern Opfer der Jugendpflege auflegen, wenn wir die Interessen von Kirche und Staat auch durch die interkonfessionelle Jugendarbeit geborgen wüßten?

[1] W. Classen, Ratgeber für Jugendvereinigungen (April 1913).

P. Saedler S. J.

Philosophie und Glück.

Das Ziel jeder Philosophie ist Glück, bewußt oder unbewußt, wenn man sich den Philosophen im Getriebe der Arbeit denkt; aber auch mit dem Wesen der Philosophie selbst ist dieses Glücksziel alsbald gegeben. Man sage es nur recht hart und deutlich: Nicht die Erkenntnis der Wahrheit ist die stärkste Triebfeder zum Philosophieren und sein innerstes Ziel, nicht die Erkenntnis der letzten Ursachen und Urgründe der Dinge. Das ist der Inhalt, das ist Aufgabe und Gegenstand der Philosophie und somit auch ein Ziel, ein näheres. Aber darunter und darüber liegt ein tieferes, ein höheres. Das Streben nach Wahrheit, das genußreiche Ruhen in ihrem Besitz ist ein Gesetz des menschlichen Wesens. Man ringt nach Erkenntnis, um einem Naturbedürfnis zu entsprechen. Wenn der Mensch jene höchsten natürlichen Einsichten, die wahrhaft philosophischen, gewinnen will, so geschieht das, weil er sich dadurch einen Wahrheitsbesitz zu erobern hofft, der Durst und Sehnen seiner Seele stillt, der ihm Erkenntnisse sichert, nach denen er heiß verlangt; und eben das ist Glück, nicht das ganze, aber doch ein schöner Bruchteil. Man philosophiert, um der Dinge Wesen zu ergründen, und man will es ergründen, weil das Beste und Höchste im Menschen nach Einsichten und Klarheit in der Welt des Warum und Woher strebt, und dieser Drang ist ein unvertilgbarer Ausdruck unserer Natur, es ist der mächtige Ruf nach Glück. Das Verlangen nach Erkenntnis und Wahrheit ist nur ein Teil jenes wesenhaften, mit unserem Sein aufs innigste verwachsenen Verlangens nach dem Besitz alles dessen, worauf wir angelegt sind. Und darum ist diese Summe alles Strebens das Höhere und Mächtigere. Das wollen wir zunächst sagen, wenn wir das Glück als Ziel der Philosophie bezeichnen.

Man darf ihn nicht herabsetzen, diesen hohen und starken Begriff „Glück"; man darf ihn nicht verkleinern durch Dezimierung seiner Kräfte und ungerechte Vergleiche mit der hehren Erscheinung der Wahrheit und Erkenntnis. Gewiß gibt es ein Krämerglück, ein Zofen- und Krähwinkelglück, eine fette Sinnenbehaglichkeit; aber diese Lakaienseligkeit hat nichts mit der echten Philosophie des Glücks zu tun; ihr entspricht die gröbste

Art der epikureischen Weisheit, das langweiligste Idiotentum einer Lebensmarkt- und Nützlichkeitsphilosophie. Dieser wohlgenährte, selbstzufriedene Nützlichkeitsgeiz, spießbürgerlich, ekelhaft triefend von schacherfreudigem Handelsgeist, ihn sollte man mit philosophischen Keulen erschlagen; denn es ist nichts von wahrer Weisheit in ihm. Und wie dürfte man ihn gar neben die Majestät des ewigen Glücksverlangens stellen? Hier königliche Freiheit, dort Knechtssinn und Sklavengebärde.

Glück und Vollkommenheit, das sind zwei Begriffe, die man verschmelzen soll. Müssen wir doch die Vervollkommnung unseres Wesens als Lebensaufgabe betrachten. Wir sind am Ziel, wenn wir sie erreicht haben. Wenn alle Kräfte in uns sich voll und ruhig betätigen können, so daß alle Gegensätze aufgehoben, alle Disharmonien aufgelöst, alles einander Widerstrebende ausgeglichen ist, wenn wir nichts wünschen können als das, was wir besitzen und was wir sicher und mühelos zu erhalten haben, dann haben wir die Vollkommenheit erreicht; und der bewußte, ruhige, ungestörte, ganz gesicherte Besitz und Genuß dieser Vollkommenheit, das ist das volle Glück; mit jeder bewußten Teilvollkommenheit deckt sich dann ein Glücksteil. Welche zwei Dinge könnten somit inniger zueinander gehören als Glück und Vollkommenheit? Weil aber die Höhe und der Abschluß unseres Daseins eben unsere Vollkommenheit ist, gehört auch der bewußte Genuß dieser Vollkommenheit zum Wertvollsten und Höchsten. Für ein vernunftbegabtes Wesen ist nicht die objektive Tatsache, daß es vollkommen ist, das Maßgebende, sondern das Bewußtsein von diesem Zustand und diesem Besitz. Die kalte Wahrheit wird erst durch das Bewußtsein, daß sie einen Teil unseres Lebens ausmacht, brauchbar und wirksam. Erst durch das Bewußtsein wird uns die Vollkommenheit praktisch zu eigen.

Diese Vollkommenheit und ihr Bewußtwerden, das Glück, bringen Nutzen. Das kann nicht anders sein. Aber jenes Nützlichkeitsfeilschen, von dem wir eben sprachen, ist etwas ganz anderes; es sieht von der Vollkommenheit ab; der Nützlichkeitskrämer genießt behäbig das Wohlige des Vorteils und denkt gar nicht daran, daß dieser Vorteil sein Wesen vervollkommnet. Auch in diesem Schwelgen liegt Glück, ein Afterglück, kein menschenwürdiges im vollen Sinn. Diesen Unterschied wird man nie genug betonen. Man kann von seinem Glück so wenig wie von seiner Vervollkommnung absehen; sobald man aber das Glück von der Vollkommenheit losreißt, wird man zum Nützlichkeitskrämer, zum Vorteiljäger. Zuerst die Vervollkommnung,

dann der Nutzen; der umgekehrte Weg führt zur blödesten Armut des Geistes. Es sind unzählige Mißverständnisse entstanden, weil man diesen Unterschied verwischt hat.

Als im 17. Jahrhundert eine falsch geleitete Frömmigkeit jede Rücksicht auf den eigenen Nutzen aus dem Leben des vollkommenen Christen verbannen wollte, lag dieser Irrtum zu Grunde. Jene Apostel der selbstlosen Liebe zu Gott ahnten den Zusammenhang zwischen Glück und Vollkommenheit gar nicht; sie konnten sich nur einen in krasser Selbstliebe erstickenden Vorteilshandel denken und entkleideten so den Begriff Glück seiner unsterblichen Würde. Eine der prachtvollsten Lehren der mittelalterlichen Philosophie, die Lehre, daß ein unveräußerliches Streben nach Glück allen unsern Handlungen zu Grunde liegt, so tief gewurzelt, daß die Freiheit nicht dort hinabreicht, daß wir nicht verzichten können auf diese Notwendigkeit, nicht ankommen können gegen diese lebendige Kraft, die dem Glück zustrebt, diese uralte Weisheit hatten jene Übereifrigen vollends vergessen. So zerrissen sie die Bande, welche menschliches Wesen und Glücksstreben aneinander ketteten, und machten alles Sehnen nach Vollkommenheit zum Anhängsel einer gottfremden Selbstsucht. Die Rache blieb nicht aus; die Seele verfiel in den traumhaften Zustand eines tatenlosen Duldens, eines schlaftrunkenen Quietismus, weil der Wächterruf des Glücks verstummt war.

Auch die Lehre von der kalten Pflicht, die, auf unnahbarer, einsamer Höhe herrschend, den Menschen zwingen will, um ihretwillen allein zu handeln und zu entsagen, verkennt vollkommen die innerste Verwandtschaft des menschlichen Seins und seiner Vollkommenheit mit dem Bewußtsein dieser Vollkommenheit, dem Glück.

Und wenn eine unchristliche Philosophie dem Christentum zum Vorwurf macht, daß seine Anhänger um des Lohnes willen Gutes tun und Böses lassen, so verbriefen sie mit dieser Anklage ihre volle Unkenntnis der Zusammenhänge zwischen dem Lohn als Vollkommenheitsabschluß und Lohn als Glück. Denn der Lohn, um dessentwillen man sich abmüht, ist seinem objektiven Wesen nach nichts anderes als die höchste Vollendung des Menschentums, und man kann ihn nicht ersehnen ohne zugleich nach Vervollkommnung zu streben. Lohn und Ideal decken sich; Lohn ist Ziel, weil er die Spitze des Lebensberges bedeutet, verbunden mit dem Bewußtsein und dem Genuß eines unverlierbaren Besitzes.

So ist denn wohl das Verhältnis von Glück und Wahrheitserkenntnis in der Umarmung der Philosophie deutlicher geworden. Sind doch die

klaren und sichern Einsichten des Geistes ein unveräußerliches Stück unserer Vollkommenheit und als solches mit dem Glück unzertrennlich verbunden.

Aber wir haben auf der bisherigen Wanderung noch eine andere Bedeutung des Satzes „Ziel der Philosophie ist Glück" gleichsam zufällig entdeckt, und es gilt nun, diese Entdeckung auszunutzen.

Was soll die höchste natürliche Wissenschaft, die Philosophie, wenn sie nicht dazu beiträgt, des Menschen Vollkommenheit zu fördern? Was könnte sie Höheres anstreben, da es im Menschenleben nichts Höheres gibt als das Emporstreben zum Gipfel? Es ist ein Vorurteil des Stubengelehrtentums, daß die theoretische Wissenschaft die praktische überflügelt, daß ein Wissen um der bloßen Erkenntnis willen, ein Wissen als Selbstzweck, wertvoller ist als ein Wissen, das erobert wird, um zu handeln, ein Wissen als Instrument zur Vervollkommnung des gesamten Lebens. Die Tat ist das Erste und Höchste, und die Vollkommenheit als Ziel herrscht über dem Erkennen als Ziel. In diesem Sinn muß denn auch die Philosophie das Glück zum Ziel haben. Sie soll Glück bringen, indem sie das Wesen des Glücks und die Wege zu ihm lehrt. Sie hat überhaupt kein anderes Endziel. Nur muß man das Glück stets in seiner Vermählung mit der Vollkommenheit anschauen. Der Mensch soll richtig denken lernen, um Harmonie in seine Verstandestätigkeiten zu bringen und alle Werkzeuge sicher zu handhaben, die der Ausbildung seines Geistes und seinem Forschungstrieb dienen; der Mensch will die Art seiner Erkenntnis klar durchschauen, um nagenden Zweifeln und den Schwankungen der Skepsis zu entfliehen; er will das Sein ergründen, das Weltgebäude und seine eigenen Seelentiefen auskundschaften, um seine Stellung im Universum und das Verhältnis zu sich selbst und zur Umwelt klar zu schauen; er will zum unendlichen Wesen vordringen, um die letzten Wurzeln seines Wesens und seiner Leistung bloßzulegen. Überall also, auf allen Gebieten der Philosophie, gilt es, einen Aufstieg zur Vollkommenheit des ganzen Menschen zu gewinnen, es gilt einen Kampf um den Besitz der idealen Menschlichkeit und um das Bewußtsein dieses Besitzes, das Glück.

Gibt es aber nicht höhere Güter als das eigene Glück? Erstrahlt nicht das Ideal des Beglückens leuchtender, steht nicht das Glück der Gesellschaft, der Menschheit höher? Sind das alles nicht edlere Zwecke für die Wissenschaft der Philosophie? Zweifellos. Aber die sittliche Kunst des Beglückens anderer gehört doch zur Vervollkommnung unser selbst, und das Glück der Menschheit baut sich aus dem Vollkommenheitsstreben

des einzelnen auf und führt wieder zu ihm zurück. Man lerne doch endlich das Philiströse eines krüppelhaften Glücksbegriffes abstreifen. Glück ist kein Sinnenkitzel und keine Winkelweisheit eines auf den protzenhaften Polstern selbstgenügsamer Erkenntnis gebetteten Behagens; es ist der Besitz eines ganzen reichen Lebens, eines nach allen Richtungen und in jeder Falte geordneten Lebens, es ist eine aus dem eigenen Wesen, das aus des Schöpfers Macht und Weisheit hervorgegangen ist, sprudelnde abgeklärte Lebensfülle, vollkommen in Tun und Lassen, Erkennen und Begehren, Arbeiten für Gott und den Mitmenschen. Höhere Ziele kann sich die Philosophie nicht stecken, mit niedereren darf sie sich als Kern und Krone des Wissens nicht zufrieden geben. Liebe zur Weisheit darf nicht in theoretischer Beschaulichkeit aufgehen, sie muß zur Lebensweisheit, sie muß zur Weisheit einer allseitig geordneten Liebe ausgestaltet werden. Und nun wird es doch gründlich klar geworden sein, daß diese Glücksphilosophie nichts, gar nichts mit der Nützlichkeitsphilosophie zu tun hat, mit dem Utilitarismus, um das gangbare abscheuliche Wort, aber nur mit Abscheu, zu verwenden.

So kann man denn mit vollem Recht behaupten, daß die beste Philosophie das höchste und sicherste Glück des Menschen und der Gesellschaft lehrt. Ins Unermeßliche streift man dabei nicht hinaus. Die Erfahrung wird ja dabei nicht ausgeschaltet, und sie zieht die Grenzen eng genug. Der Philosoph von heute, der alles neu machen will, ohne die Lehre der Jahrtausende vor ihm zu berücksichtigen, verkrüppelt im Dilettantismus. Man muß es schon wissen, wenn man zu philosophieren anfängt, daß es ein vollkommenes irdisches Glück nicht gibt. Nur unreife Knaben träumen von einem goldenen Zeitalter auf diesem Atom im Weltall, Erde genannt, und Knaben sollen nicht philosophieren. Auch weiß jeder Weltbürger, der gedacht hat, daß die moralischen Kräfte des Menschen nicht ausreichen, seine Vollkommenheit zu zimmern. Keine Philosophie vermag diese Kräfte alle zu bringen und zu sichern. Man pflückt von Bäumen, die in kräftigem Naturdünger gebettet sind, keine Paradiesfrüchte. Was die Philosophie an natürlichem Glück entdecken und begründen will, bleibt ein Torso, aber doch ein in sich abgeschlossener, kunstvoller, abgerundeter.

Was ist aber da als Maßstab anzunehmen, das Glück oder die Wahrheit? Soll man sich zunächst ein Bild vollkommenen Glücks schaffen und sich dann zu einer Philosophie emporarbeiten, welche dieses Glück begründet und ermöglicht, oder soll man sich der Wahrheit vertrauensvoll hingeben,

zuversichtlich hoffend, unter ihrer Führung zum wahren Glück zu gelangen? Der erste Weg ist, so wird man denken, nicht recht gangbar; denn man braucht doch wohl reichlich viel Philosophie, um ein klares Bild reinen Glückes zu entwerfen. Betritt man aber den zweiten Weg, so läuft man, wie es scheint, Gefahr, auf unzählige Nebenstraßen zu geraten, trostlosen Irrwegen nachzugehen, sich im Gebirge unfruchtbarer Spekulationen zu verlieren, ohne jemals die seligen Fluren des Glücks zu erreichen.

Die strenge Zweiteilung, die eben angedeutet wurde, schließt bereits eine irrige Voraussetzung in sich; hier liegt ein guter Teil der Lösung. Man kann den Begriff „Philosophie" im engeren und weiteren Sinn nehmen; jedenfalls darf man beide Bedeutungen nicht wahllos durcheinander gebrauchen. Vorsichtige Blicke in die eigene Erfahrungswelt, eine gründliche Analyse des menschlichen Strebens, der unstillbaren Sehnsucht des Herzens, ihrer Ziele und ihrer Grenzen, gibt eine schöne und klare Bestimmung des Glücks zur Hand. Man darf gewiß damit anfangen, und das ist ja auch schon eine philosophische Arbeit, aber doch keine systematische, jedenfalls eine ziemlich voraussetzungslose Einleitungsarbeit. Ist man so zu einem leidlich festen Begriff des Glücks vorgedrungen, so erhebt sich vor dem Geist die Frage, ob eine systematische Philosophie aufführbar ist, welche dieses Glück begründet, erklärt, ermöglicht. Aus dieser Forschung muß dann ein allseits umgrenzter und fest verankerter Vollbegriff des Glücks entwickelt werden. Der Übergang von jenem ersten, gleichsam vorläufigen Glücksbegriff zur strengen philosophischen Forschung, welche dieses Glück näher bestimmen und als Theorie schaffen soll, ist auch nicht allzuschwer zu entdecken. Der bewußte und gesicherte Besitz aller Dinge, die man will und wünscht, ohne Kampf der Gegensätze und sich widersprechender Begehrungen, das ist Glück. Das Glück braucht nicht vollkommen zu sein, um überhaupt zu sein. Man kann sich mit dem, was man hat, zufrieden geben, wenn auch nicht endgültig, man kann sich in den Mangel freudig ergeben, wenn auch nicht ein für allemal, man kann das Fehlende von der Zukunft, hier oder im Jenseits, zuversichtlich erwarten. Nun lehrt aber die einfachste Lebenserfahrung, daß eine Menge äußerer Einflüsse, die unsern Wünschen widersprechen, und denen wir dennoch nicht entrinnen können, unsern Glücksgenuß stört; sie lehrt ebenso einleuchtend, daß wir im eigenen Innern streitbare und peinigende Gegensätze tragen, aufregende Affekte, stürmische Leidenschaften, welche immer wieder die Ruhe des Glücks verdunkeln, vernichten.

So wird sich denn die ganze Frage der Philosophie des Glücks zunächst um das Problem bewegen, ob eine Philosophie bis zu einem gewissen Grade im stande ist, allen widrigen, von außen auf uns eindringenden Ereignissen dadurch ihren Stachel zu nehmen, daß man sie irgendwie in den Bereich des Gewollten und Gewünschten aufnimmt, und ob man mit Hilfe der Philosophie die Affekte und Leidenschaften so weit dämpfen kann, daß sie den friedlichen Glücksgenuß nicht beeinträchtigen. Wie man leicht sieht, sind alle Zweige der Philosophie nötig, diese Lebenslage zu schaffen. Sie behalten dabei ihre eigenen Nebenzwecke und Methoden; weder Logik noch Metaphysik werden durch die Glücksdefinition und das ethische Endziel verkümmert oder aus ihrer Bahn geworfen; sie arbeiten mit ihren eigenen Werkzeugen und Kräften, sie haben ihre eigenen Bewegungsgesetze, wenn sie auch nach dem großen ethischen Glückszentrum hin gravitieren; aber sie gewinnen an Größe, Bedeutung und Einheit.

Man muß also mit Hilfe der Logik und Erkenntnislehre richtig denken lernen und die quälende Ungewißheit des Zweifels überwinden, man muß die Welt außer sich, die endliche und unendliche, erforschen, um die Ziele der Menschheit zu ergründen und in ein richtiges Verhältnis zu allen von ihr auf uns überströmenden Einflüssen treten zu können, man muß die Tiefen seiner Seele und die Normen alles vernünftigen Tuns und Lassens aufdecken, um die wahrhaften Streitkräfte gegen die Leidenschaften aufzubieten.

Auch die höchste philosophische Spekulation, die Gotteslehre, wird durch diese Einreihung in die Glücksphilosophie in keiner Weise beeinträchtigt. Sie wird vielmehr eines rein theoretischen Charakters entkleidet und in den erhabensten Weltzweck, die höchste Bestimmung des Menschen und die alles überragenden sittlichen Weltgesetze harmonisch eingefügt. Man will Gott erkennen, um in der Vollkommenheit der Liebe den Gipfel des Menschentums zu ersteigen. In keinem Augenblick löst sich die Denkarbeit von den eingebornen Kräften der menschlichen Seele, die zur Vervollkommnung und zu ihrem bewußten Genuß, dem Glück, unwiderstehlich hindrängen.

Dieser ungeheure Reichtum und der allumfassende Plan der philosophischen Arbeit scheinen ein unübersteigliches Hindernis aufzutürmen, einen klaren, leicht zu überschauenden Grundriß der Philosophie als Glückslehre zu zeichnen. Aber dem ist nicht so, wenn man sich nur das Endziel vor Augen hält und sich zunächst mit der Grundfrage, die oben gestellt wurde, zufrieden gibt.

Nach welchem einheitlichen und siegverheißenden Schlachtplan sind also die gepanzerten Streitkräfte des Leidens, die von außen auf den Menschen einstürmen und in seinem Innern toben, zu bewältigen? Wie kann man diese Glücksverderber zu Bundesgenossen unseres Glücksstrebens umgestalten? Es handelt sich hier natürlich nicht darum, diese außer uns liegenden Mächte und die Revolutionäre in uns zu vernichten, denn das ist unmöglich. Es sind nicht bloß Schlachten zu liefern, sondern auch diplomatische Verhandlungen zu pflegen. Unsere Einsichten, unser Wille, unser Gefühl, unser Glücksverlangen, ja unser Glücksideal müssen zu einem friedlichen Ausgleich mit dem gegnerischen Lager gelangen, aber so, daß das Ergebnis wirkliches Glück ist, also eine innere Freiheit, eine Herrschaft.

An diese erste, mehr theoretische Frage schließt sich eine zweite, unmittelbar praktische, nicht weniger klare und notwendige, mit ihr zusammenhängende an. Wie sind unsere Affekte zu ordnen, in welche Reihe sind die Beweggründe zu stellen, damit man möglichst schnell und sicher ans Ziel gelangt?

Und da muß es nochmals eindringlich wiederholt werden: Es sind das nur scheinbar rein ethische Fragen. Das Ziel ist ethisch; man muß aber die ganze Seinslehre, Metaphysik und Psychologie herbeiziehen, um sie innerhalb eines Systems vollkommen beantworten zu können. An dieser Stelle wird es nur unsere Aufgabe sein, einen ersten Überblick zu geben, die Linien eines Systems anzudeuten. Und da macht man denn gleich die schöne Entdeckung, daß ein festes Band beide Fragen, die eben angeregt wurden, verbindet, daß ein einheitlicher Grund beide trägt.

Ein philosophischer Ertrag, ein tausendjähriger, unbestrittener, kommt uns zu Hilfe. Das Glück — das ist ja das Ziel — muß sich in der Menschenseele, um aufzukommen, mit den Affekten der Freude und der Trauer und den damit zusammenhängenden Leidenschaften der Liebe und des Hasses auseinandersetzen. Es kann psychologisch nur im Boden der Freude wurzeln, es muß aber auch aus der Trauer Nahrung ziehen, aus ihr Glücksfäden herausspinnen und verarbeiten. Die Philosophie soll dieses Glücksgewebe schaffen. Freude und Trauer werden so gleichsam zu den ersten Elementen, zu Grundstoffen der Glückslehre. Man wird also durch richtige Behandlung und richtige Kombinationen von Freude und Trauer alle glückhemmenden Kräfte zu bannen oder umzugestalten suchen und damit eine Antwort auf die erste Frage finden; man wird Freude und Trauer als Motive des Handelns und Lassens miteinander vergleichen,

gegeneinander abzuwägen haben und so die zweite Frage der Lösung entgegenführen. Der Weg der Untersuchung ist somit deutlich genug vorgezeichnet.

Prüfen wir zunächst den Zusammenhang von Freude und Trauer mit Liebe und Haß. Denn auch das ist uraltes, gesichertes philosophisches Erbgut: Es kommt alles auf die Beschwichtigung der beiden Grundleidenschaften der Liebe und des Hasses an. Die abgeleiteten Leidenschaften folgen dann nach.

Erfüllt uns ein Ereignis, eine innere Erfahrung mit Trauer, so regt sich der Haß, wenn uns die Idee der Ursache jener Trauer zugleich vorschwebt; ist dagegen Freude mit der Idee ihrer Ursache verknüpft, so genießen wir die Empfindung der Liebe. Beide Leidenschaften können dem vollkommenen Glück hinderlich sein: der Haß, für sich allein, absolut genommen, immer, während der Haß gegen das Schlechte die Liebe zum Guten voraussetzt; die Liebe stört, wenn sie das Gleichgewicht der Seele aufhebt. In beiden Fällen treten endliche Dinge als Ursachen auf. Es wird also zunächst die Aufgabe des Menschen sein, die Idee der unmittelbaren, endlichen Ursache jener Affekte aus seinem Vorstellungs- und Gedankenkreis zu entfernen. Damit ist ein gewaltiger Schritt nach vorwärts getan.

Aber noch ist kein Sieg errungen. Es wird psychologisch unmöglich sein, sich mit dieser Ausschaltung der unmittelbaren Ursachen unserer Freude und Trauer zufrieden zu geben, ohne nach den tiefer liegenden Gründen für diese Tatsachen zu fragen. Die Evidenz, daß uns diese Erfahrungen „angetan" wurden, ist zu groß, als daß wir einfach ohne Ersatz auf eine nähere Prüfung verzichten könnten. Jedenfalls würde so die Trauer wenigstens unsere Vollkommenheit mindern, unser Glücksgefühl einschränken.

Es wäre aber, so meinten viele Philosophen, alles gewonnen, wenn es gelingen könnte, jene Affekte als ein notwendiges Gesetz unserer Natur zu begreifen, als ein Ausfluß unseres Wesens, der zugleich im unendlichen Urheber unserer Natur begründet ist; dann würden wir das Unangenehme nicht mehr als etwas Fremdes ansehen, sondern als etwas Eigenes, Bodenständiges, Unvermeidliches, Persönliches, und es könnte nicht schwer fallen, es in das Gebiet unserer Wünsche, unserer Vollkommenheit einzureihen. Von dieser Anschauung ging z. B. Despinoza aus, als er nach einer Formel suchte, dem Menschen ein möglichst ungestörtes Glück zu sichern.

Er ließ sich dabei von der Überzeugung leiten, die von äußeren Einflüssen aufgepeitschten Affekte würden vollkommen überwunden, sobald man sie von der Idee ihrer unmittelbaren, endlichen Ursachen lostrennte. Sie würden dadurch aus der Welt des Endlichen und Vergänglichen, des Irrtümlichen und Eingebildeten in die Welt des Unendlichen und Ewigen, und damit des Wahren versetzt. Alles in der Welt sei im Wesen der unendlichen, alles Sein und damit alle Vollkommenheit umfassenden ewigen Substanz begründet; nur von unserem beschränkten Standpunkte aus erscheinen die Dinge als schlecht und schädlich; habe man sich auf den Weltstandpunkt erhoben, so lösen sich die relativen Begriffe des Guten und Schlechten in Schein auf: alles ist notwendig, alles gehört zur Vollkommenheit des Ganzen, und das persönlich Peinliche verliert seinen Stachel.

Um die eigentliche Bedeutung und die Geschichte dieses Grundsatzes der Loslösung der Dinge von ihren unmittelbaren Ursachen zu begreifen, muß man ihn aus diesem System der Notwendigkeit alles Handelns und Geschehens herausreißen. Und da zeigt es sich, daß er nicht von Despinoza entdeckt wurde, sondern zum Gemeingut der Weltphilosophie gehört. Die christliche Vollkommenheitslehre, welche in der Zeit ihrer Blüte auf das innigste mit der christlichen Philosophie verschmolzen war, hatte ihn längst aufgestellt, durchdacht und zu einem Hauptpfeiler der Lebensweisheit ausgestaltet. Man muß, so lehrte sie, um glücklich zu werden, von den sogenannten zweiten Ursachen, den geschöpflichen, absehen lernen und in allem den Willen oder die Zulassung des unendlichen Wesens erblicken. Die Lehre von der Gleichförmigkeit mit Gottes Vorsehung führte zum Höhepunkt der Vollkommenheit und des Glückes.

Auch die indische und stoische Philosophie, auch die neuplatonische und arabische haben von hier aus die Philosophie als Glückslehre begründet. In allen Systemen wurde sie naturgemäß mit der Gottes- und Naturlehre verschmolzen und in verschiedenster Weise aus ihr abgeleitet.

Dabei wird es sich aber immer um die eine Frage handeln, ob das Glück erreichbar ist, ohne daß man die Notwendigkeit alles Geschehens als unverbrüchliches Gesetz annimmt.

Wenn man diese Notwendigkeit nicht als blindes und unbarmherziges Walten, sondern als ein Gesetz des unendlich vollkommenen Wesens, das man um seiner Vollkommenheit willen lieben muß, auffaßt, könnte man versucht sein, die selbstlose und liebende Vereinigung mit diesem Allwesen als das allein genügende Beschwichtigungsmittel gegen alle glückstörenden

Affekte zu bezeichnen. Es muß so sein, denkt man, es ist gut so; was dem einzelnen als Unglück erscheint, ist Trug und Schein und Irrtum, im hellen Licht der Notwendigkeit und Wahrheit ist nichts unnütz und böse, es ist Gottes Gesetz, dem man sich liebend und freudig fügt.

Und dennoch ist diese aus der Notwendigkeit alles Geschehens aufsteigende Friedensgestalt nur ein Trugbild. Will man ganz aufrichtig sein, so muß man es offen eingestehen: es ist keine echte Kraft und kein echter Trost in diesem gemilderten Notwendigkeitssystem enthalten. Selbst wenn man die metaphysische Frage unberührt läßt, also die Wahrheit des unendlichen Wesens nicht zuerst erweist, bleiben noch genug unbesiegbare Glückszerstörer mit diesem System unzertrennlich verbunden.

Die Übel, die auf den Menschen eindringen, kann man nun einmal nicht wegleugnen; man muß auch zugeben, daß wir sie als solche schmerzlich empfinden. Die Lehre, daß unsere Kleinwelt nur ein winziges Bruchstück im Weltganzen ist, daß die mit ihr zusammenhängenden menschlichen Gesichtspunkte notwendig einseitig und ergänzungsbedürftig sind, ist ja zweifellos richtig. Will man ihr aber durch die Behauptung nachhelfen, daß alles auf die lückenlose Verkettung aller endlichen Ursachen zurückzuführen ist und in letzter Instanz auf den immanenten Gesetzen des unendlichen Wesens einer Ursubstanz beruht, daß also für das Weltganze alles gut ist in dem Sinn, daß dieses alles Vollkommenheit und das einzig mögliche Sein bedeutet, so hat man genau genommen nur Worte geprägt, die sich zu einem dunkeln Rätsel fügen. Selbst wenn wir den Zusammenhang aller endlichen Dinge miteinander und mit ihrem unendlichen Urgrund klar durchschauten und jene vorausgesetzte Vollkommenheit des Universums in allen ihren Einzelheiten unmittelbar und mit aller Deutlichkeit erkennen könnten, würde, wie wir gleich sehen werden, ein voller Trost und ein vollkommen beruhigendes Glück aus dieser Anschauung nicht erwachsen. Aber diese Vollerkenntnis wäre in jedem philosophischen System, das, wie z. B. das spinozistische, das Glück aus klaren und deutlichen Ideen und nur aus diesen ableiten will, das wenigste, was man fordern müßte, die unumgängliche Grundbedingung.

Und diese Aufgabe hat gerade jenes System, welches diese Arbeit am energischsten aufgegriffen hat, das spinozistische, auch nicht annähernd gelöst. Man muß sich hier mit einem „es ist nun einmal so" begnügen, man hat es mit einem undurchdringlichen Geheimnis zu tun, das keinem Glaubensgeheimnis an Dunkelheit nachsteht.

Greift ein Unglück in unser Menschenleben hinein und erweckt es in unserer Seele Trauer, löst man selbst diese Trauer von ihren unmittelbaren haßerzeugenden Ursachen los, so lauert doch noch ein notwendiges Verhängnis unheimlich im Hintergrund. Man mag sich dann sagen: „Du bist im engen Kreis deiner kurzsichtigen Kleinwelt befangen; du übersiehst nicht das Große, Weltbewegende und Ganze; in der Kette der Weltzusammenhänge, von der du bloß ein winziges Glied bist, ist alles schön, geordnet und gerade so einzig möglich, wie es nun einmal tatsächlich und unabänderlich besteht", psychologisch reicht das nicht aus, um Trauer und Haß zu überwinden. Denn weder der Verstand noch das Herz gibt sich in der Welt eines absolut notwendigen Geschehens mit einem allgemeinen Prinzip zufrieden, solange man nicht wenigstens die Einzelheiten des Weltprozesses klar durchschaut. Hier sollen ja eben die konkreten Zusammenhänge, die Gesetze ewiger Notwendigkeit alle Rätsel lösen und alles Glück begründen. Man müßte also doch diese Ordnung, diese Schönheit deutlich erkennen, das Wesen des Unendlichen und unser Einssein mit ihm Glied für Glied unterscheiden können. Niemals hat ein Menschengeist in diese Tiefen hineingeleuchtet. Aber selbst wenn das Unmögliche gelungen wäre, wenn man die Fäden alle, die nach jenen Systemen vom Wesen des unendlichen, durch sein Lebensgesetz alles regelnden Seins zum Leben der Einzeldinge hinübergreifen, entwirrt und nebeneinandergelegt hätte, selbst dann wäre der Glücksgenuß nicht ungestört. Man müßte sich auch dann noch sagen: „Die Vollkommenheitsgesetze des unendlichen Wesens, des Ganzen, stehen, soweit es die Erfahrung lehrt, in unausgeglichenem Widerspruch zum Glück und damit auch zur Vollkommenheit des endlichen Seins." Man mag sich in das Unabänderliche fügen, Trauer wird bleiben. Gewiß kann man die Vollkommenheit des einzelnen mittels des notwendigen Seins des Weltganzen definieren. Aber Definitionen heilen keine Seelennot. Und wenn man hinzufügt, daß die klare und beglückende Intuition eines höheren, in lichtem Seligkeitsglanz strahlenden „Ich" das kleine schwer heimgesuchte „Ich" tröstet und erhebt, so arbeitet man wieder nur mit Worten, nicht mit Begriffen. Denn das, was sich seiner selbst bewußt ist, ist doch nur das leidende „Ich" des flüchtigen Erdenpilgers, jenes andere ewige „Ich", das vollkommene, das glückliche, fällt nicht in das klare Selbstbewußtsein des Armen und Gequälten und ist somit überhaupt für ihn kein „Ich", sondern ein anderes. Kein System, welches die Identität dieser beiden „Ich" behauptet, löscht die Gluten des nur allzudeutlich empfundenen Leides.

Durch die Liebe zum unendlichen Wesen wird aber alles überbrückt, meint Despinoza. Bei einem System, das alles aus ewiger Notwendigkeit ableitet, ist das eine willkürliche und psychologisch unmögliche Annahme. Denn auch nach Despinoza entsteht die Liebe, wenn sich der Affekt der Freude mit der Idee seiner Ursache verbindet. Die geistige Liebe zu Gott ist, wie er ausführt, die aus der vollkommenen Erkenntnis Gottes entspringende Freude, begleitet von der Idee Gottes als Ursache. So müßte denn auch bei jedem sogenannten Unglück in uns der Affekt der Freude zunächst dadurch entstehen, daß wir das Unglück als etwas fassen, was unsere Vollkommenheit und damit auch unser Glück erhöht. Um aber dahin zu kommen, müßte man auch hier wiederum, im spinozistischen System wenigstens, ganz konkret den Einfluß dieses Schicksalsschlages auf unser Lebensglück durchschauen und außerdem den Zusammenhang dieses Ereignisses und unseres Lebens mit den Gesetzen des Weltalls aufdecken. Und eben diese konkrete, scharfe, alle Tiefen durchdringende Erkenntnis vermittelt Despinozas Philosophie nicht und kann sie nicht vermitteln. Alle oben erwähnten Schwierigkeiten tauchen auch hier wieder auf. Man kann psychologisch zur Freude und damit zur Grundlage der Liebe überhaupt gar nicht aufsteigen. Und wäre man auch endlich so weit, so könnte das eherne Gesetz der Weltnotwendigkeit keine beglückende Liebe auslösen, höchstens nur eine Art Ergebung.

Ganz anders verhält es sich dagegen, wenn ein philosophisches System zur Überzeugung verhilft, daß alle sogenannten Schicksalsschläge und die daraus hervorgehende Trauer in Freude, persönliche Vollkommenheit und Glück umgesetzt werden können. Da braucht man sich nicht in das undurchdringliche Geheimdunkel einer Weltvollkommenheit, die man nicht im mindesten durchschaut, zu hüllen. Man löst die Trauer von der Idee ihrer endlichen haßerzeugenden Ursachen, die unharmonische unruhige Freude von ihren zu qualvoller Liebe führenden endlichen Ursachen los und sucht nach einer Verbindungslinie, nach einem inneren Zusammenhang zwischen dieser isolierten Trauer und Freude und seiner eigenen Vollkommenheit. Dieser Zusammenhang wird durch das unendliche Wesen geboten, welches dem Menschen ein aus seinem Sein notwendig hervorgehendes Vollkommenheitsziel setzt und alle Ereignisse, ohne Ausnahme, so regelt und in weisester Fürsorge lenkt, daß sie alle, wenn der Mensch nur will, diesem persönlichen Vollkommenheitsziel dienstbar gemacht werden können. Da kann wirklich die Liebe zu Gott, welche notwendig mit einer

gewissen Freude verbunden ist, alle niederdrückenden Affekte der Trauer und die aus ihnen aufflammende Leidenschaft des Hasses überwinden. Hier besteht kein Gegensatz, kein Widerspruch zwischen der Vollkommenheit des Weltganzen und der des Individuums, man leitet die Möglichkeit dieser Umwandlung der Trauer in Freude und Glück aus dem unendlichen Sein als solchem ab, welches gütig und mächtig und weise genug ist, die Vollkommenheit des einzelnen Menschen, die es ja will, in alle Ereignisse, die ausnahmslos seiner Vorsehung unterstehen, gleichsam verschlossen, hineinzulegen. Der Mensch braucht sich nur liebend an diesen göttlichen Willen anzuschließen, um in eigenster Erfahrung diesen Übergang von der Trauer zur Freude und damit zur Liebe, zur Vollkommenheit und zum Glück zu erleben.

Hier sind nicht ewige Gesetze, die man durchschauen müßte, um sich einigermaßen — schwach genug — an ihnen zu trösten, das Maßgebende, sondern der unendlich liebevolle Wille und die namenlose Güte eines unendlichen persönlichen Wesens vermitteln den Trost und das Glück. Gewiß durchschaut man auch hier nicht die Abgründe dieses Willens; man erkennt aber, daß es Abgründe der Güte und Liebe sind. Und da wird dann der menschliche Wille zu einer mächtigen Liebe emporgerissen. Das vollkommenste Ideal der Güte erfüllt den Menschen und nimmt ihn gefangen. Er wird durch leidverklärende Liebe getragen zu einem Wesen, von dem er sich geliebt weiß. Und dieses Wesen leitet sein Leben, und die Liebe dieses Wesens und zu ihm ist zugleich die Bürgschaft, daß alles zur Vollkommenheit und zum Glück gereicht, was aus ihr geboren wird, die Leiden, die eine liebende Vorsehung uns schickt, und die Geduld, mit der wir unser Schicksal tragen.

Das ist die Grundlage der christlichen Philosophie des Glücks.

(Schluß folgt.)

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

An den Grenzen dreier Republiken.

1. In längst vergangenen Zeiten löste der Name Paraguay den Gedanken an eine Wunderwelt aus, an ein Land voll Reichtum und Blütensegen, voll wilder Menschen und phantastischer Tiere in unerforschten Wäldern. Mögen immer manche der älteren Berichterstatter bei ihrem gemütlichen Erzählen etwas übertrieben haben, es bleibt doch wahr, daß das alte Paraguay ein wunderschöner Fleck Erde ist, und sich ein wenig darin umzusehen, ist rechte Gunst. Seine früheren Grenzen haben sich allerdings bedeutend verschoben, aber der Natur tut es keinen Eintrag, ob man sie Paraguay, Argentinien oder Brasilien nennt.

Der moderne Verkehr hat nun diese alte Sagenwelt auch in seinen Bereich gezogen. Eine breitspurige Eisenbahn mit den neuesten Einrichtungen und Bequemlichkeiten bringt die Reisenden von Buenos Ayres nach Posadas am Paraná, und wer die Poesie der großen Ströme genießen will, kann im Dampfschiff von La Plata bis an die Stromschnellen „Guayra", unter dem 24. Breitengrad, hinauffahren. Eine brasilianische Eisenbahn, die von Porto Alegre aus Rio Grande do Sul quer durchschneidet, hat bei Uruguayana-Libres Anschluß an die argentinische Bahn und vermittelt den Verkehr zwischen den Nachbarrepubliken.

Die letztgenannte Eisenbahn macht den Weg zum Grenzfluß Uruguay in zwei Tagen langsam und gemütlich, denn zwischen Anfang- und Endstation liegen bloß 778 km. Den ersten Tag bietet das Land den im Zuge dahinfahrenden Reisenden noch manchen schönen Anblick. Es ist meist bergige Gegend, reich an Basaltfelsen mit überraschenden Formen, an hohen Kuppen und schroffem Gestein, unterbrochen von anmutigen Wäldern und grünen Weiden.

In Santa Maria, auf der Mitte der Linie, wird die Nacht hindurch Rast gemacht. Santa Marias weiße Häuser liegen anmutig auf einer kleinen Erhöhung. Unter seinen 12 000 Einwohnern blüht Handel und Gewerbe. Seit einem Jahr ist es Bischofssitz, und ein stets wachsendes religiöses Leben lohnt die anstrengende Tätigkeit der Geistlichen.

Am folgenden Morgen, und nicht zu früh, geht es weiter. Die Berge treten zurück und die Eisenbahn fährt in das ewige Einerlei des Kamplandes, dessen Reize man nach einer halben Stunde durch und durch kennt. Wie nun die Abwechslung im großen fehlt, richtet sich die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf das Kleinleben der Steppe. Zuerst fallen die zahlreichen Kiebitze mit ihren Häubchen auf, die auf ihren Stricknadelbeinen geschäftig durcheinander laufen und mit ihren spitzen Schnäbeln Wurm um Wurm aus dem Boden ziehen. Weiter ab von der Bahn steht ein Storch in Fluchtstellung und sieht mißtrauisch zu dem donnernden Ungetüm herüber. Weniger Ruhe haben Kraniche und Reiher, die sich beim Herannahen der Lokomotive in tadellosem Steilflug von ihrem Beobachtungsposten im hohen Gras erheben. Überreich vertreten nach Art und Zahl ist das Geschlecht der Falken. Die Großen wiegen sich majestätisch, als Könige, im Reich der Lüfte, während die Kleinen wie Raubbarone auf Termitenhaufen stehen und scharf nach Beute äugen. Viele brasilianische Strauße[1] beleben die weite Ebene, die sie einzeln und in Gruppen von 8, 12 und mehr durchstreifen. Sie gehören zum Besitz der Fazendas, und ihr Leben ist außer durch das Eigentumsrecht der Fazendeiros auch noch durch eigenes Gesetz geschützt. Ihre Federn werden zu Staubwedeln, zu Hutschmuck u. a. verarbeitet. Ihre Eier dienen wohl als Nahrung, und sie selbst üben hohe Polizei zwischen Heuschrecken, Schlangen und anderem Ungeziefer. Neuere Pläne gehen dahin, durch Kreuzung mit dem afrikanischen Strauß die hiesige Straußenzucht zu heben. Der João do barro (Lehmhans) hat sich auf beiden Seiten der Bahn angebaut. Der Lehmhans hat den Wuchs des Stares und das schlichte Federkleid der Nachtigall, sein Nest macht er aus Lehm, und als Vorbild scheint ihm dabei der Backofen zu dienen, nur baut er die Türe nach innen und macht sie unbeweglich. Wie er nun doch darauf verzichten muß, so ein Häuschen zu verstecken, baut er es ganz frei auf hervorragende Gegenstände. Bald steht es auf einem Zaunpfahl, fast wie ein Bahnwärterhäuschen, und der Hans steht darauf und nimmt den Zug ab; bald steht es hoch auf einer Telegraphenstange, und der glückliche Insasse lebt dort unbekümmert um die Sorgen und Gedanken, die unter ihm am Draht dahinblitzen.

Hundert andere Vogelarten, dem schnell dahinfahrenden Reisenden undefinierbar, bevölkern Ebenen und Sümpfe. Große weiße Wasservögel,

---

[1] Rhea americana, hier Ema oder Nhandú genannt.

schlank, fast als wären es gefiederte Schlangen, stehen am Rand der Sümpfe; ein Stelzer führt seine Küchlein spazieren; große dunkle Vögel suchen das Weite und lassen im Fluge den blauen Metallglanz ihrer breiten Flügel schimmern; — aber so viel man auch sieht, viel mehr entgeht einem, und man bedauert, daß die modernen Verkehrsmittel die Ziele nur näher rücken auf Kosten der rechten Wanderfreude.

Je näher man der Westgrenze kommt, desto elender werden die Wohnungen der Unbemittelten, ein Anblick, der in Argentinien und Paraguay nicht besser wird. Der eine macht sich aus Stöcken ein Fachwerk, füllt die Zwischenräume mit Erde aus, und sein Haus ist fertig. Der andere steckt statt der Wände Bambusstäbe in den Boden, unbekümmert darum, daß durch alle Ritzen Sonne, Wind, Regen und neugierige Blicke an seinem Familienleben teilnehmen. Man kann aus Bambus aber auch „bessere Wohnungen“ bauen. Man spaltet dann die Stäbe, nagelt die Teile zu Brettern nebeneinander und erzielt so viel dichtere Wände. Wem das Glück ein altes Faß oder eine zerbrochene Kiste schenkt, der löst sorgfältig die Bretter los und gewinnt so kostbares Baugut. Es schadet nichts, daß der Vorübergehende noch deutlich die rostige Bahn des Eisenbandes sieht, das früher die Dauben und Bretter zusammenhielt. Die Blechkisten, in denen aus Nordamerika das Petroleum nach Brasilien geschickt wird, werden hier auch im Baugewerbe verwandt. Man schneidet sie auf, nagelt die Blätter zu einer großen Dose zusammen und wohnt darin glücklich und zufrieden. Wohnungselend, aber nicht Wohnungsnot! Wenn der Insasse Bedürfnis empfände nach etwas Besserem, dann wäre es ihm so leicht, sich dies zu beschaffen, daß er keinen Tag länger in seiner alten Behausung zu bleiben brauchte.

In der Westecke von Rio Grande do Sul, am Flusse Uruguay, liegt Uruguayana, das Ziel der zweiten Tagereise, breit hingelagert auf dem billigen Baugrund. Die Straßen sind weit angelegt und scheinen eher für Wolkenkratzer zu taugen als für die winzigen einstöckigen Häuser, in denen die 14 000 Einwohner Uruguayanas leben. Aber die Ästhetik mag kritisieren, die Hygiene wird es dem Stadtarchitekten danken, daß er der frischen Luft der Ebene freien Zutritt gab und auch an die Zukunft dachte, in der ein schon jetzt blühender Aufschwung hohe Gebäude an die Stelle der einstöckigen Häuser setzen wird. Der Stadtplan ist einfach: die Straßen schneiden sich unter 90 Grad, und da kein historischer Bau, keine Stätte der Erinnerung die Winkel des Meisters störte, ist hier das Ideal des

Schachbrettes so ziemlich verwirklicht. Vom Flusse aus gesehen machen die Straßen übrigens einen geradezu imposanten Eindruck, wie sie so breit und großartig angelegt zum Strand hinabsteigen, und bei Nacht verleihen die großen elektrischen Bogenlampen diesem Anblick einen geradezu zauberhaften Reiz.

Uruguayana gegenüber, am argentinischen Ufer des Uruguay, liegt Libres, bei ruhigem Wetter in halbstündiger Kahnfahrt zu erreichen. Es führt aber noch keine Brücke über den Strom. Von Libres aus fährt die Bahn in etwa zwölf Stunden nach Posadas am Paraná, ins Herz des alten Paraguay. Die Landschaft rechts vom Uruguay ist der auf der linken Seite durchaus ähnlich, nur ist der Boden flacher, das Grün der Wiesen um einen Schatten dunkler, und hier und da unterbricht etwas Wald das eintönige Kampland.

Posadas ist eine Schöpfung des Krieges zwischen Paraguay und Brasilien. Aus einer Soldatenstation, die hier angelegt wurde, hat es sich in 40 Jahren zur Hauptstadt der argentinischen Provinz Misiones und, mit seinem Hafen, zum wichtigsten Stützpunkt für den Handel am Paraná entwickelt. Eine bedeutende Flotte von Flußdampfern fährt hier aus und ein und gibt der Stadt eine Wichtigkeit, die wohl etwas Besseres verdiente als den leeren Platz, den so manche Atlanten an dieser Stelle lassen.

2. Von Posadas wünschten wir zunächst die Ruinen einiger alten Jesuitenreduktionen zu besuchen und schifften uns daher nach San Ignacio ein, das wenige Stunden oberhalb Posadas am Paraná liegt. Ganz einfach ist das Reisen auf dem Paraná noch nicht, das sollten wir in der nächsten Zeit noch genug erfahren. Unser „Guaraný", von dem es fast tollkühn war, den Hafen auch nur zu verlassen, kämpfte mit aller Gewalt und mit gutem Glück gegen die Strömung, schüttelte seine Insassen aber derart, daß wir uns den ganzen Weg nach den Piroguen der Indianer sehnten, die vor 200 Jahren die Besucher San Ignacios vielleicht langsamer, aber sicher bedeutend sanfter an ihr Ziel brachten. Vom Landeplatz des Bootes hatten wir noch eine kurze Strecke von etwa dreiviertel Stunden im Wagen zurückzulegen bis zu dem jetzigen Dorfe und zur ehemaligen Mission San Ignacio.

Der Weg, auf dem wir das Ruinenfeld betraten, führt über die Diagonale des Marktplatzes. Auf den ersten Blick fällt es auf, wie tadellos geebnet dieser Platz ist; ein leichter Rasenschleier überzieht ihn, und

an der Ostseite hat der Wald begonnen, ihn wieder zu besetzen. Auf den vier Seiten ist alles grün und zwischen den Bäumen und Sträuchern stehen die gebrochenen Mauern. Auf drei Seiten standen die Wohnungen der Guaranys. Noch deutlich kann man viele derselben erkennen, es waren lange Häuser mit viereckigen Zimmern, deren Mauern teilweise noch hoch stehen und Tür- und Fensteröffnung sehen lassen. Ihren Boden bedecken Trümmer, und zwischen den Steinen kriechen riesige Eidechsen. Deutlich erkennt man auch noch die Spuren der Pfeiler, die sich vor den Gebäuden herzogen und die Veranda stützten, durch die man auch bei Regenwetter trockenen Fußes von einer Wohnung in die andere kommen konnte. Von den Straßen, die zu den Seiten des Marktes parallel liefen, finden sich im Walde ebenfalls noch viele Überreste: gewöhnliche Zimmer, größere Anlagen, die als Schulen, Hospital, Witwenheim oder Magazin gedient haben mögen. Rings um die Reduktion war eine große Mauer gezogen, als die Überfälle der Sklavenjäger kriegerische Vorsicht zur Pflicht machten.

Die Kirchenruine an der Südseite des Marktplatzes mißt 63 × 30 m. Aus dem skulpturenreichen Portal ist das Mittelstück ausgebrochen, der rechte Pfosten steht noch an ein Stück Mauer gelehnt und ragt wie ein mächtiger Pfeiler hoch in die Luft. Oben darauf wächst ein dicker, buschiger Baum, der seine Wurzeln in die Fugen treibt, bis eines Tages der Sturmwind dies Stück Ruine an seinen buschigen Haaren packt und mittendurch bricht. Aus dem Innern der Kapelle ist eine Wildnis geworden. Überall stehen hohe Bäume und wölben ihre Kronen dort, wo früher die Decke der Kirche war, und der ehrwürdige Raum, in dem einst die Gesänge der Bekehrten erschallten, hallt jetzt wider von dem widerwärtigen Krächzen der Papageien. Die Wände der Kirche sind noch gut erhalten, hoch und traurig ragen sie empor, wahre Klagemauern, welche die Sehnsucht wecken nach einer verlorenen glücklichen Zeit.

Ganz besondere Erwähnung verdient das Portal der Sakristei, dessen schöngemeißelte Arabesken fast noch so vollkommen sind wie in den Tagen der Erbauer.

Nach Osten schließen sich an die Sakristei der Kirche in einer langen Flucht die zerstörten Wohnungen der Patres und die Werkstätten an. Davor waren zwei große Höfe, die von dem Hauptplatz durch eine hohe, stellenweise noch jetzt vortreffliche Mauer getrennt sind. Auf der Westseite der Kirche steht jetzt ein kleines Wäldchen an der Stelle des früheren Friedhofes.

Der Zug ins Große gibt den Ruinen von San Ignacio ihr Gepräge. Große Steine, große Maße, weite Anlagen. Mitten im Urwald eine Kirche von 63 × 30 m! Das Material lieferten nahe Sandsteingruben. Kalk fehlte, ein Lehmgemisch mußte ihn ersetzen; die lotrechten Mauern zeugen heute noch für die Genauigkeit der Arbeit und für die Solidität der Fundamente. Die mächtigen Bauten trotzen uns auch als Trümmer noch Bewunderung ab. Gegen viele moderne Bauten waren es wirklich Zyklopenmauern, was hier am Paraná aufgeführt wurde. Man erkennt unschwer den Geist wieder, der zur selben Zeit in Spanien das riesige Kolleg von Loyola errichtet hat und den Kolossalbau des Kollegs von Salamanca. Kraftgeniale Naturen, hatten die Missionäre den Fuß fest aufgesetzt im neuen Land, und voller Arbeitslust haben sie angepackt und ganz nach Sinn und Brauch ihres Gründers gearbeitet, als müßten sie alles allein tun auf Erden, und wieder zwischenhinein gebetet, als käme aller Erfolg von Gott, und so haben sie aus Menschenkraft und Himmelstau ein Werk geschaffen, auf das Religion und Kultur in gleicher Weise stolz sind.

Die Zivilisation, welche die Schwarzröcke ihren braunen Brüdern brachten, war die einzig wahre: frohes Leben und rühriges Schaffen auf religiöser Grundlage, und diese Grundlage war die Religion in jener bestimmten Form, die ihr der hl. Ignatius in den Exerzitien gegeben hatte. Die großen Kirchen ohne mystisches Halbdunkel, in dem viel Volk lange beisammen sein konnte, die genau rechtwinkligen Plätze, die schnurgeraden Straßen, das vollständige Fehlen jeder Krümmungslinie in der Anlage drückt die Zielstrebigkeit, die Willensstärke, die Nüchternheit jener Realaszese aus, die das Fundament der ignatianischen Exerzitien ist. Hoch über die ganze Reduktion erhebt sich die Kirche, an der Arbeit und Kunst ihr Bestes getan haben, und stellt mit ihren überragenden Dimensionen Ignatius' Hauptthese dar: Gottesdienst ist das Erste. Der Kirchhof liegt nicht außerhalb; gleich neben der Kirche ergänzt er den Gedanken, den diese ausdrückt: Nach treuem Dienste ewiger Lohn! Unweit standen die gewaltigen Magazine, in denen der Reichtum der Erde aufgespeichert war, nach des Meisters Satz: Was die Erde bietet, ist dein; du magst es gebrauchen, soweit es deinem Heile förderlich. Aber auch nur soweit darfst du genießen, was die Schöpfung bietet. Um alles zu vermeiden, was die Begier nach einer verbotenen Frucht hätte reizen können, hielt man, soviel als möglich, alle Gefahren fern und erwirkte im besondern, daß

den Weißen, deren Leidenschaft und schlechtes Beispiel den Christen schaden konnten, der ungehinderte Besuch der Reduktionen nicht gestattet wurde. Religiöse Unterweisung und Katechese waren wesentliche Punkte im Reduktionsleben. Die Person des Heilandes, die Kern und Stern der ignatianischen Lebensauffassung ist, wurde jahraus jahrein den Christen in der Kirche vorgeführt durch die Predigt, durch die Liturgie und in bildlicher Darstellung. Hier haben die Exerzitien ihr höchstes geleistet, nicht das Glück von einzelnen, nicht die Schulung einer Genossenschaft, sondern die Zivilisation eines Volkes.

Das Ideal, das der wilde Mann vom Missionär lernte, kam dem Ideal recht nahe. Die geschlossene Lebensanschauung gab ihm inneres Gleichgewicht, und es war bei der Lebensphilosophie der Exerzitien unmöglich, daß je eine kapitale Frage auftauchte, die ohne Antwort geblieben wäre. Selbst Tod und Ewigkeit waren durch frohe Hoffnung verklärt. Arbeitsfreudigkeit und Schaffenslust, soweit sie beim Indianer überhaupt geweckt werden konnten, fanden ein reiches Wirkungsfeld. Reichtum fehlte nicht. Zwar war er nicht auf den kalten Ausdruck der Münze reduziert, sondern bestand in großen, nach Tausenden zählenden Herden und reich gefüllten Vorratskammern. Frei blieb der Indianer. Niemand hielt Widerstrebende zurück. Europas Zivilisation ward den Indianern zu eigen, ohne daß sie sich von der Heimat um Fußesbreite zu entfernen brauchten. Es war ihr Boden, dessen Früchte sie aßen; es waren die Tiere ihrer Wildnis, mit deren Fellen und Federn sie sich schmückten; es war ihrer Eltern Sprache, in der die Europäer zu ihnen redeten, und wenn das Rauschen der Bäume und frische, würzige Luft über die Befestigungsmauer in die Reduktion drangen, dann wußten sie, daß es der Odem des Heimatwaldes war. Jagd und Fischfang, Spiel und Scheinkrieg brachten Fröhlichkeit in das Leben der Arbeit. Mehr kann man nicht verlangen, und wenn gut leben eine Kunst ist, dann gehören die Gründer der Reduktionen zu den größten Klassikern dieser Kunst.

An die mächtigen Ruinen grenzt der Flecken San Ignacio, wo nun ein armes Volk in schlechten Hütten wohnt und die letzten Reste des alten Glaubenslebens bewahrt. Am Abend stand vor der zerfallenden Kirchenfassade ein altes Mütterchen und zündete in einer Nische eine Kerze an zu Ehren des Heiligen, dem einst diese Kirche geweiht war. Es war in den Weihnachtstagen. Wir schauten an ihr vorbei an die Stelle des Hochaltares und gedachten des Strahlenglanzes, der in alter Zeit an diesem frohen Feste den Chor der Kirche füllte. Von dem ganzen Lichtermeer war

nun gerade ein Kerzchen übriggeblieben, das zu Ehren des Heiligen brannte, dessen Geist einst die Missionäre von Paraguay beseelte. Möge Gott diesen Akt der Pietät lohnen und den Zerstörern verzeihen!

Das Volk ist gut, aber unwissend und naiv; in seinem Herzen kommt gleich nach dem Glauben an Gott der Glaube an vergrabene Jesuitenschätze. Das Gold liegt noch im heimlichen Grund. Wer im Talar kommt, kommt, um danach zu suchen. Man hat auch schon etwas gefunden — wer und wo, weiß aber niemand. Diese Überzeugungen gehören schlechthin zur Definition des Bewohners von San Ignacio, und die Spuren der Schatzgräber beweisen, wie lebendig dieser Glaube ist. Der Kommissär des Ortes — ein Beamter, der hier draußen gerade etwas weniger ist als Herr über Leben und Tod — stimmte in dieses Lied mit ein. Der Herr, den wir im Hotel trafen, hatte auch noch manche andere originelle Anschauungen, die er alle grimmig zum besten gab, als er durch unser Tischgebet in Harnisch gebracht war. Über die Person des Beters, den Jesuitenorden und die Religion ließ er sich in bittern Reden aus, worauf wir auf seine Gesellschaft verzichteten, und uns an einen andern Tisch setzten. Und das bei den Ruinen der alten Mission! Allerdings war der Herr kein Pombal und kein König von Spanien, und sein Gegner bloß ein unwürdiger Nachfahr großer Männer, aber der Geist, der diese kleine Szene inspirierte, war derselbe, aus dem die große Tragödie hervorgegangen, die sich einst an dieser Stelle abgespielt hat[1].

Auf dem Heimwege zeigte uns der Kutscher das Kommissariatsgebäude von San Ignacio und fügte hinzu: Nicht einmal ein Gefängnis hat man hier. Sträflinge werden draußen mit dem Fuße an den Pfosten festgekettet und müssen abwarten, bis sie nach Posadas weiter befördert werden. Unterdessen gehen Sonnenschein und Regen, Nacht und Tag in angenehmem Wechsel über sie hinweg. Freilichtgefängnis! Für hiesige Justizverhältnisse ist es auch bezeichnend, daß man kurz vorher in einem andern Kommissariat einen russischen Popen in den Block gelegt hatte.

Der Weg von San Ignacio zum Flusse ist nicht gut, und unser Wagen federte schlecht, so daß wir schließlich zwar wohlbehalten, aber blau

---

[1] Zu Ehren der höheren Verwaltung sei indessen hinzugefügt, daß, dank der Dazwischenkunft des Herrn Pfarrers, dem Herrn Kommissär später im Regierungsgebäude von Posadas die Begriffe von Takt und Anstand in verständlicher Weise erläutert wurden, so daß das Tischgebet in San Ignacio in Zukunft wieder freigegeben ist.

von Reiseeindrücken wieder im Hotel am Hafen ankamen. Die „Hotels" am „Alto Paraná" sind so einfach, wie man es eben an den Grenzen der Zivilisation erwarten kann. Ein kleines Bretterhaus mit einem oder zwei Zimmerchen für Gäste: das ist alles. Aber dafür ist die Aufnahme desto gemütlicher, und unbehelligt von Toilettensorgen und elektrischen Schellen kann man sich in Ruhe der schönen Gegend freuen. Das „Hotel" an den Fällen des Yguassú war von seinem Besitzer verlassen. Das Bretterhäuschen stand noch, aber rein ausgeräumt, die Türen waren fortgenommen, und nur auf der Terrasse standen noch Möbel. Es waren zwei Bretter, die am Tage Tisch und Bank vorstellen und aus denen man bei Nacht mit Pferdedecken zwei Betten macht. Als wir uns in diesem „Hotel" vor dem Schlafengehen unserem Schutzengel empfahlen, machte unser Begleiter sich seinen Revolver schußbereit, denn die nächsten Menschen waren stundenweit entfernt und ein Raubtierbesuch war nicht ausgeschlossen. Bei all dem war die Nacht wunderschön. Ein kühler Luftstrom zog vom Flusse her über die Terrasse, um unsere Laterne führten große und kleine Schmetterlinge einen Schattentanz auf, und das Rauschen des Wasserfalles sang uns das Schlummerlied.

Nach dem Besuche von San Ignacio war unser nächstes Ziel die Kolonie Hohenau auf dem paraguayischen Ufer des Paraná.

3. Der Verkehr auf dem Paraná mischt Modernes mit Unmodernem. Modern sind die Maschinen, nicht modern ist der Betrieb. Wir wußten, daß wir offiziell erst am folgenden Tag einen Dampfer nach Hohenau hatten, aber da man hier nicht-offiziell oft viel weiter kommt, bemühten wir uns schon gleich um eine Reisegelegenheit. Wir trafen im Hafen wieder den kleinen „Guaraný", unsern Bekannten vom vorigen Tage, und schlugen ihm vor, uns nach Hohenau zu bringen, statt die Mittagsstunden im Hafen von San Ignacio vor Anker zu bleiben. Wir wurden aber abgewiesen mit der Begründung, das Schiffchen dürfe nicht in Paraguay anlegen. Eine andere Fahrgelegenheit erschien den Tag nicht mehr, und so mußten wir bis zum folgenden warten. Aber warten am Paraná ist kein Verlust. Das Panorama des breiten Stromes gefiel uns je länger desto besser. Deutlich sah man im Norden den Vorsprung, um den er in das Tal von San Ignacio einbiegt, und im Süden zwischen grünen Bergen seinen Austritt daraus. Allmählich fiel die Dämmerung und schloß mit ihrem Mantel Ein- und Ausgang, so daß der ausgedehnte Wasserspiegel jetzt wie ein Bergsee dalag, aus dem uns gegenüber die bewaldeten

Höhen der paraguayer Nachbarrepublik aufstiegen. Dann kam die Nacht und mit ihr ein Gewitter. Leuchtende Blitze durchzuckten den Himmel, durchkreuzten sich gegenseitig, lagen wie ein leuchtendes Netz auf den Wolken oder standen wie eine strahlende Krone auf den dunkeln Bergen von Paraguay. Als die Heftigkeit des Gewitters gebrochen war, wetterleuchtete es noch lange mit fahlem Licht, und die sonst so lebensfrohe Landschaft sah aus wie eine Geisterwelt, ein Tummelplatz für Gespenster.

Am folgenden Tage kam der „Viriatho". Wird er uns mitnehmen? „Wir fahren überhaupt nicht weiter", antwortete der Kapitän. Wiederum langes, geduldiges Warten. Da kam von Posadas ein großer Flußdampfer, der „San Alberto". Mit frohen Hoffnungen nahmen wir unsere Koffer und gingen zum Strande. Das Schiff wurde angerufen und hielt. „Hohenau?" — „Hohenau! Paraguay! Gar nicht daran zu denken." Und mit schwerem Herzen nahmen wir wieder unsere Koffer und gingen ins Hotel zurück. Es wurde Abend. Da ging ein Licht auf in der Gegend von Posadas, und an ihm entzündeten sich unsere Hoffnungen wieder. Aber wie es näher kam, gehörte es nur einem Frachtschiff. Es wurde dunkle Nacht. Unser Gastfreund zog sich mit seiner Familie zurück, ließ aber noch eine Laterne auf den Strand stellen als stumme Bitte an den Schiffer. Gegen 11 Uhr kam der programmäßige Salondampfer, der hellerleuchtet wie ein Stück venezianische Nacht über den schwarzen Strom dahin glitt. Sein Anblick war so märchenhaft schön, daß uns gar nicht der Gedanke kam, unsere prosaische Laterne zu schwenken, um ihn zum Stehen zu bringen. Aber darauf wartete der Pilot, und wie das Signal ausblieb, dampfte er spröd an uns vorbei nach Norden. Gleich nach ihm kam noch ein Schiff, der „Lehman". „Lehman", den man am Paraná nur den „alten Kasten" nennt, „Lehman", „der bald in Stücke geht", „Lehman", den wir noch kurz vorher sicher abgewiesen hätten. Es war rührend, daß gerade dieser verachtete „Lehman" die Treue hatte, uns zu helfen. Nach Hohenau ging allerdings auch er nicht, aber er konnte uns Hohenau gegenüber aufs argentinische Ufer absetzen, und dann würde das Weitere sich finden. Das Verdeck war voll von Schläfern, die teils in Hängematten teils auf dem nackten Boden der Nachtruhe pflogen. Auch wir suchten auf einem Stuhle etwas auszuruhen, soweit die leidige Sirene das gestattete. Um 1 Uhr wurden wir geweckt. „Wir sind da!" Wo? Genau wußte das niemand, aber immerhin Hohenau gegenüber. Wir stiegen in einen Kahn und suchten am Ufer nach dem Hafen, der wesentlich in Baumstrunk besteht, an dem

man ein Boot anbinden kann. Bald erschien auch ein Licht am Strand und zeigte uns den Weg; wir legten an und folgten dem Führer zum einzigen Hause, das am „Hafen“ stand. Dieses „Haus“, mit jedem Zoll des „Hafens“ würdig, hatte allem Anschein nach nur ein Zimmer, aber davor ein Schutzdach, unter dem ein Haufen Säcke mit hartem Inhalt aufgestapelt war, und neben den Säcken zwei niedrige Sitze, die sich nur wenige Zoll über den Boden erhoben. Sie wurden unsere Betten für den Rest der Nacht und die harten Säcke Kissen und Pfühle. Kaum war der junge Tag erschienen, erkundigten wir uns, ob wir im Kahn übersetzen könnten. Unser Wirt betrachtete lange den Wasserspiegel und erklärte dann, der Fluß sei zu bewegt für sein Fahrzeug, wir müßten ein solides Boot nehmen, und es kam ein Boot und brachte uns glücklich nach Hohenau.

4. Die Kolonie Hohenau wurde vor 13 Jahren gegründet und vornehmlich von Deutsch-Brasilianern besiedelt. Es waren unternehmungslustige Bahnbrecher, wohlvertraut mit den Schwierigkeiten des Urbarmachens, die hier den Wald niederrangen und sich an seine Stelle setzten. Als der Präsident der Republik die Kolonie besuchte, soll er ganz erstaunt gewesen sein, und wenn man den Lobrednern glauben darf, ist Hohenau überhaupt eine der schönsten Stellen von Paraguay. Ein 18 km langer Weg geht vom Paraná ins Innere, und rechts und links davon liegen die Lose, jedes 200 m breit und 2 km tief. An der Straße wechseln Weidegründe mit Pflanzungen ab. Mit reichen Ernten von Mais, Bohnen, Zucker, Mandioka und, soweit der Flußnebel das Land vor Kälte schützt, auch von Bananen lohnt der fruchtbare Boden den Schweiß der Arbeiter. Rings um die grünenden Gärten steht noch der alte Urwald, aber die Axt ist schon geschliffen, unter der seine Stämme fallen werden.

Von Hohenau aus erreicht man in einigen Reitstunden das Dörfchen Trinidad mit der alten Indianerreduktion gleichen Namens. Der Platz der Reduktion ist hervorragend gut gewählt, und ihre Ruinen sind die besterhaltenen am Paraná. Reitet man durch das Tal heran, so sieht man schon von weitem die noch immerhin hohen Mauern des Glockenturmes wie eine deutsche Burgruine über das Gebüsch herübergrüßen. Auf drei Seiten fällt der Berg Trinidad zum Tal ab und rings herum liegt das wundervolle Panorama des paraguayischen Hochlandes mit seinen Urwäldern. So frisch ist es dort oben, daß man bei Südwind unter fast scheitelrechter Sonne das Plateau durchqueren kann, ohne daß ein Tropfen Schweiß auf der Stirne perlt.

Als die jetzigen Trümmer noch Häuser waren, muß die Plaza einen ästhetisch hochbefriedigenden Anblick gewährt haben. Auf der einen Seite erhob sich die geschmackvolle Kirche, auf den drei andern liefen Arkaden vor den Häusern her, und keine fremde Konstruktion unterbrach die Einheit der Anlage. Dem Portal der Kirche lag die breite Einfahrt gerade gegenüber. Auch sie war mit Bogengängen geschmückt, und wer hier einzog, mußte sich wundern, mitten in der Wildnis solche Erinnerungen an die kunstreichen Marktplätze Spaniens und Italiens zu finden. Es ist indes nicht zu leugnen, daß die Privatwohnungen in Trinidad wie die Arkaden davor reichlich niedrig waren, und daß sie an Schönheit gewonnen hätten, wenn man sie höher hinaufgeführt hätte.

Unweit dieses Platzes stehen die hohen Mauerreste eines sehr umfangreichen Gebäudes, das ehedem als Magazin gedient haben mag und groß genug war, um Wintervorräte für Tausende von Indianern zu fassen. Daneben liegt die Ruine des eingestürzten Glockenturmes mit dem I. H. S. über der Türe, und nicht weit davon eine kleine Kapelle, die jetzt Erinnerungen und Reliquien aus alter Zeit bewahrt.

Ein Teil der Gebäude von Trinidad ist gut erhalten und wird auch heute noch bewohnt. Die Arkaden, welche die Häuser des Marktplatzes, wie es scheint, auf allen vier Seiten umgaben, stehen ebenfalls zum Teil noch. Konnten wir doch an der Rückwand eines Hauses eine Flucht von 14 vollständigen Bogen zählen. Aber davor und dahinter Schutt und Trümmer, zerfallene Wände, eingestürzte Türen, gebrochene Pfeiler, durchwachsen von Gräsern und Büschen und belebt von Eidechsen und Schlangen.

Wir gingen zur zerfallenen Kirche. Mühsam ging's über den Schutt, der vor dem Eingang liegt, mühsam quälten wir uns durch die Bäume und Sträucher, die jetzt statt frommer Beter den weiten Raum füllen, und als wir die letzten Büsche auseinanderschlugen, da stand vor uns der hohe Chor. Noch ragt die mächtige Rückwand der Kirche hoch empor, aber geborsten; oben spannt sich noch das alte Tonnengewölbe, aber teilweise eingestürzt; über den Seitentüren prangen noch monumentale Skulpturen, heraldische Motive, aber zerbrochen; in der Mitte liegt noch die Gruft der Patres, aber geöffnet. Eine Trümmerstätte voll Trauer und Wehmut!

Wir stiegen zur Gruft der Patres hinab. Noch sieht man deutlich, parallel zum schmalen Gang, die Plätze, wo einst die Särge gestanden haben, in denen die Glaubensboten nach der Riesenarbeit ihres Lebens

beigesetzt wurden zur langen Ruhe. Wieviel hier begraben worden sind, konnten wir nicht mit Sicherheit feststellen, der ganzen Anlage nach jedenfalls nicht mehr als 15, wahrscheinlich weniger. Wo sind Särge und Leichen geblieben? Wer hat die Gräber geöffnet? Waren es Schatzgräber? Waren es Grabschänder im Dienste der Glaubensfeinde, oder waren es fromme Hände, die die Leichname in Sicherheit bringen wollten?

Über die Seitenmauern des Chores zieht sich ein interessanter Skulpturenfries in Basrelief. Auf der einen Seite steht in dem Mittelfeld die Mutter Gottes, auf den Nebenfeldern wird ihr von Engeln mit Weihrauch und Musik gehuldigt. Einer dieser Engel spielt auf einem dem Harmonium ähnlichen Instrument, und ein anderer steht davor und bewegt den Blasebalg. Der gegenüberliegende Fries ist dem ersten durchaus ähnlich, aber seine Hauptfigur ist nicht mehr deutlich zu erkennen.

Der Chor mit 8 × 8 m bot der feierlichen Entfaltung aller Zeremonien Raum und faßte leicht die 30 oder 40 Meßdiener, die an hohen Festen beim Gottesdienst tätig waren. Die Sakristei mißt 6 × 6 m. Ihre Wände stehen zum größten Teil noch, und selbst das feste Kreuzgewölbe ist im ganzen gut erhalten. Die Mauer, welche die Sakristei vom Chore trennt, ist 1,50 m dick! Der Türrahmen in derselben schließt oben wagrecht ab, aber ohne daß Holzbalken beim Türsturz verwendet wären; die konisch behauenen Steine stützen sich gegenseitig.

Die Außenwände des Chores sind schon von der Pflanzenwelt in Besitz genommen, und es ist erstaunlich, was für kräftige Bäume auf einer öden Mauer gedeihen können. Hoch droben auf der höchsten Spitze der Ruine ragen wie Blitzableiter einige Kaktusstämme schlank und gerade in die Höhe. Leider scheint kein Mensch daran zu denken, die ehrwürdige Ruine vor den Pflanzen zu schützen, und so wird Wurzel um Wurzel sich in die Ritzen schleichen, und Stück um Stück wird von den Mauern abgesprengt werden, bis das Menschenwerk verschwunden ist und der Wald wiederum seine älteren Rechte auf den Erdboden geltend gemacht hat.

Die Statuensammlung, die in der früher erwähnten Kapelle aufbewahrt wird, enthält manche recht bemerkenswerte Stücke. Wohl das schönste Werk der ganzen Sammlung ist ein fast lebensgroßes Bild des gekreuzigten Heilandes. Das Antlitz trägt durchaus den Indianertypus, hat aber so vollkommene Züge und drückt Andacht und Ergebung so kunstvoll aus, daß man wohl auf einen europäischen Meister schließen darf. Bei der Darstellung der Passion bediente man sich in den Reduktionen

einer Christusfigur, die bewegliche Arme haben mußte, weil dieselbe Figur zuerst ausgespannt am Kreuze hing und dann in den schmalen Sarg gelegt wurde. Wir fanden ein Christusbild dieser Art in Trinidad und eins im Dorfe Jesus. Bemerkenswert ist ferner eine große Statue, die den Heiland sitzend darstellt, den Schaft des Kreuzes in der Hand. Meisterhaft feine Ziselierung zeichnet eine Statue des hl. Petrus (?) aus, die wir in der Sakristei fanden. Eine kleine Darstellung der allerheiligsten Dreifaltigkeit ist interessant durch die ungeschickt übertriebene Bemühung des Künstlers, dem himmlischen Vater durch stark ausgeprägte Backenknochen den Indianertypus zu geben. Eine andere Darstellung von Gott Vater hingegen gehört durch die Größe der Dimensionen, die Majestät der Haltung und die Kunst in der Ausführung zu dem Erhebendsten und Schönsten, was wir überhaupt in den Reduktionen gefunden haben. An einer hölzernen Kanzel stehen noch halberloschene Bilder, wie es scheint, Illustrationen zur Apokalypse, die einfach aber außerordentlich zart ausgeführt waren.

Am Nachmittag setzten wir unsern Weg fort. Ein braver Paraguayaner begleitete uns nach dem Örtchen Jesus, wo wir ebenfalls die Kirchenruine besuchen wollten. Wie wir in den kühlen Nachmittagsstunden dahinritten, bot sich uns noch einmal Gelegenheit, die weichen Linien der Berge zu bewundern, die uns rings umgaben und überall mit Urwald bedeckt waren. Ein Stück Erde, das noch in seiner ganzen Schönheit so dasteht, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist. Und doch paßt der Urwald eigentlich nicht in einen Kulturstaat! Unser Führer war ganz so, wie bessere Kenner uns die Paraguayer geschildert hatten: kindlich liebenswürdig gegen andere und, wie wir schon in Trinidad gesehen hatten, sehr schonungsvoll gegen sich selbst in Bezug auf die Arbeit. Außerordentlich bedürfnislos, sieht der Paraguayer gar keinen Grund, sich anzustrengen. Er schlürft seinen heimatlichen Tee und freut sich in dem schönen Lande seines blauen Himmels und seiner warmen Sonne. Und doch hat man es fertig gebracht, dies Volk in die Revolution hineinzupeitschen, so zwar, daß die Männerwelt jetzt furchtbar dezimiert ist in Paraguay. Der sehr fruchtbare Boden gehört zum großen Teil Ausländern, die seine Wälder schlagen, seinen Tee ernten und seine Felder bestellen. Von nationaler Industrie kann kaum die Rede sein. Die Religion, der große Trost der Menschen, ist dem Volke schlecht bekannt, und im Innern schweifen wilde Indianerhorden umher. Das ist das Resultat 400jähriger Kulturarbeit!

Was wäre jetzt Paraguay, wenn es sich aus den Reduktionen in Verbindung mit den Kolonien nach dem Plane der Könige und der Jesuiten entwickelt hätte? Die Geschichte sagt nichts darüber. Über das Arbeitsfeld der Missionen brach nach einem verheißungsvollen Sommer der rauhe Winter herein, ohne daß ein Herbst die Frucht zur Reife bringen konnte. Hätten die Guaranys unter reiner Zivilverwaltung ihre Religiosität und ihren Arbeitseifer bewahrt? Hätten sie im ungehinderten Verkehr mit den Europäern den Versuchungen widerstanden, die von dieser Seite drohten? Ein Teil sicherlich, aber wer möchte behaupten, daß es der größere Teil gewesen wäre? Zu einer Schlußfolgerung indessen geben uns die tatsächlich erreichten Resultate der Reduktionen volle Berechtigung und zweifellose Sicherheit: wäre die Erziehung zur Kultur nicht gewaltsam zerstört, es sähe jetzt besser aus im Lande Paraguay. Die Religion wäre nicht Aschenbrödel, sondern könnte selbst im öffentlichen Leben ein Wort dreinreden und Tyrannen wie Intriganten sagen: Non licet tibi! Der Staat brauchte nicht unter seinen Untertanen 100 000 Wilde und Halbwilde zu zählen. Städte um Städte wären aus den Reduktionen entstanden, und die so glücklich begonnene Kunst hätte sie geschmückt. Der Boden bedürfte nicht der Hilfe des fremden Mannes und der Handel könnte sich auf eine nationale Industrie stützen, statt, wie jetzt, fast vollständig von ausländischen Märkten abzuhängen. Ja, auf ein Mindestmaß des Erfolges, das die Reduktionen erreicht hätten, können wir mit Sicherheit schließen, und dieses Mindestmaß steht hoch über dem jetzigen Kulturniveau jener Gegenden, die von dem Einfluß der Kirche „befreit“ wurden.

5. Achtung vor Schlangen und Wespen! Das war die oft wiederholte Mahnung, mit der in Jesus mein freundlicher Wirt mich in die Ruinen entließ.

Was dort „Kirchenruine“ genannt wird, ist richtig gesagt keine Ruine, sondern ein angefangener, aber durch die Vertreibung der Patres unvollendet gebliebener Bau. Er ist tadellos erhalten und fordert mit jedem Stein zum Weiterbau auf. Die Front ist fertiggestellt bis etwas über die drei Portale, deren maurische Bogen wohl Reminiszenzen spanischer Erbauer sind. Zwei Nischen sind zwischen den drei Türen, und über den Nischen je ein Wappen: einmal die päpstliche Tiara über den Schlüsseln Petri und einmal dieselben über gekreuzten Degen.

Die linke Seite der Front ist flankiert von dem angefangenen Turme, der sich aber nur wenige Meter vom Erdboden erhebt. In seinem Erdgeschoß

liegt die Taufkapelle mit einem prachtvollen Kuppelgewölbe, das auf vier Rundbogen ruht, architektonisch ein wahres Schmuckkästchen.

Die Seitenwände der Kirche stehen lotrecht und fast rißlos da. Sie sind emporgeführt bis weit über die hohen Fenster, und es scheint, daß sie ungefähr die Höhe haben, die sie nach dem Plane des Architekten erreichen sollten. Konisch nach unten zu laufende Pilaster teilen die Wandflächen in große Felder ein.

Der Aufriß ist der einer Hallenkirche. Zwei Reihen von je sieben Pfeilern trennen drei große Schiffe. Vor zwei derselben — es ist das dritte Paar vom Altare aus — stehen bereits Postamente für die Kanzeln, und mitten durch die mächtigen Pfeiler führt die Treppe zu ihnen hinauf. Die Kanzel war für den weiten Raum recht niedrig. Ihr Boden überragt kaum einen stehenden Mann und unterscheidet sich hierdurch vorteilhaft von vielen andern Kanzeln, die in derselben Epoche in europäischen Kirchen zweckwidrig hoch angebracht wurden. Alle Pfeiler sind bis zur gleichen Höhe, nicht ganz doppelte Mannshöhe vollendet.

Die ungestüm überall eindringende Flora hindert noch nicht den Gesamtüberblick über die Kirche, und ihr Bau ist auch schon soweit vorangeschritten, daß man das Fehlende leicht im Geiste ergänzen kann. So gewinnt der Beschauer den Eindruck einer großen weiten Kirche mit wohltuenden Maßverhältnissen und geschmackvoll beschränktem, architektonischem Schmuck.

Um den Chor gruppieren sich mehrere Räume, denen bloß Decke und Fußboden fehlt, um ausgezeichnete Zimmer zu werden. Sie waren jedenfalls zur Sakristei und ähnlichem bestimmt. Senkrecht zur Längswand der Kirche schließt sich auf der Epistelseite eine lange Flucht von Zimmern und Sälen an, von denen aber nur zertrümmerte Mauern inmitten von Dornen und Ranken übrig geblieben sind. Nach der Anlage zu schließen, die in den Reduktionen üblich war, sollten sie als Patreswohnungen und als Werkstätten dienen.

Das Baumaterial ist in Jesus dasselbe wie in den andern Ruinen. Sehr wenig Ziegel kamen zur Verwendung, fast alles ist aus sorgsam behauenem Sandstein gebaut. Nur der Mörtel scheint in Jesus besser gewesen zu sein als in den älteren Bauten der andern Reduktionen, die wir besucht haben.

An den Wänden der Ruine hängen jetzt Hunderte von Wespennestern und zu Tausenden wiegen sich ihre schlimmen Erbauer im Sonnenstrahl.

Durch die Wespen und die Schlangen ist die Kirche jetzt ein unheimlicher Ort geworden, und man verläßt sie mit dem erleichternden Gefühl, einer nahen Gefahr entronnen zu sein.

Die Kapelle des jetzigen Dorfes Jesus bewahrt noch 30 Statuen aus der alten Zeit, unter denen sich wiederum die Christusbilder am meisten auszeichnen, ferner einige Leuchter, Ständer u. ä. In einer verlorenen Ecke fanden sich auch noch einige alte Bücher oder Stücke von solchen: ein Missale mit Holzdecke, eine lateinische Geschichte Frankreichs, dessen Autor wir nicht mehr ermitteln konnten, und ein Moralwerk von Diana.

An den Statuen haben die Indianer und ihre Lehrer gearbeitet, und es wird wohl schwer sein, festzustellen, wo die Tätigkeit der einen anfängt und die der andern aufhört. Die großen Christusbilder indes zeigen eine derartige Vollendung, daß man sie wohl als Werke der Europäer ansehen darf.

In Val do Rosal, an der Küste Portugals, wo im Jahre 1570 der selige Ignatius von Azevedo auf das Schiff wartete, das ihn nach Brasilien bringen sollte, waren noch vor wenig Jahren Altäre mit Reliefbildern geschmückt, die einer der Missionäre in jenen Tagen geschnitzt hatte, und die mit ihrer einfachen aber guten Ausführung Zeugnis ablegten für die Kunstfertigkeit des Indianerapostels. Wenn wir sie indes mit dem Besten vergleichen, was wir in den Reduktionen gesehen haben, will uns scheinen, daß den letzteren die Palme gebührt.

Die meisten Reduktionen sind zu unkenntlichen Steinhaufen geworden, teils durch den Haß der Gegner teils durch die Gleichgültigkeit des Volkes, dem die Steine der alten Bauten gerade recht waren für seine neuen Häuser. Ein Beispiel dieser gänzlich zerfallenen Ruinen bieten die Trümmer der Reduktion von Apostoles in Argentinien, von der nur noch hier und da einige Mauerreste stehen. Im hohen Grase liegt eine Statue der Unbefleckt Empfangenen, vor der kindliche Andacht noch jetzt ihr Kerzenopfer bringt. Man hat auch einen Altarstein aufgefunden und für die neue Kirche aufgehoben; es ist ein großer Block von 2,60 m Breite, 0,65 m Höhe und 0,92 m Tiefe. An den Seiten schmücken ihn einfache Skulpturen.

Auf dem Landgut, das zu der Reduktion Apostoles gehörte, ist der Badeweiher erhalten. Es ist ein mit großen Blöcken eingefaßter Teich. An einer Seite führt eine breite Treppe ins Wasser, jedenfalls für die Kleinsten, und der Grund des Weihers ist vor der Treppe gepflastert. Hinter dem Badeweiher liegt noch ein kleinerer Teich, wo vermutlich die

Kleiderwäsche abgehalten wurde. Ein recht hübscher Wassertrog mit Engelköpfchen als Wasserspeiern liegt daneben. Um die wenigen Mauerstücke, die von der Kapelle des Landhauses noch übrig geblieben sind, haben sich dichte Ranken gezogen, und nicht weit davon zeigt ein üppiger Orangenhain die Stelle, wo einst die Jesuiten diese edle Frucht ihrer spanischen Heimat angepflanzt haben [1].

Das Territorium Misiones, in dem viele alte Reduktionen liegen, wird jetzt in religiöser Beziehung von den hochwürdigen Patres der Steyler Missionsgesellschaft verwaltet. Diese „Pfarrei" umfaßt 29 229 qkm, und neben der ungeheuern Arbeit, die die Seelsorge von den Patres fordert, finden sie noch Zeit zu wertvollen wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Geographie, der Geschichte und der Ethnographie. Die Patres werden in ihrer Tätigkeit unterstützt von zwei ruthenischen Priestern, welche die Seelsorge bei ihren dort eingewanderten Landsleuten ausüben, sowie von Lehr- und Krankenschwestern ihrer Kongregation. Ihren Erfolgen ist es zu danken, daß das religiöse Leben wieder Blüten treibt auf den Ruinen.

[1] Über die Reduktionen vgl. die ausgezeichnete Monographie von P. Frederico Vogt S. V. D., Estudios historicos, la civilización de los Guaranies en los siglos XVII y XVIII, Buenos Ayres 1903, und neuestens den umfassenden und wertvollen Artikel Reductions of Paraguay von P. A. Huonder S. J. in The Catholic Encyclopedia XII 688—700.

(Schluß folgt.)

Werner von und zur Mühlen S. J.

Rezensionen.

Die urchristlichen Wunder vor dem Forum der modernen Weltanschauung. Von Dr **Ludwig v. Gerdtell.** Dritte Auflage. 8⁰ (134) Eilenburg 1912, Becker. *M* 1.50

Die Schrift bildet die dritte Nummer einer Broschürenreihe „Brennende Fragen der Weltanschauung für denkende moderne Menschen", die offenbar in weiten protestantischen Kreisen lebhaften Anklang findet, denn die ersten drei Hefte sind alle in drei Auflagen (12 000 Exemplaren) erschienen. Religiöse Naturen werden eben von der modernen protestantischen Theologie mit ihrem Rationalismus, ihrer Wunderleugnung und pantheisierenden Umdeutung christlicher Glaubenslehren ebensowenig befriedigt, wie sie anderseits in manchen willkürlichen Sätzen lutherischer Orthodoxie die Versöhnung von Religion und modernem Denken vermissen. Der Verfasser gibt dieser Stimmung in seinen Schriften Ausdruck. Er macht nach links wie nach rechts gleich kräftig Front, wird allerdings auch wohl wenig damit einverstanden sein, wenn er sich in diesen Blättern besprochen sieht. Denn auf Kirche, Scholastik und alle „mittelalterliche" Denkweise ist er sehr schlecht zu sprechen. „Der mittelalterliche Denker mußte und muß ein kompliziertes und wunderliches Gedankengebäude, das von vornherein der Vernunft eher widerspricht als einleuchtet, kritiklos hinnehmen, weil es angeblich göttlicher Offenbarung entstammt" (S. 10). „Alle bisherigen und in Zukunft noch möglichen Niederlagen des apostolischen Evangeliums wurzeln letzten Endes in der Verwechslung der urchristlichen mit der kirchlichen Weltanschauung. Für den Urchristen sind die Einwände des Freidenkers philosophisch ganz belanglos. Aber der Orthodoxe muß wissenschaftlich an ihnen scheitern" (S. 93). „Die exakte Naturwissenschaft und die prophetisch-apostolische Weltanschauung (des Verfassers) hatten von jeher eine Todfeindin in der Kirche. ... Beide müssen fortan Schulter an Schulter gegen den gemeinsamen Erbfeind kämpfen. Dieser ist der heidnisch-kirchliche Naturdualismus der katholisch-protestantischen Orthodoxie und des theologischen Freisinns" (S. 96).

Was versteht v. Gerdtell unter prophetisch-apostolischer Weltanschauung? Eine klare Darlegung bekommen wir nicht. „Die prophetisch-apostolische Weltanschauung ist — wissenschaftlich gesprochen — energetischer Theomonismus. Sie führt die gesamte Wirklichkeit in hypothesenfreier Weise auf eine einzige Grundkraft zurück und erklärt das All einheitlich. ... Sie ist der einzig mögliche Ausweg aus den Weltanschauungswirren unserer Übergangszeit. Sie ist die neue einheitliche Weltanschauung der exakten Naturwissenschaft" usw. (S. 94 ff). Danach könnte es scheinen, als ob die prophetisch-apostolische Weltanschauung

etwas recht Verwickeltes wäre. Nimmt man indes alles in allem und das Ganze recht einfach, so versteht v. Gerdtell unter prophetisch-apostolischer Weltanschauung die gläubige Annahme der Offenbarung, welche durch die Propheten vorbereitet, durch Jesus Christus gebracht und durch die Apostel verkündet worden ist, oder die christliche Gemütsverfassung, welche, des Daseins Gottes innerlich gewiß, von der Offenbarung Christi durch innere und äußere Beweise überzeugt, auch die natürliche Welt im Lichte der Offenbarung betrachtet, aber jede kirchliche Gebundenheit als einen Abfall vom „Urchristentum" abweist. Ein solcher „Urchrist" und der exakte Naturforscher, meint v. Gerdtell, könnten nie in Streit geraten; denn „urchristlicher Theismus und moderner Mechanismus sind nicht Gegensätze, sondern Parallelen, ...; der exakte Naturforscher hat es nur mit den natürlichen Ursachen, der Urchrist nur mit der Grundursache aller natürlichen Ursachen zu tun, ...; dieselbe Persönlichkeit kann daher ohne Selbstwiderspruch als Naturforscher Atomist und Mechanist, als Mensch und Philosoph prophetisch-apostolischer Theist sein" (S. 95); der Naturforscher hat es nur mit der Schale, der Christ mit dem Wesen der Dinge zu tun (S. 83); „der exakte Naturforscher und der Urchrist berühren sich zwar, aber nur Rücken an Rücken. Der Urchrist weiß auf einem Gebiete Bescheid (der Ursache des Weltgrundes), auf dem der bloße Naturforscher grundsätzlich kein Wissen haben kann" (S. 87).

Trotz der verfehlten Ablehnung der Kirche enthält das Schriftchen manches Schöne. Man ist angenehm berührt von dem warmen Glauben des Verfassers an die Offenbarung, von der Begeisterung für die Person Jesu Christi, von dem mannhaften Kampf gegen den Unglauben. Moderne Gottesleugnung, Haeckelscher Monismus, liberale Theologie werden scharf und oft treffend gegeißelt. Die Wunderscheu und die „Voraussetzungslosigkeit" dieser Gelehrten wird entsprechend beleuchtet, so S. 15 im Anschluß an das Wort W. Wredes: „Die Heilung des Aussätzigen kann die geschichtliche Forschung, die Wunder im strengen Sinne nicht anerkennt, nicht als geschichtlichen Bericht betrachten", oder S. 111, wo es heißt: „Die moderne Wunderscheu stammt im letzten Grunde aus einem Rebellenherzen, das Gott zugleich fürchtet und haßt, sich aber beides nicht eingestehen will. ... Die ‚wissenschaftliche' Wunderleugnung wirkt daher auf den unruhig werdenden Sünder wie das Chloroform auf die Nervenschmerzen des Siechen. Das theologische Freidenkertum braucht deshalb um sein Publikum nicht besorgt zu sein: Der unbußfertige Sünder hat den theologischen Freisinn bitter nötig; dieser wird daher seine Claqueure behalten, so ungenügend auch seine wissenschaftliche Begründung des Unglaubens ist." Welches die Stellung dieses theologischen Freisinns zu den Wundern ist, wird auf S. 44 mit den Worten Joh. Lepsius' gekennzeichnet: „Die Theologie kann heutzutage, ohne Furcht auf irgendwelchen wissenschaftlichen Widerstand zu stoßen, von dem Axiom ausgehen: Das Wunder ist unmöglich. Es versteht sich von selber, daß es Wunder nicht gibt und niemals gegeben hat. ... Wer sich heutzutage nicht dazu verstehen kann, das Wunder von vornherein zu leugnen und mit dieser selbstverständlichen Voraussetzung an die literarische Kritik des Alten und Neuen Testamentes heranzutreten, zählt nicht zu den Gebildeten."

Die Schwierigkeiten der liberalen Theologie und die Einwände moderner Gottesleugner gegen die Wunder führt der Verfasser auf acht Punkte zurück; ihrer Widerlegung ist der Hauptteil seiner Arbeit gewidmet (S. 17—129). Die Antworten sind meist treffend, so auf die Einwürfe: „Die Wunder wären für uns nicht als Wunder erkennbar"; „die Wunder sind Gottes und der Religion unwürdig"; „der Glaube an sie führt zum Aberglauben". v. Gerdtell ist in der neueren Literatur wohlbewandert, er schreibt flott und mit einer erfrischenden Rückhaltlosigkeit. Nur ein böser Punkt ist bei alledem, die philosophische Grundlage. Haupteinwand der Gegner ist natürlich die absolute Gültigkeit der Naturgesetze, und bei der Widerlegung geht es nicht ohne philosophische Erörterungen, zumal des Kausalgesetzes, ab. v. Gerdtell ist aber ein Verehrer Humes, dessen Anschauungen über das Kausalgesetz er einfach zu den seinen macht. „Das Kausalgesetz ist eine Hypothese und wird eine solche bleiben" (S. 33); „wir müssen an dasselbe glauben" (S. 48); „seine Formel wäre (nach Paulsen): ‚auf dasselbe folgt in der Regel dasselbe, es kann aber zuweilen auch anders kommen'" (S. 27).

Schon der Kampf gegen Kant ist auf solcher Grundlage mißlich und nicht frei von Schwächen. Wie aber bei der glatten Leugnung des Kausalgesetzes als eines allgemein gültigen Satzes der Erfahrung zugleich und der philosophischen Einsicht noch das Dasein Gottes erschlossen werden kann, ist unerfindlich. Der Verfasser spricht sich in dieser Schrift nicht darüber aus, wie er zur Kenntnis Gottes gelangt. Huldigt er vielleicht Jakobischem Gefühlsglauben oder der Erfassung Gottes durch innere Offenbarung? Dann braucht er das Kausalgesetz, um von diesem Gefühle und dieser Offenbarung aus des offenbarenden Gottes gewiß zu sein. v. Gerdtell leugnet die Ursächlichkeit der Geschöpfe, die causae secundae (S. 76 94); er bezeichnet den Mechanismus der Natur als täuschenden Schein (S. 110). Und doch will er aus diesem täuschenden Schein auf einen wahrhaftigen Gott schließen, der diesen Schein hervorruft: „Gott offenbart sich durch die Natur ... in seiner Schöpfung" (S. 77). Ein klarer Widerspruch zeigt sich, wo v. Gerdtell versucht, Gott von dem Vorwurfe zu bewahren, er sei der Urheber der Sünde, wenn er alles selbst tue (S. 58); da plötzlich bekommt der Mensch eigene Entscheidung und damit doch auch wohl eigene Ursächlichkeit; denn sonst hätte er ja keine Verantwortung! Auf Schritt und Tritt wendet v. Gerdtell den Begriff der Ursache an; wie kann er seine objektive Gültigkeit leugnen? Er möge einmal überlegen, ob er diesen Begriff nicht durchaus einwandfrei aus der Erfahrung schöpft, ob er sich nicht bewußt ist, z. B. beim Bewegen seiner Hand oder beim Gehen, Einfluß auf seine Glieder auszuüben, d. h. die Ursache dieser Bewegung zu sein, und ob er nicht berechtigt ist, den so gewonnenen Begriff auf andere Dinge anzuwenden; seine Allgemeingültigkeit ist dann das leichte Ergebnis einer kurzen philosophischen Erwägung.

Etwas anderes. Der Verfasser redet viel von mittelalterlichen Denkern, von Scholastik und katholisch-kirchlicher Weltanschauung; auch Thomas von Aquin wird ein paarmal genannt. Hat v. Gerdtell je einen scholastischen Philosophen oder einen katholischen Theologen in der Hand gehabt? Keine Zeile seines Buches verrät es. Vielmehr läßt sich schließen, daß er seine Kenntnis dieser Dinge

einzig aus Schopenhauer, Hartmann, Harnack u. a. geschöpft hat. Daraus läßt sich aber keine richtige Anschauung katholischer Philosophie und Theologie gewinnen; vielmehr möchte man bisweilen glauben, diese Gelehrten redeten irre, wenn sie anfangen von Scholastik und katholischer Kirchenlehre zu sprechen. Wie wäre es, wenn v. Gerdtell Ernst machte mit dem Worte Stuart Mills, das er als Motto seinem Werke voraussetzte: „Selbst unsere stärksten Überzeugungen dürfen uns nicht hindern, unsern Geist stets für die Aufnahme neuer, ihnen widersprechender Tatsachen offen zu halten"? Er möge einmal katholische Weltanschauung aus katholischen Werken kennen lernen; das ist doch eine elementare wissenschaftliche Forderung. Wir empfehlen ihm zu dem Zwecke das eben erschienene Werk „Religion, Christentum, Kirche" von Esser und Mausbach, darin I 430—452 die Abhandlung Professor Pohles über das Wunder, oder wenn er sich in die Gedankengänge scholastischer Philosophie vertiefen will, Lehmens „Lehrbuch der Philosophie". Er wird dann einsehen, daß das, was er als katholische Orthodoxie bekämpft, nur ein Zerrbild seiner protestantischen Gewährsmänner ist, und daß seine „prophetisch-apostolische Weltanschauung" in der katholischen Kirche reiner festgehalten und vor allem widerspruchsfrei begründet ist. **A. M. Rump** S. J.

Die unvollkommene Reue nach den Lehrbestimmungen des Tridentiner Konzils. Von Augustin Arndt S. J. 8° (188) Paderborn 1912, Bonifatius-Druckerei. *M* 2.80

Mancher Dogmenhistoriker wird über das Erscheinen dieser Arbeit etwas erstaunt sein und sich fragen, ob es wohl der Mühe wert sei, schon heute, ehe die von der Görresgesellschaft besorgte Herausgabe der Trienter Konzilsakten bis zur 14. Sitzung (de sacramento Poenitentiae) fortgeschritten ist, eine Monographie über die konziliarische Reuelehre zu veröffentlichen. Der Grund, über dieses Bedenken hinwegzusehen, lag für den Verfasser auch nicht in einem dringenden Bedürfnis der Theologie: „Die Kontroverse unter den katholischen Theologen ist beigelegt, der Friede geschlossen, Übereinstimmung herbeigeführt" (Einleitung 7). Den Anlaß, die Frage zu beantworten: „War es die Wahrheit, die gesiegt, hatte der Attritionismus durch das Tridentiner Konzil seine Gutheißung und Bestätigung gefunden?" (a. a. O.) boten einerseits die Invektiven, die Harnack auch neuerlich wieder (Theologische Literaturzeitung 1908, Nr 33, 149) gegen die Trienter Reuelehre glaubte schleudern zu müssen, anderseits das Gefühl der Verehrung und Dankbarkeit, das den Verfasser bewog, dem Breslauer Oberhirten zu seinem Doppeljubiläum vom letzten Jahre eine Festgabe zu widmen.

Die Frage, ob auf dem Trienter Konzil die Wahrheit gesiegt habe, gliedert sich in die Doppelfrage: Kennen die Quellen der Offenbarung eine wahre Bekehrung zu Gott durch unvollkommene Reue, und hat das Konzil gelehrt, daß eine solche Bekehrung im Bußsakramente zur Rechtfertigung führt? Auf beide Fragen ist mit einem unbedingten Ja zu antworten.

Das erste Ja wird summarisch im 1. Kapitel begründet: Die Grundlagen des Attritionismus in der Heiligen Schrift und bei den heiligen Vätern (S. 9—38).

Das älteste Väterzeugnis — das nicht bloß vom Verfasser, sondern von den meisten Theologen übersehen wird —, findet sich schon beim hl. Ignatius von Antiochien († 107). Ad Eph 11, 1 (ed. Funk I [1901] 223): Novissima sunt tempora: reliquum est, ut revereamur et timeamus Dei longanimitatem, ne in iudicium nobis cedat. Aut enim futuram timeamus iram aut praesentem gratiam diligamus: unum ex his duobus; modo in Christo Iesu inveniamur ad veram vitam vivendam. Der hl. Ignatius kennt also ein doppeltes Mittel, um in Christus befunden zu werden: entweder die Liebe oder die Furcht. Die Furcht vor dem Richter gilt ihm wenigstens als hinreichendes Motiv, um in der bereits erlangten Gnade zu verharren, während Luther zu behaupten wagt: Je mehr Furcht, desto mehr Sünde.

Das zweite Ja wird im 2. Kapitel erwiesen: Die Furchtreue in den Lehrentscheidungen des Tridentiner Konzils (S. 38—76). Eine ruhige und vorurteilslose Würdigung der diesbezüglichen Konzilslehren (6. Sitzung, 6. Kapitel; 14. Sitzung, 4. Kapitel) ergibt, daß die heutige Theologie recht hat mit ihrer Behauptung, daß zum würdigen Empfange des Bußsakramentes vom heiligen Konzil kein anderer Liebesakt (amor initialis) verlangt wird, als wie er in jeder rechtschaffenen Furchtreue eingeschlossen ist — trotz des Widerspruchs Benedikts XIV. und Pallavicinis (3. Kapitel, S. 77—85). So verstanden das 4. Kapitel schon die Theologen des 16. Jahrhunderts (4. Kapitel, S. 86—92); das bezeugt das Verhalten der Konzilsväter und -theologen gegenüber dieser Auffassung (5. Kapitel, S. 92—99). Der Widerspruch einiger Theologen vermag der attritionistischen Lehrmeinung die moralische Sicherheit nicht zu nehmen (6. Kapitel, S. 99—109).

Was nun im besondern die Notwendigkeit eines amor benevolus zur Rechtfertigung im Bußsakramente betrifft, so war sie den Theologen des 16. Jahrhunderts bis auf Bajus unbekannt (8. Kapitel, S. 114—124). Nur der eine, M. A. Vivalda, tritt am Ende des 16. Jahrhunderts in seinem Candelabrum aureum für die Meinung ein, daß die Attrition im Bußsakramente nicht ausreicht, indem er sich selbst, „ohne jeden Vorgänger", als den ersten Vertreter dieser Meinung bezeichnet (S. 93).

Hurters Nomenklator kennt nur einen J. L. Vivaldus O. Pr., der 1503 ein Aureum opus de veritate contritionis herausgab; sollte das derselbe sein wie M. A. Vivalda, so wäre die Notwendigkeit der vollkommenen Reue schon ausnahmsweise am Anfange des 16. Jahrhunderts gelehrt worden — abgesehen natürlich von den vorthomistischen Theologen, die sich zu einer harmonischen Auffassung von Reue und Schlüsselgewalt noch nicht durchzuarbeiten vermocht hatten. (Vgl. P. Schmoll, Die Bußlehre der Frühscholastik [1909].) — Die mit unserer Frage zusammenhängende Lehre von einer vollkommenen Liebe ohne die Frucht der Rechtfertigung war eine Neuerung der jansenistischen Theologen (9. Kapitel, S. 125—138).

Hier hätte der Verfasser mit einer kurzen Rekapitulation und dem quod erat demonstrandum schließen können; denn soweit unter Außerachtlassung der Konzilsakten die These beweisbar war, so weit ist der Beweis auch wirklich geleistet.

Gleichsam als Folgerung fügt der Verfasser dem historischen Teile einen zweiten hinzu, eine mehr dogmatische Ausführung über das Wesen der unvollkommenen Reue (S. 139—185). Bemerkenswert sind die Gedanken über die Sittlichkeit der knechtlichen Furcht (S. 151—158), die Freiwilligkeit der unvollkommenen Reue (S. 158—165), die Furchtreue eine Buße, wie Gott sie fordert (S. 179—182). Um sich über die Erhebung des aus Furcht Bereuenden zur Vollkommenheit der Liebe im Bußsakramente, ex attrito fit contritus (S. 182—185), ein halbwegs sicheres Urteil zu bilden, mußte man zur Ergänzung die Arbeit von R. Schultes O. Pr. (Reue und Bußsakrament [1907] 58—64) und die daselbst kritisierten Werke von J. Göttler und Rütten herbeiziehen.

Was die Technik angeht, so vermißt man nur ungern die Angabe der benutzten Väterausgaben — und diese sollten die besten sein —, alphabetische Personen- und Sachverzeichnisse, Genauigkeit der biographischen Daten; dem schon anderweitig vom Schicksal verfolgten doctor resolutissimus Durandus a Sancto Porciano († 1334) stößt in unserer Arbeit das Mißgeschick zu, daß er (S. 30) schon 1296 sterben muß, im Todesjahre seines Namensvetters, des Liturgikers Durandus, und daß er (S. 74) den Familiennamen Gilberts de la Porrée († 1154) Porretanus erhält. S. 170 wird ein Fernaques zitiert, der wohl Farvacques († 1689) heißen soll.

Möge es dem Autor, der sich um die katholische Reuelehre schon durch den Aufsatz „Kannten die Theologen des 16. Jahrhunderts den amor initialis?" in den Weidenauer Studien IV (1911) 229 ff verdient gemacht hat, vergönnt sein, nach dem Erscheinen der Konzilsakten seine These nachzuprüfen und, woran nicht zu zweifeln ist, auch zu erhärten. J. B. Umberg S. J.

1. **Criteriologia vel Critica cognitionis certae.** Auctore ***R. Jeannière*** S. J. 8⁰ (XVI u. 616) Paris 1912, Beauchesne. *Fr.* 8.50

2. **Cursus Philosophiae Naturalis.** Auctore ***J. de la Vaissière*** S. J. 8⁰ Tome I (XX u. 344); Tome II (XX u. 400) Paris 1912, Beauchesne. *Fr.* 10.—

1. Der Untertitel des vorliegenden Werkes lautet: vel critica cognitionis certae. Dies gibt genau den Inhalt wieder, denn der Verfasser handelt im ersten Teile „vom logischen Werte der Gewißheit"; der zweite Teil lautet: De revisione certitudinum. Hier werden die verschiedenen Quellen der Erkenntnis: Äußere Erfahrung, innere Erfahrung, Verstandes- und Vernunfttätigkeit, auf die Gewißheit untersucht, die sie zu bieten vermögen, und die Bedingungen festgestellt, unter welchen sie solche Gewißheit bieten. Den Glauben behandelt Jeannière in einem eigenen Kapitel. Über die Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes für unsere Tage mit ihren immer wechselnden Systemen von Verzweiflung an der Wahrheit und Gewißheit unserer Erkenntnisse braucht kein Wort verloren zu werden. Agnostizismus, Relativismus, Pragmatismus, Fideismus, Systeme, die uns im Modernismus wiederbegegnen, kommen zur Sprache. Die Fülle des

Materials ist bei Jeannière eine gewaltige, die Literaturkenntnis staunenswert, die Literaturverweise fast überreich.

Was dem Werke seinen eigentümlichen Charakter verleiht, ist die namentlich in den französischen Bemerkungen, Summarien und abschließenden Erörterungen sich kundgebende Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung und die systematisch festgehaltene Methode, die einschlägigen psychologischen Daten als Ausgangspunkte den jeweiligen Erörterungen und Thesen voraufzustellen. Im ersten Teile folgt der Verfasser ausgesprochenermaßen den Anschauungen der Löwener Schule, während der zweite Teil eine solche Abhängigkeit nicht in gleichem Maße aufweist.

Beim Abschluß des ersten Teiles schreibt der Verfasser S. 351: „Schließlich können wir am Ende dieses ersten und wesentlichen Teiles der Kriteriologie mit Freuden konstatieren, daß der Mensch durch seinen Geist im Besitze der Wahrheit ist, deren er am meisten bedarf; er weiß, was er ist, er kann seinen Platz inmitten der Wesen bestimmen, und nichts hindert ihn, wenn er will, durch Betrachtung und Liebe zu jenem hinzustreben, der ihn geschaffen hat, dessen Wesensbegriff das Sein schlechthin ist, das Alpha und Omega aller Dinge." Diesen schönen Worten stimmen wir mit Freuden zu, auch wenn wir nicht in allem den Weg gehen möchten, auf dem der Verfasser zu seinen Resultaten zu gelangen glaubt.

Zweifellos kann man sich in der Kriteriologie auch die Frage stellen: Sind wir überhaupt befähigt, sichere Erkenntnis zu erlangen. Allein diese Frage wird für uns im Gegensatze zum Verfasser nie zum eigentlichen, auch bloß negativen Zweifel, nie zum ernsten „Ich weiß es nicht . . . ich will schauen . . . ich will suchen", noch weniger „zum wirklichen, praktischen, von Interesse zitternden und — warum es nicht sagen — ängstigenden Problem" (S. 593). Sobald die Frage für den denkenden Menschen gestellt ist, ist sie auch bejaht. Ich richte ja die Frage an den Menschengeist, erwarte von ihm eine Antwort, heiße sie schließlich wie sie wolle. Die Befähigung, die Wahrheit zu erkennen, ist die unumgängliche Voraussetzung eines jeden Verkehrs mit dem Nächsten. Denn ich muß sicher erkennen können, was er meint und was er will. Wozu also mich abmühen, eine Seelenverfassung in mir wachzurufen, welche zum aufregenden, ängstigenden Zweifel wird? Warum soll ich am Zweifel festhalten, wenn er so leicht bei der ersten Betrachtung schwinden muß; warum soll ich auf mühsamem dornigen Umweg eine Lösung suchen und an derjenigen, die in den veritates primitivae liegt, welche kein geistig gesunder Mensch positiv in Zweifel ziehen kann, vorübergehen?

Die Kriteriologie behält immer noch der Arbeit genug. Es bleiben ihr die großen Fragen: Welches sind die Quellen sicherer Erkenntnis? Wann und unter welchen Bedingungen bieten sie mir Gewißheit? Der Umstand, daß es einen Zustand subjektiver Gewißheit gibt, der nicht mit Wahrheit verknüpft ist, sondern mit Falschheit, berechtigt mich wohl zu den eben genannten Fragen; aber er stellt mich keineswegs vor die Frage: Gibt es überhaupt eine Gewißheit? Bin ich überhaupt fähig, irgend eine sichere Kenntnis mir zu erwerben? Hätte ich, wie Verfasser S. 113 zu behaupten scheint, wirklich „nicht zu verachtende Motive", alle und jede Gewißheit der Prüfung zu unterziehen, dann würde der sog. negative Zweifel in einen positiven umschlagen. Diesen verwirft aber der Verfasser, wenn

es sich um die Frage handelt, ob der Menschengeist fähig sei, Gewißheit zu erlangen. (S. 108 u. öfters.)

Auf den negativen Zweifel in Bezug auf diese Frage müssen wir auch deshalb verzichten, weil, wie Th. Ermers in seinen gründlichen Ausführungen in den Studiën (39. Jaargang, Deel 68, 465 ff 611 ff) mit Recht sagt: Wenn man mit Zweifeln an die Zuverlässigkeit des Verstandes auf die Reise geht, so kommt man wieder nach Haus, ohne die Sicherheit erlangt zu haben. Jeannière glaubt, wir könnten Gewißheit dadurch erlangen, daß wir den Verstand bei seiner Arbeit beobachten. Verfasser beruft sich also auf die psychologischen Daten der Introspektion. Aber wenn einmal der negative Zweifel über die aptitudo mentis in mir herrscht, dann muß ich eben auch zweifeln, ob ich in meiner inneren Erfahrung recht sehe, ob das wirklich in mir vorgeht, was ich wahrzunehmen meine. Wie kann ich da von sichern Daten sprechen? Und wo es sich gar um die Gewinnung der ersten Prinzipien handelt, wie kann ich meiner Einsicht in die Identität oder Nichtidentität zweier Termini trauen, nachdem ich schlechthin die aptitudo mentis, die Wahrheit sicher zu erkennen, in Zweifel gestellt? Es nutzt, um mit einem kurzen Wort alles zu sagen, gar nichts, den Intellekt an seiner Arbeit zu beobachten, so lange ich meine Befähigung, die Wahrheit zu erkennen, auch nur im geringsten in Zweifel ziehe.

Das sind einige Gedanken, die den Referenten an den Ausführungen des Verfassers im ersten Teile seines Buches nicht recht froh werden lassen. Glücklicherweise bleibt alles, was der Verfasser an psychologischen Momenten im ersten Teile vorbringt, bestehen, auch wenn man der Ansicht von den veritates primitivae huldigt und die Befähigung des Menschengeistes zur Erkenntnis der Wahrheit nicht gerade als ein Problem empfindet. Auch die Kapitel über die Evidenz, über das Wesen der Wahrheit, über die Falschheit und ihre Quellen fordern keineswegs die Anschauungen der Löwener Schule als ihre notwendige Voraussetzung. Erst recht gilt dies vom zweiten Teile mit seinen Untersuchungen über die Gewißheit, welche uns die einzelnen Erkenntnisquellen zu bieten vermögen. Hier überall finden wir des Trefflichen genug, dem wir beistimmen können.

Für die Fülle des Materials, den Reichtum an historischen Notizen und Literaturangaben, die Stellungnahme zu den modernsten Irrtümern, welche jede sichere Erkenntnis untergraben und an jeder Wahrheit irre werden, kann man dem Verfasser nur Dank wissen.

2. Die beiden Bände dieser Naturphilosophie handeln in sechs Büchern von den anorganischen Dingen, vom vegetativen Leben, vom sensitiven Leben, vom intellektuellen Leben, vom menschlichen Kompositum, von der Welt.

Was sie auszeichnet und ihnen zugleich den eigentümlichen Reiz verleiht, ist die ständige Fühlung mit der heutigen Philosophie, mit den Naturwissenschaften und der empirischen Psychologie. Schon ein erster flüchtiger Blick in die Bibliographie und namentlich in die ausführlichen Bemerkungen zeigt, welche Fülle von Material P. de la Vaissière gesammelt und verarbeitet hat. Um nur aus dem ersten Buche einiges herauszuheben, so bespricht und löst der Verfasser (I 20 ff)

die Widersprüche, welche sich aus der Annahme eines Continuums ergeben sollen, und bespricht S. 221 f einige der sog. mathematischen Antinomien. S. 223 bis 228 geben einen historischen Überblick über die verschiedenen Auffassungen von Raum und Zeit (vgl. auch S. 229 f 239—244). Während er im Texte selber den objektiven Wert der Zahlen, den Wert der Mathematik und Geometrie bespricht (S. 33—45), stellt er sich im Anhang die Fragen über die Möglichkeit, alle Zahlen auf die transzendentale Zahl zurückzuführen, über die Möglichkeit einer nichteuklidischen Geometrie (S. 230—236 ꝛc.). S. 251—253 stellt er Texte zusammen, welche die hauptsächlichsten Meinungen über die Wirkursächlichkeit der Körper wiedergeben. S. 257—264 bieten die Meinungen der Zeitgenossen über den Wert der Physik. S. 267—272 geben den status opinionum de speciebus physicis et de constitutione inorganicorum. S. 273 f handelt über den Begriff „Masse". Ebenso reich sind die Detailfragen und die Grenzfragen, welche P. de la Vaissière beim vegetativen und sensitiven Leben behandelt. In Bezug auf das sensitive und intellektuelle Leben beim Menschen steht ihm überdies das reiche Material der empirischen Psychologie zu Gebote, das er in einem eigenen Werke (vgl. diese Zeitschrift LXXXIV 564) zusammengefaßt hat. Den Geist, in welchem der Verfasser dieses Material verwertet wissen will, charakterisiert er I 211 f, indem er den Ausspruch des hl. Thomas anführt: Philosophia utitur omnium scientiarum documentis ad suum propositum ostendendum. Es liefere ihm Beweismomente für seine Lehrsätze, gebe ihm die Antworten für die aus den verschiedenen Wissensgebieten entnommenen neueren Einwände und verschaffe ihm die Möglichkeit, die Fundamente der übrigen Wissenschaften zu begründen. Die Lehren selbst, die P. de la Vaissière in seiner Naturphilosophie vorträgt, bleiben im wesentlichen die altbekannten Thesen der Scholastik, nur selten wandelt er eigentlich in dieser Hinsicht neue Wege. Die Lehre von den passiones hält er — wie Referent glaubt mit Unrecht — für veraltet und handelt beim sinnlichen Strebevermögen von tendentiae (eigentlichen Strebungen), emotiones (dieser Begriff ist dem Referenten nicht ganz klar geworden) und passiones im modernen Sinne des Wortes. In der Lehre vom intellectus agens folgt er Heinrich von Gent. Im übrigen zeigt sich der Verfasser als der Verfechter der traditionellen Ansichten. Sowohl bei der sensatio wie bei der intellectio ist ihm die species expressa weder medium quod noch in quo, sondern einfach medium quo. Die Sinnesqualitäten existieren für ihn formell in den Dingen selbst. Vor allem aber tritt er für eine wirkliche Konstanz der Arten ein, ohne die berechtigten Momente einer Abstammung da zu verkennen, wo solide Beweisgründe vorliegen.

Wenn wir die Fülle des Materials bedenken, das der Verfasser vorlegt, wenn wir bemerken, wie er die naturwissenschaftlichen Begriffsbestimmungen und die verschiedenen Lehrmeinungen für die Beweise seiner Thesen fruchtbar zu machen sucht, so werden wir staunen, wie es möglich war, in dem relativ bescheidenen Umfang seiner beiden Bände alte und neue Weisheit so enge zu verknüpfen. Es kommt dies zum Teil davon, daß der Verfasser die Beweise für seine Thesen auf die denkbar kürzeste Form zusammenpreßt und sich mit vielen Hinweisen auf

anderwärts Gesagtes behilft. Freilich kann sich Referent nicht verhehlen, daß dies einen doppelten Mißstand zur Folge hat. Die positive, gesicherte Doktrin und deren Erklärung und Begründung wird auf einen verhältnismäßig engen Raum zusammengepreßt. Damit hängt zusammen, daß der scholastischen Durchdringung und spekulativen Vertiefung nicht jene Aufmerksamkeit geschenkt werden kann, die sie verdient und die durch die den andern Wissenschaften entlehnten Beweismomente nicht immer ersetzt werden kann. Indes wird es in der Gewalt eines tüchtigen Lehrers liegen, bei der Auswahl aus dem reichen positiven Material, das ja gut und vortrefflich, aber doch zum Verständnis und Erweis der Lehre nicht einfachhin notwendig ist, weise Beschränkung eintreten zu lassen und die vom Verfasser kurz angedeuteten spekulativen Momente an der Hand der Scholastik auszuführen und zu begründen.

Um aber im Werke selber für diese wichtige eigentliche philosophische Arbeit etwas mehr Raum zu erübrigen, ließen sich vielleicht die Zitate aus modernen Autoren im Texte auf ein Minimum reduzieren, indem die notwendigen einschlägigen Gedanken kurz in lateinischer Sprache wiedergegeben würden. Die ausführlichen Zitate fänden unter den Annotationen ihre geeignete Stelle. Wenn dabei Zitate von Philosophen wie Bergson, wenigstens da, wo sie einzig ihrer konstruktiven Phantasie die Zügel schießen lassen, in Wegfall kommen, wäre der Schaden nicht groß. Aber auch so, wie das Werk P. de la Vaissières vorliegt, verdient es als tüchtiger Versuch einer Synthese von alter Weisheit und neuen Forschungsresultaten bei der Fülle seines Stoffes und der Reichhaltigkeit seiner Bibliographie unsere hohe Anerkennung. **Julius Beßmer** S. J.

1. **Michael Pacher und die Seinen.** Eine Tiroler Künstlergruppe am Ende des Mittelalters. Von **Oskar Döring.** [Monographien zur Geschichte der christlichen Kunst, III.] Mit Titelbild in Lichtdruck und 82 Autotypien. Lex.-8⁰ (XII u. 170) M.-Gladbach 1913, Kühlen. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

2. **Die sieben Worte Christi am Kreuze.** Ein Zyklus in sieben Bildern mit einem Titelblatt. Komponiert und mit kurzer textlicher Erläuterung versehen von **Max Fürst,** Historienmaler. Folio. M.-Gladbach 1913, Kühlen. Kart. *M* 3.60

1. Mit diesem III. Band haben die „Monographien" in das Geleise eingelenkt, das sie am sichersten ihrem Ziele zuführt. Wir wollen das Verdienst der ersten zwei Bände gewiß in keiner Weise verkennen, allein in den Rahmen dieser Sammlung fügen sie sich vielleicht nicht so ganz glücklich ein. Ittenbach ist im allgemeinen viel zu populär gehalten, um auch dem Kunsthistoriker tieferes Interesse einzuflößen, und „Der hl. Franziskus" bietet zwar in seinem Bilderschmuck wertvolle Bausteine für eine große Franziskus-Ikonographie, allein der Text beschäftigt sich fast so ausschließlich mit der Legende, daß man das Buch wohl kaum mehr eine kunstgeschichtliche Monographie nennen kann.

In Dörings Michael Pacher dagegen stehen Text und Bild in reinem Akkordverhältnis zum Generaltitel der Sammlung, und das Buch ist ein wahres Muster einer kunstgeschichtlichen Monographie, die nicht nur dem Kunstgelehrten Anregung bietet, sondern dem Programm der Sammlung nach sich auch an weitere Kreise wendet.

Dr Oskar Döring ist in der Kunstgeschichte des Mittelalters ein Fachmann erster Qualität. Seiner unermüdlichen Feder verdanken wir eine große Zahl wertvoller Schriften. Die Auflichtung des Pacherproblems hätte darum in keine besseren Hände gelegt werden können. Zwar ist das Interesse der Fachwelt an diesem großen Künstler des deutschen Quattrocento und seinem Kreis schon seit langen Jahrzehnten ein reges, wie das treffliche Literaturverzeichnis zur Pacherfrage beweist, das der Verfasser dankenswerterweise beigegeben hat, allein des Rätselhaften und Ungeklärten gibt es in der ganzen Frage so viel, daß man für jeden Beitrag dankbar sein muß, der in die richtigen Spuren leitet. All diesen Detailfragen nachzugehen, erfordert gewiß keine geringe Selbstverleugnung, der Forscher nimmt zudem das Risiko auf sich, monate-, vielleicht jahrelang keine greifbaren Resultate zu gewinnen. Allein diese Arbeiten sind notwendig, und der Schlußerfolg wird doch ein großer sein. Man denke nur, wie gering noch vor wenigen Dezennien unsere Kenntnis der italienischen Plastik war und wie weit sie heute dank der Bemühungen der deutschen Wissenschaft vorangeschritten ist.

Döring geht mit staunenswerter Akribie zu Werke. Sein großes kunsthistorisches Wissen und seine reiche Erfahrung standen ihm überall hilfreich zur Seite, wo es galt, Abhängigkeiten und Einflüsse von andern Künstlern und Schulen festzustellen, Meister- und Schülerarbeit so weit als möglich zu scheiden. Über die Möglichkeit dieser Scheidung, über den meist nur subjektiven Wert solcher Feststellungen gibt sich Döring keiner Illusion hin. Seine bescheidenen Urteile in dieser Beziehung berühren sehr sympathisch. Solange wir von einem Meister nicht eine größere Reihe durchaus sicherer, urkundlich beglaubigter eigenhändiger Arbeiten haben, hängen tatsächlich alle Erwägungen über Meister- und Schülerarbeit in der Luft. Denn daß das Bessere gerade immer vom Meister sei, das Schlechtere vom Schüler, wäre zu beweisen. Interdum dormitat Homerus. Beim mittelalterlichen Kunstbetrieb ist es zudem sehr schwierig, selbst bei urkundlich beglaubigten Werken, festzustellen, ob sie durchaus eigenhändig sind, oder ob zur Ausführung nicht auch Schüler und Gehilfen beigezogen wurden, da jeder Meister die Freiheit in dieser Beziehung als etwas Selbstverständliches hielt, und eine persönliche technische Handschrift sich lange nicht jener Wertschätzung erfreute wie heutzutage. So klingt es auch gar nicht unglaublich, daß die berühmten Münchener Kirchenväter nicht von einer Hand gemalt sind, mag man auch über das Einzelne streiten. — Überzeugend sind Dörings Beweise gegenüber früheren Forschern, daß Michael Pacher nicht als Maler in erster Linie in Betracht kommt, sondern als Schnitzer.

Michael Pacher hatte das, was wir heute eine Kunstanstalt nennen, freilich nicht in dem Sinne, daß sie ihre Hauptaufgabe im Kopieren alter Vorlagen und Modelle erblickt hätte. Bei der großen Inanspruchnahme dieser Anstalt wird

auch eine große Zahl von Gehilfen tätig gewesen sein. Einem derselben, Meister Michaels jüngerem Bruder Friedrich, ist in unserem Buche ein eigenes Kapitel gewidmet. Die Pacherschule zeigt starke Einflüsse von Italien her. Mantegna und wohl auch die alten Ferraresen Francesco Cossa und Cosimo Tura reflektieren eigenartige Züge in den tiroler Schulen. Auch flandrische und schwäbische Einflüsse weiß der Verfasser aufzudecken. Besonders begegnen wir Motiven aus Schongauerschen Stichen und Stichen des Meisters E. S., über welch letzteren die neueste Forschung das Dunkel allmählich zu lichten scheint. Das betreffende Kapitel (S. 124—138) ist eines der lehrreichsten des ganzen Buches.

Daß auch Dörings Buch die ganze Pacherfrage noch nicht gelöst hat, ist klar. Das ist nach dem jetzigen Stande der Forschung eben unmöglich; ja man kann wohl sagen, daß eine Lösung aller Rätsel überhaupt ausgeschlossen ist. Es ist zu viel Material zu Grunde gegangen. Gleichwohl stellt Dörings Werk das Pacherbuch dar, das beste, das wir besitzen, dessen Benützung treffliche Indizes und ein ausgewähltes Bildermaterial erleichtern. Wenn mehrere Reproduktionen manches zu wünschen lassen, so ist das weder die Schuld des Verfassers noch des Verlegers, sondern ungünstiger örtlicher Verhältnisse, die tadellose Aufnahmen so gut wie unmöglich machen. In einer Anmerkung stellt der Verfasser fest, daß man „die wiederholt offiziell gestellten Gesuche um Erlaubnis zu einer Aufnahme des Wolfgang-Altars von der zuständigen Stelle nicht einmal einer Antwort gewürdigt hat".

Ob die „Monesche Mär von einem Salemer Pacherwerk" durch die vom Verfasser beigebrachten Gründe „endgültig erledigt" sei (S. 12—13), möchten wir bezweifeln. Die von Mone mitgeteilte Inschrift wird doch nicht aus der Luft gegriffen sein. Daraus, daß die Tafel, welche den Hauptteil der Inschrift enthält, nicht aufzufinden war, folgt noch nicht, daß man die Monesche Angabe bezweifeln kann. Ein non liquet dürfte die richtige Folgerung aus den Prämissen sein. Auch der Unterschied zwischen „malerisch" und „plastisch" in den beiden Bildern (S. 26 und 27) dürfte wenigstens nach den Abbildungen nicht jedermann klar werden, jedenfalls nicht so weit, daß man verschiedene Künstler annehmen müßte. Ob ferner das fehlende Gleichmaß im Mittelstück des Wolfganger Altars nicht aus bewußter künstlerischer Absicht hervorgegangen ist und einen Fortschritt nach der Seite freierer Komposition hin bedeutet? Die Steine im Tempel (bei der Tempelreinigung Bild S. 70) scheinen als „poetische Lizenz" genügend erklärt; man braucht deswegen wohl nicht anzunehmen, der Künstler habe damit die Unordnung im Tempel symbolisieren wollen. Die Art und Weise, wie der Verfasser aus den vier Innsbrucker Engeln (Bild S. 87) einen ganzen Altar in seiner Phantasie erstehen läßt, ist vielleicht eine allzu kühne, wenn auch geistreiche Kombination. S. 121 hat der Druckfehlerkobold aus dem Kaiser Maxentius, unter dem die hl. Katharina gemartert wurde, einen Maximilian gemacht. Für Leser, die kunsthistorisch weniger geschult sind, wäre vielleicht eine genauere Angabe dessen, was B, L, P Seite 128 und 129 bedeutet, am Platze gewesen. Wenn wir schließlich noch gewünscht hätten, daß der leichteren Lesbarkeit wegen etwas mehr Absätze im Texte gemacht worden

wären, dann hätten wir alles bemerkt, was uns irgendwie bemerkenswert schien. Die hell leuchtenden Vorzüge des Buches können solche Kleinigkeiten, über die sich vielleicht auch noch streiten ließe, natürlich nicht verdüstern.

Die technische Ausstattung des Werkes ist wieder glänzend. Der konsequent moderne Buchschmuck ist von Prof. Ehmke. Nur die Schrift auf dem Rücken des Papierumschlages paßt nicht recht zur übrigen Ausführung. Vielleicht wird der Verleger bei weiteren Bänden auch hier Konsequenz walten lassen.

2. In prachtvoller technischer Ausführung mit hochmodernem Äußern präsentiert sich dieses Werk. Sein Schöpfer, Max Fürst, ist längst bekannt als ein Künstler, der auch die Feder mit Geschick zu führen versteht und, abgesehen von mehreren rein historischen Arbeiten, gar manche lesens- und beherzigenswerte Aufsätze über Kunst verfaßt hat. Hier verbindet der Künstler Text und Bild zu einem einheitlichen Ganzen, das dem christlichen Volke einen stets frischen und fast unerschöpflichen Stoff zu frommen Betrachtungen und Herzenserhebungen bietet. Die Anordnung des Ganzen ist folgende: Das Titelbild stellt ein Kreuz dar, zu dessen Füßen zwei Engel, der eine mit Palette, der andere mit einer Harfe, die Huldigung der Künste darstellen. Ein Sonett bildet die Ouvertüre. Jedem einzelnen der sieben Bilder ist ein warm geschriebener Begleittext gegenübergestellt, der kurz die dargestellten Szenen erläutert. Jedes der Bilder zeigt dieselbe kompositionelle Anordnung. Es besteht aus fünf Teilen. Den Kern in Medaillonform bildet jedesmal das Haupt des Gekreuzigten mit einem dem betreffenden Wort entsprechenden Ausdruck. Unter dem Medaillon sind die zur Hauptszene gehörenden Figuren dargestellt. Nur die zwei Schächer bei dem Bilde „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein" sind aus Gründen der Komposition an die Seitenränder des Bildes gestellt. Um das Medaillon gruppieren sich je vier andere Szenen, zumeist aus der Heiligen Schrift oder auch symbolischer Art, die ihrem Inhalt nach in Beziehung zu dem Heilandworte stehen. Zweifellos werden die geschickt gearbeiteten Bilder in der vornehmen sepiabraunen Lichtdruckwiedergabe viel Anklang und den wohlverdienten Beifall finden.

Joseph Kreitmaier S. J.

Brehms Tierleben. Große Ausgabe. Vierte, vollständig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr **Otto zur Strassen.** Lex.-8⁰ Leipzig u. Wien 1911—1913, Bibliographisches Institut. Jeder Band geb. *K* 14.40

Die Vögel. III. Band. Mit 85 Abbildungen im Text und 40 Tafeln. (XII u. 472) — IV. Band. Mit 136 Abbildungen im Text, 51 Tafeln und 3 Kartenbeilagen. (XVI u. 568)

Die Säugetiere. I. Band. Mit 100 Abbildungen im Text und 51 Tafeln. (XX u. 580)

Lurche und Kriechtiere. I. Band. Mit 127 Abbildungen im Text und 37 Tafeln. (XIV u. 572)

Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Dritte Auflage. Nach der von Prof. Dr Otto zur Straſſen herausgegebenen vierten Auflage des Hauptwerkes vollſtändig neubearbeitet. Von Dr **Walther Kahle.** Lex.-8⁰ Leipzig u. Wien 1913, Bibliographiſches Inſtitut.

III. Band: **Die Vögel.** Mit 125 Abbildungen im Text und 40 Tafeln. (XXII u. 648) Geb. *M* 10.—

Von der großen Ausgabe von Brehms Tierleben ſind in dieſer Zeitſchrift (LXXXII [1912] 311 ff) Band I und II der Vögel (VI und VII der Geſamtſerie) eingehend beſprochen. Damals wurde bereits der kritiſche Standpunkt, welchen der Herausgeber dieſer vierten Auflage, Prof. Dr Otto zur Straſſen, in der Tierpſychologie einnimmt, hervorgehoben, zugleich aber auch gezeigt, daß es an der folgerichtigen Durchführung desſelben in der Detailſchilderung des Tierlebens vielfach fehlt. Wir können uns deshalb hier kurz auf Angabe des Inhalts der ſeither erſchienenen Bände beſchränken.

Band III und IV der Vögel (VIII und IX der Geſamtſerie) ſind gleich den beiden erſten Vogelbänden von dem verſtorbenen W. Marſhall inhaltlich neubearbeitet und von F. Hempelmann und dem Herausgeber vollendet worden. Der III. Band enthält die Kuckucksvögel (Papageien) und die Rakenvögel. S. 11 dieſes Bandes begegnen uns — nicht übereinſtimmend mit dem kritiſchen Standpunkt des Herausgebers — die „mit Zärtlichkeiten ſich überhäufenden Gatten" uſw. bei den Papageien. Der IV. Band behandelt die Sperlingsvögel, unſere Singvögel und deren Verwandte umfaſſend.

Die Säugetiere ſind von Dr L. Heck, dem Direktor des Zoologiſchen Gartens in Berlin, in ſachkundiger Weiſe neu bearbeitet. Der vorliegende I. Band (X der Geſamtſerie) gibt auch einen Überblick über die Geſamtheit der Säugetiere, worin deren Anatomie uſw. kurz dargeſtellt iſt. Bezüglich der Pſychologie (S. 28) dieſer höheren Tiere ſpricht ſich der Bearbeiter verhältnismäßig recht kritiſch aus, indem er im Anſchluß an Wundt und an die Ergebniſſe der experimentellen Tierpſychologie davor warnt, die „geiſtigen Fähigkeiten" der Tiere zu überſchätzen und zu vermenſchlichen. Wo er vom Gebrauch von Werkzeugen bei den Säugetieren ſpricht (S. 32), unterſcheidet er allerdings nicht zwiſchen den auf ſinnlicher Aſſoziation und den auf intelligenter Überlegung beruhenden Fähigkeiten, wie folgende Stelle zeigt. „So viel ſteht alſo meines Erachtens feſt, daß man den erfinderiſchen (?) Gebrauch von Werkzeugen heute nicht mehr als eine geiſtige Fähigkeit hinſtellen kann, die auch in ihren einfachſten Anfängen (!) dem Tiere ausnahmslos verſagt wäre."

Die Lurche und Kriechtiere, deren I. Band (IV der Geſamtſerie) nun ebenfalls vorliegt, ſind von dem vortrefflichen Kenner dieſer Tierklaſſen Dr Franz Werner (Wien) bearbeitet.

Die Abbildungen ſind meiſt recht gut, viele vortrefflich. Die farbigen Tafeln feſſeln das Auge, ſind aber zum Teil nach moderner Art mit etwas zu grellen, gewaltſamen Farbenkontraſten ausgeſtattet.

Von der Volksausgabe von Brehms Tierleben, „der kleine Brehm" ehedem genannt, liegt nun auch der III. Band vor, der die Vögel behandelt. Die ganze Ausgabe soll vier Bände umfassen. Auf S. 22 äußert sich der Bearbeiter in ähnlichem Sinne wie O. zur Strassen in der großen Ausgabe gegen die Überschätzung der „geistigen Fähigkeiten" der Vögel. Für die Volksausgabe wäre eine konsequente Durchführung dieses Standpunktes noch dringender zu wünschen. E. Wasmann S. J.

Bücherschau.

Semaine d'Ethnologie Religieuse. Compte-rendu analytique de la Première Session tenue à Louvain (27 Août — 4 Septembre 1912). 8° (340) Bruxelles 1913, Dewit. *Fr.* 6.—

Die Löwener „Woche für religiöse Völkerkunde" gehört für die katholische Wissenschaft zu den erfreulichsten Ereignissen der letzten Jahre. Der ansehnliche Band, der jetzt über sie berichtet, kommt gerade zur rechten Zeit, um auf den Segen dieser internationalen Veranstaltung aufmerksam zu machen und dadurch zur Teilnahme an der zweiten „Sitzung", die demnächst unter dem gleichen Datum wieder zu Löwen abgehalten wird, alle Freunde der Religionswissenschaften einzuladen. Veranlaßt durch W. Schmidt S. V. D. und Fr. Bouvier S. J. fand 1911 in Löwen eine vertrauliche Besprechung statt, auf der man über die Mittel beriet, um auf katholischer Seite den wissenschaftlichen Betrieb der Ethnologie, im besondern das Studium der außerchristlichen Religionen zu fördern, namentlich auch die Missionäre in diese Arbeit einzuführen. Welche Bedeutung diesen Zielen innewohnt, konnte niemand zweifelhaft sein. Auf ungläubige Voraussetzungen festgelegte Kreise beanspruchten bisher die Führerschaft auch im religiösen Teil der Ethnologie. Je mehr aber nicht bloß ihre theoretische Parteilichkeit, sondern auch die Unverlässigkeit und Unvollständigkeit ihres Materials zu Tage trat, desto mehr mußte der Wunsch erwachen, daß wir die zahlreichen und tüchtigen Arbeitskräfte, die wir an den Missionären haben, zum Dienste der Wahrheit ausnützen. Niemand ist besser geeignet als der Missionär, vertrauenswürdiges Material über die religiösen Verhältnisse der Völker zu beschaffen; es kommt nur darauf an, ihn in Verbindung mit der in der Heimat kämpfenden Wissenschaft und ihren Bedürfnissen zu setzen und ihm die nötige technische Schulung zu vermitteln. Natürlich darf der Missionär nicht, wie einige fürchten, seiner Missionsarbeit entzogen werden; er soll nur, wie Bouvier in der Begrüßungsrede zu Löwen ausführte, zweimal Missionär werden, das eine Mal draußen, wo es ihn indessen nur fördern kann, tiefer in die Seele der ihm Anvertrauten eingedrungen zu sein, das andere Mal aber durch Unterstützung der heimatlichen Wissenschaft, die gegen ein anderes Heidentum einen Kampf auszufechten hat. So kam denn die erste „Woche" 1912 zu stande, sie zählte bereits gegen 100 Teilnehmer. Die ersten fünf Tage wurden in Anspruch genommen durch die Vorträge, die der Bericht im ersten, „allgemeinen Teil" unter dem Titel: „Einleitung in das Studium der Ethnologie und der Religionen. Begriff, Systeme und Methoden" zusammenstellt. Die letzten drei Tage gehörten Einzelfragen; der dritte, „spezielle Teil" des Berichtes, wo der Arbeitsertrag dieser Tage aufgeführt wird, nennt den Totemismus, Beschreibung und Theorie; Religionen Annams; Ethnologie und Religionen Afrikas. Ganz besondern Reiz bietet der zweite Teil mit den praktischen Konferenzen, die von Missionären in zwangloserer Form an den

Abenden der angestrengten Tage gehalten wurden: Wie stellt man linguistische, religiöse, ethnologische Beobachtungen an? Mit Vergnügen ergeht man sich in dem wohlgeordneten, reichhaltigen, vielfach neuen Stoff, den der ganze Bericht darlegt und auch in dankenswerter Weise durch seine Register verwertbar macht. Wohltuende Objektivität herrscht in den Beiträgen; man fußt nur auf Tatsachen, und wo die Tatsachen nicht reichen, schweigt man und forscht weiter. Daß diese „Wochen" ständig werden sollen, berechtigt zu frohen Hoffnungen. Wir Katholiken werden den Gegnern auf dem Gebiete der religiösen Ethnologie überlegen in dem Augenblicke, wo das Löwener Programm zur Ausführung kommt. Vor zehn Jahren, bemerkte L. de Grandmaison in der Schlußsitzung, mußten wir das Material für religionsgeschichtliche Studien von den Gegnern holen; nach zehn Jahren aber werden, wenn wir wollen, die Gegner sich bei uns die Dokumente suchen müssen. Am Ende wird doch die blinde antireligiöse Voraussetzung, der evolutionistische Freidenkeraberglaube, vor der unwidersprechlichen Tatsache verstummen. Msgr Le Roy zeigte in seinem Schlußwort nicht ohne Sarkasmus, was seit fünfzig Jahren von einer religionsgeschichtlichen Mode zur andern als „wissenschaftlich gesichert" ausposaunt worden ist. Aber immer wurden die Tatsachen zu Totengräbern der willkürlichen Theorien, und heute sind wir im Begriffe zu zeigen, daß das Wesen der Religion von Animismus, Manismus, Totemismus usw. verschieden ist, ohne diese Verirrungen besteht, aus ihnen nicht hervorgegangen sein kann. Den wackern Arbeitern und Kämpfern unsere freudigen Segenswünsche!

1. **Acta III. Conventus Velehradensis Theologorum commercii studiorum inter Occidentem et Orientem cupidorum.** Iussu eiusdem Conventus ab ipsius Delegatorum collegio edita. 8° (112) Pragae Bohemorum 1912 (sumptibus propriis). *K* 8.— = *M* 6.80

2. **Acta Academiae Velehradensis.** Quorum curam gerit Ad. Špaldák. Annus VIII Nr 1—3. 8° (156) Pragae Bohemorum 1912, Sumptibus Academiae Velehradensis. Erscheint viermal im Jahr; ein Jahrgang *K* 6.—

1. Die Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen des Ostens mit dem römischen Einheitsmittelpunkt ist heute nicht mehr bloß ein schöner Traum, sondern als eine Möglichkeit nahe gerückt, mit der man rechnen muß, und als ein hohes Ziel, das aller Aufopferung und Kraftanstrengung wert. Das Verlangen, zur Anbahnung dieser Wiedervereinigung durch die Tat mitzuwirken, hat seit Beginn des Jahrhunderts eine Anzahl hochgesinnter Männer, namentlich den westslavischen Ländern angehörig, zusammengeführt; als ihr Organ erschienen seit 1905 die Slavorum litterae theologicae, eine lateinisch geschriebene, in fünf Heften jährlich ausgegebene Zeitschrift, auf deren hohe Bedeutung in dieser Zeitschrift (LXX 460) sogleich aufmerksam gemacht wurde. Es galt zunächst Annäherung, Verständigung, geistigen Austausch zwischen West und Ost. Zu dem wissenschaftlichen Organ trat die religiöse Aktion, das „Apostolat der hl. Cyrillus und Methodius", und dies führte weiter zu einer gemeinsamen Tagung der Freunde der Wiedervereinigung zu Welehrad in Mähren im Sommer 1907. Diese erste Versammlung, bei der unter dem Vorsitz des Fürstbischofs von Olmütz 80 opferwillige Männer im gleichen Gedanken sich begegneten, verlief ermutigend und gab neuen Ansporn (vgl. diese Zeitschrift LXXIV 573). Beim II. Kongreß zählte man der Teilnehmer 180, unter ihnen zur Freude aller auch 2 Russisch-Orthodoxe. Sie kamen zwar nicht aus Rußland, sondern von ihrer ehrenvollen Vertrauensstellung in Berlin, aber es waren Männer von Wissen und Bedeutung, wie Propst Maltzew und Pastor Goeken. Das konnte die Zahl wohl aufwiegen. Der III. Kongreß 1912, über den der Bericht hier vorliegt, war von 200 besucht, darunter abermals der Fürstbischof von Olmütz und der Abt von Grottaferrata, der ja auch seinerseits durch seine eifrigen Bemühungen für die Wiedervereinigung der Kirchen bekannt ist. Was von Ansprachen,

Reden, Begrüßungsschreiben in den Akten mitgeteilt wird, ist der Gelegenheit angemessen, durchwegs ernst und sachlich. Unter den neun Abhandlungen, die zur Verlesung eingereicht waren, sind mehrere durch ihren Inhalt sehr bemerkenswert, so aus der Feder des orthodoxen Pfarrers Goeken: Possitne fieri, ut ecclesia orientalis occidentali uniatur? Mehrere dieser Aufsätze untersuchen die besondern Schwierigkeiten und eigenartigen Rücksichten, die bei den einzelnen unter den getrennten Kirchen besonders ins Gewicht fallen: anderes für die Ruthenen, anderes für die Kroaten und wieder anderes für Bulgarien. Das volle Verständnis und die intensive innere Anteilnahme geben aber erst die Verhandlungen selbst, die mit großer Ungescheutheit und Offenheit zur Mitteilung kommen, obgleich durchaus nicht jeder der gemachten Äußerungen ohne weiteres beigepflichtet werden kann und manchmal die Geister ziemlich lebhaft aufeinander platzten. Richtig wird gemahnt, daß, um die Orientalen zu gewinnen, man ihnen Liebe und Achtung entgegenbringen müsse; volle Gleichwertung und Gleichachtung der orientalischen Riten mit den römischen wird als unerläßlich betont. Als Schwäche der bisherigen Bemühungen wird bezeichnet, daß man dabei zu ausschließlich Rußland ins Auge gefaßt und daß man zu viel nach „westlicher Art" argumentiert habe. Es gelte, Art und Ton zu finden, wie sie gerade auf die Orientalen Eindruck machen; auch müßten die Bemühungen an jede der orientalischen Nationalkirchen im einzelnen und ihren besondern Verhältnissen entsprechend gerichtet werden. Bei aller Anerkennung der geretteten Glaubens- und Gnadenschätze wie des Guten und Lebensfähigen, das in den einzelnen getrennten Kirchen noch zu finden ist, werden doch gelegentlich Einblicke in das dort herrschende geistliche Elend geöffnet, die mit dem tiefsten Mitleid erfüllen. Es ist aus diesen Verhandlungen viel zu lernen. Für den IV. Kongreß, der um die Mitte August 1913 zu Welehrad stattfinden soll, sind große Vorbereitungen getroffen.

2. Einer der wichtigsten Vorgänge auf dem III. Kongreß der Unionsfreunde zu Welehrad 1912 war die endgültige Ausgestaltung einer nach Art der deutschen Görresgesellschaft eingerichteten Vereinigung von geistigen Notabilitäten, die sich die Academia Velehradensis nennt und sogleich eine genügende Anzahl von ständigen Mitgliedern gewann. Mehrere Veröffentlichungen sind bereits von ihr ausgegangen, insbesondere aber hat sie die 1905 entstandenen Slavorum litterae theologicae als eigenes Organ nunmehr in ihre Leitung genommen. Die Zeitschrift, die ihrem besondern Zwecke bisher in trefflicher Weise entsprochen hat, soll ganz im gleichen Geiste und nach dem alten Plan weitergeführt werden; doch wird sie nicht, wie früher, fünfmal des Jahres, sondern in Quartalheften erscheinen. Sie hat den neuen Titel Acta Academiae Velehradensis angenommen, gibt sich aber als einfache Fortsetzung der sieben Bände der Slavorum litterae dadurch zu erkennen, daß sie sofort als Annus VIII (achter Jahrgang) auf den Plan tritt. Unter den Aufsätzen dieses ersten Heftes fällt besonders Palmieris Herausgabe des Dialogs über den Ausgang des Heiligen Geistes von Georg Coressios in die Augen; die trefflichen Vorbemerkungen wie der Dialog selbst machen auf eine Gruppe gelehrter Schismatiker des 17. Jahrhunderts aufmerksam, die das Studium der scholastischen Theologie nach Art der Abendländer sich angelegen sein ließen. Wie man von der Zeitschrift bisher gewohnt war, scheinen auch die Acta Academiae dabei verbleiben zu wollen, daß sie über die theologische Literatur der verschiedenen orientalischen Kirchen, uniert oder schismatisch, regelmäßigen Bericht erstatten. Das ist ein wertvoller Dienst, den man wohl auch weiterhin erhoffen darf.

Dictionnaire apologétique de la foi catholique. Quatrième édition, sous la direction de A. d'Alès. Fascicule IX. gr. 4° (320 Spalten) Paris 1913, Beauchesne. *Fr.* 5.—

Zu in gehören nach dem französischen Alphabet zahlreiche bedeutende Stichworte. Am Beginn der neuen Lieferung (für die früheren vgl. diese Zeitschrift

LXXXIV 338) wird das gerade sehr zeitgemäße Stichwort Incinération vollendet; am Schlusse bricht Instruction mit den historischen Mitteilungen über den Jugendunterricht der Renaissance ab. Zwei wichtige Artikel über die Inspiration und die aus ihr fließende Irrtumslosigkeit (Inerrance) der Heiligen Schrift ergänzen die früheren bibelwissenschaftlichen Ausführungen. Der Herausgeber selbst bespricht mit gewohnter Erudition die Taufe (Initiation chrétienne); im Hinblick auf neuere Anschauungen, die auch bei uns geäußert wurden, ist von Interesse, daß er die einzigartige Wirkung der Bluttaufe nicht bloß ex opere operantis erklärt. Zwei Anstöße für den „modernen Menschen", Index und Inquisition, ebenso die Ablässe, finden eingehende geschichtliche, zum Teil auch theoretische Erläuterung. Der Sinologe P. Wieser sieht sich veranlaßt, die christlichen Missionäre gegen den Vorwurf zu verteidigen, als ob sie den chinesischen Kindermord erdichtet hätten. In den Beitrag über indische Religion teilen sich zwei Autoren: A. Roussel übernahm die geschichtliche Darstellung, De la Vallée Poussin die Erörterung der einschlägigen apologetischen Probleme. Ein wenig überrascht ist man, in diesem Lexikon einem Artikel über die Insoumis zu begegnen, d. h. über die jungen Franzosen, die sich dem Kriegsdienst entziehen; der Artikel sieht freilich einen Zusammenhang des wachsenden Übels (1879 waren es 1562, 1910 11761) mit der religionslosen Schule. Die Beiträge über indische Religion und Inquisition, die umfangreichsten dieser Lieferung, füllen je über 50 Spalten.

Vom köstlichsten Gewinn. Von Ralph Waldo Trine. Aus dem Englischen von Dr Max Christlieb. 12° (104) Stuttgart 1913, Engelhorns Nachf. Geb. *M* 2.—

Trines „Lebensbücher", von denen eines nach dem andern auf den deutschen Markt kommt, scheinen eine rechte Landplage werden zu sollen. Die Verlagshandlung selber stellt diesen amerikanischen Autor als Pantheisten vor; sein Standpunkt sei etwa der des älteren Fichte. In der Tat beruft sich Trine auch in diesem Büchlein auf den „wunderbar erleuchteten" Fichte, und daß er Pantheismus will, ist völlig klar. „Alles, was ist, ist Gott und Gottes Erscheinung. So ist also Gott das einzige Leben. . . . So ist unser aller Leben in Wirklichkeit eins mit dem Leben Gottes" (S. 52). „‚Ich bin dein eigener Geist', so spricht der unendliche Geist durch eine innere Stimme beständig zu jeder Menschenseele. . . . So ist also der Mensch seinem Wesen nach göttlich, ein Teil des unendlichen Lebens selbst. . . . Unsere Aufgabe ist nun, zum Bewußtsein dieses göttlichen Seins zu kommen" (S. 53). Und zwar sei dieses Bewußtsein der Einheit mit dem Absoluten die eigentliche Lehre Jesu gewesen; die Kirche dagegen sei gänzlich im Irrtum, daß sie an Dogmen, irgendwelchen äußeren Formen usw. festhalte. Der „köstlichste Gewinn" nun, den uns Trine im vorliegenden Büchlein finden lassen will, ist ein froher Optimismus. Dieser soll sich gründen auf die pantheistische Überzeugung und auf die „Wissenschaft des Gedankens": Gedanken sind Kräfte; man muß sie durch ausdauernde Konzentration nach innen entfalten, so daß sie immer mehr Gleiches anziehen und schließlich das ganze Leben beherrschen. Der Verfasser weiß ohne Zweifel anschaulich und geistreich zu plaudern und würzt seine Darstellung mit vielen anregenden Zitaten, auch aus der Bibel, die er in seinem Sinne deutet. Was er über Lebensfreude sagt, wäre, abgesehen von der Verknüpfung mit dem Pantheismus, vielfach ganz vernünftig; an die Schwarmgeisterei der Christian Science klingt es aber an, wenn er verheißt, daß in einem pantheistisch durchgebildeten Menschen Krankheiten und körperliche Leiden keine dauernde Stelle haben könnten. Der Erfolg dieser und anderer amerikanischer „Lebensbücher" zeigt, wie sehr es zu begrüßen ist, daß auch auf gläubiger Seite diese Art leicht lesbarer, zu Freude und Lebensmut aufmunternder Literatur mit Sorgfalt gepflegt wird.

Studien zur Geschichte der Sklaverei im Frühmittelalter. Von Dr Friedrich Schaub. [Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte. 44. Heft.] 8° (116) Berlin-Leipzig 1913, W. Rothschild. *M* 3.50 (Subskriptionspreis *M* 3.—).

In seiner emsigen und umsichtigen Weise ordnet der Verfasser zusammen, was das griechisch-römische Altertum, was die Zeit der Kirchenväter und ganz auf ihrem Boden stehend die karolingische Kulturepoche hinsichtlich der Sklaven gedacht und in Schriftwerken oder Gesetzesbestimmungen niedergelegt haben. Es geschieht mit der Genauigkeit der kritischen Untersuchung, zugleich aber auch mit der Fülle und Erudition, deren es bedarf, um für einen wissenschaftlichen Aufbau das Fundament zu legen. Die Schrift soll nur ein Vorbote sein eines vom Verfasser in Aussicht gestellten größeren Werkes über die Sklaverei im Mittelalter. Ob nicht bei tieferem Eingehen auf diese Aufgabe eine Scheidung nach Völkern, Ländern, Staatengebilden sich empfehlen wird in der Art, wie Allard seine Untersuchung zunächst ganz auf die französischen Länder gerichtet hat (Les origines du servage en France 1913; vgl. diese Zeitschrift LXXXV 93), mag den Verfasser die eigene Erfahrung lehren. Einstweilen ist es gewiß von Wert, die Auffassungen, wie sie in der Literatur der verschiedenen Perioden sich spiegeln, gleichsam mit einem Blick zu überschauen.

Festschrift zur Einweihung des neuen Rathauses der Stadt Papenburg im Juni 1913. 8° (288) Papenburg 1913, Rohr. *M* 5.—

Ein so stattlicher, inhaltschwerer, mit Federzeichnungen, Bildern und Plänen opulent ausgeschmückter Prachtband als Festschrift zur Einweihung eines städtischen Gebäudes möchte überraschen, wäre nicht das neue schöne Rathaus selbst ein feierlicher Denkstein zum 50. Jahrestag der Verleihung einer städtischen Verfassung für ein betriebsames, seiner Bedeutung bewußtes Gemeinwesen. Von der überaus merkwürdigen Geschichte der einstigen „freien Herrlichkeit Papenburg“ muß man einige Kenntnis haben, um diese Erhebung zum Rang und den Rechten einer Stadt entsprechend zu würdigen. Noch zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war Papenburg nichts weiteres als ein in Verfall geratenes Bischöflich Münstersches Schloß, das inmitten einer weiten unbewohnten und unbebauten Moorlandschaft sich erhob. Dietrich von Velen — Ahnherr derer von Landsberg-Velen — kaufte es an, wandelte es in eine Fehnkolonie nach holländischem Muster und hinterließ es bei seinem Tod 1558 wohlgeordnet und gesichert als aufblühende Ansiedelung. Das von seinem Sohne im Januar 1661 erlassene „Plakat“ könnte als die erste Verfassung betrachtet werden, welche der vom König von Hannover verliehenen, im Januar 1861 in Kraft getretenen Stadtverfassung gerade um zwei Jahrhunderte vorausging. Verleihen schon die geschichtlichen Beziehungen der eigenartigen Gemeinde zu den Häusern von Landsberg-Velen und von Arenberg ein allgemeineres Interesse, so nicht minder ihr Verhältnis zu Windthorst. Papenburg hat ihn zuerst in die hannoversche Kammer gewählt und ist ihm treu geblieben auch trotz der zeitweiligen Ungunst des Königs, und Windthost hat seine Papenburger auch später nicht vergessen, wenn es galt, im preußischen Abgeordnetenhause für ihre Interessen einzutreten. Aber Papenburg hat seine geschichtliche Merkwürdigkeit vor allem als Schiffahrt treibende Stadt, wo Schiffbau und Reederei, Handel und Seefahrt zu großer Blüte sich emporgeschwungen hatten zu einer Zeit, da der Gedanke an eine deutsche Flotte noch als leerer Traum erschien. Die Notwendigkeit, ihre großen Torfvorräte nach auswärts abzusetzen, hatte die alten Papenburger allmählich zu geübten Schiffahrern gemacht, der Weitblick und die Tatkraft des katholischen Pastors Anton Frerking (1770—1806) wandelte den Ort in den Ausgangspunkt eines regen Seeverkehrs. Äußere Umstände wie der amerikanische Freiheitskrieg, die erste Zeit der Napoleonischen Kriege und später der Krimkrieg begünstigten den Aufschwung. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begegnete man den

Papenburgern in allen Häfen von Petersburg bis Lissabon, von Göteborg bis Triest. Nachdem 1848 und 1850 hemmende Schranken gefallen waren, trug Papenburg kühn seinen Handel über alle Weltmeere; es ist bezeichnend, wenn 1868 im Hafen von Buenos Aires unvorhergesehen 44 Kapitäne von Papenburger Schiffen sich zusammenfanden. Im Höhepunkt 1869 hatte Papenburg 190 Segler auf hoher See. In der Konkurrenz gegen die eisernen Dampfer mußten jedoch schließlich die hölzernen Segelschiffe von Papenburg den kürzeren ziehen; seit 1875 ging die Schiffahrt rasch ihrem Untergang zu. Die zwölf einst so geschäftigen Schiffswerften sind verödet; noch ein einziger Papenburger Dreimaster befährt heute die Gewässer, als Andenken vergangener großer Zeiten. Heute ist Papenburg Industriestadt von etwa 9000 Einwohnern, die Bevölkerung, einst rein katholisch, ist heute gemischt, die protestantische Gemeinde, seit 1866 rasch angewachsen, erfreut sich einer ansehnlichen Kirche, die Juden haben ihre Synagoge. Die herrschenden Grundzüge sind indes der Stadt verblieben: Betriebsamkeit und Unternehmungsgeist, Pietät für die Vergangenheit und Dankbarkeit für empfangene Wohltaten und bis jetzt noch bei der großen Mehrzahl treue Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter.

Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1870/71. Briefe und Berichte herausgegeben von Markus Rist S. J. Zweite und dritte Auflage. 8° (XVI u. 224) Freiburg 1913, Herder. *M* 2.40; geb. *M* 3.40

„Man wolle doch nicht damit, daß Jesuitenpatres als Seelsorger und Krankenpfleger 1870/71 auch auf deutscher Seite Dienste taten, auf ihre Vaterlandsliebe schließen. Das war einfach ihre Pflicht." So der Stuttgarter Stadtpfarrer Traub in seinem mit betrübender Oberflächlichkeit zusammengerafften „Material zur Jesuitenfrage" (Berlin 1912, S. 27). Der Mann scheint in der Vorstellung befangen zu sein, jene Jesuitenpatres seien nur darum ins Feld gezogen, weil sie gleich andern Militärpflichtigen unter die Fahne gerufen waren. Ein Blick in diese Briefe und Berichte, die in erster Auflage 1904 erschienen sind, hätte ihn eines andern belehren können. Außer den Jesuiten, welche auf Grund „einfacher Pflicht" Dienst taten, sind noch rund 200 Mitglieder als freiwillige Krankenpfleger ausgezogen. Die ganze Ordensprovinz zählte damals 714 Personen, von denen über 150 in außereuropäischen Missionen weilten. Wir wären begierig zu wissen, wie groß der Prozentsatz protestantischer Theologen von Tübingen war, die in ähnlicher Weise „einfach ihre Pflicht" erfüllten oder nicht erfüllten. Aber darauf, daß ein Protestant diese Schilderungen in die Hand nähme, um sich aus erster Quelle eine Idee von der Vaterlandsliebe und Vaterlandslosigkeit der Jesuiten zu bilden, ist wohl noch lange nicht zu rechnen. Möchte diese neue Auflage wenigstens unter Katholiken gute Aufnahme und Verbreitung finden! Sie ist es vollauf wert. Gegenüber der ersten Auflage ist das Buch um 100 Seiten gekürzt und 2 Mark billiger; die Berichte aus dem Jahre 1866 sowie der Anhang (Tabellen und alphabetisches Register) und einige weniger wichtige Berichte aus 1870 (Sorge für Kriegsgefangene) sind weggefallen, sonst sind die Berichte unverkürzt gegeben. Wer etwa fürchten sollte, derartige Erlebnisse müßten eine einförmige und trübselige Lesung sein, wird sich angenehm enttäuscht finden. Gewiß lernt man den Krieg da von seiner unromantischen und traurigen Seite kennen; aber Ernstes und Heiteres, Friedliches und Kriegerisches wechselt in angenehmer Folge. Jung und alt, der Mann des Volkes, der Gelehrte und der Seelsorger kommt auf seine Rechnung. Wer sich z. B. die Jesuitenpsychologie aufs Korn genommen hat, kann hier Studien machen über die berüchtigte Ausmerzung der Persönlichkeit, Mangel an Toleranz usw. Daß manche Züge in Vorträgen, Katechesen und bei ähnlichen Gelegenheiten gut anzubringen sind, ergibt sich von selbst. Für Volks- und Jugendbibliotheken kommt das Buch wie gerufen.

Katholische Urteile über die Jesuiten. Widerlegung der neuesten Angriffe des Evangelischen Bundes. Von Wilhelm Kratz S. J. 8° (48) Limburg 1913, Vereinsdruckerei. 25 *Pf.*

Dem Äußeren nach eine bescheidene Gelegenheitsschrift, enthüllt sich das Heftchen bei näherem Zusehen als eine nach Inhalt und Form meisterhafte Antwort auf einige der beliebtesten Schlagworte, mit denen die Wanderredner des Evangelischen Bundes (in unserem Falle war es ein abgefallener Priester) bei schlecht unterrichteten Katholiken immer wieder Eindruck machen, wenn auch meist nur auf kurze Zeit. Ruhig und ohne Leidenschaft, ohne Wortschwall prüft der Verfasser besonders die Anklagen auf Störung des Friedens unter den Konfessionen, die angeblich auch von katholischer Seite gegen den Orden erhoben sein sollen. Abgesehen von einigen unwissenden Aufklärern aus der Zeit des Rationalismus beruhen diese „katholischen Urteile" auf Mißverständnis. Das gilt besonders von dem Aufhebungsbreve Klemens' XIV., aber auch von den katholischen Vertretern im Frankfurter Parlament von 1848. Den wertlosen oder gefälschten Zeugnissen zweifelhafter Gewährsmänner stellt der Verfasser echte und gewichtige Entlastungszeugen gegenüber. Wo der Bund mündlich oder mit der Masse seiner Flugschriften Verwirrung stiften will, da greife man zu der hier gebotenen Abwehr.

Zur Würdigung der deutschen Arbeiter-Sozialpolitik. Kritik der Bernhardschen Schrift: Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik. Von Dr Franz Hitze. Mit Beiträgen von Geh. Oberregierungsrat Dr Wuermeling und Dr Faßbender. gr. 8° (124) M.-Gladbach 1913, Volksvereinsverlag. *M* 1.60

Die Sozialpolitik darf nicht blind voranschreiten. Sie muß Rücksicht nehmen auf die unentbehrlichen und unersetzbaren Voraussetzungen des Gesamtfortschrittes, muß die Folgen der einzelnen Maßregeln unter dieser Rücksicht ins Auge fassen. Das sind selbstverständliche Mahnungen und Forderungen, die bei der deutschen Sozialpolitik bisher keineswegs übersehen wurden. Etwas anderes ist eine Kritik, welche nahezu alle Maßnahmen der Sozialpolitik als verfehlt und schädlich hinstellt, dadurch entmutigend und hemmend einer weiteren sozialen Reform sich in den Weg stellt, weil ja doch alles unnütz sei und sogar verderblich wirken müsse. Es ist dem Berliner Professor Bernhard vorbehalten geblieben, in dem angedeuteten Sinne Kritik an unserer Sozialpolitik zu üben und gewissen, in industriellen Kreisen geläufigen Anklagen eine wissenschaftliche Einkleidung zu geben. Bernhard glaubt, daß die deutsche Sozialpolitik die „heilige Macht" der Bewegungsfreiheit, der Selbständigkeit, der persönlichen Verantwortung allzusehr eingeengt habe. Er meint, die zwangsweise staatliche Rentenversicherung fordere die Begehrlichkeit, den Mißbrauch geradezu heraus und führe daher zur Entsittlichung des Volkes; er tadelt sozialpolitische Einrichtungen, weil sie leicht dem Dienste der Partei unterworfen werden könnten oder aber eine bureaukratische Regelung, Beaufsichtigung, Schematisierung notwendig machen würden, so daß solche Einrichtungen schließlich dem Volke verleidet werden müßten. Das Buch hat viel Staub aufgewirbelt. Diejenigen aber, welche Bernhard Glauben schenkten und annahmen, daß die in der Sozialpolitik beschrittenen Wege verfehlt gewesen, werden, wenn sie aufrichtig sind, nach der Lektüre der oben angezeigten Schrift, ihr Urteil revidieren müssen. Niemand als der um die Sozialpolitik hochverdiente, vielleicht am meisten verdiente Gelehrte und Parlamentarier Franz Hitze war mehr geeignet und berufen, die Einwürfe Bernhards zurückzuweisen. Und es ist diese Widerlegung eine so gründliche, überzeugende geworden, daß man auf die Rechtfertigung, die Bernhard vielleicht versuchen wird, wirklich gespannt sein kann. Eine wertvolle Ergänzung der Darlegung Hitzes bilden die Beiträge Wuermelings und Faßbenders. Auch da werden unverkennbare Mängel und Entartungserscheinungen nicht unbedingt geleugnet, wird die Möglichkeit der Verbesserung einzelner Gesetze und Einrichtungen

nicht bestritten. Im ganzen bleibt aber doch die deutsche Sozialpolitik ein Werk von wahrer Größe, von höchstem Werte für das Wohl unseres Volkes. Das wird die Zukunft noch besser verstehen und zu würdigen wissen als die Gegenwart.

Beiträge zur Würdigung der Akkordlohnmethode im rheinisch-westfälischen Maschinenbau. Von Dr August Löhr. gr. 8° (106) M.-Gladbach 1912, Volksvereinsverlag. *M* 2.—

Der Verfasser beschränkt seine Untersuchungen auf einen einzelnen Industriezweig und behandelt die Frage der Akkordlohnmethode vorwiegend unter dem Gesichtspunkte ihrer psychologischen Wirkungen. Daß diese Methode beträchtliche Schattenseiten hat, wird nachgewiesen. Doch ist Löhr klug genug, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten. Nicht auf Beseitigung, sondern auf vernunftgemäße Handhabung dieser Methode lautet sein Antrag, auf ein verfeinertes Verfahren bei ihrer Anwendung. Namentlich wird das Recht des Arbeiters vertreten, bei den Fragen der Akkordlohnmethode gehört zu werden. Die fleißige, gediegene Schrift verdient alle Beachtung.

Soziale Studienfahrten. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit in M.-Gladbach. kl. 8° Das Bändchen *M* 1.—

Wie man wandert. Von Hans Arnold. (112)

Rhein und Rheinschiffahrt. Von Johann Kempens. (126)

Die Eifel als Wirtschaftsgebiet. Von Willibald Jansen. (179)

Das Wirtschaftsgebiet der Saar. Von Paul Nolte. (118)

Das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit gleicht einem Ameisenhaufen. Da ist Leben, frisches, mutiges Leben und Unternehmen, wie es für die liebe Jugend so recht paßt. Nicht im stillen Kämmerlein bleibt man hinter Folianten und Lehrbüchern sitzen. Der Wanderstab wird den strebsamen Jünglingen in die Hand gegeben. Sie sollen Land und Leute kennen lernen, mit dem Volke in Berührung kommen, sollen es verstehen lernen, daß der Begriff „Wirtschaft" mehr bedeutet als den Ort, wo man Salamander reibt. Und in der Tat, wie die bisher erschienenen Bändchen es beweisen, der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Die jungen Herren Studenten haben sich prächtig auf das Beobachten und Studieren aus den Blättern des Lebens eingeübt. Sie haben dann die Ergebnisse ihrer Studienfahrten in ansprechenden kleinen Bändchen niedergelegt und in einem Format, das als „leuchtendes Vorbild" zur Nachahmung empfohlen werden dürfte.

Die sozialdemokratische Frauenbewegung. Von Joseph Joos. gr. 8° (96) M.-Gladbach 1912, Volksvereinsverlag. *M* 1.—

Wir sehen hier, wie die sozialdemokratische Frauenbewegung entsteht, zunimmt, wie sie in den Frauenkonferenzen tätig, der sozialdemokratischen Partei dienstbar ist. Sozialdemokratische und bürgerliche Frauenbewegung werden in Parallele gestellt, namentlich wird die Stellung der sozialdemokratischen Bewegung zur Religion, Kirche, Schule, Ehe und Familie dargelegt. Die Schrift bietet also vielseitige Orientierung; sie empfiehlt sich nicht bloß durch ihren Inhalt, sondern auch durch vornehme, sachliche Art der Behandlung.

Ein Besuch im Vatikan. Von Anton de Waal. [Die Kunst dem Volke, Nr 13.] Mit 56 Abbildungen. Lex.-8° (44) München 1913, Allg. Vereinigung für christliche Kunst. 80 *Pf.*, im Abonnement 75 *Pf.*

Auch das vorliegende Heft der „Kunst dem Volke" entspricht allen Erwartungen. 56 vortreffliche Abbildungen, darunter eine große Zahl von Blattgröße, mit vorzüglichen Wiedergaben von Kunstwerken, die der Vatikan in so reicher Fülle birgt, von bemerkenswerten Innenräumen und hervorragenden Außenarchitekturen des apostolischen Palastes, des Sitzes des Stellvertreters Christi und des Nachfolgers

des Apostelfürsten; dazu ein frisch, verständlich und anregend geschriebener Text, dessen Wert genügsam schon der Name des Verfassers verbürgt. Eine Einleitung gibt einen Überblick über die im Vatikan zu den verschiedenen Zeiten beschäftigten Künstler. Die Beschreibung der Kunstwerke — zur Besprechung kommen die Loggien Raffaels, die Stanzen mit der Nikolauskapelle, die Wandteppiche in der Galleria degli Arrazi und das Appartemento Borgia — erfolgt in der Form der Schilderung eines Besuches des Palastes. Wir können dem Unternehmen, das für unser katholisches Volk zweifellos von großer Wichtigkeit ist, auch weiterhin nur allen Erfolg wünschen.

Die Biblia pauperum und Apokalypse der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Herausgegeben von Hans von der Gabelentz. Mit 42 Lichtdrucktafeln. 8° (58) Straßburg 1912, Heitz. *M* 40.—

Jede neue Arbeit über die Armenbibel, besonders eine von unveröffentlichten Reproduktionen begleitete, trägt dazu bei, eine abschließende Behandlung vorzubereiten und zu ermöglichen. Die Tafeln sind sehr schön und deutlich. Wichtig ist die mit vieler Mühe gearbeitete Zusammenstellung der in den Handschriften und xylographischen Ausgaben deutschen Ursprungs vorkommenden Szenen des Alten und Neuen Testamentes, das Verzeichnis der illuminierten Handschriften der Armenbibel und der Literatur zur Geschichte derselben. Der aus dem Peterskloster zu Erfurt nach Weimar gekommene, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (um 1335) in Süddeutschland oder Österreich entstandene mit kolorierten Federzeichnungen ausgestattete Codex der Armenbibel enthält im zweiten Teil eine Apokalypse. Dieselbe ist wegen ihrer in viel größerem Maßstabe gezeichneten, sehr charakteristischen Figuren in künstlerischer und stilistischer Hinsicht noch wichtiger als die Ausgabe der Armenbibel, obgleich beide von derselben Hand stammen. Eine unvollständige Kopie derselben aus der Zeit um 1340 kam aus Leipzig ins Germanische Museum. Jedenfalls gehören die beiden edierten Werke zu den wichtigeren Leistungen der Miniaturmaler der deutschen Frühgotik.

Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Apologie der Kirche. Von Constantin Kempf. 8° (VI u. 374) Einsiedeln 1913, Benziger. *M* 3.—; geb. *M* 3.60

Übernatürliche Auffassung des irdischen Lebens bildet die Grenze zwischen der Welt und der Kirche, dem Garten Gottes, worin die Heiligen die schönsten Blüten und Früchte sind. Daß sie auch im letzten Jahrhundert nicht fehlten, zeigt Kempf gestützt auf authentische Aktenstücke; denn nur solche, deren Heiligsprechungsprozeß wenigstens eingeleitet ist, hat er ausgewählt aus der großen Schar höher begnadigter Seelen, deren Wert oft nur Gott allein kennt. Die von ihm behandelten 91 Bekenner, 56 Bekennerinnen und 114 Märtyrer aus allen Ständen und Ländern bilden einen wertvollen Beitrag zum Beweise der Wahrheit und Würde der katholischen Kirche, welcher um so wichtiger ist, weil er unsere Zeitgenossen, unsere Vorkämpfer im heutigen Kampfe für die übernatürlichen Güter schildert. Für Seelsorger und Prediger sowie als Tischlesung in geistlichen Anstalten eignet sich das Buch vorzüglich.

Leben der Heiligen. 1. Der hl. Klemens Maria Hofbauer im Zeichen der Eucharistie. Von P. Sebastian Waldener C. SS. R. 12° (110) Wien 1913, Opitz. *M* 3.— Da beim Eucharistischen Kongreß zu Wien des P. Hofbauer öfters gedacht wurde, hat P. Waldener eine kurze Lebensgeschichte des Heiligen geschrieben und dann ausführlich und schön dargelegt, wie derselbe seine Andacht zu Jesus im Geheimnisse der Liebe betätigte vor dem Tabernakel, am Opferaltare und an der Kommunionbank, auch dadurch zum großen Apostel und Schutzpatron der Kaiserstadt wurde, ja zum leuchtenden und zeitgemäßen Beispiel für alle Deutschen.

2. Die hl. Theresia von Jesus, Lehrerin der Mystik. Von P. Louis Martin, General der Gesellschaft Jesu. Übersetzung aus dem Spanischen. 18° (XII u. 144) Regensburg 1913, Pustet. *M* 1.20; geb. *M* 1.80 — Bei der Feier des dreihundertsten Jahrestages des Todes der Heiligen behandelte Louis Martin, damals Professor der Dogmatik und Rektor des Kollegs der Gesellschaft Jesu zu Salamanca, die mystische Lehre derselben und gab zugleich ein Bild ihrer großen Seele. Man wird die gute, in Spanien sehr beifällig aufgenommene Lobrede in der mit erläuternden Anmerkungen versehenen Übersetzung um so lieber lesen, weil sie einen kurzen, ebenso gründlichen als belehrenden Einblick in die Mystik überhaupt und die Mystik der hl. Theresia insbesondere gibt.

3. Der hl. Johannes von Damascus. Aus dem Französischen. Von W. Frank, Domkapitular. 8° (64) Breslau 1911, Goerlich. *M* 1.20 — Diese Lebensskizze ist schon deshalb beachtenswert, weil sie verfaßt ist in der Heimat des Heiligen und weil sie mit ihrem Anhange die heutige Lage der Katholiken daselbst schildert, sowie die Orte, an denen sich Erinnerungen erhalten haben an den Völkerapostel sowie an Johannes Damascenus, dem man dort eine Kirche erbauen möchte.

Frühneuhochdeutsches Glossar. Von Alfred Götze. [Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, Nr 101. Herausg. von Hans Lietzmann.] 8° (VIII u. 136) Bonn 1912, Marcus u. Weber. *M* 3.40; geb. *M* 3.80

Dem Theologen, Historiker, dem philologischen Anfänger sowie dem historisch arbeitenden Juristen, Mediziner, Naturforscher will Götze ein „handliches und doch umfassendes Hilfsmittel" bieten, das ihnen „den reichen hochdeutschen Wortschatz vom Ende des 15. bis etwa zur Mitte des 17. Jahrhunderts zuverlässig erschlösse". Bei der Stoffauswahl „mußte oberster Grundsatz sein, daß nur das wirklich Belegte aufgenommen wurde, nicht das vorauszusetzende oder erschließbare Wortgut". „Ein Sprichwörterbuch kann und will das Glossar nicht sein"; „Eigennamen" werden nur nebenher verdeutlicht. „Mit besonderem Bedacht war Wörtern nachzugehen, die der Leser im alten Text zu kennen meint und doch munter mißversteht." Sodann ist es ein frühneuhochdeutsches Glossar, kein niederdeutsches, ein frühneuhochdeutsches, nicht mittelhochdeutsches. Den Schwerpunkt der Arbeit will Götze in die Bedeutungsansätze gelegt haben. Das frühneuhochdeutsche Wort soll zutreffend, knapp, sprachlich gut und möglichst auch im Gefühlston mit den Mitteln der lebenden Sprache umschrieben werden. Daß ein solches Glossar nützlich und in so handlicher Form gewissermaßen gefordert war, läßt sich nicht bestreiten. Den Richtlinien seines Planes und dessen Ausführung kann man willig folgen. Freilich Wünsche bleiben immer noch. Ein Urteil, ob die Arbeit in allem befriedigt, kann nur der fällen, der längere Zeit und eine größere Masse der einschlägigen Literatur an seiner Hand bearbeitet hat. Wir mußten uns mit Stichproben begnügen, und da müssen wir bekennen, wir sind zufrieden und halten das Glossar für ein durchaus brauchbares Hilfsmittel.

Jugendlektüre und Kulturleben. Mit einem Nachwort und Winken für die literarische Fortbildung. Von Heinrich Falkenberg. 8° (70) Kempten u. München 1912, Kösel. 80 *Pf.*

Die Schrift ist reich an Anregungen und zeugt von einer ungewöhnlichen Kenntnis der einschlägigen Literatur. Es ist ein Verdienst, daß Falkenberg einen Punkt in der Jugendschriftenfrage energisch betont, von dem am ehesten Besserung zu hoffen ist: seine Ausführungen gipfeln in der Forderung einer besseren Schulung in den Seminarien und der strebsamen Weiterbildung der Lehrer. Da die Schrift von den Beziehungen der Jugendlektüre zum Kulturleben handelt, hätte die pädagogische und sittlich-religiöse Seite etwas eingehender behandelt werden dürfen. Was von der literarischen Erziehung der Jugend gesagt wird, ist wertvoll. Bedenken aber erregen folgende Ausführungen: „Die Entwicklung eines selbständigen Urteils und

die Erziehung zur selbständigen Abwehr übler Einflüsse fordert, daß schon der Jugend auch nicht einwandfreie Lektüre gegeben wird, natürlich unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln; besonders hat das zu geschehen für die gemeinsame und die in den Unterricht einzubeziehende Privatlektüre. Vielfach oder gar fast immer wird bei uns, im Gegensatz zu dieser Regel, für die Jugend gänzlich einwandfreie Lektüre gefordert. Wenn das je richtig gewesen ist, so ist es für die Gegenwart sicher ein Fehler. Ich schließe hierbei auch die Lektüre mit erotischer (Sperrdruck vom Verfasser) Beimischung nicht aus. Hier muß die Vorsicht noch unvergleichlich größer sein; aber aus Sorglichkeit Vogelstrauß-Politik treiben, das rächt sich gerade hier häufig in schlimmster Weise" (S. 28). Diese Forderung dürfte in katholischen Kreisen sicher auf Widerstand stoßen. Man beachte, daß es sich um die schulpflichtige Jugend bis zum vierzehnten Jahre hauptsächlich handelt. Der von Falkenberg gern zitierte und von ihm geschätzte Altmeister Kellner wäre der erste zu widersprechen. Wie weit sind überhaupt die Begriffe „nicht einwandfrei" und „erotisch" zu fassen? Bei einer pädagogisch so wichtigen Frage weiß man sich nicht zu helfen mit den allgemeinen Einschränkungen „natürlich unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln" oder „hier muß die Vorsicht noch ungleich größer sein". Ist unsere Literatur, auch die literarisch wertvolle, wirklich so arm an einwandfreien Schriften? Welche schwerwiegenden Gründe hat der Verfasser für eine so weitgehende Neuerung?

Meine Lieder. Was ich in 50 Jahren sang. Ein Nachklang zu den Kreuzesblüten. Geboten von Emmy Giehrl („Tante Emmy"). kl. 8° (206) München 1913, Pfeiffer (Hafner). Geb. *M* 2.40

Man fragt sich unwillkürlich: Was ergreift einem oft genug die ganze Seele bei diesen der Form nach so anspruchslosen Liedern? Ist es nur Mitleid mit einem edeln Menschenkinde, das nun schon mehr als 50 Jahre leidet und doch das Kreuz innig umfassend, „noch zu lächeln gelernt hat"? Menschenleid und Gotteskraft sind hier wirklich so unmittelbar nahe und ergreifend ausgedrückt, daß selbst ein ästhetisch verwöhnter Geschmack, das einfache Gewand nicht verachtend, sich gern erbauen, trösten und stärken läßt.

Sonnige Stunden im Garten der Dichtkunst. Eine Mustersammlung moderner Dichtungen für Schule und Haus. Von Tony Eick. 8° (452) Essen-Ruhr 1912, Fredebeul & Koenen. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Diese Sammlung hat vor ähnlichen einen beachtenswerten Vorzug; man kann die Gedichte auch öffentlich vortragen. Sie sind anschaulich, leicht verständlich, meistens von packender, überraschender Wirkung und besitzen durchweg literarischen Wert. Dem Zwecke entsprechend ist die Lyrik hinter den Balladen zurückgetreten. Bei einer späteren Auflage könnte der dritte Teil „Heiteres" noch vermehrt werden, wir heutigen Menschen lechzen ja förmlich nach Frohsinn und heiterer Stimmung. Vor allem aber hätte die religiöse Dichtung energischer betont werden sollen, gerade sie weist herrliche Stücke zum Vortragen auf — wir erinnern an Annette von Droste-Hülshoff, Luise Hensel, Franz Eichert, Ernst Thrasolt. Angenehm berührt, daß auch katholische Dichter vertreten sind. Ob's nicht noch andere gibt? Die Erwähnten können sich neben andern Größen sicher sehen lassen. Das Buch hat nicht geringen erzieherischen Wert für die Schule, für die Familie, in der man sich gegenseitig vorliest. Viele Vereine werden uns danken, daß wir sie auf eine zum Vortragen wirklich geeignete Sammlung hinweisen können — an solchen ist kein Überfluß.

Miszellen.

Todesanzeigen und Totenzettel. Aus dem Alten Bunde erbten die Christen die Sitte, für ihre Verstorbenen zu beten. Sie taten es besonders an den Gräbern und bei der Feier der heiligen Messe. Schon einfache Grabsteine der Katakomben enthalten oft Bitten um Gebet und kleine Anrufungen, Gott möge den Verstorbenen Frieden, Licht und Erquickung schenken. In der Messe war es seit den ersten Jahrhunderten Sitte, vor oder nach der Wandlung ein Memento für die Dahingeschiedenen einzulegen. Man schrieb die Namen besonders Empfohlener, der Vorsteher der Kirche, der Wohltäter und angesehener Freunde auf Pergamentblätter, die in elfenbeinerne Tafeln, Diptycha, eingeheftet wurden. Zuweilen grub man die Namen sogar auf den Altar ein. Der Diakon las dieselben der Gemeinde vor, später nur dem Zelebranten, zuletzt begnügte er sich, das Verzeichnis vor den Priester hinzulegen und auf dasselbe hinzuweisen. Ein Rest solcher Diptychen und ihrer Vorlesung hat sich in vielen Pfarrkirchen erhalten. Surgant berichtet 1508, in der Gegend von Basel würden die Namen der Toten vor oder nach dem Evangelium verlesen, und zwar ein Jahr lang oder länger, je nach der Höhe der dargebrachten Opfer. War die Liste lang, so kam jeden Sonntag nur ein Teil derselben zum Vortrag. Surgant verlegte diese Lesung vor die Messe, weil die Leute dann frühzeitiger kamen, um die Namen ihrer Verstorbenen zu hören. Einen Aufschwung nahmen die Gebete für die Dahingeschiedenen im Benediktinerorden seit dem 7. Jahrhundert von England aus. Die Klöster traten zueinander in Verbände, um für ihre lebenden und verstorbenen Mitglieder Psalmen zu singen, Messen zu lesen und zu fasten. Der hl. Bonifatius verbreitete solche Gebetsverbrüderungen in Deutschland, Benedikt von Aniane und Alkuin im karolingischen Reiche. Reichenau stand im 10. Jahrhundert mit mehr als hundert Genossenschaften in Gebetsvereinigung bis hin nach Rom und Benevent, Paris und Rouen, Korvey und Verden. Später bildeten auch die großen Bettelorden solche Vereine. Neben den Verbrüderungen der Klöster entstanden solche der Domkirchen und Synodalverbände der Geistlichen einer Kirchenprovinz. Man nahm dann auch Laien, besonders Könige, Schirmvögte und Wohltäter in sie auf. Dasselbe England, dem diese Einrichtung so viel verdankte, sah auch ihren ersten bedeutenden Gegner in Wickleff, die Reformatoren folgten ihm, fanden aber in der Gegenreformation kräftigen Widerstand.

Die Benediktiner hatten schon früh Totenrollen angelegt, in welche sie die Namen der empfohlenen Verstorbenen eintrugen, dann Bücher des Lebens, welche die Diptycha verdrängten. Sie lasen seit dem 9. Jahrhundert Abschnitte aus denselben im Kapitel nach der Prim vor, denn das Ganze täglich zu lesen war unmöglich. Hatte doch um das Jahr 1100 eine Rolle der Äbtissin Mathilde von Caen die Länge von 17 Ellen; diejenige des Abtes Vitalis von Savigny aus derselben Zeit bestand aus 15 aneinander genähten Blättern, welche auch auf der Rückseite beschrieben wurden.

Die Listen der Totenrollen wurden nun auf dreifache Weise ergänzt. Starb jemand im Kloster oder in dessen Nähe, so fügte man den Namen bald bei, für entferntere Verbrüderte wurde Jahr um Jahr gesorgt, indem die Namen der während dieser Zeit aus dem Leben Geschiedenen gegenseitig mitgeteilt wurden. Beim Sterbefall einer angeseheneren Persönlichkeit wurde ein eigener Bote herumgesandt mit einem Stäbchen, um das eine Rolle aus Pergament gewickelt war, worauf der Name des Toten stand. Man hing ihm diesen Rotulus um den Hals, und er begann seinen oft recht weit reichenden Rundgang von Kloster zu Kloster, ja er mußte zuweilen übers Meer fahren. In jeder Abtei bezeugte man ihm durch schriftliche Einträge auf seiner Rolle den Empfang der Nachricht und fügte oft einige Zeilen oder auch Verse als Zeichen des Beileides und zum Lobe des Verstorbenen bei. Dann wurde er bewirtet, oft durch ein Geschenk erfreut und weiter gesandt. Wir finden also die Anfänge der Todesanzeigen und Beileidsbezeigungen schon vor tausend Jahren in den Klöstern. Wie die Sendung der Briefe nach und nach erleichtert wurde, entfalteten sich die Anzeigen mehr und mehr, der größte Unterschied zwischen damals und jetzt besteht darin, daß ehedem die Bitte um Gebete als Hauptsache angesehen wurde. Dann waren die alten Anzeigen einfacher. Sie teilten nur den Namen und Rang des Betreffenden mit, hießen darum auch „Breve". Der Rotulus an Bischof Virgil von Salzburg, gestorben 784, lautete: „Dem Apostolischen in Nachahmung der Apostel zu verehrenden Herrn, dem Vater und Bischofe Virgilio und unsern übrigen Genossen sende ich Adalpert Gruß. Ich empfehle mich und alle die Meinigen euren heiligen Gebeten. Ich wünsche dann, ihr möget wissen, daß einer unserer Mönche mit Namen Cundolt am 10. Oktober aus dem Leben schied. Behaltet dies Schriftstück, bitte, nicht in eurem Hause, lasset es seinen Weg weiter gehen. Lebet wohl."

Heute beginnen anspruchsvollere Todesanzeigen nach französischem Stil mit Aufzählung aller näheren Verwandten, denen der Verstorbene Sohn, Enkel, Bruder, Gatte, Vetter oder Vater, Onkel und Großonkel war; Deutsche geben als Unterschrift die Namen der Eltern, Geschwister, Kinder und Enkel. Es folgen Titel und Ehrenämter oder Orden des Hingeschiedenen mit Angabe des Tages des Todes, Begräbnisses und Seelenamtes. Daran schließt sich seit einigen Jahrzehnten bei Katholiken oft die Bitte, von Blumenspenden, Kränzen und Beileidsbesuchen abzusehen, statt dessen Gebete zu verrichten oder eine Messe lesen zu lassen. Zeitungsanzeigen sehen nicht selten von jeder religiösen Kundgebung ab, begnügen sich mit dem Hinweis, der Verstorbene sei den Unterzeichneten ein treuer Fürsorger, ein guter Freund, ein trefflicher Aufsichtsrat oder Handelsgenosse, Angestellter oder Vorgesetzter, oder Mitkämpfer im Krieg oder dgl. gewesen. Wie öde klingt z. B. die Anzeige: „Heute verschied nach nur kurzem Krankenlager unser lieber N. N. im so und sovielsten Lebensjahr. Die Beerdigung oder die Einäscherung findet statt dann und dort." Hat der Zeitungsleser Notiz genommen von solchen Anzeigen, so findet er unter ihnen mit denselben Typen gedruckte Anzeigen über die glückliche Entbindung einer lieben Frau, die Geburt eines gesunden Jungen, über Verlobungen und Vermählungen. Das unerbittliche Glücksrad dreht sich unaufhaltsam weiter und streut Tag um Tag neue Nach-

richten aus, die wie Flugsand vor die Füße der Vorübergehenden fallen und worüber man weiter schreitet.

Totenzettel wollen die Erinnerung länger festhalten als Anzeigen, wollen aus Gebetbüchern, in die man sie legt, eine Art Totenrollen machen. Sie wollen gewissermaßen Grabdenkmäler und Totenschilde ersetzen oder vervielfältigen. Sie sind wenigstens teilweise aus den Anzeigen herausgewachsen, gewöhnlich kleiner, und waren anfangs anspruchsloser. In manchen Gegenden steckt man sie auf ein Holz und stellt dies aufs Grab, bis das Denkmal fertig ist. Bereits 1493 wurden bei der Leichenfeier des Kaisers Friedrich III. zu Wien gedruckte Blätter mit Beileidsbezeigungen und Lobeserhebungen verteilt. 1616 erhielt der Buchdrucker Matthäus Formica 8 Gulden für Elogia des Abtes Vitus von Mariazell in Österreich, die bei der Leichenfeier verteilt wurden. Anfangs hatten solche Totenzettel fast die Größe eines Folioblattes, wurden nur auf einer Seite bedruckt und nur für die Vornehmsten hergestellt. Man hängte die Anzeigen über das Hinsterben eines Bischofs oder Patrons oder Wohltäters der Kirche in der Sakristei auf. Allmählich wurde die Sitte, Totenzettel beim Begräbnis oder in den Exequien zu verteilen durch Leichenbitter oder „Jaffelbote" immer allgemeiner. Ihre Größe nahm ab, je nach dem Rang der Verstorbenen. Bildliche Darstellungen fehlten nicht, doch hat man sich bis zum 18. Jahrhundert mit Symbolen begnügt. Häufig sieht man auf älteren Totenzetteln oben einen oder zwei Schädel auf kreuzweise übereinander gelegten Knochen, einen Sensenmann, eine Sanduhr, eine Totenbahre mit ihren Kerzen und die Inschriften: „Heute mir, morgen dir", oder „Gedenke ans Sterben", „Er ruhe in Frieden", „Gib ihm die ewige Ruhe". Dies 18. Jahrhundert liebte Embleme so sehr, daß sie auf Totenzetteln nicht fehlen durften. Gern zeigte es einen aus einem Schädel oder von einem Geripp aufsteigenden Vogel, einen Schmetterling, welcher seine Blume verläßt, eine zerbrochene, eben noch rauchende Kerze, allerlei Darstellungen mit Herzen, einen Kelch mit einer Hostie, um daran zu erinnern, der Verstorbene sei Priester gewesen oder bitte um heilige Messen. Im 19. Jahrhundert liebte man eine Trauereſche bei einem Grabstein, Kreuz und Anker mit Palmen. Auch die Form der Zettel änderte sich seit dem 18. Jahrhundert; früher waren sie meist mehr breit als hoch, jetzt erhielten sie ein Format in Oktav oder Duodez, worauf die Schrift wie in den Gebetbüchern stand, in der Höhenrichtung hinabgehend. Die Rückseite, welche man bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nach alter Sitte gern leer gelassen hatte, wurde ausgefüllt mit einem Gebete für den Verstorbenen oder mit einem Bilde. Selten stehen solche Bilder in Beziehung zum Tode. Man kaufte, was sich im Laden fand, also Darstellungen aus der biblischen Geschichte oder der Heiligenlegende, Abbildungen von Gnadenbildern oder emblematische Kupferstiche.

Der Text gab Meldungen über Zeit der Geburt, die Art der letzten Krankheit, Empfang der Sterbesakramente, Begräbnis sowie Exequien und fügte ein Elogium, eine kurze Angabe der Verdienste des Verstorbenen bei. Rührend sind im Beginn des 19. Jahrhunderts manche Totenzettel der Ordensleute, welche durch die Säkularisationen in die Welt zurückversetzt, ihr Schicksal mit Ergebenheit trugen und beim damaligen Priestermangel in der Seelsorge aushalfen. Erst

gegen Ende des 19. Jahrhunderts erhielten Ablaßgebete auf den Zetteln eine Stelle. Das mag praktisch sein, wenn es sich um kleinere Anmutungen handelt; ist es aber empfehlenswert, immer wiederum ein Kreuz hinzusetzen mit dem Gebet: „O guter und süßer Jesus", zur Gewinnung eines vollkommenen Ablasses bei Gelegenheit der heiligen Kommunion? Der bis vor einigen Jahrzehnten weit verbreitete Gebrauch, oben die Namen Jesus, Maria und Joseph und des Patrons des Verstorbenen oder seiner Pfarrkirche zu setzen, verschwindet mehr und mehr, ebenso leider die seit etwa 1800 verbreitete Gewohnheit, oben oder unten einen Spruch der Heiligen Schrift beizufügen, der besonders in unsern Tagen sehr gut angebracht wäre, um manche Lauen an eine Wahrheit des Evangeliums zu erinnern. Die Zettel werden immer wortreicher, vier Seiten lang. Viele bringen statt eines religiösen Bildes die Phototypie des Verstorbenen. Belgien und England haben stilvolle, oft rot und schwarz gedruckte, an liturgische Bücher erinnernde Totenzettel. Viel hätte Deutschland zu tun, damit die seinigen etwas ernster und kunstgerechter würden. Schwarze Ränder, Lackpapier, Bilder in dunkeln Farben genügen dazu nicht. Wären die Totenzettel wirklich schön, hätten sie Bilder, die man nicht auch für alle andern Zwecke, selbst für Postkarten verwendet, dann würden sie als liebe Andenken besser aufbewahrt. Im 18. Jahrhundert hat man sie sogar auf Pergament oder Seide gedruckt, und wenigstens zuweilen mit kleinen, aber schönen und zweckentsprechenden Bildern versehen, während wir uns mit einer unbedeutenden Darstellung des Gekreuzigten oder dem Brustbilde der Gottesmutter nach Dolci, Sassoferrato oder andern begnügen müssen. Die sog. „Kirchhofskunst" wird zurzeit eifrig gepflegt. Sie müßte Totenzettel in ihren Bereich ziehen, tüchtige Typographen und Zeichner zu neuen Versuchen veranlassen, zu denen ernste Männer kurze, nach dem Muster guter Inschriften stilisierte und abgeteilte, aber tief religiöse Texte hinzuzufügen hätten, welche die Verstorbenen ehren, aber auch zu Gebeten für sie wirksam anregen. Immer mehr wird die Religion zurückgedrängt aus dem öffentlichen Leben, man wird immer toleranter und irdischer. Am Grabe sollte sie ihren Platz behaupten und von da aus hinweisen auf ein besseres Leben.

Die Jesuitenfrage im Lichte des Reiches Gottes. Es ist tröstlich und wohltuend zu sehen, daß zwischen all den greulichen Ausbrüchen des künstlich gestachelten „Volksempfindens", vor dem der Reichskanzler im letzen Februar eine so tiefe Verbeugung machte, doch noch zuweilen eine vernünftige Stimme aus protestantischem Munde über den Unwert des Jesuitengesetzes vernehmbar wird. Um so wohltuender wirken die Worte, je weniger der Verdacht eines politischen Hintergedankens dabei aufkommen kann. Darum begrüßen wir mit aufrichtiger Genugtuung ein Schriftchen, dem man es alsbald anmerkt, daß es aus edler, von eigennütziger Nebenabsicht unberührter Liebe zur Wahrheit, zum Frieden und zur christlichen Brüderlichkeit hervorgeht. „Die Jesuitenfrage im Lichte des Reiches Gottes" [1] ist

[1] Die Jesuitenfrage im Lichte des Reiches Gottes. Ein ernstes Wort an die positive evangelische Christenheit. Von einem gläubigen evangelischen Christen. 8° (40) Winnenden 1913, Lämmle & Müllerschön. 60 *Pf.*, 50 Stück *M* 25.—

sein Titel, und wir glauben den Lesern einen Gefallen zu tun, wenn wir einige Proben daraus mitteilen.

„‚Ziehe deine Schuhe aus; denn das Land, worauf du stehest, ist heiliges Land!‘ So möchte ich allen meinen Lesern zurufen, ehe ich in die Behandlung meines Themas eintrete. Ausziehen müssen wir die Schuhe veralteter konfessioneller Anschauungen; ausziehen müssen wir auch die hohen Schnürstiefel falscher Meinungen und Rücksichtnahmen auf diese oder jene Vereinigung, in denen wir gewohnt waren zu laufen, denn nur so können wir eine Frage erörtern, deren Lösung in das Gebiet der christlichen Weisheit, Toleranz und Liebe gehört. ‚Heilig Land‘ muß doch für jeden Christen der Gerechtigkeitssinn sein. Wenn man in unsern Tagen die verschiedenen Aufregungen, welche die Jesuitenfrage und mit ihr die Entscheidung des Bundesrates gebracht hat, vom Standpunkt der christlichen Ethik aus prüft, so muß es einen schmerzen, welch eine Verwirrung der Begriffe vorherrscht. Seit zwei Jahrtausenden erschallt auf Erden die frohe Botschaft ‚Friede auf Erden!‘ Und gerade die Bekenner dieser Botschaft brechen den Inhalt derselben um einer Organisation willen.... Es ist wahrlich an der Zeit, daß die evangelische Christenheit die Jesuitenfrage endlich einmal von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, als sie es bisher getan hat.

„Die evangelische Christenheit rühmt sich so gern, das Licht des Evangeliums wieder hervorgebracht zu haben. Sie erkennt als einzige Richtschnur ihres Glaubens die Heilige Schrift an, und doch wie weit entfernt ist sie in ihren Handlungen von der Befolgung dieser Richtschnur! Jesus sagt: ‚Lasset das Unkraut mit dem Weizen wachsen‘.... Selbst dann, wenn dieser katholische Missionsorden, der sich nach Jesus nennt, Unkraut wäre, wäre es Pflicht eines jeden Protestanten gemäß des Wortes Jesu, ihn zu dulden. Will die evangelische Kirche diese Pflicht versäumen? Die Heilige Schrift betont: ‚Wer da glaubt, daß Jesus sei der Christ, der ist von Gott geboren, und wer liebet da den, der ihn geboren, der liebet auch den, der von ihm geboren ist‘ (1 Jo 5, 1). Wie verwirrt doch heute die Begriffe sind! Die Heilige Schrift spricht so, der protestantische Christ aber sagt: Der Jesuit ist ein Feind des Protestantismus. Im Interesse der katholischen Kirche säet er Zwietracht. Er ist daher schädlich. Wer so spricht, macht Gottes Wort zum Lügner — denn dieses sagt unzweideutig: ‚Wer da glaubt, daß Jesus sei der Christ, der ist von Gott geboren.‘ — Es wird nun aber auf der Erde keinen einzigen Jesuiten geben, der nicht bekennt und glaubt, daß Jesus der Christ sei. Dieser Glaube zeugt die Gotteskindschaft. Diese Gotteskindschaft aber bringt unbedingt ein warmes Gefühl für jeden gläubigen Christen, trotz aller konfessionellen Unterschiede. Das ist ein Gesetz des Reiches Gottes. Die Jesuiten von diesem Gesetze auszuschließen, müßte man ihren Christusglauben bestreiten können, und das wird kein Protestant können.

„Die größten Gegner des Jesuitenordens sind nicht die positiven Protestanten, sondern die Liberalen. Jene Leute, die nicht bekennen, daß Jesus der Christ sei, die daher auch diesem Gesetze des Reiches Gottes nicht unterworfen und infolgedessen durch keine Bande des Geistes mit den gläubigen Katholiken verbunden sind. Sie erblicken in jedem Katholiken einen Feind und in jedem Jesuiten einen Erzfeind. Ebensogut erblicken sie aber auch ihre Feinde in den evangelischen Positiven.... Der biblische Prüfstein sagt: ‚Daran sollt ihr den Geist Gottes erkennen: Ein jeglicher Geist, der da bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott...‘ (1 Jo 4, 2). Im Spiegel dieses Wortes der Heiligen Schrift können die Jesuiten bestehen, die liberalen Evangelischen nicht. Das ist eine ernste Sache.

„Sagt nicht Gottes Wort: ‚Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen‘? Es ist traurig, daß der evangelischen Christenheit im blinden Haß gegen alles, was von Rom kommt, das Urteilen nach den Gesetzen Gottes verloren gegangen ist! Es wird hohe Zeit, daß die evangelischen Christen sich auf sich selbst besinnen und ernst unter Gebet die Frage prüfen, wie sie sich zu verhalten haben. ‚Die Waffen unserer Ritterschaft‘, so sagt doch die Schrift, ‚sind nicht fleischlich, sondern geistlich.‘ Das Urteil, das in evangelischen Kreisen jetzt noch über die Jesuiten herrscht, ist unbedingt ein einseitiges, fleischliches, vom rein egoistischen Gesichtspunkt aus aufgestelltes. . . . Im Brustton der Überzeugung wird geschrien von der Kirche des Wortes, von der Kirche des Geistes, von der Kraft des evangelischen Bekenntnisses. Würde man in die Stille gehen und ernstlich prüfen, so würde man erkennen, daß dies alles hohle Phrasen sind. . . . ‚Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben‘, hat unser Meister gemahnt. Nun, ist es nicht gerade Schlangenklugheit, in einer Zeit, wo der Unglaube überhand nimmt, gegen eine Gesellschaft zu Felde zu ziehen, die zur Verbreitung des Glaubens gegründet wurde. Denn die in evangelischen Kreisen verbreitete Meinung, der Jesuitenorden sei zur Bekämpfung des Protestantismus gegründet, ist falsch."

In dieser Weise redet der Verfasser seinen Glaubensgenossen noch auf einer Reihe von Seiten ins Gewissen, so schlicht, ungekünstelt, so herzlich fromm und wohlwollend, aber auch so folgerichtig, eindringlich und beredt, daß wir den Protestanten sehen möchten, der nach beendeter Lesung die Jesuitenfrage nicht mit viel nachdenklicheren Augen ansehen müßte als vorher.

Leider hat der Mann es ratsam gefunden, seinen Namen zu verschweigen, und das wird manchen zum Vorwand dienen, sein ernstes Wort ungelesen abzuweisen, weil der angebliche „evangelische Christ" sicher ein Katholik, wo nicht gar ein Jesuit sei. Tatsächlich ist das schon geschehen.

Beim Lesen merkt man allerdings bald, daß hier von einer Täuschung keine Rede sein kann. Diese Sprache Kanaans, diese treuherzig pietistische Mundart trägt den Stempel der Echtheit in sich selbst.

Auch gelegentlich einfließende Schiefheiten in nebensächlichen Dingen beweisen, daß wir einen echten schwäbischen Pietisten vor uns haben, und zwar einen sehr gebildeten und belesenen Mann, der zwar meist protestantische, aber daneben doch auch katholische, ja sogar auch jesuitische Werke zu Rat gezogen hat. So erweist sich der gläubige Pietist weitherziger und voraussetzungsloser als die Masse der liberalen Protestanten des Evangelischen Bundes. Kein Wunder, daß er eine gewisse Vorliebe für den originellen Zwinglianer L a v a t e r aus Zürich an den Tag legt, von dem er unter andern ein allerliebstes irenisches Gedicht: „Wenn nur Jesus verkündigt wird", wörtlich mitteilt. Auch das bezeichnende Motto des Schriftchens ist aus Lavater genommen: „Ich kenne ihn (den Orden) nicht, als durch seine Feinde — aber nach der Heftigkeit, womit diese von ihm sprechen, muß etwas Großes an ihm sein, das Tausende nicht haben."

Lavater wurde ob solcher Worte als geheimer Jesuit verschrien. Seinem Geisteserben aus Winnenden in Altwürttemberg wird es ebenso gehen.

Gedanken zur Ethnologie.

Die Ethnologie ist einer der jüngsten Zweige am Baume der menschlichen Erkenntnis. Trotz ihrer oder vielleicht wegen ihrer Jugend tritt die neue Wissenschaft sehr selbstvertrauend und vielverheißend auf. Was will sie eigentlich? Welches sind ihre Aufgaben und ihre Ziele?

Unermeßlich mehr als die Erforschung aller andern Dinge auf unserem kleinen Planeten interessiert uns die vollkommene Kenntnis des Menschengeschlechts, der Krone der ganzen sichtbaren Schöpfung. Diese Kenntnis will uns, wie schon ihr Name besagt, die Völkerkunde vermitteln. Die Völkerkunde hat es aber nicht mit den einzelnen Menschen zu tun, das ist der Gegenstand der Anthropologie mit ihren verschiedenen Zweigen, die teils zu den Naturwissenschaften teils zur Philosophie (Psychologie) gehören. Sie befaßt sich vielmehr mit den verschiedenen Völkern als Gesamtheiten und schließlich mit dem ganzen Menschengeschlecht als einer großen moralischen Einheit.

Um zu dieser vollkommenen Erkenntnis des Menschengeschlechts zu gelangen, sieht sich die Völkerkunde vor eine doppelte Aufgabe gestellt; die eine ist beschreibender, die andere mehr philosophischer Natur, mit der ersteren befaßt sich die Ethnographie (von ἔθνος = Volk und γράφειν = beschreiben); mit der letzteren die Ethnologie.

Ethnographie. Die Ethnographie hat die Aufgabe, uns die Menschheit in allen ihren Teilen mit ihrer gesamten materiellen und geistigen Kultur, so wie sie in Wirklichkeit war oder ist, wahrheitsgetreu zu schildern, ohne sich um die Frage nach der Entstehung dieser Zustände zu kümmern. Sie hat also rein beschreibenden Charakter. Vor allem sucht sie uns die heute lebende Menschheit in allen ihren Teilen, Kultur- und Naturvölkern, wahrheitsgetreu darzustellen. Man kann diesen Teil der Ethnographie zur politischen Geographie im Sinne Ritters und Daniels rechnen, er wird aber mit Recht getrennt behandelt, weil die der Geographie gestellten Aufgaben so umfassend sind, daß die Kulturzustände, besonders das höhere geistige Leben, nicht die gebührende Berücksichtigung finden können.

Wir wollen aber nicht bloß die Kulturzustände der heutigen Menschheit kennen lernen, sondern auch die der Vergangenheit. Viele Völker sind längst vom Schauplatz verschwunden; sie sind entweder vollständig vernichtet worden (wie z. B. die Tasmanier, viele Indianerstämme Nordamerikas) oder haben sich allmählich mit andern Völkern zu einer neuen Einheit verschmolzen. Doch besitzen wir über viele dieser Völker genügende Nachrichten, um uns ein klares Bild von ihrer Kultur zu bilden. Dieser Teil gehört genau gesprochen zur Kulturgeschichte, wird aber auch zur Ethnographie gezogen, namentlich soweit die Naturvölker in Betracht kommen.

Von großer Wichtigkeit für die Völkerkunde ist die Unterscheidung von Kultur- und Naturvölkern. Diese ist heute allgemein angenommen, aber es ist nicht so leicht, sie genau zu bestimmen und zu begründen. Vor allem muß man sich hüten, die Naturvölker mit den „Wilden" zu identifizieren. Die Wilden gehören zwar auch zu den Naturvölkern, aber nicht alle Naturvölker sind Wilde. Die Baganda in Äquatorialafrika, die Neuseeländer usw. werden zu den Naturvölkern gerechnet, können aber nicht als Wilde bezeichnet werden. Schon vor Ankunft der Europäer standen sie in mancher Beziehung auf einer ziemlich hohen Kulturstufe.

Unter Naturvölkern darf man überhaupt nicht Völker verstehen, die ohne jede Kultur und Gesittung sind, solche gibt es nicht. Alle Völker ohne Ausnahme haben mit der Vernunft, der Quelle aller Kultur, eine Sprache, eine Religion, politische und wirtschaftliche Einrichtungen usw. Naturvölker im Unterschied zu den Kulturvölkern sind nur kulturarme Völker; es handelt sich bloß um einen Unterschied im Grade, nicht im Wesen.

Welches ist aber das unterscheidende Merkmal zwischen beiden Arten von Völkern? Nach Fr. Ratzel[1] sind Naturvölker diejenigen, die unter dem Naturzwang leben. Freilich fügt er hinzu: Kultur ist Naturfreiheit nicht im Sinne der völligen Loslösung, sondern in dem der vielfältigeren, breiteren und weiteren Verbindung. Der Bauer, der sein Korn in die Scheune sammelt, ist vom Boden seines Ackers endgültig ebenso abhängig wie der Indianer, der im Sumpfe seinen Wasserreis erntet, den er nicht gesät hat; aber jenem wird diese Abhängigkeit minder schwer, weil sie durch den Vorrat, den er weise genug war zu sammeln, eine lange Fessel ist, die nicht so leicht drückend wird, während diesem jeder Sturmwind, der die Ähren ins Wasser schüttelt, an den Lebensnerv rührt.

[1] Völkerkunde I² (1894) 13.

Auch hier handelt es sich, wie man sieht, nur um einen Gradunterschied, und es dürfte wohl schwer zu bestimmen sein, wann ein Volk den Grad des Naturzwanges so überwunden hat, daß es den Kulturvölkern einzureihen ist.

Doch wir wollen uns hier nicht auf eine lange Untersuchung der verschiedenen Ansichten einlassen, die schon aufgestellt wurden, um den Unterschied zwischen Kultur- und Naturvölkern zu begründen. Das sicherste Merkmal zur Unterscheidung der Kulturvölker von den Naturvölkern ist unseres Erachtens die Kenntnis der Schrift. Bei einem Volke, das keine Schrift besitzt, kann von einem nennenswerten Fortschritt kaum die Rede sein; es hat keine Geschichte, und jede Generation vermag nur wenig dem kommenden Geschlecht mündlich zu überliefern, alles Übrige verschwindet mit ihr; das ändert sich, sobald ein Volk es gelernt, seine Gedanken und geistigen Errungenschaften schriftlich zu fixieren und dadurch zu verewigen. Tatsächlich finden wir denn auch kein einziges Volk, das sich ohne Schrift zu einer irgendwie bedeutenden Kulturhöhe erhoben hätte.

Für die Kenntnis der Kulturvölker der Vergangenheit haben wir nun vielfach reiche Quellen, nicht nur an den Baudenkmälern, Tempeln, Palästen, Grabstätten u. dgl., sondern besonders an ihren schriftichen Denkmälern, ihren heiligen Büchern, ihren Gesetzesbüchern, ihrer Literatur, ihren Inschriften, Verträgen usw., die uns einen vollen Einblick gewähren sowohl in ihre äußere Kultur als auch in ihr ganzes geistiges Leben, ihre Religion und Moral. Bei den Naturvölkern, mögen sie der Gegenwart oder Vergangenheit angehören, fehlen diese Quellen fast ganz; wir sind deshalb auf die Zeugnisse der Reisenden, Kaufleute, Beamten und Missionäre angewiesen. Soweit es sich um rein äußere Kulturzustände handelt, um Kleidung, Wohnung, Waffen, Werkzeuge, Gewerbe, Landwirtschaft u. dgl., lassen sich dieselben leicht genau feststellen.

Viel schwieriger ist die Erforschung des geistigen Lebens der Naturvölker, ihres Denkens und Wollens, ihrer religiösen und sittlichen Anschauungen. Um hier sicher zu gehen, muß man nicht nur die Sprache der Eingebornen beherrschen, sondern sich auch in ihr Denken und Reden hineingelebt haben. Das gilt besonders von den eigentlichen Wilden. Es ist falsch, zu behaupten, die Wilden hätten keinerlei allgemeine oder abstrakte Begriffe. Sie kennen sehr wohl Gut und Bös, Recht und Unrecht, Tugend und Laster; namentlich das Rechtsgefühl ist bei ihnen oft sehr ausgebildet, wie uns alle Reisenden und Missionäre versichern. Aber

sie denken über diese Dinge nicht nach und sind deshalb auch nicht imstande, sie zu erklären. Man darf sich darüber nicht wundern. Man frage einen ungebildeten Europäer, namentlich einen, der keine Schule besucht hat: Was ist gut und bös? Was ist das Gewissen? die Pflicht? und er wird große Augen machen. Er weiß es praktisch und ist vielleicht ein tugendhafter und gewissenhafter Mann, aber er hat über diese Dinge nie nachgedacht, kann jedenfalls keine Rechenschaft davon geben. Wenn das bei einem Europäer mitten in einem zivilisierten Volk der Fall ist, um wie viel mehr bei einem Wilden, dem das Spekulieren so unendlich fern liegt!

Um die Wilden über ihre Anschauungen auszufragen, muß man sich ihrer Fassungsgabe anpassen und zu ihnen reden wie einer der Ihrigen. Sodann muß man ihr Vertrauen besitzen. Namentlich wenn es sich um religiöse Dinge handelt, ist der Wilde scheu und zurückhaltend teils aus abergläubischer Furcht vor Strafe der Dämonen bei Offenbarung der religiösen Geheimnisse, teils auch aus Besorgnis, sich in den Augen des Fremden lächerlich zu machen, vor dessen Überlegenheit er großen Respekt hat. Dazu kommt noch sein Unvermögen, derlei Dinge zu erklären; vielleicht verpflichtet ihn auch der Stamm zur Geheimhaltung. Es gehört deshalb die größte Vorsicht dazu, wenn man durch Ausfragen etwas Sicheres erfahren will, namentlich da die Gefragten so gern dem Fragesteller nach dem Munde reden, schon um ihn los zu werden. Am meisten Glauben verdienen die Aussagen der Missionäre, die jahrelang mit den Eingebornen verkehrt, ihre Denk- und Redeweise gut kennen gelernt und auch ihr volles Vertrauen gewonnen haben, so daß sie ihnen oft mit der größten kindlichen Offenheit ihre geheimsten Gedanken mitteilen. Und selbst die Missionäre gestehen, daß sie oft erst nach jahrelanger Beobachtung und fast durch Zufall oder Überraschung hinter manche Geheimnisse der Naturvölker kommen.

Es wäre dringend zu wünschen, daß die Missionäre, namentlich diejenigen, die unter heidnischen Naturvölkern arbeiten, noch mehr als bisher sich dem Studium der sittlichen und religiösen Anschauungen der ihnen anvertrauten Völker widmeten, ihre Beobachtungen sorgfältig aufzeichneten und veröffentlichten. Freilich erfordert das richtige Beobachten und Erforschen der Naturvölker gewisse Vorbedingungen, an denen es zuweilen fehlt.

Man muß nicht bloß die allgemeine wissenschaftliche Bildung haben. In dieser Beziehung sind die katholischen Missionäre durchschnittlich im

Vorteil, weil sie erst nach gründlichen philosophischen und theologischen Studien in die Missionen kommen und deshalb zur Erforschung des geistigen Lebens, der Religion und Moral der Eingebornen über eine Masse von Kenntnissen verfügen, die man bei manchen Reisenden vermißt. Diese sind wohl tüchtige Naturforscher, aber an ihren theologischen und philosophischen Kenntnissen tragen sie meist nicht schwer und werden deshalb bei ihren Untersuchungen über die religiösen Anschauungen des Volkes leicht in die Irre geführt.

Aber diese allgemeine Bildung genügt für die Beobachtung noch nicht. Man muß wenigstens einige Kenntnis haben von den verschiedenen Richtungen und Schulen, welche heute die Ethnologie beherrschen und von den wichtigsten Problemen, die im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stehen. Sonst wird man ahnungslos an vielen Dingen vorübergehen, die von höchstem wissenschaftlichen Interesse sind.

Eine treffliche Illustration zu dem Gesagten bietet uns das neueste ausgezeichnete Werk von P. H. Trilles C. S. Sp.[1] über den „Totemismus bei den Fân". Der Ausdruck Totem ist den eingebornen Stämmen Nordamerikas entlehnt. Eine genaue Definition des Totems zu geben ist sehr schwer, weil es nicht überall die gleiche Bedeutung hat. Im allgemeinen bezeichnet das Totem ein Tier oder eine Pflanze, seltener eine Naturerscheinung, mit denen eine Familie, ein Clan oder ein Stamm in einer verwandtschaftlichen Beziehung zu stehen glaubt, denen man eine Art Kult erweist, nach denen sich die Familie oder der Clan oft benennt. Die Angehörigen desselben Totem dürfen auch meist untereinander nicht heiraten. Kurz, das Totem ist eine Art heiliges Wappen einer Familie, eines Clans oder Stammes, das ihnen als Erkennungszeichen gilt.

Bis in die neueste Zeit war vom Totemismus bei den afrikanischen Stämmen fast nichts bekannt. Viele zweifelten, ob diese Einrichtung in Afrika überhaupt existiere. Als P. Triller vor 20 Jahren zu den Fân kam, bemerkte er bald, daß die Neger gewisse Tiere als Beschützer der Familie, des Clans, des Individuums betrachteten und ihnen eine Art Kult erwiesen. Er erkundigte sich bei seinen Mitbrüdern, die schon seit langem als Missionäre in jenen Gegenden wirkten, aber sie konnten ihm keinen Aufschluß geben. Entweder hatten sie infolge ihrer vielen apostolischen Arbeiten keine Zeit, sich mit dieser Erscheinung abzugeben, oder hielten

[1] Le Totémisme chez les Fân, Münster i. W. 1912; bildet einen Teil der Anthropos-Bibliothek, herausgegeben von P. W. Schmidt S. V. D.

dieselbe für eine der vielen bei den Negern gewöhnlichen „Teufeleien", die der Beachtung nicht wert sei. Auch der protestantische Missionär Nassau[1], der volle 45 Jahre in Westafrika lebte, weiß nur weniges vom Totemismus der Neger zu berichten.

So war es dem P. Trilles lange unmöglich, zur Klarheit zu gelangen. Erst als er die neueren ethnologischen Werke über den Totemismus von Frazer, A. Lang usw. zu Gesicht bekam, erhielten seine Forschungen eine bestimmtere Richtung, und nun gelang es ihm, unterstützt von einer Reihe von günstigen Umständen, durch sorgfältige Beobachtung das Geheimnis zu enthüllen. Er entdeckte bald, daß der Totemismus zwar mit dem Fetischismus innig zusammenhängt, aber von ihm genau unterschieden werden muß, daß er eine Grundlage des Familienlebens der Fân, ihrer Clan- und Stammesorganisation bildet und einen großen Teil ihrer Einrichtungen beherrscht. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er in dem obengenannten Werke niedergelegt und dadurch der Ethnographie und Ethnologie einen wesentlichen Dienst geleistet.

Obgleich es aber wünschenswert, ja notwendig ist, daß der Missionär, der erfolgreich ethnographische Studien betreiben will, mit den zahlreichen modernen Problemen der Völkerkunde bekannt sei, so muß er sich doch auch wieder davor hüten, sich von vornherein auf gewisse Theorien festzulegen. Nicht derjenige ist der beste Erforscher tatsächlicher Verhältnisse, der schon allerlei Theorien in seinem Gepäck mit sich führt. Wir sehen das an manchen Reisenden, die sich schon daheim ihre Theorien gebildet haben, dann hinausziehen und natürlich überall Bestätigungen für dieselben finden. Der Ethnograph soll zwar die schwebenden Probleme kennen, aber sich möglichst wenig von ihnen leiten lassen. Er soll unbefangen und mit reiner Wahrheitsliebe in die Wirklichkeit hineinschauen und darf sich nicht mit einigen oberflächlichen Beobachtungen begnügen und vorschnell urteilen. Er soll die Beobachtungen oft und unter verschiedenen Umständen wiederholen, dieselben miteinander vergleichen, die gewonnenen Ergebnisse nachprüfen, darüber vertrauenswürdige Eingeborne, die das genügende Wissen haben, bei günstiger Gelegenheit ausfragen und zwar nicht bloß einmal, sondern wiederholt. So wird er vielleicht im Verlauf mehrjähriger Beobachtungen seine ersten Urteile ändern oder modifizieren. Mehr als ein Missionär meinte am Anfang seines Wirkens, Leute vor sich zu haben, die religionslos

[1] Fetichism in West Africa, London 1904.

und die reinsten Materialisten seien. Später ist er durch eingehendere Forschungen zu andern Ergebnissen gekommen.

Hat ein Missionär auf Grund langjähriger, geduldiger und gewissenhafter Beobachtung einen vollen Einblick gewonnen in das Leben und Treiben des ihm anvertrauten Volkes, in seine sozialen, religiösen und sittlichen Anschauungen und Einrichtungen, dann möge er die Ergebnisse seiner Forschungen in einer Zeitschrift oder einer eigenen Monographie veröffentlichen, und die Wissenschaft wird ihm dafür sehr dankbar sein.

In Bezug auf die sinnlich wahrnehmbaren Kulturzustände sind wir heute imstande, uns ein fast vollständiges Bild von der gesamten Menschheit zu bilden. Die Ethnographie hat in diesem Punkte schon Großes geleistet. In allen Kulturländern erscheinen zahlreiche geographische, anthropologische, ethnographische und ethnologische Zeitschriften, in denen sich viele treffliche Kulturskizzen von nahezu allen Völkern der Erde finden. Wir haben auch schon zusammenfassende Darstellungen, die uns einen ziemlichen Einblick in das sichtbare Leben und Treiben der verschiedensten Völker gewähren. Einen zuverlässigen Helfer hat heute die Ethnographie auch an dem photographischen Apparat, der mit unfehlbarer Sicherheit festhält, was er gesehen hat, und lange und mühsame Beschreibungen überflüssig macht.

Dazu kommen endlich noch die Völkermuseen. Nicht jeder kann große Reisen in die entfernten Länder unternehmen, und die Reisebeschreibungen geben auch denen, die sie besitzen, nicht immer ein klares und anschauliches Bild von den geschilderten Gegenständen. Hier kommen uns die Völkermuseen zu Hilfe, in denen sich die materiellen Kulturprodukte der verschiedensten Völker in Natur oder getreuen Nachbildungen geordnet zusammenfinden. Hier kann der Besucher die Wohnungseinrichtungen der verschiedensten Völker, ihre Kleider und Schmucksachen, ihre Waffen und Werkzeuge aller Art, ihre Gewerbeprodukte: Matten, Gewebe, Töpfe, Musikinstrumente, Spielsachen usw., mit Muße betrachten und studieren. Ja, wenn einmal die Völkermuseen vollkommen eingerichtet sein werden, wird man „daheim“ eine interessante Reise um die Welt machen können. Die Museen würden aber unseres Erachtens der Wissenschaft größere Dienste leisten, wenn sie mehr sachlich eingerichtet wären, als es heute der Fall ist. Heute sind in einem oder zwei Sälen die afrikanischen Völker und zwar der Reihe nach vertreten. In andern Sälen trifft man in ähnlicher Reihenfolge die Völker Asiens, dann die Amerikas usw. Das hat seinen Vorteil, wenn man einzelne Völker kennen lernen will, und

bietet vielleicht auch dem schaulustigen Publikum größeres Interesse. Für das vergleichende Studium aber wäre es dienlicher, wenn die Museen nicht geographisch, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet wären, so daß man z. B. in einem Saale das ganze Wohnungswesen der Völker der Erde beisammen hätte, angefangen von den armseligen Windschirmen der Australier und den Buschmannhöhlen bis hinauf zu den feinsten Bauten vieler Malaien und Polynesier; in einem andern die Kleidungen, in einem dritten die Waffen oder die Werkzeuge usw. Das vergleichende Studium würde dadurch wesentlich erleichtert werden.

So vollkommen heute schon unsere Kenntnis der äußeren Kulturzustände der Völker ist, so mangelhaft ist noch unser Wissen von ihrem höheren geistigen Leben, besonders ihrer Religion und Moral. Die Angaben sehr vieler Reisenden über die Religion und Moral eines Landes oder Volkes, bei dem sie nur kurze Zeit gelebt, dessen Sprache sie gar nicht oder nur oberflächlich kannten, sind vielfach ungenügend und sehr unzuverlässig. Die Gründe dieser Erscheinung haben wir schon oben angedeutet. Nun haben allerdings einzelne Reisende sich lange bei einzelnen Völkern aufgehalten und noch mehr gilt das von Missionären, die oft den größten Teil ihres Lebens bei den Naturvölkern zugebracht haben und von denen wir zahlreiche und wertvolle Monographien besitzen. Außerdem sind in den fast unzähligen protestantischen und katholischen Missionszeitschriften sehr viele vortreffliche Völkerskizzen enthalten. Leider ist dieses wertvolle Material noch fast unbenutzt. Das hat zum Teil seinen Grund in dem Mißtrauen, das die modernen Ethnologen vielfach den Missionären entgegenbringen. Die Darlegungen der Missionäre passen eben oft schlecht zu gewissen modernen Lieblingsideen und deshalb sucht man ihr Zeugnis zu diskreditieren. Man beschuldigt sie der Voreingenommenheit, des Mangels an ethnologischen Vorkenntnissen, wenn nicht geradezu des Mangels an Wahrhaftigkeit. Das sind Anschuldigungen, die keine ernstliche Widerlegung verdienen, schon deshalb, weil sie ohne Schatten eines Beweises vorgebracht werden.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der die Benutzung der Schilderungen der Missionäre hindert. Diese Darstellungen sind in unzähligen Geschichtswerken, Reisebeschreibungen, Broschüren und besonders in den vielen Zeitschriften zerstreut, die dem einzelnen Forscher oft schwer oder gar nicht zugänglich sind. So bleiben die Missionsberichte ein kostbarer, aber fast unbekannter und unbehobener Schatz. Um diesem Übelstand in etwa

abzuhelfen, haben wir uns entschlossen, selbst eine übersichtliche und gedrängte Darstellung der Religion und Moral der verschiedensten Völker zu geben und zwar, soweit die Naturvölker in Betracht kommen, vorwiegend mit Benutzung der Missionsberichte. So Gott will, wird es uns möglich sein, das Werk in nicht allzu ferner Zukunft der Öffentlichkeit zu übergeben.

Ethnologie. Die Ethnologie könnte man die Philosophie der Ethnographie nennen. Die Ethnographie lehrt uns die Menschheit in allen ihren Teilen kennen, so wie sie in Wirklichkeit ist. Damit begnügt sich aber der menschliche Geist nicht. Dieser möchte auch Klarheit erlangen über das Entstehen und Werden der menschlichen Kultur und über ihre verschiedenen Entwicklungsphasen bei den verschiedenen Völkern. Aus welchen Anfängen hat sich die menschliche Kultur entwickelt, wie sah die Urkultur aus und wie ist die heutige Kultur entstanden? In diesen Werdegang möchte die Ethnologie forschend eindringen, das ist ihre Aufgabe.

Man könnte meinen, das sei die Aufgabe der Kulturgeschichte. Doch dem ist nicht so. Will die Kulturgeschichte eigentliche Geschichte bleiben, so muß sie sich darauf beschränken, die Geschehnisse der Vergangenheit in ihrer ursächlichen Verkettung darzustellen; sobald sie den Boden der nachweisbaren Tatsachen verläßt, hört sie eben auf, Geschichte zu sein. Damit sind der Geschichte sehr bestimmte Grenzen gezogen. Selbst die Anfänge der Kulturvölker verlieren sich in der Nacht vorgeschichtlicher Zeiten. Das gilt noch viel mehr von den Naturvölkern, die überhaupt keine Geschichte haben. Denn schriftliche Denkmäler sind nicht vorhanden, und ihre Überlieferungen und Sagen sind meist so nebelhaft, verworren und widersprechend, daß sie für den Geschichtschreiber keinen Wert haben.

In dieses der Geschichte unzugängliche Gebiet sucht nun die Ethnologie einzudringen und zwar vorzüglich mit Hilfe der Vergleichung des ihr von der Ethnographie dargebotenen Stoffes. Sie stellt die gleichen oder ähnlichen Kulturzustände der verschiedenen Völker zusammen und sucht auf Grund der geographischen Verbreitung den Ursprung und die Entwicklung der betreffenden Erscheinung zu ermitteln. Die vergleichende Religionswissenschaft ist nur ein Teil der Ethnologie, dasselbe gilt von der vergleichenden Sprachwissenschaft. Ja die Ethnologie will nach Möglichkeit alle Kulturerscheinungen: Religion, Moral, Sprache, soziale Einrichtungen, Kunst, Gewerbe, Wohnung, Kleidung usw., in den Bereich ihrer Vergleichung ziehen, um daraus mit Hilfe der geographischen Verbreitung auf ihren Ursprung zu schließen. Das ist allerdings eine Riesenarbeit,

die die Kräfte eines einzelnen Menschen unermeßlich übersteigt und nur durch die Zusammenwirkung vieler Gelehrten während vieler Generationen geleistet werden kann. Die Gelehrten müssen die Arbeit untereinander teilen: die einen müssen sich der Erforschung der Sprache, die andern der der Religion und Moral, wieder andere der sozialen und politischen Einrichtungen, der Gewerbe, des Handels, des Ackerbaues usw. widmen. Erst wenn diese Detailforschungen ihre besondern Aufgaben gelöst haben, wird eine große Synthese möglich sein, die uns ein annähernd richtiges Bild der Entwicklung der Kultur von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Zeit gewähren kann. Ob diese Zeit jemals kommen wird? Das ist schwer zu sagen; jedenfalls sind wir noch weit, weit davon entfernt, ja wir sind sozusagen noch in den allerersten Anfängen der Forschung. Die positiven, vollständig sichern Leistungen der Ethnologie sind bis heute ganz minimal. Man hat unzählige mehr oder weniger wahrscheinliche Hypothesen aufgestellt, die meist mit ebensoviel Eifer angefochten als verteidigt werden. Vollständig sichere Resultate hat man fast keine.

Woher kommt es nun, daß trotz der rastlosen Bemühung so vieler Forscher bis heute noch so dürftige Resultate erzielt wurden? Ein Grund dieser Erscheinung liegt unzweifelhaft in der ungeheuren Ausdehnung des Forschungsgebietes, der großen Zahl von schwierigen Problemen, die es birgt, und der Vielheit der Hilfswissenschaften, die an der Lösung mitarbeiten müssen.

Ein noch größeres Hindernis für den Fortschritt der Ethnologie ist aber der Mangel an klaren und sichern Grundsätzen. Die bloße Vergleichung mehrerer Völker kann zu keinen Schlüssen führen, es gehören dazu noch sichere, feste Grundsätze, und daran fehlt es noch sehr. Findet man heute bei verschiedenen Völkern dieselbe Einrichtung, so schließt man: das eine Volk muß sie von dem andern oder beide müssen sie von einem dritten entlehnt haben. Der Schluß ist falsch. Möglicherweise sind verschiedene Völker ganz unabhängig voneinander zu derselben Einrichtung gelangt. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß die menschliche Natur mit ihren wesentlichen Trieben, Bedürfnissen und Anlagen überall dieselbe ist. Überall finden wir denselben Erhaltungstrieb, dasselbe Gefühl der Schwäche, Hilflosigkeit und Abhängigkeit von höheren Kräften, überall dasselbe Bedürfnis, sich zusammenzuschließen, um gemeinsam den Kampf ums Dasein zu bestehen, überall dasselbe Sühnebedürfnis, dasselbe unweigerliche Verlangen nach vollkommenem Glück u. dgl. Die gleichen Bedürfnisse, Neigungen

und Anlagen werden überall zu gleichen oder ähnlichen Einrichtungen führen, soweit nicht äußere Hindernisse entgegentreten. Es darf uns deshalb nicht wundern, daß wir fast bei allen Völkern Gebete, Fasten, Opfer, eine Art Priestertum, religiöse Feste, Prozessionen u. dgl. finden, und man darf nicht schließen, das eine Volk habe diese Einrichtungen vom andern entlehnt, sie konnten ganz unabhängig voneinander bei verschiedenen Völkern entstehen. Die Nichtbeachtung dieser Wahrheit hat namentlich in der vergleichenden Religionswissenschaft schon viel Verwirrung angestiftet. So findet man z. B. in Buddhismus, Lamaismus, Brahmanismus manche Institutionen, die mit katholischen Einrichtungen Ähnlichkeit haben. Flugs schloß man: also hat die katholische Kirche diese Einrichtungen dem Buddhismus oder Brahmanismus nachgebildet. Der Schluß verstößt gegen alle Logik.

Ein dritter Grund, der die Ethnologie bis heute an der Erreichung gründlicher und sicherer Ergebnisse gehindert hat, ist der Apriorismus, der der jungen Wissenschaft wie eine Kinderkrankheit anhaftet. Die große Mehrheit der Ethnologen steht heute auf dem Standpunkt der extremen Deszendenzlehre, nach der sich der Mensch aus völlig tierischen Anfängen durch allmähliche Umbildung herausgearbeitet hat. Der Mensch ist nach dieser Anschauung nicht wesentlich, sondern nur dem Grade nach von den Tieren verschieden, es sind in ihm wesentlich dieselben Kräfte tätig, die schon im Tiere, wenigstens im Keime, vorhanden sind. Von diesem Standpunkt beurteilt nun der Ethnolog die ganze Kulturentwicklung der Menschheit. Selbstverständlich sind für ihn die Kulturvölker der Zeit nach später anzusetzen als die Naturvölker, mit andern Worten, jene stellen eine spätere Entwicklung der Menschheit dar, sie waren auch einst im Stadium der Naturvölker, sind aber darüber längst hinausgekommen. Unter den Naturvölkern stehen wieder diejenigen dem Urzustand näher, die kulturärmer sind oder auf einer niedrigeren Kulturstufe sich befinden.

So sagt Weule, der sich gleich in der Einleitung zu seinem „Leitfaden der Völkerkunde"[1] zur Deszendenzlehre bekennt, der „Urrasse noch am nächsten stehen von allen heutigen Rassen die Australier; sie haben sich am wenigsten von der Menschheitswurzel entfernt". Man sieht, der gelehrte Mann kennt die Urrasse so genau, daß er bestimmt zu sagen weiß, wer ihr am nächsten steht.

---

[1] Leipzig u. Wien 1912.

Aber auch die niedrigsten Naturvölker, die eigentlichen Wilden, haben schon eine lange Kulturentwicklung hinter sich. Denn selbst die verwahrlostesten Völker, von denen wir Kunde haben, kennen das Feuer, besitzen eine Sprache und mancherlei künstliche Waffen und Werkzeuge, haben schon eine gewisse soziale Ordnung, eine Religion und Moral. Selbstverständlich kann der Mensch nicht mit einem Sprung aus der völligen Tierheit in den Zustand einer wenn auch noch so dürftigen Kultur gelangt sein. Man setzt deshalb noch weitere Entwicklungsperioden, Millionen von Jahren an, in denen diese Entwicklung stattgefunden hat, bevor der Mensch ein heutiger „Wilder" wurde[1]. Man sucht uns begreiflich zu machen, wie sich die ursprünglich rein tierischen Trieblaute in eine Begriffssprache umgewandelt, durch welchen Prozeß der Tiermensch dazu kam, aufrecht zu laufen, sich höhere Begriffe zu bilden, wie sich aus der ursprünglichen Promiskuität der tierischen Menschenhorden die Ehe, die Familie, das Eigentum, eine soziale Ordnung gebildet habe, wie die ersten Elemente der Religion und später der Moral auftauchten usw. usw.

Wer sich in den neueren Werken der Ethnologen etwas umgesehen hat, weiß, wie sehr diese Anschauung alle ihre Forschungen und Urteile beherrscht. Selbst Fr. Ratzel[2] meint von diesen Forschern: „Sie suchen überall ‚Urzustände' und ‚Entwicklung'. Hat man nicht das Recht, mit einigem Argwohn auf wissenschaftlichem Gebiet solchem Suchen zu begegnen, das im voraus schon so gut weiß, was es finden will? Die Erfahrung lehrt, wie nahe dabei die Gefahr der Voreingenommenheit liegt. Von einer Möglichkeit erfüllt, schlägt man die andere zu gering an. Findet ein von der Idee der Entwicklung getränkter Forscher ein Volk, das in mehreren oder selbst vielen Beziehungen hinter seinen Nachbarn steht, so verwandelt sich dies ‚hinter' unwillkürlich in ein ‚unter', d. h. eine tiefere Sprosse der Leiter, auf der die Menschheit vom Urzustand zur höchsten Höhe der Kultur aufgestiegen ist."

Es muß gewiß befremden, daß Männer, die sonst auf ihre Voraussetzungslosigkeit pochen, solche vorgefaßte Meinungen ihren Forschungen zu Grunde legen. Denn wohlgemerkt, die Deszendenzlehre wird von ihren Anhängern nicht als eine bloße noch zu beweisende Hypothese, sondern als eine völlig ausgemachte, bombenfeste Wahrheit behandelt, die ihr ganzes Denken und Forschen beherrscht und nur zu oft sie nötigt, den Tatsachen

[1] Nach Weule (a. a. O. 2) muß man das Alter des Menschengeschlechtes mindestens auf anderthalb Millionen Jahre ansetzen.

[2] Völkerkunde I² (1894) 14.

Gewalt anzutun oder sie wenigstens so lange zu drehen und zu deuten, bis sie sich in das Entwicklungsschema fügen. Um diese Abstammungslehre als Theorie voraussetzen zu dürfen, müßte bewiesen sein, daß die Erschaffung des Menschen durch Gott unmöglich sei. Denn solange diese auch nur als möglich vorausgesetzt wird, kann die ganze Abstammungslehre falsch sein und falsch auch alles, was man daraus folgert. Aber wann und wo hat man denn die Unmöglichkeit der Erschaffung des Menschen von Gott, so wie das Christentum sie lehrt, nachgewiesen? Nachgewiesen! Auch nicht die Spur eines ernst zu nehmenden Beweises ist dafür je erbracht worden. Im Gegenteil, die gesunde Philosophie beweist, daß der Mensch mit einer geistigen Seele notwendig von Gott geschaffen sein muß. Das alles hindert die meisten Ethnologen nicht, die Entwicklungshypothese als völlig zweifellos vorauszusetzen und mit einer vornehmen Geste die gegenteilige Möglichkeit abzulegen, weil, wie E. Dubois-Reymond sich ausdrückte, der Schöpfer „nicht in unsere Begriffswelt paßt".

Auf welchen Standpunkt soll sich denn die Ethnologie stellen? Etwa auf den des Glaubens? Das folgt nicht, wenn man ihr den Charakter einer eigenen selbständigen Wissenschaft wahren will. Sie soll sich auf den Boden der Tatsachen stellen und nur die Folgerungen annehmen, die sich aus den zweifellos konstatierten Tatsachen notwendig ergeben. Auf diesen Standpunkt können sich alle Ethnologen zu ehrlichem Forschen zusammenfinden, mögen sie gläubige Christen sein oder nicht. Der gläubige Katholik braucht selbstverständlich bei diesen Verfahren nicht auf seine Glaubensüberzeugungen zu verzichten oder für dieselben zu fürchten. Er soll nur ehrlich und redlich den Tatsachen ins Angesicht schauen und alles annehmen, was sich unzweifelhaft aus denselben ergibt. Endlich und letztlich wird sich herausstellen, daß alles, was die Wissenschaft zu Tage fördert, sich vollkommen mit den Wahrheiten des Glaubens in Einklang bringen läßt. Freilich darf man nicht als zweifellose christliche Wahrheit oder gar als Dogma ansehen, was vielleicht bloß eine strittige Schulmeinung ist. Manche christliche Forscher sind geneigt zu meinen, die ersten Menschen seien auf einer sehr hohen Kulturstufe gewesen, und infolge davon finden sie zu leicht überall Entartung und Degradation. Aus den christlichen Quellen wissen wir über den Kulturzustand der ersten Menschen nach ihrer Verbannung aus dem Paradiese verhältnismäßig wenig. Wir wissen, daß sie von Gott mit Fellen bekleidet wurden, nachdem sie schon vorher selbst Feigenblätter geflochten und sich Schürzen gemacht hatten. Sie kannten die Sprache.

Zweifellos muß man annehmen, daß sie eine klare Erkenntnis Gottes, ihres Schöpfers und Herrn und des Endziels aller Dinge, hatten. Sie kannten selbstverständlich auch die Bedeutung ihres Sündenfalls und die Notwendigkeit der Buße. Sie kannten das natürliche Sittengesetz in seinen wesentlichsten Teilen und die Pflicht, durch Erfüllung desselben ihr ewiges Ziel zu erreichen. Endlich beseelte sie die Hoffnung auf den verheißenen Erlöser, die sie ihren Kindern mitteilten. Im Schweiße ihres Angesichtes mußten sie sich ihr Brot verdienen, und wahrscheinlich hat schon Adam selbst etwas Ackerbau und Viehzucht getrieben; das darf man wohl daraus schließen, daß von seinen Söhnen der eine ein Schafhirt, der andere ein Ackersmann war. Beide Söhne brachten Gott Opfer dar; und der eine ließ sich durch Neid zum Brudermord verleiten und lud durch dieses Verbrechen den Fluch Gottes auf sich.

Das ist so ziemlich alles, was wir aus der Schrift Sicheres über die Urkultur des Menschen erfahren. Wenn uns auch das Christentum die Annahme verbietet, die ersten Menschen hätten in einem nahezu tierischen Zustand gelebt, so nötigt es uns anderseits nicht, zu meinen, sie seien auf einer sehr hohen Kulturstufe gestanden. Ob sie die Schrift kannten oder erfanden, ist jedenfalls sehr zweifelhaft, auch von einer Pflege der Künste und Wissenschaften kann wohl kaum die Rede sein. Der Wahrheit wird man wohl am nächsten kommen, wenn man für die Urkultur eine mittlere Linie zwischen roher Barbarei und hoher moderner Kultur annimmt. Genaue Grenzen lassen sich hier nicht angeben, und deshalb ist der freien Forschung ein weiter Raum gelassen.

Aber, wie gesagt, der christliche Ethnolog soll diese aus dem Glauben geschöpften Wahrheiten nicht zur Grundlage und zum Ausgangspunkt seiner Forschungen nehmen, er soll sich vielmehr auf den Boden der Tatsachen stellen und nur das als sicheres Ergebnis der Ethnologie annehmen, was sich aus den zweifellos bewiesenen Tatsachen notwendig ergibt. Es ist dringend zu wünschen, daß sich die Katholiken mehr als bisher an den ethnologischen Studien beteiligen. Wir haben zwar schon manche treffliche Arbeiten, so z. B. von P. Wilhelm Schmidt S. V. D., von Bischof A. Le Roy C. S. Sp., aber sie verschwinden im Vergleich zu der Unzahl von Werken, die von nichtchristlichem, ja vielfach von christenfeindlichem Standpunkt geschrieben sind. Wir dürfen das weite und hochwichtige Gebiet nicht ausschließlich der ungläubigen Wissenschaft überlassen.

Viktor Cathrein S. J.

Der Streit um die denkenden Pferde.

Als in den letzten Märztagen dieses Jahres der IX. internationale Zoologenkongreß zu Monaco tagte, gelangte durch den bekannten Tierpsychologen H. Dexler, Professor an der Universität Prag, die nachfolgende Erklärung zur Verlesung:

„Vor mehr als einem Jahre ist Herr Krall aus Elberfeld mit einem Buch an die Öffentlichkeit getreten, in welchem er die selbständige Denkfähigkeit dreier von ihm beobachteter bzw. erzogener Pferde behauptet, die namentlich in rechnerischer Hinsicht erheblich über das Durchschnittsmaß menschlicher Leistungen hinaus ginge. Kralls Behauptungen fanden neben sonstiger eifriger Anhängerschaft namentlich im Herbst 1912 gewichtige Unterstützung durch ein zustimmendes Gutachten der drei Zoologen Ziegler, Sarasin und Kraemer, welche jede Zeichengebung, wie 1904 beim ‚klugen Hans', als ausgeschlossen erklärten, und neuerdings durch die Begründung einer gleichgerichteten ‚Gesellschaft für experimentelle Tierpsychologie'.

„Die dem Entwicklungsgedanken völlig zuwiderlaufenden, mit den bisherigen Ergebnissen der wissenschaftlichen Sinnesphysiologie und Psychologie der Tiere unvereinbaren, durch keine exakte Methodik gestützten Lehren Kralls und seiner Anhänger gewinnen in Deutschland wachsende Verbreitung, obwohl bis zum heutigen Tage keine den Grundsätzen kritischer Beobachtung entsprechende Nachprüfung stattgefunden hat und keinerlei beweiskräftige Experimente bekannt geworden sind.

„Da eine weitere widerspruchslose Hinnahme dieser Bewegung geeignet erscheint, das neuaufblühende und ohnehin noch vielumstrittene Forschungsgebiet der Tierpsychologie auf lange hinaus zu diskreditieren, sehen sich die Unterzeichneten zu folgender Erklärung veranlaßt:

„‚Die Angaben und theoretischen Schlüsse Zieglers, Sarasins und Kraemers in Sachen der Krallschen Pferde müssen von den Unterzeichneten so lange als unerwiesen und höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden, solange ihnen nicht allgemein zugängliche Protokolle über Untersuchungen unterlegt werden, die den modernen Anforderungen tierpsychologischer Forschung und sinnesphysiologischer Methodik entsprechen. Eine ersprießliche Diskussion des Themas der rechnenden Pferde wird nur dann möglich sein, wenn Herr Krall die betreffenden Tiere zum Zwecke der durchaus notwendigen Nachprüfung unter Anwendung der exakten Methoden der experimentellen Psychologie und Physiologie völlig frei zur Verfügung stellt, also in die Hände jener Forscher gibt, die sich angesichts des bisher vorliegenden Materials als offene Gegner der Krallschen Auffassung bekennen müssen.'"

Diese Erklärung war unterzeichnet von folgenden Namen:

Karl Bühler, Hermann Dexler, Max Ettlinger, L. Freund, Otto Liepmann, Josef Marek, Stephan v. Maday, Georg F. Nicolai, Richard Semon, Curt Thesing, Armin v. Tschermak, Erich Wasmann, Karl Wigge, Wilhelm Wundt.

Auf dem Zoologenkongreß selber unterzeichneten noch: August Forel, Willi Kükenthal, Heinrich Poll, P. Schottländer und Carl Zimmer.

Schon aus den Namen der Unterzeichner, die den verschiedensten Weltanschauungen angehören, geht zur Genüge hervor, daß von ihnen eine kritische Nachprüfung der Krallschen Behauptungen in rein wissenschaftlichem Interesse gefordert wurde. Damit ist aber der Streit um die Elberfelder Pferde in ein neues Stadium getreten. Wenn die geforderte streng wissenschaftliche Untersuchung seiner Pferde von Herrn Krall gestattet wird, werden wir ja bald sehen, ob diese vorgeblichen Tiergenies die ihnen vorgelegten Aufgaben durch ihre „eigene Denkfähigkeit" zu lösen im stande sind, falls durch „unwissentliche Versuche", in denen keiner der menschlichen Teilnehmer die Lösung der Aufgabe vorher kennt, jede Nachhilfe von seiten der menschlichen Intelligenz ausgeschlossen ist. Ohne Zweifel wird es auch hier gehen wie 1904 beim „klugen Hans". Es wird sich bestätigen, daß auch die Elberfelder Pferde hochempfängliche „Signaltiere" sind, welche infolge der ihnen unter der Form eines Unterrichts erteilten Dressur auf die feinsten bewußten oder unbewußten Zeichen ihres Herrn zu reagieren im stande sind. Für die wissenschaftliche Tierpsychologie wird der Haupterfolg darin bestehen, die verschiedenen sinnlichen Zeichen kennen zu lernen, welche dabei im Spiele sind, sowie auch die Abhängigkeit der Reaktion von den subjektiven Stimmungen des Tieres. Die Lösung wird sich jedoch verwickelter gestalten als beim klugen Hans; denn bei den Elberfelder Pferden kommen außer den optischen Signalen auch noch andere sinnliche Zeichen in Betracht, akustische Zeichen und Zügelhilfen, wie wir unten sehen werden. Die endgültige Lösung des neuen Problems wird daher auch unabhängig sein von der Pfungstschen Hypothese[1], nach welcher beim klugen Hans die für die kleinsten Ausdrucksbewegungen seines Herrn geschärfte Gesichtswahrnehmung des Hengstes alles erklären sollte.

Einen recht sachlichen und klaren Rückblick auf die bisherige Geschichte des Streites um die Elberfelder Pferde gab kürzlich einer der Hauptbeteiligten, Dr Max Ettlinger, in seiner Schrift „Der Streit um die

[1] Das Pferd des Herrn v. Osten, Leipzig 1907. Vgl. auch Wasmann, Instinkt und Intelligenz im Tierreich[3] (1905) 215—225.

rechnenden Pferde" (Natur und Kultur, München 1913). Nachdem durch das Gutachten von Professor Stumpf und die eingehenden Untersuchungen seines Assistenten Oskar Pfungst der kluge Hans für die wissenschaftlichen Kreise erledigt war, gab es in weiteren Kreisen noch manche Anhänger der Anschauungen des Herrn v. Osten. Insbesondere hatte sich schon seit 1905 der Elberfelder Juwelier Karl Krall mit großer Wärme des klugen Hans angenommen und die Leistungen desselben bereits seit Sommer 1907 auf eine, wie er glaubte, viel bedeutendere Höhe gebracht. Nach dem Tode des Herrn v. Osten 1909 kam Hans ganz in seinen Besitz. Noch viel raschere und erstaunlichere Erfolge hat aber Krall mit zwei arabischen Hengsten, Muhamed und Zarif, seit 1908 erzielt, allerdings nicht ohne kräftige Mithilfe der Reitpeitsche, welche v. Osten als Dressurmittel verabscheut hatte. Namentlich Muhamed erwies sich bei der neuen Unterrichtsmethode als eine wahre Leuchte der Tierintelligenz. In neuester Zeit dehnte Krall seinen Unterricht auch auf ein blindes Pferd (Berto) aus, abgesehen von andern, mehr gelegentlichen Schülern.

Wenn wir den Behauptungen Glauben schenken dürften, welche Krall in seinem 1912 veröffentlichten Buche „Denkende Tiere" [1] niedergelegt hat und welche später anläßlich der wunderbaren Radizierkünste Muhameds und Zarifs von manchen Anhängern Kralls noch überboten wurden, dann stände es allerdings glänzend um die Intelligenz dieser Pferde. Denn sie verstehen die menschliche Sprache, und zwar Deutsch und Französisch. Sie haben ferner für ihre Hufsprache, mit der sie ihre Gedanken ausdrücken, eine eigene abgekürzte Orthographie, eine Art Pferdestenographie, erfunden, die nach der Klangfarbe der gehörten Worte sich richtet und deshalb sehr variabel ist. So besitzen sie z. B. für das Wort „Pferd" 72 verschiedene Schreibweisen, für „Zucker" 25, für „Mohrrüben" 24, ähnlich auch für „Brot", „Hafer", „Muhamed" usw. Daß von diesen Schreibweisen alle bis auf eine falsch sind und auf Nachsicht von seiten des Dresseurs beruhen, tut natürlich nichts zur Sache. Auch für das Französische haben sich die Pferde eine ähnliche abgekürzte Rechtschreibung gebildet. Krall hat auch Sprechversuche mit seinen Pferden angestellt, um ihre „Gedanken" kennen zu lernen; ja er glaubt auch an eine gegenseitige Unterhaltung derselben über die ihnen gestellten Aufgaben. Es ist ihm gelungen, das

[1] Eine sehr scharfe Kritik desselben von Professor H. Dexler erschien im Neurologischen Zentralblatt 1912, Nr 11, S. 685—694. Die folgenden Belege sind fast sämtlich dem Buche Kralls entnommen, mit Ausnahme der allerletzten.

selbständige Denken seiner Schüler so zu fördern, daß sie nicht bloß ein ästhetisches Urteil über ein ihnen vorgehaltenes Bild abgeben, z. B. „ig find hahn schön", sondern auch auf Befragen den Grund dafür angeben: „weil han bunt fedrn ht". Sogar bis zur Ablegung einer Gewissensrechenschaft hat er die Pferde gebracht. Auf die Frage: „Warum war Zarif nicht lieb?" gab dieser zur Antwort: „weil vaul isd". Und als Dr Schöller, der Mitarbeiter Kralls, ein sprechendes Pferd an die Tafel gezeichnet hatte, teilte Zarif aus freien Stücken seine Ansicht über dasselbe mit, indem er klopfte: „fert aug faul". Die beiden Pferde benutzten weiterhin ihre Gewissensrechenschaft dazu, um Herrn Dr Schöller bei einer öffentlichen Vorführung als ihnen unsympathisch zu bezeichnen; sie wollten daher nicht mehr mit ihm arbeiten[1]. Dies war die Veranlassung für Schöllers Rücktritt von der Mitarbeiterschaft.

In Kralls Buch (S. 492) legen sowohl Zarif als Muhamed auf Befragen durch ihren Lehrmeister ein Selbstzeugnis für ihre Denktätigkeit ab, indem sie durch Klopfen antworten: „ig dnke" und „ig dnkn". Muhamed bezeugt daselbst sogar, daß er, weil er denken könne, auch „frstnd" (Verstand) habe, und daß derselbe in seinem Kopfe sitze. Was bedarf es da noch weiterer Beweise für die menschenähnliche Intelligenz dieser Pferde? Sie behaupten ja selber, sie hätten sie. Da kann es auch nicht mehr wundernehmen, wenn der Okkultist F. Freudenberg in den „Psychischen Studien" uns eine Äußerung Muhameds zum Besten gibt, die dem berühmten Cogito, ergo sum des Cartesius so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern: „ig dnkn ig bin Muhmed". Und diesen philosophischen Grundsatz soll das Pferd „aus eigenem Nachdenken neu gefunden haben"!

Noch größeres Aufsehen als diese Selbstbekenntnisse der Elberfelder Pferde hat aber in den weitesten Kreisen ihre mathematische Begabung erregt. Sie erfanden nicht bloß bei dem von Krall erteilten Rechenunterricht selbständig neue Hilfsmethoden, sondern sie konnten schließlich sogar die fünften Wurzeln aus neunstelligen Zahlen mit Leichtigkeit ausziehen, obwohl ihnen das Wesen der fünften Wurzel niemals erklärt worden war. Die von Bacmeister und Hartkopf veröffentlichten Berichte geben uns eine Reihe von Proben von der wunderbaren Fertigkeit dieser Pferde im Wurzelausziehen, von einer Fertigkeit, die durch wirkliches Kopfrechnen nur von

[1] Diese Angabe stammt aus Wigges Bericht in der Deutschen Tierärztlichen Wochenschrift vom 7. Dezember 1912 S. 757 und aus dessen mündlichen Mitteilungen an Ettlinger.

sehr wenigen berufsmäßigen Rechenkünstlern unter den Menschen erreicht werden könnte.

Aber gerade dieses mathematische Genie der Elberfelder Pferde legte den Gedanken nahe, daß ein anderer für sie denke. Camillo Schneider[1] meinte zwar, der „Zahlensinn", den die Pferde beim Wurzelausziehen betätigten, habe gar nichts zu schaffen mit logischer Verstandesarbeit; es sei daher durch die staunenswertesten Rechenleistungen der Tiere noch kein Beweis für ihre Denkfähigkeit erbracht. Ähnlich will auch Auguste Supper (in den „Süddeutschen Monatsheften", Januar 1913) dem Pferdegehirn ein besonderes „Rechenorgan" bewilligen, während sie ihm die Wissenschaft des Rechnens nicht zugesteht. Wer aber davon überzeugt ist, daß die menschliche Mathematik eine wirkliche Verstandesarbeit ist, wird durch diese Erklärung schwerlich befriedigt werden und eine näher liegende Erklärung vorziehen.

Die Vermutung, daß die Pferde die Lösung jener schwierigen Aufgaben nicht selber „ausrechnen", sondern durch sinnliche Zeichen, auf welche ihre Beobachtungsgabe eingeübt ist, von seiten eines mitbeteiligten Menschen erhalten, nahm immer bestimmtere Gestalt an. Krall selber hatte schon in seinem Buche (S. 168) von einem sonderbaren „Bureaukratismus" der Pferde berichtet, der auf ihre sinnliche Abhängigkeit von einer bestimmten Weise der Fragestellung hinwies; sie vermochten nämlich eine ihnen auf einer Tafel mit der Hand vorgehaltene Zahl nicht mehr zu erkennen, während ihnen dieselbe Zahl auf der feststehenden Tafel bereits geläufig war; es schien also nicht die Zahl als solche zu sein, auf die sie reagierten. Noch auffälliger aber war es, daß sie bei schwierigen Rechenaufgaben nicht etwa nach Art eines rechnenden Menschen ihr Auge ruhig auf die Tafel richteten, auf welcher die Aufgabe geschrieben stand, sondern den Kopf hin und her bewegten. Ähnliches hatte man schon beim klugen Hans seinerzeit wahrgenommen. Ein ausgezeichneter Beobachter, Tierarzt Wigge, stellte dasselbe auch für Zarif und Muhamed fest. „Nicht ein einzigesmal habe ich beobachtet, daß Zarif die Aufgaben an der Tafel irgendwie fixiert hat. Er machte andauernd derart lebhafte Bewegungen, daß Albert (der Pferdeknecht) wiederholt hinzutreten mußte, um den Kopf überhaupt nach der Tafel zu dirigieren. Auch Muhamed hatte nur Auge und Ohr für seine Mohrrüben, für seinen Herrn und für Kutscher Albert." Andere kritische Beobachter, wie Max

[1] Die rechnenden Pferde, im Biol. Zentralblatt 1913, Nr 3, S. 170—179.

Doering und W. Koehler, versichern ebenfalls, daß die Pferde sich augenscheinlich gar nicht um die Rechenaufgabe kümmerten, die auf der Tafel stand, sondern wohl gar den Kopf nach der andern Seite richteten. Und trotz dieser Unaufmerksamkeit verrieten sie eine besondere „Vorliebe" für Lösung gerade der schwierigsten Wurzelrechnungen, die ihnen oft in wenigen Sekunden gelang, während sie bei viel einfacheren Aufgaben eher mehr Fehler machten und leichter versagten! Wie kam das?

Die Antwort auf diese Frage wurde durch die Entdeckung von Rechentricks gegeben, die gerade den schwierigeren Aufgaben zu Grunde lagen. Max Doering, der selbst der Vorführung der Elberfelder Pferde beiwohnen konnte, und Max Ettlinger, dem dieser Wunsch nicht erfüllt wurde, sind unabhängig voneinander zu diesem nämlichen Ergebnisse gekommen. Letzterer hat schon im August 1912 aus der Art der Fehler, die bei den Rechenkünsten jener Pferde häufig der richtigen Lösung voranzugehen pflegen, den eingehenden Nachweis dafür erbracht, daß das Resultat überhaupt nicht *berechnet*, sondern mit Hilfe bestimmter, bekannter Rechentricks *erraten* worden ist. „Man kann nämlich", wie *Ettlinger* in seiner Schrift von 1913 (S. 34 ff) ausführt, „wenn es vorher sicher feststeht, daß die Radizieraufgaben glatt aufgehen (und das ist bei den sorgfältig vorbereiteten Elberfelder Beispielen durchweg der Fall), an den End- und Anfangsziffern der dritten und fünften Potenz sehr leicht unmittelbar ablesen, welches die gesuchte Wurzel sein muß. Namentlich bei den fünften Wurzeln, deren Ausrechnung selbstverständlich am schwierigsten wäre, ist die Regel des Erratens überraschend einfach." Es endigt nämlich die fünfte Potenz einer jeden Zahl genau auf die gleiche Endziffer wie die gesuchte Zahl selbst, wie man aus folgender Liste unmittelbar entnehmen kann:

$1^5 = 1$ $3^5 = 243$ $5^5 = 3125$ $7^5 = 16807$ $9^5 = 59049$
$2^5 = 32$ $4^5 = 1024$ $6^5 = 7776$ $8^5 = 32768$ $10^5 = 100000$

Ettlinger erläutert sodann an mehreren Beispielen, wie die Pferde beim Ausziehen fünfter Wurzeln aus vielstelligen Zahlen sich benahmen. Die nach obiger Tabelle bekannte Schlußziffer des Resultates fanden sie stets rasch, klopften aber häufig anfangs um einen Hufschlag zu wenig oder zu viel. Das deutet auf eine unvollkommene Signalübermittlung von seiten des „Wissenden" hin, der den Rechentrick kannte. Das scheinbar schwierigste und zugleich lehrreichste von diesen Beispielen, wo es sich um eine neunstellige Zahl handelte, deren fünfte Wurzel durch Kopfrechnen unmöglich

zu finden war, wollen wir nach dem Berichte eines begeisterten Augenzeugen, Professor *Sarasins*[1], hier wiedergeben.

Dem Hengste Muhamed, der ein weit besserer Rechenkünstler ist als Zarif, war folgende Aufgabe an die Tafel geschrieben worden: $\sqrt{147008443}$. Krall bemerkt dazu: „Er hat noch nie so etwas Schweres gemacht." . . . „Antwort sogleich: (falsch) 23, (falsch) 24, (falsch) 32 oder 33, (falsch) 22, (falsch) 63, (falsch) 33. Krall: ‚Albert, die Reitpeitsche her!' Der Wärter holte jetzt eine schwere Reitpeitsche, führte einen heftigen Schlag gegen die Barriere und drang auf das Pferd ein; da bäumte sich der Hengst, drehte sich auf den Hinterfüßen stehend im Kreise und wollte ausbrechen, so daß der Wärter zurücktrat; sogleich aber stellte er sich vor das Brett, und mit äußerst entschiedenen, fast zornig gestampften Tritten markierte er *richtig* 43. — Da strahlte Krall vor Freude, und ich eilte auf ihn zu und drückte ihm die Hand, von Bewunderung übermannt."

Einem minder begeisterten Beobachter mußte es auffallen, daß anfangs *sofort* richtig die Endziffer der Lösung vom Pferde angegeben, dann aber mehrmals um einen Schlag zu viel oder zu wenig abgeändert wurde. Demjenigen, der die Lösung herausbrachte, war es offenbar klar, daß die Endziffer 3 sein mußte; die Abweichungen von derselben beruhen darauf, daß das Pferd die Signale zum Schlußtritt etwas zu früh oder zu spät auffaßte. Die Zehnerziffer dagegen konnte nur durch Taxieren erraten werden und wurde erst durch den Ruf Kralls und die *Drohung* mit der Reitpeitsche übermittelt. Daß das Pferd selber während des letzten gewaltsamen Manövers in seinem Kopfe „weitergerechnet" habe, kann man schwerlich annehmen.

Ferner zeigte Ettlinger, daß auch bei den dritten Wurzeln die Endziffer des Resultates nach bekannten Tabellen leicht anzugeben ist und nur die Zehnerziffer allmählich erraten werden muß. So ging es auch bei den betreffenden Elberfelder Versuchen. Bei den vierten und zweiten Wurzeln wurde ebenfalls häufig anfangs daneben geraten, innerhalb des nach den Tabellen zu erwartenden Spielraumes.

Der von Ettlinger erbrachte und von Mathematikern anerkannte Nachweis von *Rechentricks* bei den Wurzelrechnungen der Elberfelder Pferde

---

[1] Ein Besuch bei Herrn Krall und seinen denkenden Pferden (Zoologischer Anzeiger XL Nr 8/9, 27. September 1912, S. 238—254) 248. — An diesen Bericht Sarasins schließt sich ebendort das eingangs erwähnte Gutachten von Kraemer, Sarasin und Ziegler zu Gunsten der denkenden Pferde an.

drängt die Frage auf, wer denn eigentlich jene Tricks gekannt habe, die Pferde selber oder irgend ein menschlicher Ratgeber, der ersteren die Lösung der gestellten Radizieraufgaben durch bewußte oder unbewußte Zeichen übermittelte?

Der bekannte Gehirnphysiologe Ludwig Edinger (Frankfurt), der sich noch am 23. März 1912 für die selbständige Denkfähigkeit der Elberfelder Pferde ausgesprochen hatte, wurde bald darauf durch die „unglaublichen Rechenkunststücke" stutzig, die „immer wieder den Gedanken aufkommen lassen, daß irgend eine Form der Übertragung vorliegen möge". Er verlangt daher, daß den Tieren Fragen vorgelegt werden, die an sich einfach zu beantworten sind, deren Lösung jedoch dem Fragesteller ganz unbekannt sein müsse. Die wenigen derartigen Versuche, die er selber bei seiner Besichtigung der Pferde angestellt habe, seien alle mißlungen. Ebenso wie Edinger sind auch Hempelmann und andere, welche anfangs für die Denkfähigkeit der Elberfelder Pferde eingetreten waren, durch deren fabelhaften Rechenleistungen wiederum hinterdenklich geworden. Die Annahme irgend einer geheimen, absichtlichen oder unabsichtlichen Zeichengebung läßt sich da kaum mehr abweisen.

Vergeblich berufen sich Krall und seine Anhänger auf „unwissentliche Versuche", bei denen keinem der Anwesenden die Lösung vorher bekannt gewesen sei und bei denen deshalb auch keine Beeinflussung der Pferde durch irgend eine Zeichengebung habe stattfinden können. Aus verschlossen mitgebrachten Briefumschlägen seien den Pferden Rechenaufgaben gestellt worden, die keiner der Anwesenden in so kurzer Zeit auch nur hätte ausrechnen können, als die Pferde zu ihrer tatsächlichen Lösung brauchten. Hiergegen machen nämlich die Kritiker geltend, es habe sich dabei um Wurzelrechnungen gehandelt, deren Ergebnis nach den obenerwähnten Rechentricks von einem der Anwesenden leicht erraten werden konnte.

Um die Pfungstsche Hypothese abzuweisen, nach welcher der kluge Hans bei der Lösung seiner Aufgaben durch unmerkliche optische Hilfe geleitet wurde, behauptete Krall, er habe die Möglichkeit einer solchen Zeichengebung durch die Anwendung großer Scheuklappen bei seinen Pferden sowie durch im Dunkeln angestellte Versuche völlig ausgeschlossen. Die von Krall verwandten Scheuklappen wurden jedoch durch Armin v. Tschermak und andere als durchaus ungenügend bezeichnet. Ähnlich verhält es sich auch mit den vorgeblichen Dunkelversuchen, bei denen immer mehrere Kerzen brannten.

Aber in einem Falle waren doch die optischen Hilfen sicher undenkbar, nämlich bei dem blinden Pferde „Berto"; und trotzdem vermochte dasselbe

die gestellten Rechenaufgaben sicher zu lösen! Aus letzteren Versuchen geht jedoch bloß hervor, daß optische Signale nicht die einzigen sind, die in Frage kommen können; andere geheime Nachhilfen für den Gehörsinn oder den Tastsinn des Pferdes sind damit noch keineswegs als nichtvorhanden erwiesen. In der Tat ist es Herrn Karl Wigge[1], dem Vorsitzenden der Rheinisch-Westfälischen Tierärztekammer, gerade bei den Vorführungen Bertos in Elberfeld gelungen, interessante diesbezügliche Beobachtungen zu machen. Der blinde Hengst begann nämlich sofort mit dem rechten Fuß zu klopfen, wenn der Pferdeknecht Albert, nachdem Krall seine Frage an das Pferd gestellt, die Zügel losließ, die er bisher festgehalten hatte. Ebenso berichtet Wigge bei dem zwar sehenden, aber Scheuklappen tragenden Pferde „Demir", daß auch hier Albert die Zügel hielt und mit diesen die betreffenden Zeichen gab. Es handelte sich um die Rechenaufgabe 3+3. Sobald das Pferd mit dem rechten Fuß bis 6 geklopft hatte, gab Albert mit dem Zügel einen kleinen Ruck, und prompt hörte das Klopfen auf. Bei Zahlen über 10 hinaus erfolgte der Ruck für die Einer mit dem rechten, für die Zehner mit dem linken Zügel, entsprechend der Dressurmethode der Krallschen Pferde, welche die Zehner stets mit dem linken Fuß markieren müssen. Auf ähnliche Weise half Albert auch bei der durch Kopfschütteln erfolgenden Antwort auf die Frage nach: „Wie macht man eine Null?" Die Zuhörer, die nichts von diesen Zügelhilfen merkten, „waren von der Leistung des Schülers geradezu entzückt und klatschten den lebhaftesten Beifall".

Auf diese Beobachtungen Wigges hin gaben die Anhänger Kralls nachträglich zwar zu, daß in den genannten Fällen Zügelhilfen stattgefunden haben. Dieselben seien jedoch nur am Anfang des Unterrichts nötig und fielen später als überflüssig fort. Beispielsweise der hochentwickelte Mathematiker „Muhamed" brauche nicht mehr am Zügel gehalten zu werden, sondern arbeite völlig frei. Aber gerade bei der Vorführung dieses Pferdes konnte Wigge trotz äußerst ungünstiger Beobachtungsbedingungen wenigstens in einem Falle sicher feststellen, daß dem Beginn und dem Aufhören des Hufklopfens ein Augenöffnen und Augenschließen des Pferdeknechtes parallel ging. Solche „Augenwinke" gehören, wie Ettlinger (S. 46) richtig bemerkt, „zu den bekanntesten Dressurmitteln

[1] Der Bericht desselben erschien in der Deutschen Tierärztlichen Wochenschrift vom 7. und 14. Dezember 1912. Siehe auch Ettlinger, Der Streit um die rechnenden Pferde 44 ff.

der Berufsdresseure, und es ist mindestens auffällig, daß auch schon ein Pferdeknecht des Herrn v. Osten, der dann freilich von seinem Herrn davongejagt wurde, genau mittelst desselben Dressurtricks gearbeitet zu haben behauptet. Der Berliner Pferdewärter renommierte nämlich bei feuchtfröhlichem Anlaß: ‚Der kluge Hans bin eigentlich ick; wenn ick die Oogen niederschlage, dann trampelt das Vieh so lange, bis ick die Oogen wieder uffhebe!‘ Die Übereinstimmung mit den von Wigge beobachteten Zeichen des Elberfelder Pferdewärters ist gewiß auffällig."

Nach Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten setzte dann Wigge noch einen zweiten Besuch in Elberfeld durch und erlangte hierbei günstigere Beobachtungsbedingungen, bei denen er namentlich die Haltung des Pferdeknechtes Albert vom Kopf bis zu den Füßen kontrollieren konnte. Bei diesem zweiten Besuch Wigges haben aber die Elberfelder Pferde *vollständig versagt*.

Es ist deshalb vollauf berechtigt, wenn man von wissenschaftlicher Seite, wie es durch die „Erklärung" auf dem IX. internationalen Zoologenkongreß geschah, mit Entschiedenheit *auf eine endgültige Ermittlung des wirklichen Sachverhalts dringt*. Wir müssen Ettlinger völlig beistimmen, wenn er schreibt (S. 48):

„Der Ausschluß aller unabsichtlichen oder auch absichtlichen Zeichen kann nur dann noch stichhaltig nachgewiesen werden, wenn man sich in Elberfeld endlich *zur Durchführung unwissentlicher Versuche unter den strengsten Kontrollbedingungen* bereitfindet. Diese Kontrollbedingungen müßten selbstverständlich von einer Kommission, die sich aus Tierpsychologen und speziellen Pferdekennern zusammensetzt, aufgestellt und in ihrer praktischen Durchführung genau überwacht werden. Eben dieser Notwendigkeit des Zusammenarbeitens mehrerer Beobachter waren sich Wasmann und ich von vornherein bewußt, und deshalb haben wir es auch stets abgelehnt, ohne Mitwirkung anderer berufener Beurteiler nach Elberfeld zu kommen."

Hoffen wir also, daß die *positive Lösung* der wunderbaren Leistungen der Elberfelder Pferde in nicht allzu ferner Zeit erfolgen wird. Daß diese Pferde, namentlich Muhamed und Zarif, eine sehr gute sinnliche Auffassungsgabe besitzen und von Herrn Krall in sehr geschickter Weise dressiert worden sind, steht außer Zweifel. Eines bleibt allerdings sehr fraglich: ob der Ruhm der hohen Intelligenz jener Pferde bei der kritischen Untersuchung standhält; jener Ruhm, von welchem Professor Sarasin am Schlusse seines Berichtes im „Zoologischen Anzeiger" begeistert schrieb: „*Ich habe an der Wiege eines Weltruhms gestanden.*"

E. Wasmann S. J.

Philosophie und Glück.

(Schluß.)

Die Loslösung der Affekte von der Idee ihrer endlichen Ursachen, die Zurückführung aller Freude und Trauer erzeugenden Ereignisse und Erlebnisse auf die Wirksamkeit oder Vorsehung des unendlichen Wesens — ein Prozeß, der sich allerdings in der christlichen Philosophie ganz anders gestaltet als in jeder Art monistischer Weltanschauungen —, ist das Ziel jeder Philosophie, die sich ernstlich mit der Vollkommenheit und dem Glück des Menschen beschäftigt.

Nachdem im ersten Teil dieser Arbeit der Versuch gemacht wurde, die Art zu zeigen, wie man dieses Ziel in Angriff zu nehmen hat, bleibt noch eine unmittelbar praktische Frage übrig, wie sich die Hauptaffekte zu diesem Ziele stellen. Welche Affekte sind also in erster Linie wirksam, den Menschen jenem Ziele zuzuführen, die seine Vollkommenheit und damit auch sein Glück fördern? Das ist die Frage. Ein uraltes, ein immer wieder gestelltes Problem.

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, muß man das Verhältnis der Beweggründe zu den Affekten in Kürze klar legen. Wir handeln immer aus irgend einem Motiv heraus. Motive allein bewegen den Willen. Motive sind praktische Urteile über den Zusammenhang einer Tat mit irgend etwas, was uns als ein Gut oder ein Übel vorschwebt. Jeder Beweggrund löst aber bei uns Menschen mit Naturnotwendigkeit einen Affekt aus. Allerdings können Affekte auch den Urteilen vorausgehen. Aber nicht diese, sondern die den Urteilen nachfolgenden, sind für unser vernünftiges Handeln maßgebend. Diese nachfolgenden Affekte sind nun nichts anderes als Widerspiegelungen des Motivs im sinnlichen Begehrungsvermögen. Sie wirken mächtig als Reizmittel oder als Hemmung. Wie oft kommt es vor, daß ein Beweggrund nicht durchschlägt, weil der ihn begleitende Affekt zu schwach, oder ein entgegengesetzter zu stark ist. Man handelt daher weise, wenn man seine Beweggründe, so weit es möglich und vernünftig erscheint, auf die zugkräftigsten Affekte zumißt. Ein Mensch, der sehr unempfänglich ist für den Affekt der Furcht, wird nicht nach Furchtgründen suchen, um sich von einer Leidenschaft loszumachen.

So besteht denn ein wichtiges Wechselverhältnis zwischen Beweggrund und Affekt, und man darf z. B. mit Recht von einem Beweggrund der Freude sprechen, ohne den Vorwurf fürchten zu müssen, man verwechsle Urteil und Affekt. Geht man daher von den beiden Grundaffekten der Freude und der Trauer aus, so ist es wirklich eine große, eine alles beherrschende Frage in der Philosophie des Glückes, ob man sich nur durch die Beweggründe der Freude und niemals durch die der Trauer leiten lassen soll. Auf den ersten Blick scheint das Glück so wesentlich mit der Freude zusammenzuhängen, daß sich unwillkürlich die Antwort „stets Freudenaffekte" vordrängt. Aber die Frage ist doch weit verwickelter.

Kein Philosoph hat die Theorie von der ausschließlichen Berechtigung des Freudenmotives so allseitig und folgerichtig durchgeführt als Despinoza. „Es ist festzuhalten", so schreibt er, „daß wir beim Ordnen unserer Gedanken und Vorstellungen stets unsere Aufmerksamkeit auf das richten müssen, was in jedem Ding gut ist, damit wir so immer durch den Affekt der Freude zum Handeln bestimmt werden. Wenn z. B. jemand sieht, daß er zu viel nach Ruhm strebt, so soll er über dessen richtigen Gebrauch nachdenken, zu welchem Zweck man ihn erstreben, mit welchen Mitteln man ihn erreichen kann; aber den Mißbrauch und die Eitelkeit des Ruhmes und die Unbeständigkeit der Menschen und andere derartige Dinge soll man nicht herbeiziehen. Darüber denken nur solche, die an der Seele krank sind, nach. Gerade die Ehrgeizigsten lassen sich am meisten durch solche Gedanken niederdrücken, wenn sie daran verzweifeln, den Ruhm, nach dem sie lechzen, zu erreichen; sie speien ihren Zorn aus und wollen so als weise gelten. So ist es denn zweifellos, daß diejenigen am ruhmgierigsten sind, welche am kräftigsten über den Mißbrauch des Ruhmes und die Eitelkeit der Welt schreien. Das gilt auch nicht von den Ehrgeizigen allein, es ist allen gemeinsam, denen das Glück nicht hold, und die der Kraft des Geistes entbehren. Denn der geizige Arme hört nicht auf, über den Mißbrauch des Geldes und die Sünden der Reichen zu reden; dadurch erreicht er nichts als die eigene Mißstimmung und beweist der Welt, daß er nicht bloß seine Armut, sondern auch den Reichtum der andern unwillig erträgt. So denken auch jene, die von ihren Geliebten schlecht behandelt wurden, an nichts anderes, als an die Unbeständigkeit und die Falschheit der Frauen und wie sonst das alte Lied von ihren Fehlern lautet. Aber sie vergessen das alles, sobald sie von ihrer Geliebten wieder zu Gnaden aufgenommen werden.

Wer daher seine Affekte und Begierden allein aus Liebe zur Geistesfreiheit zu beherrschen strebt, der wird sich nach Kräften bemühen, die Tugenden und ihre Ursachen zu erforschen und sein Gemüt mit der Freude zu erfüllen, welche aus ihrer wahren Erkenntnis entsteht; keinesfalls aber wird er die Fehler der Menschen betrachten, die Menschen herabsetzen und sich an einem falschen Schein von Freiheit erfreuen." [1]

Hier sind gute Beobachtungen mit sonderbaren Mißverständnissen gemischt. Der Ehrgeizige sucht sich allerdings über seine Niederlage durch erheuchelte Verachtung des Ruhmes zu trösten, der Geizige verurteilt bei Geldverlusten Reiche und Geldgier, der verschmähte Lüstling ereifert sich wütend über die Opfer seiner Leidenschaft. Diese Traueraffekte sind gewiß nicht ethisch wertvoll; sie sind auch unwirksam und bezeugen nur die tief wurzelnde Knechtschaft. Wenn aber diese Sklaven der Leidenschaft mitten in ihren Erfolgen und im Zenit ihrer Triumphe durch ein Idealbild, das vor ihnen aufsteht, vom aufrichtigen Willen zur Überwindung ihrer Geisteskuechtschaft erfaßt werden, so werden sie mit großem Nutzen den Unwert einer maßlosen Ruhmbegierde, einer schmutzigen Geldgier, wütenden Liebesleidenschaft überdenken. Das Nichts dieser Dinge leuchtet freilich nur ein, wenn man die wahre Güte der schönen Ehre, des nützlichen Geldes, der maßvollen sinnlichen Freuden abzuschätzen weiß, aber diese Abschätzung enthüllt nicht bloß den inneren Wert dieser Güter, sondern zugleich auch die ihnen anhaftende Mangelhaftigkeit, ihren Fehlbetrag.

Dächte man sich allerdings einen Menschen, der bereits ganz über diese Leidenschaften erhaben wäre, weil er den Unwert des Übermaßes beständig vor Augen hat, so brauchte er sich nur noch von den positiven Beweggründen der Tugend leiten zu lassen. Leute dagegen, welche noch nicht zu voller Selbstbeherrschung gelangt, aber auch nicht mehr von den Fesseln sinnloser Begierden umkrampft sind, werden je nach ihrem Charakter mit größerem Nutzen zu den positiven oder negativen Motiven greifen.

Nehmen wir einen Menschen an, der zum ersten Mal in seinem Leben von einer heftigen Ruhmbegierde erfaßt wird. Wenn er bis dahin auf den Gleichmut und das Gleichgewicht seiner Seele großen Wert legte, und die neue Leidenschaft ihm diese Kleinodien zu entreißen droht, wird hie und da die Liebe zur abgeklärten und ungestörten Seelenruhe hinreichen, den störenden Affekt zu überwinden. Das leitende Motiv ist hier

---

[1] Despinoza, Ethik B. 5, 10. Schol.

ein freudiges; die durch die aufflammende Begierde erzeugte Unruhe und Trauer läßt aber in Verbindung mit der Einsicht in das bisher genossene Glück den Ehrgeiz als ein Übel erscheinen. Der Gedanke, mit diesem Übel zusammenwohnen zu müssen, schafft Mißbehagen, Trauer und Haß, und man kann nicht leugnen, daß der Wille, diesem Übel zu entrinnen, sich zu einem tatsächlichen Beweggrund verdichtet. Man darf nicht behaupten, daß dieser Neuling im Ehrgeiz ein Sklave seiner Leidenschaft ist, weil er sich durch die dunklen Seiten der Ruhmbegierde beeinflussen läßt.

Despinoza geht denn auch in seiner Beweisführung nicht einfach von psychologischen Gesichtspunkten aus, er wird hauptsächlich durch seine Metaphysik und einen gewissen Systemzwang gebunden. Das Übel ist ja in seiner Philosophie nichts Wirkliches; es ist nur das Ergebnis einer irrtümlichen Teilerkenntnis; darum darf nach Despinoza der Weise mit ihm nicht rechnen. Sodann stellt dieser sich immer wieder auf den Standpunkt des mit sich fertigen Menschen, der gut ist und gut handelt, und beschreibt die ihm eigene Handlungs- und Denkweise, nicht den Weg, der sich steil zur Weisheit emporwindet. Und dennoch hat auch Despinoza ganz deutlich den andern Weg erkannt, den Saumpfad, der aus den Schluchten der Knechtschaft zur Freiheit des Geistes führt. In seiner Abhandlung über den richtigen Gebrauch der Vernunft (De emendatione intellectus) schildert er ausgezeichnet den Kampf gegen die Leidenschaften und die Beweggründe, die aus dieser Nacht zum Lichte weisen! Er erkennt hier den vollen Wert einer, wenn man so sagen will, negativen Kritik der Ehrsucht, des Reichtums und der sinnlichen Lust an und bewertet richtiger die daraus entspringenden traurigen Affekte. „Durch diese drei Dinge wird", so schreibt er, „der Geist so abgelenkt, daß er über andere Güter kaum nachzudenken vermag. Denn durch die Lust wird die Seele so umgarnt, daß sie dabei in einem wahren Gut zu ruhen vermeint. Nach dem Genuß folgt aber höchste Traurigkeit auf dem Fuß, die den Geist wenn nicht gerade brach legt, so doch verwirrt und stumpf macht. . . . Ein großes Hindernis bereitet auch der Ruhm, denn, um ihn zu erlangen, muß man sein Leben nach der Auffassung der Welt einrichten; man muß fliehen, was die Menschen gemeiniglich fliehen, und aufsuchen, wonach sie insgemein streben. . . . Nachdem ich mich einige Zeit der Betrachtung dieser Dinge hingegeben hatte, fand ich zunächst, daß ich, falls ich jene Güter liegen lasse und mich zu einem neuen Beginnen aufraffe, ein seiner Natur nach unsicheres Gut . . . für ein sicheres aufgebe. . . . Durch anhaltendes

Nachdenken kam ich aber zur Einsicht, daß ich zweifellose Übel fallen lasse, um ein sicheres Gut zu erwerben. Denn ich sah, daß ich in großer Gefahr schwebe, und ich zwang mich, ein wenn auch unsicheres Mittel mit aller Anstrengung aufzusuchen; etwa wie ein Todkranker, der wahrnimmt, daß ihm ein sicherer Tod droht, falls er nicht ein bestimmtes Heilmittel anwendet, gezwungen ist, dieses, und mag es auch zweifelhaft sein, mit höchster Anstrengung zu suchen; denn daran allein hängt seine Hoffnung auf Erhaltung des Lebens. Dagegen sind alle Dinge, welchen die Menschen insgemein nachlaufen, keinerlei Hilfe zur Erhaltung unseres Seins, ja sie hindern es sogar und sind oft eine Ursache des Unterganges für jene, die sie besitzen, immer aber Ursache des Unterganges für jene, die unter ihrer Herrschaft stehen."

Der Kampf kann gar nicht besser geschildert werden. Man sieht, wie die Besserung von Traueraffekten ausgeht, ohne bei ihnen stehen zu bleiben.

Das ist allerdings richtig: für sich allein genommen sind die „Traueraffekte" zum tatkräftigen, sittlichen Handeln nicht ausreichend. Sie sind mehr vorbereitender Art, sie wühlen die Seele auf, erwecken die Kräfte der Freude. Nur muß man hier zwei ganz verschiedene psychologische Fragen sondern. Eine genaue Untersuchung der „Beweggründe der Trauer" zeigt, daß sie notwendig und ihrem Wesen nach, also unbeeinflußt vom Willen und vielfach unbewußt auf „Beweggründe der Freude" zurückgehen. Die zweite Frage beschäftigt sich mit dem Problem, welche Auslese der Mensch zwischen den Beweggründen der Freude und der Trauer machen muß, um ruhig und sicher zur Vollkommenheit und damit zum Glück emporzusteigen.

Um die erste Frage besser zu fassen, wählen wir zunächst ein krasses Beispiel. Ein Mensch wird von einem Löwen verfolgt. Furcht und Entsetzen treiben ihn zur Flucht. Hier ist anscheinend ein Motiv der Trauer ausschlaggebend. Bei genauerer Untersuchung stößt man aber auf ganz andere Grundlagen. Hätte dieser Mensch gar kein Interesse am Leben, so würde ihn die Furcht vor dem Tode zu keiner Anstrengung, sein Leben zu erhalten, drängen. Die Liebe zum Leben also und der sie notwendig begleitende Affekt der Freude sind es, welche, durch den Affekt der Furcht gleichsam aufgeschreckt, zur Flucht treiben. Und wenn derselbe gegen das Leben indifferente Mensch den Löwenkrallen vielleicht zu entrinnen sucht, weil er gerade diese gräßliche Todesart verabscheut, so liegt doch auch dieser Furcht vor Schmerz die Liebe zum Körper und einer gewissen Art von Schmerzlosigkeit zu Grunde.

Die Feststellung dieser psychologischen Tatsache ist von prinzipieller Bedeutung. Jede Trauer hängt in ihrer Tätigkeit als Beweggrund wesentlich und unzertrennlich mit dem Glückstrieb zusammen. Das kann gar nicht anders sein. Alles, was wir begehren, fassen wir irgendwie unter dem Gesichtspunkt des Guten. Diese unabweisbare Notwendigkeit ist eigentlich nur eine andere Seite jenes unveräußerlichen Glücksdranges der menschlichen Seele, von dem wir im ersten Teil dieser Studie sprachen. Was uns als schlecht in jeder Beziehung, als ein allseitiges Übel auch für uns erscheint, das können wir nicht begehren. Unsere Hand ist da schon vor dem Griff gelähmt. Jedes Gut aber, das vor uns auftaucht, das wir ergreifen wollen und können, löst Freude aus. So ist denn Freude, als Glückspartikel, mit jeder Tätigkeit verbunden. Mit andern Worten, alle Beweggründe, die uns zum Handeln bringen, sind notwendig mit Freude gepaart. Aber diese Freude glimmt doch oft genug als winziges Fünkchen auf, rings herum knistern und züngeln die Flammen des Leids. So kann schweres Unglück und die mit ihm verbundene Trauer zum Selbstmord drängen, und während dann die Tat selbst als eine Art Erlösung, als ein Gut sich darstellt, mit einem Atom Freude vermählt, tauchen doch die eigentlichen Massenbeweggründe als drohende, finstere Seegespenster aus dem Meer der Schmerzen auf. Man sucht sich des Leides und der Seelennot zu entledigen; so treibt die Trauer zum Handeln, um gebannt zu werden; sie ist Beweggrund in einem andern Sinn als die Freude. Der Unglückliche will auf irgend einem Wege seine Ruhe finden, und diese Sehnsucht nach Ruhe ist ein Kind des Glücksverlangens, das unstillbar im Busen lebt.

Mit diesen Feststellungen ist aber zunächst noch nichts gewonnen für die Beantwortung der Frage, welchen Motiven man nach eigener Entscheidung den Vorzug oder gar das Monopol einräumen soll, um seine sittliche Vollkommenheit zu fördern. Aber einen wertvollen Wink liefert uns jene psychologische Tatsache dennoch. Wir sehen, daß die Trauer nicht Selbstzweck sein kann, weil das der menschlichen Natur widerspräche. Der Trieb zum Glück, der allem Streben zu Grunde liegt, kann nie ganz verleugnet werden; er setzt sich, wenn auch unbewußt, durch. So vermag denn ein Trauerbeweggrund in seiner reinen Gestalt, unvermischt und ohne jedes Atom der Freude niemals in Wirksamkeit treten; denn das würde voraussetzen, daß die Trauer allein um ihretwillen gesucht werden kann. Mit dieser Naturnotwendigkeit muß denn auch der Mensch rechnen, wenn er Beweggründe, die ihn sittlich heben sollen, aussucht und ordnet. Die

Trauer wird also niemals als Zweck, sondern immer nur als Mittel zu erscheinen haben, und somit müssen auch die Trauermotive stets andern, denen sie als Werkzeuge untergeordnet sind, dienstbar gemacht werden.

Dieser Einblick in die Ökonomie unserer Affekte erhellt in ungeahnter Weise eine Menge seelischer Zustände, welche selten ganz aus dem Dunkel hervortreten, in das sie teilweise getaucht sind. Untersuchen wir nur einmal den Affekt der Reue. Sie ist wesentlich Trauer, ein seelisches Mißbehagen über eine begangene Tat, durch Furcht oder Liebe erzeugt und genährt. Man kann nun einen echten Schmerz über eine Handlung empfinden, man kann sie zweifellos wegen ihrer Folgen verabscheuen, ohne aus der Trauer herauszukommen und sich zur Freude emporzuschwingen, weil man z. B. die Überzeugung hat, daß man auch in Zukunft nicht imstande sein wird, jene Handlung, die man augenblicklich bedauert, zu unterlassen. Auf dem Gebiet des übernatürlichen Glaubens sagt man darum mit vollem Recht, daß die zur Buße notwendige Reue kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter Akt ist; der Seelenschmerz muß begleitet sein vom festen Vertrauen, seine Besserung mit Gottes Hilfe durchsetzen zu können. Das Vertrauen erzeugt aber Freude und überwindet die lähmende Niedergeschlagenheit. Was uns sittlich erhebt und vervollkommnet, das ist der Wille zur Besserung, welcher die Möglichkeit des Sieges zur Voraussetzung hat. Der Schmerz über die begangene Tat enthält für *sich allein* kein praktisches Motiv zur Lebensänderung, so lange die Einsicht fehlt, daß wir die Leidenschaften überwinden können. Erst diese Einsicht bringt Freude und Mut. Ohne Freude ist also auch hier kein sittlicher Aufstieg möglich.

Indes lauert doch noch eine Schwierigkeit in einer verborgenen Falte. Mag sein, so könnte man denken, daß jener Seelenschmerz, für sich allein genommen, keine Kräfte bereit hält, die zur Umkehr genügen; aber das Bedauern eines Fehltrittes ist doch auch an sich ethisch wertvoll, und somit vermag auch ein Traueraffekt irgend eine Art geistiger Erhebung und Vollkommenheit zu erzeugen.

Analysieren wir diesen Fall möglichst eindringlich auf seine psychologischen Elemente hin. Bereut man eine Handlungsweise aus Furcht vor ihren schlimmen Folgen, so hängt der sittliche Wert dieser Reue einzig von der Frage ab, ob diese Folgen unsere wahre Vollkommenheit beeinträchtigen oder nicht. Verhalten sie sich zu unserer Vollkommenheit gleichgültig, so enthalten sie keine ethischen Werte, und dann fördert auch die Reue unsere Vollkommenheit nicht. Vernichten aber diese schlimmen Folgen unsere

Vollkommenheit ganz oder teilweise, entfernen sie uns z. B. vom Gipfelpunkt unserer Vollkommenheit, unserem Endziel, so schließen sie allerdings sittliche Werte ein, und die aus solchen Beweggründen entspringende Reue hebt uns zu einem höheren sittlichen Sein empor. In diesem Fall ist aber der Affekt der Trauer mit einem Freudenaffekt unzertrennlich verbunden. Denn Voraussetzung für diesen Akt ist die Liebe zu unserer Vollkommenheit, unserem Ziel, und Liebe entsteht, wenn die Freude von der Idee ihrer äußeren Ursache begleitet wird. Liegt aber der Beweggrund zur Reue in der Liebe zu Tugend oder zu Gott, so stoßen wir unmittelbar auf den Felsengrund der Liebe und damit auch der Freude.

Von hier aus eröffnet sich ein prachtvoller Fernblick auf eine Menge ähnlicher Erscheinungen des Seelenlebens. Der Mensch versenkt sich in Trauer über das Leiden des Gottmenschen. Die werterzeugende, sittlich erhebende Grundlage dieser Trauer ist die Liebe zu Christus; je reiner und stärker diese Liebe, um so kostbarer ist der Akt des Mitleids; ohne diese Liebe wäre die Trauer nicht bloß unmöglich, sondern auch ethisch gleichgültig, ja insofern sie die Liebe nur herabstimmte und ihr die Schaffensfreudigkeit nähme, sogar von negativem Wert. Auch hier ist also das eigentlich Maßgebende die Grundstimmung der Liebe und der damit verbundenen Freude. Etwas Ähnliches gilt von allen herabstimmenden Affekten.

Die Demut, als Überzeugung von unserer vollen Abhängigkeit von Gott und von unserer Schwäche, stimmt zunächst die Seele herab und ruft Trauer hervor. Bei einer richtigen Gottesidee aber wird die Einsicht unserer Abhängigkeit alsbald Freude auslösen und liebevolles Vertrauen hervorrufen. Versänke man im Gefühl seiner Schwäche tatenlos, begrübe man sich in Verzweiflung, räumte man mit andern Worten der Trauer allein die volle Herrschaft ein, so würde man die eigene Vollkommenheit nicht mehren, sondern mindern.

Nicht ganz unähnlich steht es mit dem Mitleid, das der Amsterdamer Philosoph folgerichtig auch verurteilt. Je vollkommener man es versteht, den Affekt der Trauer von seinen endlichen Ursachen loszulösen, um ihn, wie wir gesehen haben, in die goldenen Ketten der unendlichen Ursächlichkeit zu legen, um so ruhiger und abgeklärter wird man allerdings das Unglück des Nebenmenschen betrachten. Wie für sich selbst, so wird man auch für ihn die verborgene Perle des Guten und Segensreichen in der schlammigen Muschel des Unglücks entdecken. Damit wird aber das Mitleid und die es begleitende Trauer nicht einfach aufgehoben, es wird nur

alles Weichliche, unbarmherzig Niederdrückende, Lähmende verlieren. Man wird das Unglück nicht hassen, wird aber die Trauer des Heimgesuchten teilen. Denn außer dem Nutzen bringt das Unglück auch Schmerz, und dieser Schmerz rührt unser Gemüt. Es ist das weder unvernünftig noch inkonsequent. Ist der vom Unglück Betroffene so vollkommen eins mit dem göttlichen Willen, und so Herr über seine Affekte, daß er aus seinem Mißgeschick nur Freude zieht, so können wir ihn freilich nicht bemitleiden. Denn wo kein Leiden ist, kann auch Mit-Leiden nicht sein. Wo immer aber bei unserem Nebenmenschen sich Trauer zeigt, wenn auch eine ganz ruhige, abgeklärte Trauer, können wir diesen Mangel an Freude und Glück liebend bedauern und durch Trostworte die Affekte der Freude aus den Tiefen der Seele unserer Nebenmenschen hervorholen. Es bleibt aber wahr, daß der Affekt des Mitleids, um ethisch wertvoll zu sein, das Glück des Nächsten zum Ziele haben, bei uns selbst aus der Liebe hervorwachsen und gemäßigt sein muß durch die freudebringende Überzeugung, daß alle Schicksale von Gottes liebevoller Vorsehung gelenkt werden.

Und nun noch eine Überlegung. Wir lesen in der Bergpredigt Jesu: „Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden." Es ist also nach der Lehre Christi etwas sittlich Großes um die Trauer. Aber Lohn und Ziel der Trauer ist ebenfalls hier Glück. Auch handelt es sich dem ganzen Zusammenhang nach um traurige Ereignisse und Erlebnisse, um Dinge, die Trauer bringen. Der Heiland will die Schwergeprüften, die Leidtragenden, die Gekreuzigten trösten. Die lastenden Schicksalsschläge sind das Wertvolle, nicht der Affekt der Trauer für sich allein genommen, und sie sind um so wertvoller, je freudiger man sie trägt. Die niederdrückende Trauer erhebt nicht, erlöst nicht, macht nicht selig.

Um die christliche Weltanschauung, welche auch die einer gesunden Philosophie ist, zu verstehen, kann man nicht genug diesen Unterschied zwischen dem objektiv „Traurigen" und der Trauerstimmung betonen.

Die Trauerstimmung ist niemals Selbstzweck, sie muß in Freude umgesetzt werden, das traurige Ereignis muß aus Liebe getragen werden, um den vollen sittlichen Erfolg zu bringen. Und so hebt sich auch aus dieser Erwägung der wichtige Grundsatz hervor, daß die „Beweggründe der Trauer" auf denen der Freude wachsen und sie wiederum erzeugen müssen, um reife sittliche Früchte zu zeitigen.

Bei der Sichtung, Ordnung und Regulierung unserer Affekte müssen alle diese Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Um sie zu einem System

zu vereinigen und unerschütterlich zu begründen, sind alle Zweige der Philosophie nötig, und die Philosophie kann sich keine höhere Aufgabe stellen, als das praktische Leben zu meistern und zu lenken. Die Vollerkenntnis soll zum Lebensziel führen, und dieses Ziel ist die durch das Wesen des Menschen selbst vorgezeichnete Vollkommenheit, und ihr Bewußtsein das Glück. Philosophie und Glück gehören zueinander.

Alle falsche Aszese, alle schwankenden Lebensregeln, alle schwächliche Lebensweisheit, die meisten Seelenkrankheiten entspringen aus Unklarheiten über das wahre Verhältnis der Affekte der Freude und Trauer zueinander. Darum liegt hier die Hauptaufgabe für die Philosophie des Glücks.

Und nun können wir mit aller Aussicht auf Erfolg nochmals jenen Schwierigkeiten entgegentreten, welche Despinoza gegen die Brauchbarkeit und den ethischen Wert der Trauermotive aufgebracht hat.

Man kann die Eitelkeit des Ruhmes, der sinnlichen Freuden und des Reichtums aus Seelenschwäche, man kann sie aber auch aus innerer Kraft und Güte heraus zu Beweggründen machen.

Fühlt man sich als Sklaven jener tyrannischen Herren, weil man sich ihren Reizen nicht entwinden kann und mit verzehrender Sehnsucht nach ihnen strebt, und vermag man sie dennoch nicht in sättigender Fülle zu genießen, so entsteht Trauer und Haß und infolge davon ein gewisses Verlangen, sich von jenen Sirenen zu befreien. Aber nicht sie will man eigentlich los werden, sondern nur das quälende Verlangen, das nicht zum Ziele führt, und den Ärger über die unerfüllten Wünsche. An die Überwindung der Leidenschaft denkt man in diesem Falle gar nicht; man nährt die Leidenschaft; nur das Unbehagen will man verbannen. Von einem Beweggrund zu sittlicher Erhebung kann also überhaupt nicht die Rede sein. Zwischen Heuchelei und Selbsttäuschung sind die Rollen verteilt.

Merkwürdigerweise nimmt Despinoza nur auf diese eine Möglichkeit Rücksicht, während doch ganz andere Gesichtspunkte den Ausschlag geben. Man muß vor allem den objektiven Wert des Reichtums, der Ehre, des Vergnügens und der sinnlichen Lust feststellen, um daraus den Unwert eines übermäßigen Genusses abzuleiten. Man muß sich sodann vernünftigerweise doch auch die Frage stellen, ob es nicht andere Güter gibt, die so wertvoll sind, daß wir, um sie zu gewinnen, auf den Glanz jenes Dreigestirns ganz verzichten. Aber selbst wenn man mit Despinoza jeden objektiven Maßstab für die Beurteilung jener Güter wegleugnen wollte, so bliebe doch noch die auch von ihm anerkannte Tatsache, daß eine leidenschaftliche

Liebe zu diesen Dingen mit dem wahren Glück unvereinbar ist. So ist man doch wieder auf einen Maßstab angewiesen, mit dessen Hilfe man beschneidet und eindämmt, was in unser Glück störend eingreifen könnte.

Und nun dürfte man gemäß der Spinozistischen Theorie, welche starke Schule gemacht und jetzt wieder ein weites Herrschaftsgebiet hat, nur den positiven Wert jener drei hauptsächlichen, unsere Leidenschaft weckenden Güter zu ethischen Motiven gebrauchen. Ein in diesen Leidenschaften verstrickter Mensch wird damit nicht viel anfangen können. Denn seine Verblendung läßt ihm auch eine übermäßig große Menge jener Glücksgüter als gut und erstrebenswert erscheinen. Er wird positive Werte entdecken, wo ein nüchterner Mensch nur Schädlichkeiten sieht. Ist er aber in ruhiges Wasser eingelaufen und steuert er bedächtig und klug, so wird er mit aller Notwendigkeit die verkehrten Seiten und die Irrlichter jener sinnlichen Güter als Beweggründe heranziehen müssen, um eine höhere Stufe der Sittlichkeit zu ersteigen. Kann er doch bei seinem Vorwärtsstreben finden, daß er die Summe jener Güter bis dahin zu groß angesetzt hat, daß er mit weniger Reichtum, Ehre und Freuden auskommen kann, ja auskommen muß, um jenen Grad der Vollkommenheit zu ersteigen, der ihm ein höheres und gefestigteres Glück bringen soll. In demselben Augenblicke wird in seinen Augen der Wert jener Güter sinken; was ihm bisher als wertvoll galt, klingt ihm jetzt als wertlos entgegen, und die Erkenntnis dieser Wertlosigkeit drängt zum Verzicht und erleichtert ihn, wenn auch das Gefühl in seinem langsameren Tempo nicht gleich mitkommt und Trauer empfinden läßt.

Je schlackenloser die Vollkommenheit, je strenger sie unter dem Zeichen der Ewigkeit steht, je fester man das Glück, das man erreichen will, an dieses erhabene Vollkommenheitsziel festkettet, um so klarer sieht man sowohl die leuchtenden als die dunklen Seiten aller Güter, die nicht ihrem ganzen Wesen nach gut sind, um so gefahrloser wird man auch die dunklen Seiten als Motive herbeiziehen, um ihrer Anziehungskraft zu entrinnen, wie der klar sehende Mensch, der Wert und Unwert der Dinge nach der Vernunfterkenntnis abschätzt, und möglichst viele sittliche Werte in sich zu sammeln sucht, um die Vollkommenheit mit dem sie begleitenden Glück zu erreichen. Ihm wird die Philosophie Führerin zum Glück.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Grundsätzliches zur katholischen Jugendpflege.

Trotz der handgreiflichen Unzulänglichkeit der interkonfessionellen Jugendarbeit wird niemand auf eine baldige Selbstbesinnung im interkonfessionellen Lager rechnen. Die moderne Kultur geht ja zumeist ihre Irrwege bis zu Ende. Man wird sich auch nicht darüber täuschen, daß die interkonfessionelle Richtung in der Jugendpflege durch Revision und Erweiterung ihres Programms alles daransetzen wird, um im Kampfe um die schulentlassene Jugend möglichst konkurrenzfähig zu bleiben. Wir werden uns aber anderseits auch nicht verhehlen dürfen, daß das konfessionelle Prinzip trotz seiner Überlegenheit bei den heutigen Massen nur noch eine geringe Werbekraft besitzt, wenn es nicht von einer allseitigen, im besten Sinne modernen, idealen Jugendpflege getragen wird.

Der Aufklärung und Anregung, die hierzu erforderlich ist, müssen alle katholischen Kräfte dienen. Auch die folgenden Ausführungen wollen es. Sie bieten nicht Neues, sondern wollen nur einheitlich zusammenfassen, was an vielen Stellen unserer werdenden Literatur verstreut ist, was die Verhältnisse fordern und was die Praxis erprobt hat. Sie reden daher auch nur im Namen der zahllosen Jugendpfleger aus Klerus und Laienstand, die Last und Hitze des Tages tragen und sehnsüchtig die Stunde herbeirufen, in der die Jugendbewegung alle Kreise des katholischen Volkes erfaßt.

Die erste Bedingung für eine großzügige katholische Jugendbewegung ist die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Jugendpflege. Die schulentlassene Jugend unserer Großstädte verwahrlost heute todsicher ohne systematische Pflege. Kleinstädte und industrielle Landorte haben nahezu dieselben Verhältnisse, und auch auf dem platten Lande dürfen die Schulentlassenen sich nicht mehr völlig selbst überlassen bleiben. Diese Notwendigkeit ist für jeden, der unsere soziale Entwicklung offenen Auges verfolgt, ganz unbestreitbar. Ihr schlagendster Beweis ist die Jugendbewegung selbst. Bewegungen wie sie, die mit elementarer, reißender und stürmender Gewalt ein ganzes Volk ergreifen und durchzucken, gehen aus zwingender Notwendigkeit hervor.

Diese Notwendigkeit ist eine dringende, unaufschiebbare; denn die Jugendbewegung ist zum Kampf um die Jugend geworden und gerät zusehends in das Stadium der Entscheidung. Schon die Entwicklung des gegenwärtigen Jahrzehnts wird für die Zukunft der deutschen Jugendpflege von der folgenschwersten Bedeutung sein. Dabei darf nicht übersehen werden, daß dieser Kampf sich unter ganz andern Bedingungen abspielt, als der um die konfessionelle Schule. Dort stehen dem Gegner viele Schanzen und Sperrforts entgegen, die, wenn auch zum Teil veraltet, immer noch einen beträchtlichen Defensivwert besitzen, hier aber ist Neuland, offenes Gelände mit nahezu gleichen Bedingungen für beide Parteien. Nur was wir selbst erringen und erfolgreich verteidigen, kann uns schützen und schirmen in diesem Kampf um die Generationen, auf die wir einst unsere Zukunftshoffnungen legen wollen. Wir stehen ganz allein und haben nicht nur den heftigsten Anprall der Sozialdemokratie auszuhalten, die in unserer Jugendpflege den stärksten Wall gegen ihre Bestrebungen erblickt, auch die öffentliche Jugendpflege wird sich immer rücksichtsloser gegen uns richten und uns durch die Verstaatlichungstendenzen und die systematische Förderung der interkonfessionellen Organisationen die größten Hindernisse bereiten. Unter solchen Aussichten kann es für uns nur heißen, rechtzeitig in geschlossenen Reihen, mit Weitblick, zielbewußter Energie und Opferwilligkeit das eigene Interesse, das zugleich auch das des Staates ist, zu vertreten.

Es erscheint fast überflüssig zu betonen, daß diese Jugendpflege katholisch sein muß. Und doch bedarf es auch hierüber der Aufklärung in weiten Klassen unserer Bevölkerung. Zahllose katholische Eltern, die ihren Söhnen eine gute katholische Hauserziehung gegeben und sie um keinen Preis einer Simultanschule anvertraut hätten, dulden es unbedenklich, daß sie sich nach der Schulentlassung interkonfessionellen Jugendorganisationen anschließen. Sie haben den Erziehungscharakter der Jugendpflege noch nicht erkannt. Das gleiche gilt von sonstigen katholischen Kreisen im weitesten Umfange; es wäre anders nicht möglich, daß die interkonfessionelle Jugendbewegung sich solcher Empfehlung und solchen Wohlwollens von seiten katholischer Blätter, Vereine und Privater erfreute. Auch hier liegt gewiß keine bewußte Förderung interkonfessioneller Tendenzen vor, sondern es fehlt an dem einheitlichen Programm, wie wir es in der Schulfrage besitzen. Und doch muß sich in der Jugendpflege die gleiche Auffassung wie in der Schulfrage durchsetzen, mit der sie ja auch wesensverwandt ist. Mit derselben Kraft und Bestimmtheit, mit der wir die konfessionelle Schule

fordern und alle Simultanschulbestrebungen abweisen, müssen wir für die konfessionelle Jugendpflege eintreten unter grundsätzlicher Ablehnung aller interkonfessionellen Gründungen und Richtungen. Der Wert der konfessionellen Volksschule wird übrigens bedeutend gemindert, wenn ihre Frucht durch eine interkonfessionelle Jugendpflege der Schulentlassenen nicht weiter gefördert wird. Für die Diözesen, die ein simultanes Volksschulwesen haben, ist die konfessionelle Jugendpflege gar noch wichtiger als die Schulfrage, weil sie vieles, was in der Simultanschule nicht erreicht werden konnte, nachholen kann. Aus diesem Grund ist der Eifer, mit dem in den Diözesen Freiburg, Limburg und Mainz die Ausbreitung und der Ausbau der katholischen Jugendvereine gefördert wird, doppelt freudig zu begrüßen.

Derselbe Standpunkt gilt natürlich auch hinsichtlich der Jugendpresse. Wie die Organisation muß auch sie als wesentlicher Faktor der Jugendpflege unbedingt katholisch sein. Wenn wir die Notwendigkeit katholischer Zeitungen für die erwachsene Bevölkerung betonen, können wir unsern Jugendlichen erst recht keine konfessionslosen Blätter in die Hand geben. Das hieße sie direkt für die farblose Presse erziehen, und zudem können wir unmöglich gewillt sein, auf die mächtige Hilfe des geschriebenen Wortes bei unserer Jugendpflege zu verzichten. Es darf daher nicht die geringste Sorge unserer Jugendarbeit sein, in der Entwicklung, die der Jugendpresse bevorsteht, auch unsern blühenden katholischen Jugendzeitschriften einen ehrenvollen Platz zu sichern. Die Tatsache, daß das streng konfessionslose „Jung-Bayern" in den ersten drei Monaten seines Bestehens, allerdings mit ausgiebiger behördlicher Unterstützung, die Zahl von 25 000 Abonnenten erreichen konnte, beweist, wie wenig stellenweise die Notwendigkeit einer katholischen Jugendzeitschrift noch erkannt wird.

Gegenwärtig sind etwa 20 % unserer Jungen zwischen 14 und 18 Jahren in katholischen Jugendvereinen organisiert. Dieser Erfolg ist zahlenmäßig hocherfreulich, noch mehr aber, wenn man der reichen Fülle edelster Opferwilligkeit und pädagogischen Geschickes unseres jüngeren Klerus und seiner Laienhelfer gedenkt, wovon er zeugt. Das Gebiet der Jugendorganisation ist eines der wenigen, auf denen wir einen namhaften Vorsprung besitzen. Die Diözesen Köln, Trier, Paderborn und Osnabrück haben über ein Drittel ihrer männlichen Jugendlichen organisiert, Münster fast zwei Drittel. Warum sollte das anderwärts nicht möglich sein? Freilich sind im industriellen Westen die Verhältnisse für die Gründung von Jugendvereinen erheblich günstiger als im mehr kleingewerblichen und ländlichen

Süden und Osten. Trotzdem verdankt der Westen dem allein seine überragenden Erfolge nicht, sondern vor allem dem sozialen Weitblick und tatkräftigen Idealismus seines Klerus. In der Kölner Kirchenprovinz dürfte es kaum noch einen Industrie- oder Landort mit über 3000 Katholiken ohne katholischen Jugendverein geben. Dieser Grundsatz sollte allgemein werden. 80—100 Jugendliche genügen, um eine Vereinsgründung dringend anzuraten, wenn nicht die Verhältnisse eine Ausnahme rechtfertigen.

Aber auch in diesen Fällen, wo die straffe Organisation nicht angängig oder wegen der Überbürdung des einzigen Seelsorgers nicht möglich ist, sollte man wenigstens auf die lose Jugendpflege nicht verzichten. Diese lose Jugendpflege, die das bischöfliche Ordinariat von Speyer noch jüngst für alle Pfarreien vorgeschrieben hat, deckt sich im wesentlichen mit einer besondern Jugendseelsorge: Mitunter ein eigener religiöser oder apologetischer Vortrag für die Jugendlichen oder sonst eine kirchliche Feier, vor allem Förderung des öfteren Sakramentenempfanges, der für unsere Jugendpflege von entscheidender Bedeutung ist, Aufklärung der Abwanderer und Sorge für dieselben, Rat und Unterstützung in der Berufswahl, zwei- bis dreimal im Jahre eine kleine Jugendunterhaltung, ein Theaterstück, ein Lichtbildervortrag oder Liederabend oder auch ein Ausflug, vielleicht auch eine Jugendsparkasse, für deren Verwaltung ein Jugendfreund zu gewinnen wäre, und endlich eine Jugendzeitschrift, die bei gemeinsamem Bezug spottbillig ist. Letzteres sollte auf keinen Fall unterlassen werden. Trotzdem aber diese lose Jugendpflege nicht viel Aufwand von Zeit und Mühe erfordert, ist sie vielfach noch wenig verbreitet. Und doch sollte sie neben der Vereinsjugendpflege nicht unterschätzt werden, da sie für den größten Teil der Jugendlichen das einzige ist, was wir ihnen bieten können und angesichts der Gefahren, in denen sie stehen, nicht vorenthalten dürfen. Die reifere Jugend und die Eltern werden diese kleine besondere Sorgfalt, die der Seelsorger den Schulentlassenen zuwendet, reichlich lohnen.

Selbst in den Großstädten ist diese lose Jugendpflege trotz aller Jugendvereine von der größten Wichtigkeit. Auch die vielen, die einem Verein nicht beitreten wollen oder können, dürfen von uns nicht aufgegeben werden. Vielleicht kann man ihnen, soweit sie einwandfrei sind, weitherzig Zutritt zu den Vereinsveranstaltungen gewähren, wie vielerorts geschieht. In mancher Hinsicht Vorbildliches für die Pflege dieser wilden Jugendlichen haben die protestantischen Lehrlingsfeierabende geleistet, deren allgemeine Einführung freilich am Kostenpunkt scheitert.

Wo aber die Zahl der Jugendlichen es erlaubt und die geistliche Leitung ermöglicht werden kann, sollten unbedingt katholische Jugendvereine gegründet werden. Sie sind das eigentliche Organ unserer katholischen Jugendbewegung und müssen es bleiben, und keine Sorgfalt, sie zu hegen und zu pflegen, auszubauen und auszubreiten, kann groß genug sein. Man hat verächtlich die Achseln zucken zu können geglaubt über die „bloß 20 %", die von den katholischen Jugendorganisationen erfaßt worden seien, ohne zu bedenken, daß der größte Teil der Jugendlichen für die Vereinsjugendpflege gar nicht in Betracht kommt und daß die Jugendorganisation wie jedes solide Wachstum Zeit zu ihrer Entfaltung braucht. Dabei ist nicht zu übersehen, daß unsere Jugendvereine der Jugend*pflege* und nicht der Jugendfürsorge dienen und es daher überall einen bestimmten Prozentsatz gibt, der nicht in sie hineingehört, soll nicht ihr guter Ruf und ihr erzieherisches Wirken gefährdet werden.

Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, auf die Einzelheiten der Vereinsjugendpflege einzugehen. Darüber belehren am besten die Berichte der einzelnen Bezirke und Organisationen, die zeigen, daß an sehr vielen Orten, z. B. Aachen-Land, Augsburg, Bonn, Dortmund, Duisburg, Essen, Freiburg, Konstanz, Ludwigshafen, München, Nürnberg, Saarbrücken u. a., schon seit Jahren musterhaft gearbeitet wird. Manche der neueren interkonfessionellen Gründungen, die in der Treibhauswärme öffentlicher Förderung üppig aufschießen, haben dagegen ihre Dauerkraft noch zu erproben und vor allem den Erweis erfolgreicher Arbeit noch zu erbringen.

Eine allgemeine Charakteristik unserer Vereinsarbeit verlangt vor allem die nachdrückliche Feststellung, daß sie nicht nur die allein richtige und erfolgversprechende, sondern auch die *schwerste* ist. Als ideale Jugendpflege kann sie sich den Luxus der Einseitigkeit, dem zahllose interkonfessionelle Organisationen unbedenklich huldigen, nicht gestatten. Sie ist vielmehr aus pädagogischen und apologetischen Gründen gezwungen, allen Bedürfnissen und Nöten der schulentlassenen Jugend gerecht zu werden und neben dem eigenen, gesicherten Erbgute auch das Berechtigte der einzelnen interkonfessionellen Richtungen in harmonischer Allseitigkeit zu umfassen.

Unsern Jugendvereinen fällt innerhalb der allgemeinen Bewegung vor allem die Aufgabe zu, der *Religion jene Stelle anzuweisen, die ihr in der Jugendpflege zukommt.* Sie ist der wichtigste und unentbehrlichste Erziehungsfaktor, ohne den jede Jugendarbeit, mag sie die Jugendlichen auch noch so „beschäftigen", auf die Dauer erfolglos bleiben

muß. Das religiöse Element muß daher im wörtlichen Sinne Stern und Kern unserer Jugendpflege sein, sie muß wesentlich religiös gerichtet sein, um so mehr, als die Fortbildungsschule der meisten deutschen Bundesstaaten in unbegreiflicher Verkennung ihres ausgesprochenen Zieles als Erziehungsschule auf die grundsätzliche Förderung der religiösen Bildung und Erziehung leider verzichtet. Auch wird uns die Religion nicht nur Prinzip, sondern auch Disziplin, beides selbstverständlich in echt jugendtümlicher Art sein.

Die religiöse Pflege wird echt katholisch sein, weder auf religiöse Äußerlichkeiten verzichten noch in ihnen aufgehen; vor allem den eucharistischen und marianischen Gedanken tief in die jugendlichen Herzen versenken; sie wird eine große Liebe zur Kirche und zum Apostolischen Stuhl in sie hineinerziehen, indem sie das heranwachsende Geschlecht in den erschütternden Ernst und die steigende Erbitterung der religiösen Kämpfe der Gegenwart einführt; sie wird die Jugend festigen gegen die konkreten Gefahren des Glaubens und der Sitte, denen sie entgegengeht; sie wird durch die Erziehung zum Glaubensmut und zur Glaubensopferwilligkeit katholische Charaktere erziehen. Das sind Ziele, für die jeder Jugendliche, der eine einigermaßen katholische Erziehung genossen hat, sich begeistern läßt, wenn sie richtig in spannendem Vortrag, warmer Exhorte, unter ständigem Hinweis auf die Arbeit der Gegner und besonders durch eifrige Ausmünzung des leider immer noch ungehobenen Goldes der Kirchengeschichte an ihn herangebracht werden.

Ist die religiöse Pflege so geartet, dann löst sich die alte Streitfrage „Verein oder Kongregation" von selbst. Weder rein religiöse Kongregationen für sich allein würden den Bedürfnissen der Masse entsprechen — und diese muß maßgebend sein —, noch rein weltliche Vereine, sondern eine Vereinigung von beiden. In welcher Weise näherhin die beiden Arten am geeignetsten ineinander zu greifen haben, wird großenteils von den besondern örtlichen und andern Verhältnissen abhängen; auf den Namen, ob Kongregation oder Verein, kommt es nicht an. Sachlich hat die Praxis vielerorts längst einen Ausweg gefunden, indem sie, ohne die ausreichende religiöse Pflege der Gesamtheit irgendwie zu vernachlässigen, für die Bildung einer religiösen Elite, deren Notwendigkeit für unsere gesamte katholische Bewegung keinen Augenblick ernstlich bezweifelt werden kann, in der eucharistischen Sektion Sorge trägt, die übrigens in keinem katholischen Jugendverein fehlen sollte. Aber auch hier mögen viele Wege nach Rom führen.

Durch diese religiöse Pflege ist auch die beste Grundlage der sittlichen Erziehung gewährleistet. Im Dienste dieser Erziehung stehen letztlich alle Veranstaltungen der Jugendpflege. Neben den erzieherisch so wertvollen Vereinssparkassen verdient nur ein Punkt besondere Erwähnung, die alkoholgegnerische Erziehung. Es ist außer allem Zweifel, daß unsere Jugendpflege alkoholfrei sein, ja sich energisch in den Dienst der Antialkoholbewegung stellen sollte. Alkohol- und Nikotinfreiheit sind zu einem notwendigen Faktor moderner Jugendpflege geworden. Das hat selbst die Sozialdemokratie begriffen und führt nichts so sehr im Munde als die Alkoholfreiheit ihrer Jugendheime, und tatsächlich gelingt es ihr bei vielen, die ihr sonst fernstehen, gerade dadurch Sympathien für ihre Jugendbewegung zu wecken. Dasselbe gilt in noch höherem Grade vom Jugendwerk des Guttemplerordens. Hier dürfen wir unter keinen Umständen ins Hintertreffen geraten. Die Gegnerschaft gegen den Alkohol ist neben der echten Religiosität die sicherste Rüstung, die wir den Jugendlichen mit in den Kampf des Lebens geben können. Die totale Abstinenz der Jugendlichen bei allen Vereinsveranstaltungen sollte Prinzip werden. Seine allmähliche Durchführung ist nicht allzuschwierig, wie das Beispiel unserer Gegner beweist. Was diese können, müssen auch wir vermögen. Tatsächlich ist es auch in sehr vielen katholischen Vereinen schon durchgeführt und die Bewegung ist überall in bester Entwicklung, so daß das Urteil des Osnabrücker Lic. Rolffs, das unlängst auf dem ersten Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung ausgesprochen wurde, die katholischen Jugendvereine hätten starke Konzessionen an die Trinksitten gemacht, in dieser Allgemeinheit durchaus ungerecht ist. Leider kann aber nicht geleugnet werden, daß hochsinnig entstandene katholische Gründungen mit verdienstvoller Vergangenheit, darunter auch Standesorganisationen Jugendlicher, schal und wertlos, ja dem katholischen Ansehen schädlich geworden sind, durch den Alkohol.

Schon durch dieses religiöse und ethische Moment, auf das sie den Hauptnachdruck legt, ist unsere Jugendpflege eine vorwiegend geistige. Dieser Charakter wird verstärkt durch die Bildungsarbeit, die sie leistet und im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für die Entwicklung der Volksbildung leisten muß. An erster Stelle steht die Berufsbildung, denn alles sonstige Wissen kann im späteren Leben des Jugendlichen seine Berufsuntüchtigkeit nicht wett machen. Nichts ist daher mehr zu begrüßen als die Veranstaltungen, die geeignet sind, die Berufsliebe und -tüchtigkeit in den Jugendlichen zu fördern: auf modern pädagogischer Höhe stehende

Berufsberatung, Vorbereitung zu einer guten Gesellenprüfung, jährliche Ausstellung der Gesellenstücke und Prämiierung der besten, Zusammenwirken mit den Meistern und Arbeitgebern, wozu der 19. Verbandstag der deutschen Gewerbevereine und Handwerkervereinigungen sich im Jahre 1910 ausdrücklich bereit erklärt hat.

Für die innere Kräftigung unserer Jugendbewegung sind diese Aufgaben von der größten Bedeutung. Es gibt auch eine katholische Jugendarbeit, die trotz aller religiösen Vorzüge schließlich versandet. „Nur dadurch", sagt mit Recht der Freiburger Diözesanpräses Dr Jauch[1], „daß unsere katholische Jugendpflegearbeit immer mehr hineinwächst in das moderne Erwerbs- und Wirtschaftsleben, daß sie überall Anknüpfungspunkte sucht mit den offiziellen, paritätischen Standes- und Berufskörperschaften, wird sie aus ihrer Isolierung heraustreten und sich zu einer Macht auswachsen, mit der man überall zu rechnen hat." Es ist derselbe Weg, den schon Kolping mit klarem Blicke erkannte und der sich in der Geschichte seiner Gründung glänzend bewährt hat.

Neben der beruflichen muß aber auch die allgemeine Bildung zu ihrem Recht kommen. Die sozialdemokratischen Jugendbildungsbestrebungen allein nötigen schon kategorisch dazu. Ihre Anziehungskraft auf religiös gleichgültige Eltern und Jugendliche sollte durch erhöhte Bildungsveranstaltungen unserseits womöglich überboten werden. Für uns haben solche Veranstaltungen doppelten Wert, weil sich die apologetische Schulung der Jugendlichen leicht mit der Wissensvermittlung vereinigen läßt. Außer Vorträgen aus den verschiedensten Gebieten der Kunst, Geschichte, Geographie, Literatur, Technik, womöglich mit Lichtbilderdarbietungen und Führungen, kommen auch eigentliche Kurse in Betracht, besonders im Geschäftsrechnen, Aufsatz, Reden, Buchführung, Gewerberecht, Versicherungswesen, Bürgerkunde, Zeichnen, Kurzschrift, Berufshygiene und vor allem Rechtschreibung. Wer viele Briefe Jugendlicher zu lesen hat, wird sich über ihre orthographische Unwissenheit und stilistische Unbeholfenheit baß wundern.

Ganz besondere Sorgfalt wird ferner auf den Ausbau der Vereinsbücherei zu verwenden sein, deren Bedeutung angesichts der babylonischen Verwirrung in der Jugendschriftenfrage und der immer offeneren Begünstigung interkonfessioneller Büchereien durch die Behörden mit jedem Tage steigt. Hier ist vor allem unsern katholischen Verlegern Gelegenheit

---

[1] Moderne Jugendpflege, Freiburg 1912, Caritas-Druckerei, 18.

zu praktischer Jugendpflege gegeben. Es wäre auch erwägenswert, ob nicht Diözesanstellen zum Aufkauf antiquarischer Vorräte von Jugendschriften eingerichtet werden könnten.

Die andern Funktionen der geistigen Jugendpflege, Unterhaltung und Geselligkeit, bedürfen kaum der Erwähnung. Sie sind für die Jugend notwendig wie für die junge Pflanze Tau und Sonne und stehen auch in unsern katholischen Jugendvereinen in hoher Blüte. Wir sind längst von dem Prinzip der alten Aloysiusvereine der achtziger und neunziger Jahre abgekommen, daß ein Fest durch lange Monate saurer Arbeit verdient werden müsse, und treten mit Recht dafür ein, daß im Verein eigentlich immer „etwas los" sein muß. Die in etwa richtig geleitete Jugend ist auch nicht so anspruchsvoll, daß diese Richtung irgend welchen Bedenken begegnen könnte. Sie ist und bleibt der einzige Weg, die Vergnügungssucht, die nun einmal unausrottbar tief in der jungen Generation steckt, möglichst unschädlich zu machen. Der Ernst des Lebens tritt übrigens dem Jugendlichen in mancher Gestalt und auf mannigfachen Wegen oft und frühzeitig genug entgegen. Unsere Jugendpflege schafft zudem hier die wertvollste Kulturarbeit und leistet, indem sie der unschuldigen, wahrhaft erhebenden und veredelnden Freude wieder den Weg zum Herzen des Volkes bahnt, der wahren Volksbildung Dienste, die nicht hoch genug angeschlagen werden können. Die frohe Erinnerung an die sonnigen Tage des Jugendvereins ist eine sittigende Kraft von hoher Bedeutung, die der Jugendliche mit ins Leben nimmt. Hoffentlich findet diese Vereinsaufgabe durch die Schaffung einer entsprechenden Literatur, wie die neutrale Jugendbewegung sie schon besitzt, tatkräftige Unterstützung und Erleichterung.

In der Frage der Körperpflege geht die katholische Jugendbewegung auf der goldenen Mittelstraße. Sie ist weit von der modernen Überschätzung derselben, noch weiter von ihrer einseitigen Betonung, von der Sportwut, entfernt. Aber sie vernachlässigt dieselbe auch nicht, weil sie von ihrer Berechtigung und Notwendigkeit für eine rationale Jugendpflege tief überzeugt ist. Sie allein ist daher befugt, die uralte Weisheit des Curandum est, ut sit mens sana in corpore sano, zu beanspruchen. Erst nachdem sie für eine gesunde Seele gesorgt hat, will sie, um eine ideale Jugend zu erziehen, daß diese auch in einem gesunden Körper wohne. Ja, sie wird den Freiluftbestrebungen bei der Vorliebe, die sie nun einmal bei der Jugend finden, schon aus erzieherischen Gründen möglichst weit entgegenkommen. Über Mangel an Spielgelegenheit im Freien darf sich daher

die Jugend nicht beklagen können. Jeder Jugendverein muß unbedingt eine ebene, geräumige, womöglich mit einem schattigen Plätzchen versehene Spielwiese besitzen, auf dem sich die Jugend jederzeit nach Herzenslust tummeln kann. Auch ist ihr möglichste Spielfreiheit zu lassen. Selbst das Fußballspiel, das nicht uneingeschränkt befürwortet werden kann und gegen das auch unter katholischen Jugendpflegern immer mehr Bedenken erhoben werden, soll nicht verboten werden. Das würde nur zur Bildung wilder Fußballklubs führen, die noch bedenklicher sind; die Jugendlichen sind vielmehr durch geduldige Aufklärung über die Schattenseiten dieses Spieles zu belehren.

Die Pflege des Turnens steht in unsern Jugendvereinen durchweg hoch, nicht wenige leisten geradezu Hervorragendes, so daß die Feindseligkeit der deutschen Turnerschaft nicht eine Spur von Berechtigung hat und offensichtlich unsachlicher Beweggründe überführt wird. Mit gleicher Liebe muß auch das Wandern gepflegt werden, aber das echte mit Lied und Strauß und Stecken, das die natürlichste Jugendlust ist und immer bleiben wird. Jedem Vereinspräses sollten so viele Jugendfreunde zur Seite stehen, daß der Verein nicht nur gemeinsam, sondern auch in kleineren Horden wandern kann. Dabei werden wir auch die Wandervogelbewegung vorurteilslos prüfen und ihre guten Elemente samt den bewährten Methoden ungesäumt übernehmen. In noch höherem Grade gilt das für die Pfadfinderbewegung. Die erzieherischen Werte des Pfadfinderideals, Entschlossenheit und rasche Entschlußfähigkeit, Genügsamkeit, Abhärtung, Kameradschaftlichkeit, Hilfsbereitschaft, Disziplin und Subordination, Höflichkeit und Ehrenhaftigkeit, verdienen gewiß alle Berücksichtigung. Jeder Vereinsleiter wird es bald lebhaft empfinden, wie sehr unsere Jugendlichen all dessen bedürfen. Zweifellos lassen sich aber diese Eigenschaften durch das Pfadfindertum, Geländespiele, Lagerleben, Samariterübungen usw. in weitem Umfange anbahnen, wenn auch ohne sorgfältige religiöse Pflege selbstverständlich nie ganz erreichen. Nur auf dem Boden der Religion läßt sich daher das Pfadfinderideal voll und ganz verwirklichen, aber diese Überlegenheit der religiösen Jugendpflege sollte uns von den Pfadfindermethoden nicht verächtlich denken lassen. Sie sind zum Teil sehr brauchbare Hüllen, in die christliche Erziehungskunst sich kleiden kann. In den englischen Jesuitenkollegien wird das Pfadfindertum eifrig gepflegt; man hat sogar ein Gebetbuch für katholische Pfadfinder herausgegeben. Jeder Jugendpräses sollte sich daher mit Lions Pfadfinderbuch vertraut gemacht haben. Nur

so werden wir uns auch dieser Bewegung gegenüber, deren Einfluß und Werbekraft nicht unterschätzt werden darf, glücklich behaupten können.

Neben diesen Zügen der Vereinskleinarbeit sind aber vor allem die Hauptlinien im Auge zu behalten, die unsere Jugendarbeit als Bewegung charakterisieren müssen. Hier stellen sich grundsätzliche Erwägungen ein, die vielleicht noch nicht entsprechend ihrer Bedeutung gewertet wurden.

Soll unsere katholische Jugendpflege dauernde Erfolge erzielen und der Volksorganisation, die vom Interesse der Kirche und des Staates gefordert wird, wirksam vorarbeiten, dann muß sie sozial gerichtet sein. Das wird sie aber nur sein, wenn sie sich in den Dienst des Standesgedankens stellt, von dem unsere moderne, soziale Bewegung getragen wird. Die ehemaligen sozialdemokratischen Jugendvereine Berlins brachten trotz aller Werbearbeit nur etwa 20—30 Setzerlehrlinge zusammen. Kaum ein Jahr nach der Gründung der Lehrlingsabteilung des Lithographenverbandes waren schon 400 in Berlin allein organisiert, ein sprechender Beweis, welch einen meisterhaften Griff die Sozialdemokratie mit der Einrichtung von Jugendabteilungen der freien Gewerkschaften getan hatte. Diese bewährte Methode wird denn auch mehr und mehr zum Hauptprinzip der sozialdemokratischen Jugendagitation. Sie weiß, daß das berufliche Interesse der Schlüssel zum persönlichen Interesse ist, und sucht ihm durch rechtzeitige Spezialisierung äußerst geschickt entgegenzukommen. Darin liegt neben dem Vorsprung auf gewerkschaftlichem Gebiet das eigentliche Geheimnis ihrer Erfolge.

An diesen Tatsachen darf unsere Jugendpflege nicht achtlos vorübergehen; auch wir müssen diese Kräfte in unsern Dienst zwingen. Freilich ist unsere Stellung durch den kirchlichen Charakter unserer Jugendpflege, der nicht gefährdet werden darf, im Vergleich mit der Sozialdemokratie eine ungünstigere. Mit Ausnahme der jungen Kaufleute, für die besondere Verhältnisse vorliegen und von der Fuldaer Bischofskonferenz im Jahre 1910 ausdrücklich anerkannt wurden, können wir unsere Jugendlichen nicht nach Berufen organisieren. Die organische Verbindung unserer Jugendvereine mit der Pfarre ginge sonst verloren zum großen Schaden unserer gesamten kirchlichen Entwicklung. Die Pfarre muß die religiöse Heimat des Katholiken bleiben, er muß mit ihr verwachsen. Die Liebe unserer Vorfahren zu ihrer Pfarrkirche, zu ihren Andachten und ihrem Klerus, das Interesse für ihren Schmuck und ihre Stiftungen waren eine religiöse Kraft ersten Ranges. Die moderne Kultur, die alle alten Verbände zerreißt, ohne sie durch neue

Vergesellschaftungen zu ersetzen, hat auch dieses ehrwürdige Verhältnis in weitem Umfange in den Großstädten wenigstens und zwar auch für die eingeborne Bevölkerung zerstört. Dazu kommen die Bestrebungen, auch die Volksschulen mehr und mehr aus dem Pfarrverbande zu lösen, so daß wir alle Veranlassung haben, das gelockerte Band wenigstens durch den Einbau unserer Jugendorganisation in das Pfarrsystem wiederum fester zu knüpfen.

Wir müssen daher den sozialen Nachteil, den dieses Organisationsprinzip bedingt, anderweitig wett machen, vor allem durch gewerkschaftliche Erziehung und sozialen Jugendschutz, beides Aufgaben von gleich dringendster Notwendigkeit. Die jugendlichen Fabrikarbeiter oder Fabriklehrlinge, die nicht einer gewerkschaftlichen Organisation vor der Entlassung aus dem Jugendverein angeschlossen sind, fallen durchgängig den freien Gewerkschaften zum Opfer und sind damit meist für Kirche, Staat und Gesellschaft verloren. Der gewerkschaftliche Anschluß muß daher schon während der Vereinszugehörigkeit, womöglich durch finanzielle Bindung perfekt werden. Angesichts des Terrorismus, dem viele Jugendliche entgegengehen, kann hier kaum genug vorgearbeitet werden, wenn gegen die Bedrohung unserer gesellschaftlichen und religiösen Zukunft durch die freien Gewerkschaften überhaupt etwas ausgerichtet werden soll. Mit dieser rechtzeitigen Eingliederung in einen Standesverband muß sich aber die gewerkschaftliche Erziehung verbinden. Die Jugendlichen müssen über Ziel und Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation, Berechtigung der Standeskämpfe und deren Grenzen, Wesen der freien Gewerkschaften, gewerkschaftliche Pflichten und Rechte, kurz über die christliche Standesbewegung gründlich aufgeklärt werden, damit sie später überzeugte und opferwillige Mitglieder ihrer Standesorganisationen werden, wobei manche, die sich wohl oder übel frei organisieren müssen, einer besondern Pflege und Festigung bedürfen. Sache der Gewerkschaften, die alles Interesse an einem geschulten Nachwuchs haben müssen, ist es, geeignete Hilfskräfte zu dieser Erziehungsarbeit zu stellen.

Die notwendige Praxis zu dieser sozialen Erziehung ist der soziale Jugendschutz. Soweit er die Arbeitsstätte betrifft, ist er Sache der Gewerkschaften, eine eminent wichtige Aufgabe unserer Jugendpflege, die aber trotz aller Jugendbewegung bisher so wenig erkannt wurde, daß manche Jugendliche an der Hilfe geradezu verzweifeln. Hoffentlich tritt hier durch die neuerdings systematisch aufgenommene Jugendarbeit der nationalen Gewerkschaften eine Wendung zum Besseren ein.

In weiterer Folge hat sich sodann der soziale Jugendschutz auf die gesamte soziale Lage der Jugendlichen zu erstrecken. Und hier sind alle zur Mitarbeit berufen. Der Ausbau und die Durchführung der Schutzgesetze für Lehrlinge und jugendliche Arbeiter muß unserseits energisch gefordert und betrieben werden. Die Jugendlichen müssen Schutz bei uns finden gegen Ausbeutung ihrer Arbeitskraft und ihrer Gesundheit, Vernachlässigung ihrer Ausbildung, Übervorteilung und Mißhandlung, Verständnis für berechtigte Wünsche, Rat und Hilfe in allen Berufsangelegenheiten und zwar nicht nur bei ihrem Präses, sondern bei der katholischen Öffentlichkeit überhaupt. Hier gilt es vor allem, der Sozialdemokratie durch tatkräftige Vertretung der Interessen der Jugendlichen unserseits den Wind ihrer Lehrlingsfreundlichkeit aus den Segeln zu nehmen. Die Jugend muß wissen, daß sie auch mit ihren beruflichen Interessen bei uns gut aufgehoben ist, erst dann, das fühlt sie selbst instinktiv, können wir ihr als Pfleger gegenübertreten, dann aber auch mit der Autorität wahrer Vormünder. Wie sehr die erzieherische Wirkung unserer Jugendpflege durch diese soziale Fürsorge gesteigert werden muß, liegt auf der Hand. Sie wirbt dann nicht nur die Massen, sie fesselt sie auch. Die Ausdehnung unserer katholischen Jugendbewegung unter den erwerbstätigen Jugendlichen dürfte sogar von keinem Umstande mehr abhängen als von dem Maße, in dem dieser soziale Jugendschutz unserseits wahrgenommen wird.

Soll dieser soziale Jugendschutz uns die Massen der Jugendlichen sichern, dann muß der *sittliche Jugendschutz* den Erfolg unserer Erziehungsarbeit sicherstellen. Die Notwendigkeit dieses sittlichen Jugendschutzes spricht, ja schreit geradezu laut für sich selbst. Was nützt uns die mit tausend Mühen und Opfern bis zur Erschöpfung vollbrachte Vereinsjugendpflege zur sittlichen Hut der Schulentlassenen, wenn die öffentliche Verführung ungestraft an einem Werktagsabend niederreißen darf, was wir an vielen Sonntagen aufbauten! Und wir dürfen doch auch die Draußenstehenden nicht ganz hilflos versinken lassen. Dieser sittliche Jugendschutz ist noch viel wichtiger als der Ausbau der Fortbildungsschule und erst recht als die Beschaffung von Spielplätzen, für die wir Millionen haben. Er sollte eigentlich das Rückgrat unserer öffentlichen Jugendpflege sein oder vielmehr die selbstverständlichste Voraussetzung aller Jugendpflege. Und nun stelle man sich die Jugendlichen vor, die mit sichtbarer Lüsternheit vor den schamlosen Brunnen und Denkmälern unserer Großstädte stehen. Ist eine schonungslosere Satire auf unsere öffentliche Jugendpflege überhaupt denkbar? Man

denke an die Kinos, den Schaufensterunfug, die modernen Badesitten, die Museen, die Jugendlichen offen stehen, und an das Schlafwesen derselben. Hier ist nicht mehr Jugendpflege, hier ist eine gewaltige Jugendfürsorge vonnöten, wenn die übergroße Mehrzahl unserer Jugendlichen vor sittlicher Verwahrlosung bewahrt werden soll. Und zwar tut schnelle und gemeinsame Hilfe not. Will die Jugendpflege, wie es stereotyp in jeder Publikation heißt, eine Volksbewegung sein, dann muß zunächst dieser sittliche Jugendschutz, und zwar die konkreten, lokalen Forderungen desselben, eine öffentliche Angelegenheit aller Volkskreise werden. Die Katholiken gehören in die erste Reihe und haben in den Bezirksverbänden der Vereinspräsides und Jugendfreunde die geborenen Träger der Bewegung. Vor allem drängt die Kinoreform. Die thüringischen Staaten haben neuerdings den Kinobesuch Jugendlicher unter 17 Jahren, auch in Begleitung Erwachsener, außer zu Jugendvorstellungen rundweg verboten. Das württembergische Lichtspielgesetz sieht dasselbe Verbot vor, und der Kanton Solothurn hat es schon längere Zeit erlassen. Möge sich diese allein wirksame Maßregel durch unsere tatkräftige Mithilfe bald auf das ganze Reich ausdehnen.

Zu dieser Sorge für Sicherung des Erfolges der in den Jugendvereinen geleisteten Erziehungsarbeit gesellt sich die sog. Mittelstufenfrage. Wohin mit den Jugendlichen, die den Jugendvereinen entwachsen sind? Sollen sie auf eigene Faust hinausziehen und es der Strömung überlassen bleiben, ob sie in irgend einem katholischen Milieu landen, oder soll man für eine organische Verbindung der Jugendvereine mit den katholischen Männervereinen sorgen? Gerade diese Frage wird zur Zeit besonders für die Erwerbstätigen lebhaft erörtert, ohne indessen, wie es scheint, eine einheitliche Lösung zu finden. In Süddeutschland hat man sich für die Überführung aller Erwerbstätigen in die Gesellenvereine entschieden. Letztere sind längst über ihren ursprünglichen Rahmen hinausgewachsen und stehen, da die Grenze zwischen Handwerk und Fabrikarbeit immer mehr verwischt wird und in manchen Gewerben kaum noch erkennbar ist, allen erwerbstätigen Jugendlichen im reiferen Alter offen, besonders in der loseren Form der Josephs- und Kolpingsvereine. Anderwärts scheint man die Gründung von Abteilungen für ältere Mitglieder in den Jugendvereinen oder für jüngere Mitglieder in den Arbeitervereinen vorzuziehen. Für die ländliche Jugend wird der Typus der bayrischen Burschenvereine wohl der nächstliegende sein. Aber wie die Lösung auch immer erfolgen mag, irgend eine Form der Mittelstufe ist notwendig, da die reiferen Jugendlichen nicht mehr

mit den eben Schulentlassenen zusammensein wollen und sich auch bis zur Kaserne nicht selbst überlassen bleiben können: Sie bedürfen sogar wegen der gesteigerten Gefahr geschlechtlicher Verirrungen und der bevorstehenden Militärzeit einer besondern Führung. Besonders die Aufgabe einer planmäßig aufbauenden Rekrutenfürsorge fällt diesen Vereinen zu.

Die Überführungsfrage hat aber noch eine andere Seite, die bisher trotz wiederholter Diskussion noch auf dem alten Fleck ist. Den Siebzehn- bis Zwanzigjährigen kann jedenfalls nicht eine so allseitige Vereinspflege erwiesen werden wie den jüngeren Mitgliedern der eigentlichen Jugendvereine, besonders wenn ihre Abteilungen unter geistlicher Leitung stehen sollen, worüber man doch einig sein dürfte. Der jüngere Klerus ist mit der Pflege der Schulentlassenen schon überlastet. Die Mittelstufenvereine werden sich daher mehr auf die religiöse Förderung und auf die Pflege der Bildung und Geselligkeit beschränken und die Körperpflege den einzelnen überlassen müssen. Wohin sollen sich nun die älteren Jugendlichen aus den Turn- und Spielabteilungen ihrer Jugendvereine wenden? Etwa zur deutschen Turnerschaft oder zum Radfahrerbund „Sodalität"? Für die Radfahrer besitzen wir glücklicherweise die „Concordia", aber für die Turner besteht nichts Ähnliches. Während wir trotz der offensichtlich katholikenfeindlichen Richtung der „Deutschen Turnerschaft" über die „Tunlichkeit" katholischer Turnvereine seit Jahren hin und her disputieren, hat die Sozialdemokratie gehandelt und sich in ihren Arbeiterturnvereinen eine eigene mächtige Turnerorganisation geschaffen. „Darum wäre es dringend geboten, unsere Turnsektionen in jeder Stadt zu krönen mit einem gutorganisierten, gutgeleiteten, christlichen Turnverein für die Leute von 18 Jahren an. Diese müßten sich selbständig organisieren in Gau-, Landes- und Zentralverband im ganzen Deutschen Reich ... Bis jetzt sind wir aber über Pläne und Verhandlungen nicht hinausgekommen. Ein Zusammenwirken der Gesellen-, Arbeiter-, Jugend- und Volksvereine wäre unerläßlich, würde aber auch ohne Zweifel bald zum Ziele führen." [1] Diesen Worten des Freiburger Diözesanpräses haben wir nichts hinzuzufügen. Was in Österreich, Belgien, Italien und Frankreich längst besteht und von den höchsten kirchlichen Behörden freudigst begrüßt wird, sollte auch bei uns Eingang finden. Auch hier liegt unter der Turnsache ein religiöses Problem verborgen, das nicht länger verkannt werden möge.

---

[1] Dr Jauch, Moderne Jugendpflege 22.

Von weitesttragender Bedeutung ist ferner die Frage, welche Beziehung unsere katholischen Jugendvereine zu den andern nationalen Jugendverbänden, vor allem zum Jungdeutschlandbunde und zu den Wehrkraftvereinen unterhalten sollen. In der Theorie ist sie bald gelöst: verständnisvolles Zusammenwirken aller nationalen Jugendpflegebestrebungen in wahrhaft vaterländischem Interesse; und nichts wäre wünschenswerter, als daß die Praxis ihr allerorts entspräche. Allein trotz der bündigsten Erklärungen, die von der andern Seite wiederholt abgegeben und vertragsmäßig festgelegt wurden, kommen immer wieder Klagen aus allen Teilen des Reiches, vom Rhein und der Mosel, aus Bayern, Schlesien und Ermland über Konkurrenzgründungen, Mitgliederwegfang, Ausschluß katholischer Jugendvereine von der öffentlichen Förderung usw., die auch von der Berliner Zentralstelle für Volkswohlfahrt beklagt wurden. Diese peinlichen Vorkommnisse mögen den Lokalinstanzen zur Last fallen, wenn aber die Zentralleitung für deren vertragsgemäße Haltung nicht bürgen kann, sind sie eben nicht bündnisfähig. Jedenfalls sind die Erfahrungen vielerorts derart, daß ein allgemeiner Anschluß kaum in Betracht kommen dürfte. Wo er ratsam erscheint, sollte er aber unbedingt unter völliger Wahrung der Selbständigkeit geschehen; denn diese ist die unerläßlichste Vorbedingung für eine glückliche und charaktervolle Entwicklung unserer katholischen Jugendbewegung.

Eine neue Aufgabenreihe erhebt sich, wenn wir uns den Trägern unserer katholischen Jugendpflege zuwenden. Unsere katholischen Jugendbestrebungen können nur dann die nötige Ausdehnung und Tiefe erhalten, wenn sie von der katholischen Öffentlichkeit in ihrer Bedeutung voll gewürdigt und allerorts energisch gefördert werden. Hierin wird die große Aufgabe der kommenden Jahre zu bestehen haben, alle katholischen Kräfte für diese Kulturaufgabe zu gewinnen, zu begeistern und zur Opferwilligkeit in ihrem Dienste zu erziehen. Alles, was für die katholische Jugendpflege aufgewandt wird, ist Wehrsteuer im besten Sinne des Wortes und eine Versicherungsprämie für unsere Zukunft.

Unsere katholische Jugendpflege bedarf zunächst der materiellen Unterstützung; denn die Jugendvereine sind notwendig leistungsunfähig. Gerade die Klassen, die der Jugendpflege am meisten bedürfen, können nicht zu großen Beiträgen herangezogen werden. Bei ihrer religiösen Gleichgültigkeit genügen oft schon wenige Groschen, um sie den Vereinen fern zu halten. Dabei sind aber die Bedürfnisse der Jugendvereine auch bei dem spärlichsten

Aufwande beträchtlich. Wieviel quälende Sorge macht manchem Präses allein die Heimfrage! Er muß doch mit seinen Jungen eine Unterkunft haben und sei es auch nur ein bescheidenes Holzhaus auf gemietetem Grunde. Dazu kommen Einrichtung, Bühnenbedarf, Zimmerspiele, Bücherei usw. Auch eine kleine Bahnfahrt oder Bewirtung sollte das eine oder andere Mal im Jahre von der Kasse getragen werden können, wie es in interkonfessionellen Vereinen des öfteren geschieht. Diese erfreuen sich überhaupt reichlicher Unterstützung, nicht selten sogar hochherziger Zuwendungen.

Da auf öffentliche Geldbewilligungen, wie sich mehr und mehr herausstellt, in den meisten Bundesstaaten wenig oder kein Verlaß ist, sind wir auf die eigene Hilfe angewiesen und dürfen mit ihrer Organisation nicht zögern. Jeder besitzende Katholik sollte aus Liebe zur gefährdeten Jugend dem Jugendverein seiner Pfarre mit einem kleinen Jahresbeitrag von 3 bis 5 Mark als außerordentliches Mitglied beitreten. Vorbildlich ist hier die Einrichtung der bayrischen Wehrkraftvereine, die vielerorts mehr als die doppelte Zahl der Jugendlichen an zahlenden Mitgliedern besitzen. Ebenso sollten leistungsfähige Körperschaften, namentlich die Kirchenverwaltungen, unsere Jugendvereine unterstützen. Besonders die Jugendheime könnten aus kirchlichen Mitteln erstellt werden. Grundsätzliche Bedenken dürften kaum dagegen vorliegen; denn die katholische Jugendpflege ist ein kirchliches Werk im Dienste der Pfarrgemeinden. Auch Kirchenkollekten nach protestantischem Vorgehen kämen in Frage. Anläßlich des Kaiserjubiläums wurden von der Berliner „Zentralstelle für Volkswohlfahrt" auch Stiftungen zu Zwecken der Jugendpflege als hochpatriotisches Werk angeregt, ein Gedanke, dessen sich unsere katholische Presse bemächtigen sollte. So könnte bei Papst- und Bischofsfeiern und Pfarrerjubiläen neben den Festakten und Illuminationen auch ein bleibender Nutzen für die Kirche gestiftet werden. Außerdem wäre es zu begrüßen, wenn der Brauch aufkäme, die kirchliche Jugendpflege als hervorragend frommes Werk testamentarisch zu bedenken. Wie reich wurden ehemals die Schulen bedacht, als sie noch unter der mütterlichen Sorge der Kirche standen. Seitdem man sie der Kirche entrissen, hat man sie auch der christlichen Mildtätigkeit entfremdet. Unsere katholischen Jugendvereine dagegen blühen im Schatten der Kirche und bieten alles, was die Freigebigkeit unserer Vorfahren für das Erziehungswerk der Kirche in den Schulen begeistert hat. Stiftungen dieser Art wären am besten den bischöflichen Ordinariaten zur jährlichen Unterstützung besonders darbender Jugendvereine, namentlich in der Diaspora, zu überweisen.

So notwendig aber auch die materielle Unterstützung sein mag, sie ist nicht die Hauptsache. Noch wichtiger als sie ist die Hingabe der Person an die Sache der Jugend, die persönliche Teilnahme an der Jugendpflege. Hier ist auch die Not am größten. Wir bedürfen unbedingt der Jugendpfleger aus dem Laienstande, jugendkundiger, erziehungstüchtiger, hochsinniger Männer, wahrer Jugendfreunde aus allen Stellen und Berufen, die den geistlichen Präsides an die Seite treten und unter ihrer Leitung so wirken, daß ein geistlicher Präses für beide Abteilungen der Jugendlichen genügt. Je mehr die Ausdehnung der Vereinsarbeit zu Sektionsbildungen zwingt, desto unabweisbarer ist diese Arbeitsteilung geworden. Unsere Jugendvereine sind in rapider Entwicklung zu wahren Gymnasien für die schulentlassene Jugend mit einem Programm herangewachsen, das nur von einem Erzieherkollegium bewältigt werden kann. Kein Präses ist daher glücklicher zu schätzen, als wer vier bis sechs solch geschickte, geschulte, zuverlässige und vor allem selbstlose Helfer gewonnen hat. Auch hier können uns die interkonfessionellen Organisationen zum Muster dienen. Die Jugendarbeit der Jungdeutschlandgruppen, Pfadfinderkorps, Wehrkraftvereine und Wehrlogen beruht ganz auf dem opferwilligen Wirken ihrer Führer, die sich in großer Anzahl, besonders aus Offiziers- und Lehrerkreisen zur Verfügung gestellt haben.

Angesichts dieser Tatsache kann der Appell an die katholische Opferwilligkeit unmöglich versagen. Aus den Reihen unserer katholischen Lehrer ist auch schon mancher wertvolle Helfer gekommen. Aber der Ruf geht an alle Stände, alle, Ärzte, Offiziere, Beamte, Musiker, Schauspieler, Künstler, Studenten, Kaufleute, Gewerkschaftler und Turner, alle sind willkommen und finden reiche Gelegenheit, ihr Wissen und Können im Dienste der Jugend zu verwerten. Die Jugendpflege stellt allerdings hohe Anforderungen, aber sie ist auch der Mühen und Opfer wert. Im Kampfe um die Jugend ist kein Einsatz zu groß. Sie bringt auch keine greifbaren Vorteile; ihre Verdienste werden anderswo gebucht; aber das kann nur der Selbstlosigkeit, der ersten Vorbedingung erfolgreichen Wirkens, zu gute kommen.

Bei der Einführung dieser Jugendfreunde werden wir uns die Erfahrungen der öffentlichen Jugendpflegerausbildung zu nutze machen. Unsere katholischen Laien sollten sich möglichst zahlreich an den staatlichen Jugendpflegerkursen beteiligen, daneben müssen aber auch katholische Kurse veranstaltet werden, um einheitliches katholisches Wirken zu erzielen. Bei

alledem aber werden wir nicht vergessen, daß das Geschick zur Jugendpflege ein Charisma ist, das durch noch so vervollkommnete Technik nicht ersetzt werden kann und nur wenigen gegeben wurde. Aber diese Talente gilt es zu wecken, und nichts wäre daher für unsere Jugendpflege verheißungsvoller, als wenn das katholische Laientum tief und mächtig von der Jugendbewegung erfaßt würde und das Apostolat der Jugendpflege klar erkännte.

Leider stehen dem vielfach noch große Hindernisse im Wege. Werden doch noch mitunter die Jugendvereine überhaupt abgelehnt, weil sie die Jugendlichen der Familie entzögen. Man bedenkt nicht, daß diese Familie in zahllosen Fällen nichts als eine Fiktion ist, an deren Wiederverwirklichung gearbeitet, für die aber inzwischen ein wenn auch noch so notdürftiger Ersatz geschaffen werden muß. Wo aber noch ein christliches Familienleben besteht, wird keiner eine Vereinsarbeit billigen, die den Jugendlichen ihrem unvergleichlichen und unersetzlichen Einflusse entzieht. Hier weiß jeder erfahrene Präses bei seinen Jugendlichen hinsichtlich der Teilnahme an den Vereinsveranstaltungen wohl zu unterscheiden.

Es bedarf daher noch gesteigerter, nimmermüder Aufklärungsarbeit durch Predigt, Presse und Versammlungen. Die katholische Öffentlichkeit muß im weitesten Umfange von der dringenden Notwendigkeit der Jugendpflege und zwar der katholischen überzeugt werden; sie muß aufgeklärt werden über die Gefahren der schulentlassenen Jugend und über die rastlose Arbeit unserer Konkurrenten und Gegner; sie muß mehr erfahren von dem verdienstvollen Wirken unserer katholischen Jugendvereine. Dann werden jene, die verständnislos abseits stehen und in der Jugendpflege nur einen modernen Kulturschwarm erblicken, bald aussterben, dann werden Hände und Herzen sich öffnen.

Karl Korn[1] meint, gerade im katholischen Lager herrsche in Bezug auf die Jugendfrage neuerdings eine unruhvolle Betriebsamkeit wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Wäre es nur noch wahrer!

Es gilt sodann unter grundsätzlichem Verzicht auf alles irreführende Lob der interkonfessionellen Jugendarbeit unsere katholischen Jugendvereine zu fördern und vor jeder Beeinträchtigung und Zurücksetzung zu schützen. Sie müssen und sollen ihren Platz an der Sonne haben. Der Pfadfinderbund zählt in seinem Ehrenausschuß unter 35 Mitgliedern fast zwei Drittel Exzellenzen aus den Spitzen der Zivil- und Militärbehörden. Dem

---

[1] Die bürgerliche Jugendbewegung, im „Vorwärts", Berlin 1910, 14.

Jungdeutschlandbund wendet sich erst recht die Gunst und Protektion der höchsten Kreise zu. Auf katholischer Seite ist ähnliches bisher nur ganz vereinzelt zu verzeichnen. Und doch könnte die katholische Jugendpflege durch dieses öffentliche Interesse der höchsten katholischen Stände nachdrücklich gefördert werden. Wir stehen im Zeitalter der Protektorate. Hier handelt es sich um ein kirchliches und nationales Werk von allergrößter Bedeutung.

Zur allgemeinen Orientierung und zur Heranbildung von Jugendfreunden benötigen wir endlich eines eigenen Organs für das ganze Gebiet der Theorie und Praxis der katholischen Jugendpflege, das zugleich über die gesamte deutsche Jugendbewegung berichten müßte. Die Gründung dieser Zeitschrift ist vom Münchener Sekretariat der süddeutschen katholischen Jugendvereine für den 1. Oktober beschlossen.

Wenn wir richtig arbeiten, kann die Stimmung unserer Jugendpflege nur die eines frohen Optimismus sein. Wir allein sind in jeder Beziehung auf dem richtigen Wege, während die interkonfessionelle Jugendarbeit über kurz oder lang trotz aller ungeheuern Aufwendungen einem sichern Fiasko verfallen wird. Sie muß dann zurück, während wir vordringen. Freilich geht auch die sozialdemokratische Jugendbewegung großen Erfolgen entgegen und zwar um so größeren, je mehr die interkonfessionelle Jugendpflege die religiösen Kräfte, die zu guter Letzt allein dem Umsturz wehren, im jugendlichen Volke verkümmern läßt. Wir können diesen Gang der Dinge nicht hindern. Nur schwere Schicksalsschläge scheinen hier aufklären zu können. Aber wir können uns wenigstens selbst vor dieser Katastrophe schützen. Und das wird bei der übergroßen Mehrzahl aller, die unsere Jugendpflege erfaßt, zum Segen von Kirche und Staat gelingen.

Das ist die große Verheißung der katholischen Jugendpflege.

P. Saedler S. J.

An den Grenzen dreier Republiken.

(Schluß.)

6. Als wir einige Tage nach unserem Besuche in Trinidad und Jesus auf dem Paraná weiter fahren wollten, waren wir beizeiten in Hohenau, um den Dampfer nicht zu verlieren. „Wann kommt der ‚Yberá‘?“ „Zwischen heute abend 8 Uhr und morgen früh 8 Uhr, und lange hält er nicht.“ Mit diesem Bescheid legten wir uns zur Ruhe. Beim Reisen in Zentral-Südamerika verliert man aber bald die Nervosität der europäischen Bahnhöfe, und so konnte uns die Ungewißheit der Abfahrt keine Minute von unserem Schlaf rauben.

Am andern Morgen, beim ersten Tagesgrauen gellte die Dampfpfeife des „Yberá“ über Strom und Wald. Er hielt wirklich nur gerade so lange, wie nötig war, uns einzuschiffen, und bald darauf fuhren wir in den frischen Morgen hinein. An der Seite unseres Dampfers war ein großes Lastschiff angekoppelt, auf dem 40 Pferde und 20 Maultiere transportiert wurden, die jeden Pfiff der Maschine, quadrupedante sonitu, mit einem wahren Höllenspektakel quittierten. Bezeichnend ist es, daß man es gar nicht für nötig hielt, die Tiere anzubinden oder einzupferchen. Der Weg zum Hinterdeck stand ihnen offen, und hätte eine Panik die Pferde nach hinten gedrängt, dann wären dort die Passagiere der zweiten Klasse in Lebensgefahr gekommen. Das war indes nicht zu fürchten. Das hiesige Pferd ist bei aller Kraft und Ausdauer viel ruhiger und abgeklärter als sein europäischer Vetter.

Der Alto Paraná, auf dem es nun aufwärts ging, ist eine breite, gelbe Wasserstraße zwischen grünen Hügelreihen. Viele Windungen beschränken den Blick auf die nähere Umgebung, und diese ist gefällig, wenn auch nicht reich an Abwechslung. Eine wilde Vegetation, ein Urgestrüpp ohne Weg und Steg, ein grünes Chaos von tausend Pflanzenarten wuchert üppig auf dem fruchtbaren Boden der Abhänge. Hochwald hat sich hier nicht entwickelt, wohl wegen der Überschwemmungen, denen der Paraná periodenweise ausgesetzt ist. Hie und da öffnet sich die Uferwand und über den Wasserspiegel eines einmündenden Nebenflusses hinweg fällt der Blick auf

einen Wasserfall oder in ein anmutiges Tälchen. Die Höhe des Falles, den der Ñacunday bei der Kolonie Itaipité bildet, wurde uns auf 37 m angegeben. Leider konnten wir ihn vom Schiffe aus kaum sehen, weil er sich hinter einer feinen Wolke Wasserstaubes verbirgt. In der allgemeinen Unordnung der Pflanzenwelt bewahrt nur der Bambus eine gewisse Ordnung. Als wäre es eine Allee, angepflanzt von Menschenhänden, so begleiten zwei Linien dieser Riesengräser den Strom auf beiden Seiten. Alles ist grün ringsum, aber tausendfach ist die Schattierung. Bisweilen leuchtet in dem dunkeln Blättermeer die goldene Baumkrone der Cannafistula (Cassia) auf; häufiger sieht man die großen silberhellen Blätter des Faultierbaumes (Cecropia peltata) an den armleuchterförmigen Ästen im Walde glänzen. Abgesehen von seiner gefälligen Form ist dieser Baum auch äußerst nützlich. Der Indianer braucht das weiche Holz für sein primitives Feuerzeug. Die Heilkunst zieht aus seinen jungen Trieben und zarten Blättern eine Arznei gegen viele Krankheiten, besonders gegen Husten und Asthma. Dem Tischler ersetzen die rauhen Blätter ohne weiteres das Glaspapier. Der Architekt der Wildnis legt mit dem hohlen Stamm Wasserleitungen an. Den Namen „Faultierbaum" hat das Volk dieser Cecropie gegeben, weil ihre Früchte die Lieblingsnahrung des Faultieres sind. Den Ameisen ist der Stamm des Baumes Wohnung und Nahrungsspender zugleich, und die dankbaren Tierchen verteidigen ihn auch energisch gegen alle Angriffe. Geradezu überraschend ist die Wassermenge, die seine Wurzeln selbst aus trockenem Boden ziehen. Der deutsche Konsul H. Mangels[1] erzählt von einem Exemplar, das der Wind gebrochen, aus dessen Stumpf aber noch 16 Tage lang das Wasser überlief.

Inseln sind auf der von uns befahrenen Strecke des Paraná nicht häufig. Nur von Zeit zu Zeit steigt eine Insel, überragt von einem großen Baumbukett, auf, und ihre majestätische Schönheit läßt es bedauern, daß die Natur diesen Schmuck nicht häufiger auf die breite Fläche des Stromes gestellt hat.

7. Auf beiden Ufern sind zahlreiche Stationen, die hauptsächlich dem Holzhandel obliegen und den Paraguaytee kultivieren, und von wo aus die moderne Zivilisation allmählich in den Urwald eindringt. Das Holz wird in verschiedener Weise zu Tale gebracht, die primitivste Weise arbeitet bloß mit der Schwerkraft, die modernste mit dem Motor. Die gefälligste sahen

---

[1] Wirtschaftliche, naturgeschichtliche und klimatologische Abhandlungen aus Paraguay, Freising 1904.

wir bei der Station Bosetti. Eine lange Rinne war von der Spitze des Berges bis zum Flusse angelegt. Oben wurden die schweren Baumstämme mit Hebebäumen in die Rinne geschafft. Dann schossen sie leicht wie ein beschwingter Pfeil herunter, machten einen Kopfschuß, bei dem das Wasser hoch aufspritzte, tauchten dann mit halber Länge aus der Tiefe wieder auf, fast wie ein Meerungeheuer, als wollten sie sich nach dem Feind umschauen, der sie von ihrer stolzen Höhe herabgeworfen hatte, legten sich dann aber ruhig und gelassen auf den Wasserspiegel, um dem Ozean zuzutreiben, der ihren riesigen Dimensionen besser zusagt. Aber dann kamen auch schon die kleinen, klugen Menschen in einem Boot aus dem Ufergebüsch und legten den Koloß regelrecht an die Leine, und nun muß er warten, solange es ihnen gefällt.

Mit dem Holzhandel ist die Kultur des Paraguaytees die reichste Einnahmequelle der Länder am oberen Paraná. Ohne den Paraguaytee, hier schlechthin Yerba, Kraut, genannt, ist der Paraná undenkbar. Nach Tausenden zählen die Arbeiter, die im Dienste der Yerbakultur ihren Lebensunterhalt erwerben, und der Transport des gewonnenen Tees beschäftigt eine ganze Flottille. Wir hörten die Äußerung, der Paraguaytee sei deswegen bei den Gauchos, den Rinderhirten Südamerikas, so beliebt, weil er zu der reichen Fleischnahrung die nötigen Pflanzenstoffe liefert. Mag sein; wenn aber Leute, die über Fleischteuerung klagen, dabei vom Morgen bis zum Abend Yerba schlürfen, dann haben sie dazu gewiß noch andere Gründe als hygienische Notwendigkeit. Der Paraguaytee ist heutzutage gerade so beliebt bei den Weißen, wie er es zur Zeit der Jesuiten bei den Indianern war. Das erste am Morgen ist der Tee. Die Cuia, die getrocknete Schale des Flaschenkürbis, wird zur Hälfte mit Teeblättern gefüllt, dann schüttet man heißes Wasser zu, steckt die Bombilla, ein metallenes Röhrchen, hinein und der Trank ist angerichtet. Die Cuia geht mit ihrem Röhrchen von Mund zu Mund, und wie der Yerba das erste Vergnügen am Morgen war, so wird er auch das letzte Labsal am Abend sein. Bei manchen ist der Yerbagenuß derart zum Bedürfnis geworden, daß sie krank werden, wenn ihnen ihr Lieblingsgetränk nicht gleich am Morgen zur Verfügung steht. Im letzten Krieg hat sich der Paraguaytee bei der Verpflegung der Soldaten vorzüglich bewährt, und Lopez II. stützte sich auf gute Erfahrungen, als er dem König von Preußen eine Schiffsladung von dem kostbaren Kraut schickte mit der Hoffnung, daß es in die preußische Armee eingeführt werde.

Lange Zeit hat man sich mit regellosem Einsammeln der Teeblätter begnügt, heutzutage nimmt man den Baum unter Kultur. Die Pflanzungen bieten einen schönen Anblick mit ihren schier endlosen Reihen von Teebäumchen. Die Yerbaplantage, die wir bei St Ignacio sahen, war auf freiem Felde angelegt; es wurde uns aber gesagt, heutzutage versuche man es mit der Hoffnung auf besseren Erfolg, diese Pflanzungen im Walde anzulegen. Der Yerbabaum (Ilex paraguayensis) ist eben Waldbaum.

Kaum zwei bis drei Jahre alt gibt das dankbare Pflänzchen schon die erste Ernte, verlangt aber auch nach jeder Ernte wiederum eine Ruhezeit von etwa zwei Jahren. Auf dem Yberá trafen wir einen Herrn, der im Auftrage eines Geschäftshauses von Buenos Aires in der Kolonie Itaipité eine Million Stämmchen anzupflanzen hatte, ein Zeichen, mit welchem Eifer diese Kultur betrieben wird.

Die Lohnverhältnisse in der Holz- und Yerbaindustrie sind recht eigenartig. Die Arbeiter werden meist in Posadas angeworben und verlangen den Lohn zum voraus, der dann natürlich in ein paar Tagen durchgebracht wird. Manchmal wollen sie, bevor sie die Reise in die Wälder antreten, auch noch den Lohn für eine zweite und gar noch für eine dritte Arbeitszeit vorgeschossen haben. Und sie erhalten ihn auch! Ist auch der durchgebracht, dann geht es schließlich an die Arbeit, aber auf dem Gange dahin stehen viele Wege offen zur Flucht vor der freilich harten Verpflichtung. Ein deutscher Ingenieur von Puerto Segundo erzählte uns, die Firma, für die er arbeitet, habe durch flüchtige oder kranke Arbeiter in einem Jahre 8000 Pesos verloren, es sei ihm sogar der Fall bekannt, daß ein Haus auf diese Weise 20000 Pesos in einem Jahre eingebüßt habe. Eine Besserung sei übrigens nicht zu hoffen, solange die Regierung kein Gesetz schaffe gegen den Unfug des Vorausbezahlens. Solange die Arbeitgeber frei sind, überbieten sie sich im Entgegenkommen gegen die Arbeiter, und selbst von einer Vereinigung der Handelskammer versprach sich unser Gewährsmann kein Resultat, denn einige würden doch unter der Hand wieder versuchen, durch Vorauszahlungen die größere Anzahl von Arbeitern für sich zu bekommen.

Der Gesamteindruck vom Leben am Paraná ist der: die materielle Entwicklung geht mächtig voran. Schon die beträchtliche Anzahl von Motorbooten und Dampfschiffen, die den Fluß beleben, beweist, daß an seinen Gestaden mehr Leben herrscht, als die meisten Atlanten ahnen lassen, und sehr bezeichnend für den Aufschwung der Gegend ist der flußauf und flußab

in den Kolonien so oft wiederholte Ausdruck: „Hier stand vor zehn Jahren, vor sechs Jahren, vor drei Jahren noch Urwald.“ Die Leichtigkeit des Verkehrs zwischen den Ufern des Paraná und der modernen Zivilisation zeigt folgende Äußerung eines Passagiers auf dem Dampfer: „Sehen Sie jenes Haus dort oben in der Station? Das ist ein Blockhaus, das der Besitzer sich aus Norwegen hat kommen lassen.“ Augenblicklich sind die Niederlassungen allerdings noch im Urwald verloren wie Vogelnester in einem Busch, aber bei der herrschenden Tätigkeit werden die „Nester“ in nicht zu ferner Zeit Städtchen und Städte einer reichen Provinz sein. Ein Beispiel dafür ist die Stadt Posadas selbst. Im Kriege zwischen den drei Republiken Argentinien, Paraguay und Brasilien als unbedeutende Militärkolonie gegründet, ist die etwas mehr als vierzigjährige Stadt jetzt die Hauptstadt des Territorio Misiones, Hauptsitz ihres Handels, mit Buenos Aires durch eine breitspurige, hochmoderne Eisenbahn verbunden und in einer Weiterentwicklung begriffen, die eine große Zukunft verspricht.

Der schönste Punkt, den wir auf der Reise trafen, ist sicher die Mündung des Yguassú. Die Windungen des Flußbettes sind hier gerade so stark und so schwach, daß sie viel Abwechslung in das Bild bringen, aber den Ausblick das Tal hinauf auf eine lange Strecke nicht hindern. Ruhig und langsam fließt der Yguassú an dieser Stelle zwischen grasreichen hohen Ufern zum Paraná. Sein Spiegel ist so rein und sauber wie der des gepflegtesten europäischen Parkweihers, und in der Tiefe sieht man die Fische spielen, denn der Fluß ist ein echter Sohn der Berge, kristallklar bis auf den Grund. Wäre nicht das Flußbett dunkel, man könnte die Steine auf dem Grunde unterscheiden.

Achtzehn Kilometer oberhalb seiner Mündung bildet der Yguassú seine berühmten Katarakte. Man kann sie über Puerto Aguirre, die argentinische Grenzstation, bedeutend leichter erreichen als über Colonia Militar Foz do Yguassú, nördlich vom Fluß. Infolge einer immerhin gut gemeinten Information wählten wir den Weg über brasilianischen Boden.

8. Die Reise von der Militärstation Foz do Yguassú zu den Fällen ging im Anfang über Feldwege, dann viele Stunden durch den Urwald. Wir brachen in der Frühe auf, in jener Stunde, wo sich die Insektenwelt am Tau des Morgens gütlich tut, und es war überraschend, welche Verschiedenheit der Arten das hohe Gras belebte. Am meisten fielen uns die Heuschrecken auf. Es war, als hätte hier eine Dryade einen Hofstaat von Vertretern aller Heuschreckenfamilien um ihr grünes Schloß versammelt.

So munter ihre Gesellschaft war, verweilen konnten wir nicht. Unser Begleiter schnalzte seinem Pferd und nun ging's im brasilianischen Zotteltrab in das gigantische Wirrwarr des Urwaldes.

Der Urwald hat hier nicht mehr seine ganze Ursprünglichkeit wie damals, als Menschenfuß ihn zuerst betrat, denn der Herr der Schöpfung ist bereits hindurchgegangen und hat die besten Stämme für sich in Anspruch genommen. Der Verlust, den die Schönheit des Waldes dadurch erlitten hat, wird aber wieder gut gemacht durch die Wege, die die Holzfäller zurückgelassen haben, und auf denen man jetzt in sein Inneres eindringen kann. Diese Wege sind manchmal so hoch bewachsen, daß ein Fußgänger sich nur schwer Bahn schaffen könnte, aber auf einem Reittier ist doch die Möglichkeit gegeben, hindurchzukommen. Sind auch viele von den großen Bäumen bereits in Buenos Aires verbaut, manche sind doch noch stehen geblieben und geben eine Vorstellung von dem, was der Wald früher gewesen sein muß. Stämme von bedeutendem Umfang und doch schlankem Wuchs streben über den grünen Unterwald dem blauen Himmel zu, gabeln sich oben und spannen Gewölbe, als wollten sie aller menschlichen Architektur Hohn sprechen. Diese Riesenbäume der tropischen und subtropischen Urwälder machen einen einzigartigen Eindruck von Kraft und Erhabenheit, und ohne weiteres versteht man bei ihrem Anblick, daß sie für den Naturmenschen einen Tempel bedeuten, der desto geheimnisvoller ist, weil er Leben hat.

Um die Stämme dieser Giganten herum wuchern in verschwenderischer Pracht und regellosem Durcheinander hunderttausend andere Pflanzen. Neben den elegantesten Blattformen hängen breite grüne Lappen mit bizarren Rändern und wieder andere so groß, daß sie einen Menschen bedecken könnten. Hie und da pfeilert aus einem wirren Knäuel von Bambusranken und Dornzweigen der schlanke Stamm einer Palme in die Höhe; eine besonders beliebte Palme ist der Palmito (Euterpe oleacea Mart.), aus dessen Mark man schmackhaftes Gemüse bereitet. Anderswo hält ein Baum dem Fremdling seine großen gelben Früchte entgegen, und ihr frischer Saft ist das beste Labsal in der drückenden Hitze des Sommertages. Ebenfalls hochwillkommen für Pferd und Reiter ist der hier Guarapiapunho do banhado (Lonchocarpus nitidus Benth.?) genannte Baum, aus dessen Krone es fortwährend in dicken Tropfen regnet. Nur wer stundenlang im Sattel gesessen hat, kann sich vorstellen, mit welcher Freude man diesen Regenbaum begrüßt, wenn er so nah am Wege steht,

daß man ihn erreichen und sich in seinem Regen erquicken kann. Als wir dem Baum begegneten, hatte es seit fünf Tagen nicht mehr aus den Wolken geregnet, der Regen vom Baum aber war noch so stark, daß er um den Stamm herum Wasserlachen bildete.

Scharfe Dornen packen und zerreißen die Kleider. Wie man sich von ihnen losmachen will, streift die Hand ein Nesselblatt, und bei dem stechenden Schmerz zuckt man zusammen, als wäre man von einer Schlange gebissen. Die hiesigen Nesseln können so hoch werden, daß ihre Spitze dem Reiter über den Kopf geht.

In der Nähe der Fälle trat plötzlich die ganze Vegetation vor dem Bambus zurück, der hier an einer ganz bestimmten Stelle den Vorrang hat. Man hatte uns schon früher den Bambus am Yguassú als etwas ganz Besonderes geschildert, aber die Wirklichkeit übertraf alle Beschreibung. Der hohe Leiterbambus der Subtropen könnte bescheiden im Schatten des hiesigen Bambus Schutz suchen. Der Umfang seines Stammes ist so groß, daß die Internodien ganz brauchbare Fäßchen für Wasser und Branntwein abgeben. Aber diese Dicke des „Grases" fällt gar nicht auf, man bewundert nur die vollendete Eleganz, mit der die Pflanze in die Höhe strahlt und hoch oben ihre tausend Lanzetten im Winde zittern läßt.

Bei Tage war es im Urwald ruhig. Nur Zikaden ließen bisweilen ihren schrillen Ton den einsamen Reitern durch Mark und Bein fahren. Sonst war es fast lautlos, und wo an Lichtungen die großen Blüten standen, da gaukelten farbenprächtige Falter in der lauen Luft und brachten es einem zum Bewußtsein, daß Brasilien das klassische Land der Schmetterlinge ist.

Aber der stille Wald birgt doch viel Leben, Banditen der Tierwelt, bewaffnet mit Dolch und Gift. Die schlimmsten sind Unze und Schlange. Die Unze, hier als Tiger bekannt, ist die Gefahr der kalten Jahreszeit, die Schlange der Schrecken der heißen. Die Unze wird dem Menschen wenig gefährlich, sie fordert ihren Tribut hauptsächlich vom Viehbestand, und mancher Hofbesitzer weiß davon zu erzählen. Die Schlange kennt keinen Unterschied, sie verteidigt sich gegen alle, und nach dem Grade ihrer Gereiztheit greift sie alle an. Unterwegs zeigte uns unser Begleiter eine Feuerstelle mit angekohlten Knochenresten. Eine Klapperschlange war hier einem Lasttier an den Kopf gesprungen und hatte es gebissen. Das Maultier fing sogleich am ganzen Körper an zu zittern, war in wenig Stunden verendet und wurde auf der Stelle durch Feuer aus der Welt geschafft.

Harmloser als diese Raubtiere, aber doch nicht angenehm waren die zahlreichen Tierchen, die sich bei unserem Frühstück zu Gast luden. Wir hatten Pferdedecken ausgebreitet, die Konservenbüchsen mit dem Waldmesser aufgemacht, und aus Bambusranken Messer und Gabel geschnitten. Diese Vorbereitungen waren noch nicht fertig, da kamen auch schon Spinnen und Blattwanzen und sahen, ob sie nichts aus unserem Reisesack gebrauchen könnten. Die Ameisen warteten, bis die Konservenbüchsen leer waren, und machten sich dann darüber her. Widerwärtige große Tausendfüßler hielten sich in respektvoller Entfernung. Mücken und Stechfliegen wollten von unserem Blute haben, und plötzlich bekamen wir gar einen Stoß in den Rücken: es war das Pferd, das unter unserer Decke Grashalme suchte.

9. Allmählich kamen wir den Fällen näher und vernahmen ihr dumpfes Tosen, eine erhabene Stimme, die auch nach den Schönheiten des Waldes noch viel Neues zu sagen weiß. Dieses Rauschen eines der größten Katarakte der Erde, wie es immer stärker werdend den Urwald füllt und eine Kraft offenbart, die auch Millionen von Menschenkräften zermalmen könnte, weckt zumal in der Waldeinsamkeit einen unheimlichen Schauder. Gewaltig schallt es herüber wie Orkan, aber ruhiger, gleichmäßiger, majestätischer; wie Orgelton, aber tausendmal stärker; wie sturmgepeitschte Brandung, aber ununterbrochener, unabhängig von andern Elementen, voller von eigener Kraft. Es ist wie eine Stimme aus einer andern, furchtbar ernsten Welt, die aller irdischen Vergleiche spottet.

Der Yguassú entspringt bei Curytiba, nahe der Küste, wendet sich aber bald nach Westen, da die Serra do Mar ihm den Weg nach dem Ozean versperrt. „Jünglingsfrisch“ tritt er seinen Lauf an und jubelt sein „Kommt ihr alle“ in die Berge hinein. Hunderte von Bächen und Flüssen folgen seinem Rufe und tragen ihm den Wasserreichtum von 70 000 qkm zu. Zum großen Teil sind die Ufer des Yguassú von Urwald bestanden, die gut zu seiner wilden Schönheit passen. Sieben größere Katarakte kennzeichnen den steilen Weg, auf dem er bei einem Lauf von 750 km etwa 900 m hinabsteigt. Der größte dieser Fälle ist der Salto Santa Maria, auch Salto Victoria genannt, 18 km oberhalb seiner Mündung in den Paraná. An dieser Stelle ist sein Flußbett noch 60 m über dem Flußspiegel des Paraná, und diese ganze Tiefe nimmt der Yguassú in einem Satz. Der Talweg des oberen Laufes geht auf eine Schlucht zu und in diese stürzt der Hauptteil der ungeheuren Wassermasse ab. Garganta do diabo nennt man diese Schlucht, zu deutsch

etwa: Teufelsschlucht, Höllenschlund — nennt's, wie ihr wollt — kein Wort drückt das aus, was man hier sieht. Es ist eine 60 m hohe Wassersäule voll Leben und Bewegung, ihr Fuß steht in einem Meer von Schaum, und ohrbetäubender ewiger Donner hallt von den Wänden der Schlucht wider. Es ist mehr; es ist ein senkrecht stehender breiter Fluß, der herunterschießt, als wollte er sich unten in die Felsen einbohren; aber er wird zurückgeworfen, und Wasser und Gischt wirbeln durcheinander in einem ganz unbeschreiblich großartigen Kampfe. Dazwischen hinein fallen große Ballen weißen Schaumes wie Flocken aus der Höhe herab. Das Wasser, das beim Sturz in die Tiefe zerstäubt, verdichtet sich zu einem Nebelschleier, steigt auf, schwankt vor dem Falle, jedem Winde folgend, hin und her, erhebt sich weit über das obere Bett des Flusses und löst sich hoch droben in der Luft in die Farben des Regenbogens auf.

Mächtig wie eine abstürzende Lawine und doch schlank und graziös wie die Lianen des Urwaldes gehen die Wasser nieder, und nur darin unterscheidet sich ihr Donner von dem Donner des Himmels, daß er kein Ende kennt. Ihr erster Anblick ist eher erschreckend als erhebend. Die Augen gehen einem über. Ein Gefühl der Angst beengt einen Augenblick das Herz. Man möchte fast fliehen, man ringt nach Atem, und erst allmählich beruhigt der Mensch sich wieder soweit, daß er in Ruhe ein Schauspiel genießen kann, wie die Erde es nur an wenigen Orten bietet.

Vor der Garganta do diabo liegt im oberen Flußbett eine Insel, durch die ein Teil der Wasser vom Eintritt in die Schlucht abgedrängt wird, so daß sie rechts und links von derselben das Land überfluten und in eigenen Fällen zur Tiefe niederrauschen, die in wundervollem Panorama sich auf der brasilianischen und argentinischen Seite hinziehen. Aber ihnen ist der Fall leichter gemacht: sie brauchen die ganze Tiefe nicht in einem Sprung zu nehmen. Kurz nach dem Eintritt des Yguassú in die Schlucht treten nämlich die senkrechten Wände ungefähr in halber Höhe zurück, weit zurück, und durch die Blöcke, welche die Stufe bedecken, windet sich das Wasser vom Fuße der oberen Fälle zur Absturzstelle in die Tiefe.

Wohl der imposanteste dieser Nebenfälle ist der bisweilen Floriano Peixoto genannte Fall auf brasilianischer Seite. Man kann ihm recht nahe kommen. Es ist eine breite Wand aus Wasser und Schaum, die majestätisch herniederrauscht, von oben nach unten von vielen Streifen und Rinnen durchzogen. Imposant, fast theatralisch, wie ein Tragöde im letzten Akt, tut er den Sprung von seinen hohen Bergen in die schaudervolle

Tiefe. Sein Gischt und Wasserstaub ist ein Tummelplatz der Papageien, die in grünen Scharen fliegend darin baden und ihre Freude darin finden, dem abstürzenden Wasser so nah wie möglich zu kommen.

Dem Floriano Peixoto gegenüber, auf dem argentinischen Ufer, liegt ein anderer Fall von ungefähr gleichen Dimensionen. Aber aus der Ferne betrachtet macht er bei weitem nicht den prächtigen Eindruck des brasilianischen Falles. Wie müde vom weiten Weg läßt er sich hinabfallen; aber sein Sturz ist noch der Sturz des Titanen.

Und weiter dehnt sich auf der argentinischen Seite die braune Felsenwand, und Katarakt um Katarakt stürzt an ihr zur Stufe nieder. Bald ist es ein wasserreicher Fall, der sich hinter Nebelschleiern verbirgt, bald geht ein silbernes breites Band sonnenbeglänzt zur Tiefe nieder. Anderswo kommen aus dem Buschwerk, das die dunkle Felsenmauer krönt, lange dünne Wasserfäden herunter, schwach genug, daß der Wind sie aus der Richtung heben kann. Bald hat man den Eindruck einer Silberschlange, die von unten die senkrechte Wand hinaufkriechen will: es ist ein Wasserstreifen, dessen oberer Teil von herabhängendem Pflanzenwuchs verdeckt ist.

Und so geht es weiter, Fall um Fall, keiner dem andern gleich, über eine Ausdehnung von 4 km. Die Grenze zwischen beiden Ländern geht durch den Talweg des Flusses und mit ihm durch die Garganta do diabo. Die größeren Fälle haben alle ihren Namen, aber die Namen haben sich noch nicht festgesetzt. Vertreter verschiedener Völker haben ihre Nationalhelden dort verherrlichen wollen, und so kann es geschehen, daß der Floriano Peixoto der Brasilianer von deutschen Besuchern Bismarck, von französischen Gambetta getauft wird. Aber mühevoll ist es, die Katarakte recht zu Gesicht zu bekommen. Mühsam muß man bergauf und bergab steigen, sich den Weg mit dem Waldmesser durch das Gebüsch bahnen, über Steine und Blöcke klettern, durchs Wasser waten, ja, um den Hauptfall in die Garganta ganz zu genießen, muß der Liebhaber sich dazu verstehen, bis an die Brust durch die Strömung zu gehen, und das herrliche Panorama der argentinischen Fälle soll von der argentinischen Seite selbst dem Auge überhaupt unerreichbar sein.

Das Wort Yguassú kommt aus der Guaranisprache und bedeutet „großes Wasser". Das Y (Wasser) repräsentiert einen ganz tiefen Kehllaut, dem kein deutscher Laut ähnlich ist. Am ersten könnte man ihn mit dem Stöhnen eines Brustkranken vergleichen. Unser Begleiter, ein alter Missionär aus Paraguay, sagte uns, dies Y sei wohl der schwerste Laut

der ganzen Guaranisprache, und selbst Europäer, die jahrelang Guarani gesprochen haben, würden bei diesem Laut noch von den Indianern verlacht. Guassú heißt groß.

Die Angaben über die Mächtigkeit des Yguassú gehen auseinander. Auf der Weltausstellung von St Louis im Jahre 1904 hielt der Argentinier Horacio Anasagasti einen Vortrag über den Salto des Yguassú, in dem er, auf eigene Messungen gestützt, den Wasserinhalt auf 11 000 bis 12 000 cbm in der Sekunde angab und dementsprechend seine Arbeitsfähigkeit auf 1 400 000 Pferdekräfte berechnete. Damit überträfe der Yguassú den Niagara um beiläufig 4000 cbm in der Sekunde. P. August Padtberg S. J. stellt im Annuario do Estado do Rio Grande do Sul vom Jahre 1908 dieser Behauptung einige Erwägungen gegenüber, die zwar die Messungen des Herrn Anasagasti nicht entkräften, aber auf die Zeiten eigentlichen Hochwassers beschränken. Wir hatten den Vorteil, auf der Reise einen deutschen Ingenieur zu treffen, der längere Zeit in der Nähe der Fälle gearbeitet hatte und so in der Lage war, ihre Pferdestärken in verschiedenen Jahreszeiten festzustellen. Seine Resultate, die der Herr uns freundlichst zur Verfügung stellte und für die wir ihm die Verantwortung überlassen, sind folgende (annähernd):

August 1911:	1 500 000	Pferdekräfte
Januar 1912:	2 800 000	"
Juli 1912:	400 000	"
November 1912:	1 700 000	"

Man hat die Idee eines Naturschutzparkes in Anregung gebracht für die Fälle des Yguassú und ihre Umgebung. Die Urwälder mit ihren Riesenbäumen, die dunkeln Felsenwände des Talkessels, vor allem die beispiellose Schönheit der Katarakte fordern den Schutz vor technischer Profanation geradezu heraus, und die zahlreichen andern Wasserfälle jener Gebiete dürften noch auf Jahrhunderte den Kraftbedarf am Yguassú decken.

Aber wird der moderne Mensch den Opfergeist haben, auf die Mengen von Licht und Kraft zu verzichten, die jetzt unbenutzt „verloren" gehen? Wird nicht der Augenblick kommen, wo er den freien Sohn der Berge in Eisen legt, und wo der öde Pfiff der Dampfpfeife triumphierend das majestätische Dröhnen der Wasser durchschneidet? Wird er nicht den Strom, der jetzt wild über Abgründe dahinspringt, lehren, gemessenen Schrittes in der Turbine zu gehen und tausend verschiedene Maschinen zu

treiben für alle die kleinen Hausmannsbedürfnisse der Menschen? Wird er nicht dem ungefügen Koloß, unter dessen Schritten jetzt die Erde bebt, beibringen, fein artig in der Menschen Häuser einzutreten und geräuschlos zu dienen? Dieser Gefangene der neuen Technik könnte einen Prometheus um sein Los beneiden!

Und doch, sollte es dazu kommen, hätten wir nur ein Wunder der Natur gegen ein Wunder der Technik eingetauscht, und der denkende Mensch wird in dem einen wie in dem andern ein Werk des Schöpfers aller Dinge erkennen, der dem Besiegten die gewaltige Kraft verliehen, die zur Tiefe zieht, dem Sieger aber den Geist, der die Materie beherrscht, nach dem Worte der Heiligen Schrift: „Erfüllet die Erde und machet sie euch untertan.“ [1]

[1] Gn 1, 28.

Werner von und zur Mühlen S. J.

Zur Charakteristik der neu-isländischen Lyrik.

Vor allem in drei Büchern, die sich organisch aneinander anschließen, hat J. C. Poestion, k. k. Hofrat und Staatsbibliothekdirektor 1. Klasse im Ministerium des Innern zu Wien, das isländische Geistesleben der Neuzeit, vorab das literarische, uns vorgeführt. Von diesen ist das erste, „Isländische Dichter der Neuzeit" (1897), zugleich das grundlegende und bei weitem umfassendste, im 55. Bande dieser Blätter von P. Baumgartner eingehend und äußerst anerkennend besprochen worden. Es hatte einen durchgehends wissenschaftlichen Charakter. Die zahlreichen hübschen Übersetzungsproben schienen nur bestimmt, den ästhetisch-historischen Ausführungen Relief und Farbe zu geben. Dieses Verhältnis hat sich in den beiden folgenden Schriften durchaus umgekehrt. In den „Eislandblüten" (erschienen 1905 bei Georg Müller, Leipzig und München) wie auch im „Steingrimur Thorsteinsson" (1912, ebendort) ist das Wissenschaftliche nur als Erläuterung des Künstlerischen gedacht. Beide Arbeiten wollen eine uns fremde und doch innerlichst verwandte Literatur unmittelbar in unser poetisches Leben einführen.

Der hohe Kunstwert ist den meisten dieser Stücke so leuchtend aufgeprägt, daß darüber kaum Streit entstehen kann. Auch einige charakteristische Züge fallen wie von selbst ins Auge. Schilderungen von geradezu fürstlicher Pracht; Gefühle von entzückender Reinheit und Harmonie; Bilder, gewaltig und kühn; Gedanken, einfach und groß. Freilich verschleiert auch die trefflichste Übersetzung manche Feinheiten des Rhythmus und der Sprache. Die tausend Erinnerungen und Anspielungen, die ungenannt und nur leise geahnt in der Muttersprache mitklingen, kommen nur halb oder gar nicht zur Geltung. Ein durch moderne Sprachkunst fast verwöhnter Geschmack muß sich erst ordentlich in die oft ungeschlachte und derbe Art dieser Stücke hineinfinden. Er wird hier und da sogar ganz von der sprachlichen Form absehen müssen, um in dieser Sprache wie in einem vielfach getrübten Spiegel die Phantasiegebilde des Dichters zu bewundern, die darum nicht weniger schön sind, weil ein unzulänglicher Spiegel sie wiedergibt. Wer aber dieses im Auge behält, der wird es

nicht übertrieben finden, wenn Benedikt Gröndal, der jüngere, diese Poesie mit der erwachenden Walküre vergleicht, Hugrun (Denkrune) genannt, die dem glücklichen Dichter, der sie mit Runen weckt, zuruft:

Auf Wolken wohn' ich,
auf herrlich bestrahlten,
und lache vom hohen Himmel.

Ich wohn' in den Bergen,
auf den blauen Wogen,
und spiel' auf den lichten Lilien;
auf den Sonnenstrahlen reit' ich,
in Rosen hüll' ich mich —
im Dämmerflor der Gedanken.
— — — — — — —

Noch and're Wohnstätten
hab' ich in der Welt;
sie hat kein Auge gesehen.
Hohe und heilige
Himmelssäle
baut mir der hehre Herrscher.

Hugrun heiß ich;
der Geist ist mein Vater,
die Ewigkeit meine Mutter.
— — — — — — —

Auch die verwandte Saite hört man bald in diesen Dichtungen schwingen. Sie sind urgermanisch, schon im Strophen- und Versbau. Die kunstreichen skaldischen Formen leben in den meisten wieder auf. Die Lieblinge der Volkspoesie, Gelegenheitsgedichte, Hohn- und Schmähverse, vor allem die ergreifenden Totenklagen, sind reichlich vertreten. Die Sentenzen zeigen vielfach jene derbe und treffende Art, die auch bei uns dem Volksmund geläufig ist. So heißt es in einem Nachruf auf den Sonderling Sämundur:

Oft darum ward Sämundur
auf seiner Wandrung
hinausgestoßen
vom Weg ins Gestein,
weil sein Gepäck er
nicht band mit denselben
Knoten, wie all
die andern sie knüpften.

Ohne Zweifel verdienen diese Dichtungen unser Interesse, ja sie könnten nach Holger Drachmanns Meinung wohl berufen sein, auch höher entwickelter Lyrik in mancher Hinsicht ein lebendiges Vorbild zu werden.

Ganz abgesehen davon haben sie auch bedeutenden kulturhistorischen Wert. Geht die Einwohnerzahl Islands auch kaum über 85000, so hat doch dieses Land und sein Volk schon seit langem die Teilnahme weiterer Kreise geweckt. Island war im 12. und 13. Jahrhundert „der Hochsitz und die weithin strahlende Leuchte nordischer Kultur". Bis in die jüngste Zeit hat dieser Stamm mit beispielloser Zähigkeit am geistigen Erbe seiner Väter festgehalten und sich ein staunenswertes Verständnis für Kunst und Poesie bewahrt. So groß ist noch heute seine Liebe zu Wissen und

Bildung, daß auf Island „im Verhältnis zur Volkszahl jährlich fünfundzwanzigmal mehr gedruckt wird als bei sonst irgend einer der großen und leselustigsten Nationen". Eine solche Notiz spricht Bände und macht es völlig verständlich, daß ein Mann wie Poestion so viele Zeit und so viele Mühe der Erforschung dieses eigentümlichen Volkstums hat widmen mögen. Schon seit über 30 Jahren pflegt er nun neben der anstrengenden Berufsarbeit diese Studien mit dem eisernen Fleiß des Gelehrten und mit dem aufmerksamen Blick des Liebhabers zugleich. Ein ganzes Vermögen wurde von ihm nach und nach bei diesem wissenschaftlichen Luxus zugesetzt, aber der große Forscher hielt durch und kann sich nun als Sechzigjähriger der Früchte seiner Arbeit freuen. Es ist ihm gelungen, ein durchaus getreues Bild der fernen Insel und ihrer Kultur zu zeichnen.

Da in unserem Falle auf wissenschaftliche Zuverlässigkeit sozusagen alles ankommt, so seien hier noch einige Zeugnisse dafür beigebracht. Das Werk „Isländische Dichter der Neuzeit" wurde von Dr Valtyr Gudmundsson als die beste Literaturgeschichte auf diesem vielfach bearbeiteten Gebiete bezeichnet. Eine ganze Reihe äußerst ehrenvoller Besprechungen der Arbeiten Poestions von Kennern ersten Ranges sind dem „Steingrimur Thorsteinsson" beigefügt. Für die Übersetzungsproben ist von ausschlaggebender Bedeutung das Urteil der übertragenen Dichter selbst. So lobt, um nur einen zu nennen, Matthias Jochumsson die geschickte Auswahl, erwähnt, daß Poestion gerade an den schwierigsten Stücken nicht vorübergegangen, und bekennt schließlich: „Es ist noch keinem Ausländer gelungen, schwierige isländische Gedichte im allgemeinen so gut zu übersetzen wie Poestion." Wie seine Dichter, so ist das ganze isländische Volk von größter Sympathie für den verdienten Gelehrten erfüllt. Dr W. H. Vogt berichtet in einem gediegenen Aufsatze, „Die heutigen Isländer", im 15. Heft der Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde: „Poestions Arbeit hat am meisten Dank auf Island selbst gefunden. Alle Gebildeten kennen den ‚Freund Islands', der isländisches Wesen in Deutschland bekannt macht, und sogar Knechte und Arbeiter in Akureyri fragten mich nach ihm ..." Diese Zuneigung und Verehrung zeigte sich im schönsten Lichte, als Poestion endlich im Jahre 1906 das Land besuchte, von dem er so viel geschrieben hatte. Genaueres darüber berichtet das Buch „Der Island- und Spitzbergenfahrer", Lübeck 1912, wo es heißt: „Kurz vor Ankunft unseres Schiffes war in Reykjavik Regierungsrat J. C. Poestion eingetroffen. ... Er wurde als Gast der Nation aufgenommen, und in Ausdrücken, als

sei damit ihnen ein persönliches Glück widerfahren, erzählten verschiedene Bürger, daß es ihnen vergönnt gewesen sei, dem hochgeehrten Manne die Hand zu drücken, ja sie waren schon erfreut, wenn sie zu berichten vermochten, daß sie ihn aus der Ferne gesehen hatten" (S. 45/46). Vom 24. Juni bis zum 27. August ist Poestion in Island gewesen und hat drei Reisen ins Innere des Landes unternommen. Paul Herrmanns bestätigt dies in seinem Werke „Island in Vergangenheit und Gegenwart" und fügt hinzu, daß man Poestion gefeiert habe „wie keinen Ausländer vor ihm" (S. 347, Anm.).

Otto Hauser rühmt mit Recht die Bescheidenheit des Übersetzers der „Eislandblüten", der sich von jeglicher Überschätzung der isländischen Poesie und von aller marktschreierischen Reklame fernhält. Freilich ist Poestion hier wohl manchmal zu weit gegangen, zumal wenn er der isländischen Lyrik die „spezifische, typische Originalität" abspricht. In gewisser Hinsicht mag er damit recht haben; aber im Grunde sind doch alle seine Übersetzungen echte Isländer, beeinflußt durch die Natur, in der sie herangereift. Eben dieser bestimmt ausgeprägte Naturcharakter ist ihre Eigenart, und von hier aus lassen sie sich auch am besten übersehen und einschätzen.

In einigen Dichtungen haben wir die Natur als bloßen Gegenstand der Schilderung, in andern werden ihre Kräfte zu beseelten Wesen und zu mythologischen Gestalten, in wieder andern fügt sie sich ganz ein in die Stimmungswelt des Dichters und wird zum Träger rein subjektiver Gefühle und Gedanken. Aber in allen Formen bleibt sie doch die gleiche Natur, mit den gleichen Farben und den gleichen Tönen, selbst in der höchsten Vergeistigung ihre Eigenart nicht verleugnend.

Fast in jedem der mitgeteilten Gedichte begegnen uns Naturschilderungen. Teils verdanken sie dem Staunen über die Wunder des Feuerlandes ihren Ursprung, teils auch der stillen Freude am idyllischen Landleben. Als Probe das kleine Gedicht Aurora borealis:

Es schweben
und beben,
es spielen und flammen
und schießen zusammen
die Nordlichter knisternd am tiefblauen Himmel,
wo matter hindurchblinkt der Sterne Gewimmel.
Wie herrlich sie sprühn
und funkeln und glühn
in winterlich heiterer, windstiller Nacht,
die Säle des Poles durchleuchtend voll Pracht.

Wie blitzgleich entstehende
Farben sich spalten,
wenn flatternd sich wehende
Schleier entfalten
mit Streifen in Grün, Violett und in Gold,
so leicht wie von magischen Händen entrollt!
Sie schwingen in Falten sich, lohen und flimmern;
und sieh, wie in Buchten sich spiegelnd, sie schimmern,
wie fern sie die weißen
Gefilde umgleißen
und glitzernd bestrahlen
den Gletscher, den kahlen,
die Firnen und Wehen,
das Eisfeld der Seen
und bunt so die weite Polaröde malen!
— — — — — — — — —

Man könnte fast die ganze isländische Landschaft mitsamt ihrer Flora und Fauna aus diesem Gedichte zusammenstellen. Da haben wir den gewaltigen Hintergrund: das schärenreiche Nordmeer, die schneeschimmernden Gletscher und darüber einen tiefblauen Sommerhimmel. Da hineingezeichnet dehnen sich schauerliche, kohlschwarze Lavastrecken, trostlose graue Sandwüsten oder unabsehbare Heideflächen vor uns hin, mehr oder weniger belebt von schäumenden Wasserfällen, hochsprühenden Sprudeln und stürzenden Bergbächen. Um so lieblicher wirkt in diesen Bildern unaussprechlicher Größe das spärliche Leben, das Schreien der Seevögel an den felsigen Küsten, das glockenliedartige Singen der wilden Schwäne auf der Heide oder das in einförmige Triller auslaufende Dübü der Loa oder des Spoi. Doppelt einladend grüßt uns hier das saftige Wiesengrün, Vergißmeinnicht und Veilchen, Ranunkel und Enzian, und wie sie alle heißen. Erst wenn man sich die Umgebung von Eis und Feuer dazu denkt, kommt einem der ganze Zauber eines Lenzgedichtes wie des folgenden zum Bewußtsein:

Der Lenz ist gekommen, es grünen die Fluren,
die Schluchtbäche stürzen vom Bergeshang;
im Busche schon merkst du der Vögelein Spuren —
und warte, es dauert wohl nimmer gar lang,
so ist auch der Brachvogel da und zugleich
die Drossel im „Tun" und der Schwan auf dem Teich.
Und freundlicher sind nun auch wieder zu schauen
die Schären und Holme draußen im Meer;
die Eidergans kommt schon, ihr Nest sich zu bauen;
es wackelt der Gänserich hinter ihr her.

Es lächeln die Halden, der Schafhirt, der brave,
ruft wieder durchs Tal nun sein munteres „Ho!"
und treibt in den Pferch zusammen die Schafe;
die Lämmlein weiden und tummeln sich froh
auf grasigen Höhen. ... Du siehst auch mit vielen
Meermuschelschalen die Kinder spielen.

Lyrisch wertvoller werden die Schilderungen, je mehr sie in den Bereich des Menschlichen hineinrücken. Das geschieht, wenn die Naturgewalten Leben und Gestalt annehmen. Wo wäre das eher zu erwarten, als eben in jenem Land, wo die Dämmerungen doppelt phantastisch und die Nächte doppelt schauerlich sind, wo Frost und Feuer in ewigem Kampfe liegen und wo seit Jahrhunderten die Menschenkraft mit Gletschern und Vulkanen ringt? Sveinbjörn Egilsson läßt in uralter Zeit Sommer und Winter sich um die Insel streiten, bis endlich der Allherrscher aus der Höhe Frieden stiftet und sie zwingt, nun wechselweise einander das Feld zu überlassen. Gröndal, der ältere, schildert symbolisch und plastisch zugleich das Kommen des Winters:

Wer sprengt da auf goldener
Brücke einher
am hohen Himmel
auf schneeweißem Hengste,
der wild die Mähne
wirft, die bereifte,
und Funken schlägt
mit scharfen Eisen?

Graue Brünne
blinkt an dem Kämpen;
ein Eisschild hängt
an des Helden Schulter;
kalt vom geschwungnen
Schwerte weht es;
ein Nordlichtbusch
wogt auf dem Helme. ...

Meisterhaft hat Gudmundur Gudmundsson die einsame Schäre geschildert, die bald vom wilden Orkan umbraust, bald von sangesfreudigen Meertöchtern umharft, geduldig und steintrotzig dasteht, gleichviel, ob der Ozean ihr die Leiche des verunglückten Schiffers oder des müden Schwimmers zuwirft.

Diese Art führt wie von selbst zur Verquickung von Schilderung und Mythus. Wieder und wieder hören wir deutliche Anklänge an die Edda und altgermanische Sagen. Schon Titel, wie „Baldurswimper", übrigens ein noch heute auf Island gebräuchlicher Blumenname, oder der „Trinkspruch auf Asathor" erinnern daran. Die Bergfrau schlägt noch immer ihr verlockendes Runenspiel und wird des verzauberten Reiters Tod. Im Mondenschein in der Winternacht tanzen noch immer die Alfen auf dem Eise und durch die Abendluft fährt Freyja, die Lieblingsgöttin der alten Dichtung, im goldenen Wagen daher, gezogen von schneeweißen Katzen.

Ist in all diesen Formen die Natur das bestimmende Element, so tritt in einer reineren Lyrik die Person des Sängers stärker hervor. Nicht mehr die Natur selbst gilt es darzustellen, sondern die Natur als Spiegel des Menschen mit seinen Träumen und Idealen. Vor allem hat eine tief-romantische Sehnsucht in der isländischen Poesie ergreifenden Ausdruck gefunden. Die größten Dichter Islands im 19. Jahrhundert waren und sind eben Romantiker, so Bjarni Thorarensen und Jonas Hallgrimsson, beide gestorben in den 1840er Jahren. Eine ganze Generation ist ihnen gefolgt, unter andern Steingrimur Thorsteinsson und Matthias Jochumsson. Alle diese sind innig verwandt mit unsern deutschen Romantikern und auch mit Schiller, dem Dichter der Ideale. Was sie vielfach vor andern Gleichgerichteten auszeichnet, ist jene echt künstlerische Haltung, die nur abgeklärtes und beherrschtes Gefühl für poesiefähig hält. Man vergleiche folgende Probe:

Ihr Schwäne, wohin? Ihr hebt euch
ins heitere Blau vom Strand. —
Ich seh' es, ihr sucht in der Ferne
ein nicht zu erschauendes Land.

„Wir sind deiner Unschuld Schwäne,
wir bleiben nicht länger bei dir;
wir ziehn mit klagendem Tone
weit weg für immer von hier."

Und meine Blicke verfolgten
ins blauende All euch lang;
fort zogt ihr mit blitzenden Schwingen,
Und bald verhallte der Sang. —

Es klingt mir von euerm Singen
seither in die Seele hinein,
als hört' ich aus himmlischer Ferne:
„Wir denken ja immer noch dein!"

Fort zogt ihr und kehret nie wieder
mit euerm ersehnten Gesang....
Kann ich denn zu euch nicht kommen,
nachfolgend dem fernen Klang? ...

Von unaussprechlichem Liebreiz ist die mit ganz wenigen Ausnahmen wunderbar keusche und sinnige Liebeslyrik. Gerade hier wirkt die alte Form stark idealisierend und verleiht auch dem Gewöhnlichen noch Anmut. Wenn man bei manchen dieser Perlen nicht weiß, ob sie der Geliebten oder der ewigen Schönheit geweiht sind, so spricht das nur für den wundersam verklärten Ausdruck solcher Strophen.

Am vollsten und mächtigsten klingt des Isländers Lied, wenn er von den Idealen seines Volkes singt. Wenn er den Schneeglanz seiner Berge, das Brausen seiner Wasserfälle, die ganze Großheit seiner Ebenen und Wüsten zusammenfügt zu einem Hochgesang auf Freiheit, Vaterland und Gottes Herrlichkeit. Wo hätte auch je ein Dichter eine gewaltigere Harfe geschlagen?

Alle die großen Vertreter isländischer Lyrik im letzten Jahrhundert, von Bjarni Thorarensen an bis auf die jüngsten Realisten, einen Hannes

Hafstein, Gudmundur Gudmundsson, Gudmundur Magnusson usw., sind nicht müde geworden, die Schönheit ihrer Heimat zu besingen und ihr Volk zu kräftiger Kulturtat anzufeuern. „Es liegt etwas Großes, Ideales in dieser Liebe zur altehrwürdigen, geschichtlichen Heimat", bemerkt Baumgartner, auf den gerade dieser Zug in der neueren isländischen Literatur so tiefen Eindruck machte. Als im Jahre 1874 der tausendjährige Gedenktag der Besiedelung Islands begangen wurde, entstand ein wahrer Sängerkrieg um die Palme des besten Liedes auf die Eismaid hoch oben im Norden. Es war das Jubeljahr, das auch die langen politischen Kämpfe um eine eigene Verfassung mit einem großen Erfolge krönte und die Hoffnung schwellen ließ auf eine Wiederkehr längst entschwundener goldener Zeiten. Damals sang der jüngere Benedikt Gröndal[1]:

Sie unterwarf sich nicht Völker.
doch ward auf der Welt sie
berühmter als manche,
die lauter lärmten:
Mutter der Skalden,
Mehrerin des Ruhms,
Schülerin der Nornen
in des Nordens Räumen.

Finster ward's,
als schwarze Schleier
vor des Südens
Sonne sich zogen.
Sechshundert Jahre
sah die Erde
ununterbrochen
die Kämpfe währen[2].

Doch vermochte
der übermütigen
Feinde Schar
nie zu obsiegen:
Schützend hielten
den breiten Schild
alle Asen
über die Eismaid.

Man könnte darüber streiten, wem von den isländischen Dichtern der Vorrang gebührt. Der höchste Kunstwert findet sich vielleicht in den Stücken Steingrimur Thorsteinssons, dem Poestion eine eigene Biographie gewidmet hat. Das sehr empfehlenswerte Buch sammelt in diesem einzigen Porträt das Beste und Schönste, was überhaupt über Islands neuere Lyrik und

---

[1] Vgl. auch die Übersetzungsproben in Baumgartners in seiner Art noch immer unübertroffenem Werke: Island und die Färöer (Nordische Fahrten Bd I), [3] Freiburg 1902, Herder.

[2] Gemeint ist der Kampf, den die Isländer 600 Jahre lang mit Norwegen-Dänemark führten, um sich von ihrer ungefähr 1260 eingetretenen Unterjochung wieder zu befreien.

ihre Voraussetzungen gesagt werden kann. Trefflich ausgewählte und meisterhaft übertragene Proben machen die Lektüre zu einem wahren Kunstgenuß. Ein kunstsinnigeres Gedenkblatt zum 80. Geburtstag des hochidealen Dichters, der noch immer lebensfrisch an der Spitze der „Allgemeinen Bildungsschule" in Reykjavik steht, hätte sich schwerlich finden lassen. Poestion spendet dem um sein Volk so hoch verdienten Manne das größte Lob und gibt ihm, dem „Aristokraten" der Kunst, dessen Werke ausnahmslos den Adel reinster Schönheit an der Stirne tragen, das bezeichnende Motto:

„Wenn schon die andern oft genug von Schlacken sprechen;
so ist es *ihr* Vergnügen eben;
ich will dem *Golde* Zeugnis geben."
(Aus Thorsteinssons Dichtungen.)

Der ehrwürdige Skalde steht nun, eine Art Goethe, inmitten eines stürmisch treibenden jungen Geschlechtes, das die Forderungen der neuen politischen Ära, die seit 1874 und besonders noch seit 1904 angebrochen ist, in jeder Hinsicht verwirklichen möchte. Mehr als früher strömt europäische Geisteskultur ins Land, stärker werden die Rufe, endlich durch Einführung neuer Arbeitsmethoden den allgemeinen Wohlstand zu erhöhen. Nur schade, daß mit dem wahrhaft Fortschrittlichen auch manches Antichristliche den Weg nach Island findet. Ich hatte im Verkehr mit jungen Isländern oft genug die Erfahrung zu machen, daß es vielfach an jeglicher religiöser Überzeugung fehlt. Wie sollte es auch anders sein nach den Eindrücken, die auf den Universitäten des nördlichen Europas die Jugend beeinflussen? So hätten die Mahnungen eines Dichters aus der Mitte des 19. Jahrhunderts noch heute einen tiefen Sinn:

Halte dein Volkstum zuhöchst
  und such es zu bilden, denn unterm
Mantel des Auslands verbirgt
  oft sich ein schneidiges Schwert,
eben das Schwert, das zu Tode
  verwundet dein Bestes und Schönstes;
heimische treffliche Art,
  heimischen Alters Geschmack.

Alles in allem ist aber der Geist der neu-isländischen Lyrik edel-menschlich und oft tief religiös. Erinnerungen an die alte katholische Zeit zittern noch hinein, so in einem Gedicht auf Jon Arason, das P. Baumgartner übersetzt hat. Die Totenklagen sind gewöhnlich durchweht von hohem Ewigkeitsernst, z. B. die auf Oddur Hjaltalin, deren zweitletzte Strophe lautet:

Jetzt schweigt Oddur;
die toten Augen
starren der Seele
nach in die Ewigkeit;
dort nun hat sie
eine solche Welt,
daß keiner bessern
sie mehr bedarf.

So erfüllt diese Lyrik wie kaum eine zweite die ideale Aufgabe aller großen Kunst, die religiösen und nationalen Werte eines Volkes in leuchtenden Bildern und schwungvollen Rhythmen von Geschlecht zu Geschlecht zu tragen. Eine solche Poesie hat aufgehört, bloßes Spiel und kindliche Reimerei zu sein: sie begeistert zu starkem Leben, wie sie selbst aus starkem Volkstum hervorgegangen. Das wird man so recht gewahr, wenn man diese Dichtungen in ihrer Gesamtheit überschaut; wenn man über den einzelnen Wogen des Stromes inne wird, der sie alle mit sich fortwälzt.

Wie von selbst gestaltet sich die neu-isländische Lyrik zu einem Hochgesang auf den Urquell aller Größe und Schönheit. Wollte man alle die Stellen sammeln, an denen diese Poesie sich zum schönsten Gotteslob erschwingt, es gäbe ein Benedicite, angestimmt von donnernden Vulkanen und tosenden Wasserstürzen, von hochsprudelnden Quellen und weitleuchtenden Firnen, von den Schwänen der Heide und den Meervögeln der Schären, von den Fischen der klaren Seen und den Herden der grasreichen Weiden, das Loblied eines Volkes, das sich nun nach jahrhundertelangem Halbschlummer auf seine Kraft besinnt und neuverjüngt einer lichten Zukunft entgegenarbeitet. Keinen schöneren Ausklang wüßte ich für dieses Benedicite, als die Hymne des Matthias Jochumsson zum Jahrtausendfeste 1874, die also beginnt:

Gott unsres Landes, sei gelobt;
du strahlst in ewigem, ewigem Glanz!
Deine Heerschar der Zeiten, sie flicht dir zum Ruhm
aus Sonnenlichtgarben den Kranz.
Ein Tag ist für dich so wie tausend Jahr',
ein Jahrtausend ein Tag, der verglüht,
ein Ewigkeitsblümchen mit zitternder Trän',
das Gott anbetend verblüht.
Islands tausend Jahr',
Islands tausend Jahr' —
ein Ewigkeitsblümchen mit zitternder Trän',
das Gott anbetend verblüht.

Friedrich Muckermann S. J.

Rezensionen.

Lehrbuch der Nationalökonomie. Von **Heinrich Pesch** S. J. Lex.-8⁰ Freiburg 1913, Herder.

III. Band: **Allgemeine Volkswirtschaftslehre.** II. (XII u. 946) *M* 20.—; geb. *M* 21.60

„Die aktiven Ursachen im volkswirtschaftlichen Lebensprozesse“ lautet der Untertitel dieses Bandes. Wesenselemente und Grundlagen des Volkswohlstandes waren im zweiten Bande geschildert worden. Die Verwirklichung des Volkswohlstandes spielt sich ab im volkswirtschaftlichen Lebensprozeß. Es ist dies ein außerordentlich bewegter Lebensprozeß: diese millionenfachen Verkettungen, dieses unübersehbare Ineinander, Voneinander, Auseinander der Beziehungen, dieses Werden und Wachsen des Reichtums, das Emporschnellen und Versinken menschlicher Existenzen, menschlicher Hoffnungen, menschlichen Glückes, das kühne Voranstreben und verzagte Zurückweichen. Jeder fühlt sich von diesem Prozesse auf irgend eine Art ergriffen, und seine aktiven Ursachen kennen zu lernen, bietet allgemeines Interesse.

Pesch unterscheidet drei Gruppen: die wirtschaftlich tätigen Privatpersonen und die Einzelwirtschaften, die verschiedenen kollektiven Kräfte in der Gesellschaft, die Gebietskörperschaften (Staat und Gemeinde).

Die Einzelkräfte — und zwar nicht bloß die Heroen und Erfindergenies — sind mit ihrer Initiative und ihrer Strebsamkeit in der Volkswirtschaft nie zu entbehren. Die Frage ist nur, der Freiheit des Einzelmenschen innerhalb der Gesellschaft stets die richtige Abgrenzung im Interesse des Ganzen zu geben. Als Einzelkraft im Wirtschaftsleben gilt nicht nur die Persönlichkeit, sondern auch die Einzelwirtschaft. Ursprünglich war die sich selbst genügende Familienwirtschaft der vorherrschende Typus der Einzelwirtschaft, jetzt ist es mehr und mehr die Unternehmung geworden, d. h. jene Wirtschaftseinheit, die Kapital und Arbeit einsetzt und marktmäßig Waren und Leistungen darbietet, um Gewinn zu erzielen. Kapital und Arbeit vereinigt der Unternehmer zum Zweck des Gewinns in seiner Hand. Das bietet dem Verfasser Anlaß, Kapital und Arbeit näher zu erörtern, das Kapital in seinen historischen Formen als Sach-, Geld- und Effektenkapital, die Arbeit, wie sie teils von den Angestellten teils von den Handarbeitern ausgeführt wird. Besondere Beachtung findet dann noch die Beschaffung von Arbeitskräften, und vor allen Dingen der Arbeitsvertrag, der die kollektive Form des Tarifvertrags annehmen muß, wenn nicht die Arbeit den Interessen des Kapitalbesitzes in der Unternehmung völlig dienstbar gemacht werden soll.

Die Unternehmung erscheint als Einzel- oder Gesellschaftsunternehmung. Die letztere hat die weitaus größere Bedeutung, weshalb auch das Recht sich mit ihr vorwiegend befaßt hat. Eine verschiedene Rechtsform der gesellschaftlichen Unternehmung tritt vor allem insoweit hervor, als hier die Persönlichkeit der Gesellschafter in der Führung des Geschäfts die führende Rolle spielt, wie in der offenen Handelsgesellschaft, dort aber die Persönlichkeit der rechtlichen Besitzer zurücktritt und Besitz und Leitung des Unternehmens voneinander getrennt sind, wie in der Aktiengesellschaft, wo „das unpersönliche Kapital" eine Hauptrolle spielt. Die Aktiengesellschaft beherrscht zweifellos das Wirtschaftsleben der modernen Kulturvölker in weitestem Umfange. Damit ist der Effektenkapitalismus, d. h. das Streben, daß ein großer und wachsender Teil des gesamten Anlage suchenden Geldkapitals in Effekten (Obligationen und Aktien) angelegt, ein großer Teil der damit beschafften Naturalkapitalien in Effekten verkörpert wird, immer reiner zur Auswirkung gekommen. Es sind vielverschlungene Pfade, die das Effektenkapital innerhalb der Volkswirtschaft durchlaufen hat, bis ihm immer größere Gebiete der Industrie- und Handelstätigkeit dienstbar wurden. Sich anpassend an die Rechtsbestimmungen und natürlichen Produktionsbedingungen der verschiedenen Länder hat das Effektenkapital die verschiedensten Formen der Unternehmung hervorgerufen, bis es schließlich auf dem Wege der Effektensubstitution und der Beteiligung einer Unternehmungsgesellschaft am Aktienbesitz der andern die „Akme der hochkapitalistischen Ära" erreicht zu haben scheint. Es ist nicht gerade leicht, dem Verfasser bei diesen Darlegungen zu folgen. Aber ihre Kenntnis ist notwendig, um das national-ökonomische Urteil ganz zu verstehen, das über die effektenkapitalistische Entwicklung in ihren verschiedenen Phasen gefällt wird. Privatwirtschaftlich, für den technischen und ökonomischen Fortschritt hat die moderne Unternehmung unstreitig viel geleistet. Nicht so günstig lautet das Urteil hinsichtlich des gesamten Volkswohlstandes, der doch das unverrückbare Ziel der Volkswirtschaft ist: denn augenscheinlich steht der private Gewinn beim Gründen und Finanzieren in keinem Verhältnis zu dem Nutzen, den das gesamte Volk aus diesen Vorgängen zieht, die ihm zuweilen noch schwere Opfer auflegen. Auf all die verschiedenen Licht- und Schattenseiten der kapitalistischen Unternehmungen (S. 329 ff 386 ff) kann hier nicht eingegangen werden; von den Schattenseiten seien nur erwähnt die Mehrung des arbeitslosen Kapitals und die damit zusammenhängende Verschärfung der sozialen Gegensätze, und die sittlichen Bedenken, die sich beispielsweise aus den unlautern Machenschaften bei Gründungen (in Amerika mehr als bei uns), aus der gesteigerten Gewinnsucht und Spielleidenschaft für weitere Volkskreise ergeben. Die so tiefgreifende Entwicklung der Unternehmungsformen unter dem Einfluß des Effektenkapitalismus stellt natürlich auch ein bedeutsames gesetzgeberischeres Problem dar, für das Pesch klar und bestimmt die Zielpunkte angibt.

Teils neben teils über den Wirtschaftseinheiten (Privatpersonen, Unternehmungen) stehen als aktive Kräfte im Wirtschaftsleben die Assoziationen. Die heutigen Vereinigungsformen sind in und aus den Nöten der voraufgegangenen individualistischen Periode entstanden, als Reaktion gegen die radikale

Durchführung des individualistischen Prinzips. Ganz klar tritt das hervor zunächst bei den in Deutschland und Österreich besonders rasch emporgekommenen Kartellen (S. 426 ff), in denen selbständig bleibende Unternehmungen gegen die häufigste und schärfste Wirkung des Individualismus, die regellose Konkurrenz, durch Zusammenschluß und monopolistische Beherrschung des Marktes sich wehren. Die heillosen Folgen der Konkurrenz für die Einzelunternehmung sind dadurch beseitigt, der Geschäftsgang ist ruhig und stetig geworden. So sehr nun diese und andere Vorteile des Kartellwesens anzuerkennen sind, so wäre es doch allzu optimistisch, jetzt von einer Beendigung des Kampfes um geschäftliches Dasein und Gewinn zu reden. Der Kampf ist vielmehr verschoben, ja durch die Organisation in gewissem Sinne noch verstärkt, indem nun eine Vereinigung gegen die andere steht, das Kartell der Rohstoffproduzenten z. B. gegen dasjenige der weiter verarbeitenden Industrie, dieses gegen die Konsumenten. Nur zu oft entscheiden in diesen Kämpfen die Machtverhältnisse. Mit Recht spricht daher Pesch die Mahnung aus (S. 475): „Hier muß Wandel geschaffen, der staatliche Rechtsschutz, im Interesse wahrer, volkswirtschaftlich allgemeiner Freiheit, auf den Schutz schwächerer Organisationen ausgedehnt und auch im ganzen wirksamer gestaltet werden", und weiterhin: „An Stelle einer rein egoistischen Solidarität der Organisationen muß mehr und mehr eine Solidarität treten, die das eigene Interesse nicht auf Kosten des Gesamtinteresses sucht, die mit dem wirtschaftlichen Streben die Idee des Berufes eng verknüpft, d. h. eines dem ganzen Volke zu leistenden Dienstes."

Auch die Genossenschaften sind als Abwehr gegen gewisse ökonomische Vorgänge der individualistischen Periode entstanden. Um die überwältigende Konkurrenz des Großbetriebs auszuhalten, taten sich kleinere und mittlere Wirtschaften zu einer Genossenschaft zusammen, die in gemeinsamem Geschäftsbetrieb den Einzelwirtschaften einen Teil ihrer Tätigkeit abnahm, diese gewinnbringender gestaltete und so die einzelnen stärkte und förderte. Viele Wirtschaftseinheiten sind durch die Genossenschaften vor dem allgemeinen Aufsaugungsprozeß des Kapitalismus bewahrt geblieben, kleinere und mittlere Existenzen haben ihre Selbständigkeit behauptet, wie mit besonderer Ausführlichkeit und Wärme von dem Verfasser geschildert wird (S. 476 ff). Aber wenn die Genossenschaften auch ein Mittel sind, dem Kapitalismus in bestimmten Volksschichten und bis zu einem gewissen Grade entgegenzuwirken, so sind sie doch nicht der Weg, auf dem die kapitalistische Verfassung überwunden und in die kollektivistische Gesellschaftsform hinübergeleitet wird. Ebenso wie die Hoffnungen sozialistischer Art, die einst Owen, Fourier, Saint-Simon und Lassalle an die Produktivgenossenschaft knüpften, sich als trügerisch erwiesen haben, ist auch jetzt die Aussicht, daß die organisierten Konsumenten (Konsumvereine) die gesamte Produktion in ihre Hände bekommen und das kollektivistische Ideal verwirklichen werden, mehr als zweifelhaft. Der Sozialismus, in welcher Form er auch kommen soll, stößt immer auf dieselben technischen, organisatorischen und psychischen Schwierigkeiten.

Verfolgen die bisher besprochenen syndikalen und kooperativen Vereinigungen (Kartelle und Genossenschaften) als Zweck die wirtschaftliche Erhaltung und

Kräftigung ihrer Mitglieder, so dienen die Berufsorganisationen oder korporativen Vereinigungen (S. 562—683) den Interessen des ganzen Standes. Die mittelalterliche Berufsorganisation vertrat das korporative Prinzip zwar voller und kräftiger als die heutige und brachte den ganzen Stand zu einer Blüte, die später nie wiederkehrte. Wir sehen das an dem klassischen Beispiel der mittelalterlichen Zunft (S. 572—609), die für das engbegrenzte Wirtschaftsgebiet der damaligen Stadt und bei dem echten, vornehmlich auf religiöser Basis ruhenden genossenschaftlichen Geiste der Mitglieder das Handwerk zum Segen des Standes und der Mitglieder bis ins einzelne mit weitgreifendem Zwang regulierte. Als die historischen Bedingungen — Stadtwirtschaft und Genossenschaftsgeist — verschwanden, sank die Zunft von ihrer Höhe herab, und alle neuzeitlichen Versuche, zünftlerische Ideen wieder aufleben zu lassen in den Handwerkerinnungen, mit oder ohne Zwang, haben bei weitem nicht ähnliche Erfolge erzielt, wie die Zunft des Mittelalters. Außer der modernen Innung mit gesetzlicher Ordnung und mit publizistischen Vollmachten begegnen uns heute als Haupttypen korporativer Vereinigung die freien Standesorganisationen und die staatlich organisierten Interessenvertretungen oder Wirtschaftskammern. Die ersteren suchen bildend, pflegend, fördernd die wirtschaftlichen Kräfte des Standes zu erhalten und zu stärken. Da die Interessen der verschiedenen Berufe außerordentlich mannigfaltig sind je nach der Spezialisierung eines Berufs und nach Gegenden, so sind die freien Vereinigungen überaus zahlreich, namentlich in Handel und Industrie. Ihre Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen und noch nicht in feste Bahnen gelenkt. Um eine zwecklose und kostspielige Konkurrenz untereinander zu verhüten, wäre daher mehr Vereinheitlichung und Organisation vonnöten. — Die offiziellen Wirtschaftskammern tragen Zwangscharakter, indem alle Berufsangehörigen zum Beitritt und zur Kostendeckung herangezogen werden. Sie knüpfen an die Berufsgliederung an und begegnen uns demgemäß als Handels-, Handwerks-, Landwirtschafts- und Arbeitskammer. Als öffentlich-rechtliche Organe unterstützen sie den Staat in der positiven Förderung gewisser Standesinteressen, erstatten Gutachten über die wirtschaftliche Lage ihres Berufsgebiets und bilden staatliche Aufsichtsinstanzen gegenüber der Tätigkeit gewisser Sonderorgane. Daß die paritätische Arbeitskammer, d. h. die aus Vertretern der industriellen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammengesetzte Kammer, nicht hier, sondern im Anschluß an die koalierten Vereinigungen (S. 814—821) behandelt wird, ist nicht recht erklärlich.

An die Klasseninteressen anknüpfend sind die sog. Koalitionen (S. 684—822) entstanden, d. h. die Vereinigungen von Arbeitnehmern oder Arbeitgebern als solchen zu gemeinsamem Vorgehen in einer das gemeinsame Interesse der Koalierten oder der ganzen Gruppe berührenden Frage des Arbeitsvertrags, des Arbeitsverhältnisses, der Arbeitsverfassung. Sie heißen Koalitionen, weil ihre Existenz auf dem Koalitionsrecht beruht; so nennt man das Vereinigungsrecht der Arbeitnehmer und Arbeitgeber, das, an sich ein natürliches Menschenrecht, lange Zeit gewaltsam niedergehalten wurde, bis es in den heutigen Kulturstaaten mit mehr oder weniger Einschränkung Anerkennung gefunden hat. Das

hervorragendste Interesse beanspruchten von jeher die Vereinigungen der Arbeitnehmer, die Gewerkvereine oder Gewerkschaften, d. h. dauernde Verbindungen von Arbeitern desselben Berufs zur Wahrung ihrer Interessen im Arbeitsverhältnis. Ihr unmittelbarer Zweck ist Wahrung der Interessen der Arbeiter beim Abschluß des Arbeitsvertrags (Lohn, Arbeitszeit), ihr höchster und allgemeiner Zweck der Aufstieg des vierten Standes. Die Gewerkschaften befürworten ist heute nicht Sache bloßer Sympathie, sondern eine logische Notwendigkeit: „Unter der gesetzlichen Herrschaft der freien Konkurrenz kann nur die soziale Selbsthilfe in Form der Koalition die Schwäche der Isolierung für den einzelnen Arbeiter, den Mangel eines Seltenheitswerts der Arbeit, die Schäden wechselseitiger Konkurrenz durch gesellschaftliche Regelung dieser Konkurrenz überwinden, den Arbeitsvertrag zu einem tatsächlich freien Vertrag gestalten" (S. 690). Die an sich durchaus gesunde und berechtigte Gewerkschaftsidee, die materielle und geistige Interessen des Arbeiters umfaßt und, sobald sie praktisch wird, auch in das Gebiet der Weltanschauungen hinübergreift, hat nun eine ganz verschiedene konkrete Ausgestaltung erhalten je nach der geistigen Strömung in der Arbeiterwelt, die sich ihrer bemächtigte. Namentlich ist das in Deutschland der Fall. Die hier zurzeit bestehenden Gewerkschaftsrichtungen werden objektiv geschildert (S. 733—756). Dabei ist es ein besonderes Verdienst des Verfassers, daß er verschiedene Programmpunkte der christlichen Gewerkschaften, wie parteipolitische Neutralität, gemeinsame christliche Weltanschauung, Unabhängigkeit und Selbständigkeit, die in den letzten Jahren zu argen Mißdeutungen und harten Fehden geführt haben, ins richtige Licht stellt. — Die Geschichte der Gewerkschaften ist nunmehr auch in Deutschland lang und reich genug, daß auch sie ein Urteil über ihren volkswirtschaftlichen Wert abgeben kann. Und da kann, wie der Verfasser sagt (S. 763), „mit Recht kaum bezweifelt werden, daß die heute unleugbare günstige Veränderung in den Lebensbedingungen der Arbeiter nun auch tatsächlich zu nicht geringem Teil der Gewerkvereinsarbeit zugeschrieben werden muß". Sie haben keine Sisyphusarbeit verrichtet. Freilich ist das Empordrängen der Masse keine Schraube ohne Ende. Das gewerkschaftliche Können ist begrenzt, und es ist bezeichnend, daß Verfasser sich hierfür auf die Bemerkung eines tüchtigen Gewerkschaftlers berufen kann, daß die wirtschaftliche Tragfähigkeit des einzelnen Gewerbes eine Grenze bilde für die gewerkschaftlichen Forderungen, und daß die Gewerkschaft sich insofern an die Verhältnisse der Privatwirtschaften zu halten habe, und zwar aus volkswirtschaftlichen Gründen (S. 779). Die hier betonte Einordnung der gewerkschaftlichen Tätigkeit in die Volkswirtschaft und darüber hinaus in die sittliche Weltordnung bietet die beste Gewähr dafür, daß die bisherigen unerfreulichen Kämpfe und volkswirtschaftlichen Schädigungen einem ruhigeren Ausgleich der Klasseninteressen weichen.

Daß sich neuerdings auch unter den Privatangestellten Organisationen mit stark ausgeprägtem gewerkschaftlichen Charakter gebildet haben, ist die natürliche Folge davon, daß namentlich in größeren Unternehmungen eine wachsende Zahl von Angestellten die Aussicht auf freie selbständige Betätigung ähnlich wie die Arbeiter verlieren, daß sie den Gesetzen des Arbeitsmarktes unterworfen, in

der Isolierung zur Annahme drückender Arbeitsbedingungen gezwungen, einer fast proletarischen unsichern Existenz überantwortet wurden. Immerhin gibt es noch paritätische Verbände von Prinzipalen und Angestellten, namentlich aus kleineren und mittleren Betrieben, wo das Bewußtsein gemeinsamer beruflicher Interessen noch nicht geschwunden ist.

Vereinigen sich die Arbeitnehmer, um günstige Arbeitsbedingungen zu erlangen, so verbinden sich die Unternehmer, um den Arbeitern gegenüber ihre gemeinsamen Interessen zu schützen. Der Arbeitgeberverband erscheint vom Standpunkte des Unternehmers als notwendige Begleiterscheinung der Gewerkvereine. Ursprünglich zur Abwehr gegründet, haben diese Verbände aber auch häufig den Charakter von Angriffsorganisationen angenommen. Ihre direkten Kampfmittel sind Vorenthaltung der Arbeitsgelegenheit (durch einseitigen Arbeitsnachweis, schwarze Listen, Aussperrung) und Förderung der Arbeitswilligkeit (Wohltätigkeitseinrichtungen, „gelbe Gewerkschaften"). Mag der Kampf als außerordentliches Mittel berechtigt sein, die volkswirtschaftliche, soziale, sittliche Verantwortung der Arbeitgeberverbände ist außerordentlich groß, zumal wegen ihres größeren Machtbesitzes.

Die weitverzweigte Tätigkeit von Einzelkräften und Assoziationen wird in ihrer Gesamtheit umspannt von zwei auf territorialer Grundlage erwachsenen Körperschaften, Staat und Gemeinde (S. 823—925), die, selbst wieder volkswirtschaftlich aktive Kräfte, als schützender, ordnender, ergänzender Faktor tätig sind. Inhalt und Grenze dieser Tätigkeit ist, was zunächst den Staat angeht, gegeben durch die bekannte Formel von der öffentlichen Wohlfahrt als Staatszweck. Man versteht darunter die Gesamtheit jener öffentlichen Bedingungen und Einrichtungen, durch welche allen Gliedern des Staates die Möglichkeit geboten wird, frei und selbständig ihr irdisches Wohl zu bewirken. Der Volkswohlstand ist nicht unmittelbares Objekt der staatlichen Tätigkeit, dieser wird vielmehr von der bürgerlichen Gesellschaft erwirkt, die in dieser ihrer Tätigkeit vom Staat nicht gehindert oder lahmgelegt werden darf. Der Staat erfüllt seine volkswirtschaftliche Aufgabe durch eine gute Wirtschafts- und Sozialpolitik, indem er einerseits die Entfaltung produktiver Kräfte anregt und fördert, und dabei anderseits die besondern Bedürfnisse der einzelnen Schichten, Berufsgruppen, ihr Verhältnis zueinander und zum Gesellschaftsganzen beachtet. Eine direkte Beteiligung des Staates an der wirtschaftlichen Produktion ist allgemein durch den Staatszweck nicht gegeben, man darf daher auch nicht von einem Gesetz zunehmender Staatstätigkeit in entwicklungstheoretischem Sinne sprechen. Staatliche Unternehmungen sind stets nur als Ausnahmen von der Regel zulässig, insofern eine offenbare Notwendigkeit oder zwingende Zweckmäßigkeit sie erfordert. Fiskalische und volkswirtschaftliche Monopole unterliegen erst recht diesen Einschränkungen.

Die Gemeinde (S. 890—925), eine dem Staate eingegliederte, aber ursprünglich ihm vorausgehende und darum in ihrer Selbständigkeit zu achtende Körperschaft, beruht auf dem unmittelbaren, nachbarlichen Zusammenwohnen von Volksgenossen. Sie ist daher auch in erster Linie zu jenen volkswirtschaftlichen Aufgaben berufen, die am besten in engem lokalen Zusammenschluß der Familien und Einzelpersonen gelöst werden. Hierher gehört vor allem das Bildungswesen,

die Gesundheitspflege, Wohnungsfürsorge, Armenpflege, das Straßenwesen u. a. Die Gemeinde kann auch in besonders wirksamer Weise für die Hebung der unteren und mittleren Stände eintreten (kommunale Sozialpolitik). Nirgends darf natürlich die Gemeinde, ebensowenig wie der Staat, die private Tätigkeit ersetzen oder hemmen wollen. Ebenso gelten bezüglich der kommunalen wirtschaftlichen Unternehmungen dieselben einschränkenden Grundsätze wie beim Staat.

Die öffentliche Wohlfahrt, die Staat und Gemeinde als Zwangsorganisationen zu verwirklichen bemüht sind, reicht bei den immer neu erwachenden allgemeinen Bedürfnissen und den zahlreichen Schädigungen des Volkswohls nicht überall aus. Hier kommt die freie, gemeinnützige Wohlfahrtspflege (S. 925 bis 929) zu Hilfe. Sie ist frei, insofern ihre Vereinigungen und ihre Mittel nicht auf Zwang beruhen —, gemeinnützig, weil nicht die Interessen der eigenen Mitglieder ausschlaggebend sind, und weil anderseitig diese Wohlfahrtspflege nicht, wie die Caritas, auf das Individuum, sondern auf das Ganze ausgeht. Nur in Kürze werden einige größere Vereinigungen dieser Art geschildert, so die Zentralstelle für Volkswohlfahrt, der Volksverein für das katholische Deutschland, der Caritasverband.

Das ist, hier in gedrängter Kürze zusammengestellt, der außerordentlich reiche Inhalt des vorliegenden Bandes. Mancher mag den Wunsch hegen, den Inhalt etwas reduziert zu sehen, und auch Bedenken haben, ob das Eingehen auf verschiedene Spezialfragen, wie die Dienstbotenfrage, den Arbeitsnachweis, die Leutenot auf dem Lande, die sozialdemokratische Volksfürsorge, in einem Lehrbuch der allgemeinen Nationalökonomie am Platze sei, und ob nicht die Häufung von Einzelheiten und Zitaten, die Auseinandersetzung mit den verschiedensten Autoren den Überblick etwas trübe. Indes solche Bedenken wiegen nicht allzu schwer gegenüber dem streng logischen und systematisch durchgeführten Aufbau, der auch bei reichlicher Gliederung und ausgiebiger Aufnahme der Detailforschung, die Hauptsache, die aktiven Ursachen der Volkswirtschaft, überall deutlich hervortreten läßt. Und was überdies die reichhaltige Darstellung zu einer übersichtlichen Einheit verbindet, ist die stets wiederkehrende starke Betonung des alles beherrschenden sozialen Zweckgedankens. Der Volkswohlstand, d. h. die materielle Seite der Gesamtwohlfahrt einer staatlich geeinten Volksgemeinschaft, ist der Zweck der Volkswirtschaft. Diese ist daher weit mehr als ein bloßes Nebeneinander von aktiven Wirtschaftseinheiten und Sozialphänomenen, sie stellt vielmehr eine organische Einheit und Arbeitsgemeinschaft dar, insofern viele und verschiedene Organe, die Sonderwirtschaften und die Assoziationen unter Belassung ihrer Freiheit und Selbständigkeit zusammenwirken für den einen sozialen Zweck, den Volkswohlstand. Diese wahrhaft volkswirtschaftliche Betrachtung, die den Blick stets auf das Ganze lenkt und vor den Einseitigkeiten des privaten Interessenstandpunktes, vor dem offenen und latenten Dienste der Interessen- und Geschäftspolitik bewahrt, tritt bei Pesch überall stark in den Vordergrund, und wir dürfen sie wohl als ein Charakteristikum bezeichnen, das seinem Werke in der großen Reihe von Lehrbüchern, Handbüchern und Kompendien der Volkswirtschaftslehre einen ehrenvollen Platz sichert.

In systematische Darstellungen der Nationalökonomie wie in Detailforschungen dringt heute vielfach mehr und mehr die Evolutionsidee ein, die das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben mehr oder weniger als das Ergebnis einer rein natürlichen Entwicklung nach Art der notwendig wirkenden physischen Ursachen zu erklären sucht. Gegenüber dieser Richtung, die den Charakter der Naturwissenschaften mit Unrecht auch auf die Gesellschaftswissenschaften übertragen möchte, zieht die teleologische Auffassung des Verfassers die Grenzlinie um so schärfer, als sie den Gedanken vom obersten Ziel der Volkswirtschaft und die Unterordnung der individuellen und gesellschaftlichen Aktionen unter dasselbe überall mit der größten Konsequenz durchführt.

Die zentrale Stellung des sozialen Zweckgedankens in der Volkswirtschaft ist auch bestimmend gewesen für Peschs Stellungnahme zu der neuerdings von verschiedenen Nationalökonomen vertretenen Ansicht, daß jede wissenschaftliche Erkenntnis sich ausschließlich auf das Sein beschränken müsse und sich mit dem Seinsoll nicht zu befassen habe, daß alle Werturteile, nicht bloß die ethischen und politischen, sondern auch die volkswirtschaftlichen aus der Wissenschaft fernzuhalten seien (Max Weber, Pohle, Sombart, Ehrenberg u. a.).

Der Verfasser beschäftigt sich mit dieser neuen Auffassung der Volkswirtschaftslehre ausführlich in der Einleitung (S. 1—70). Methodologisch mag man zweifeln, ob diese Einleitung gerade hier am rechten Platze steht, da sie keine Einführung in den Inhalt des vorliegenden Bandes als solchen bildet. Fragen von so allgemeiner Bedeutung für die gesamte Volkswirtschaftslehre würden besser als Ergänzung in der Grundlegung (des ersten Bandes) ihre Stelle finden. Sachlich gehört die Einleitung unstreitig zu den schönsten Partien des Buches. In markigen Zügen wird die einheitliche Auffassung der Volkswirtschaft noch einmal gezeichnet und in neue Beleuchtung gerückt. Der Sozialzweck, von dem die nationalökonomische Wissenschaft ihre organische Einheit herleitet, gibt ihr den Charakter einer praktischen Wissenschaft. Ihr Objekt sind Handlungen freier Menschen und freier Körperschaften, die ihr Wollen und Streben im Hinblick auf ein gemeinsames Ziel ordnen; die Volkswirtschaftslehre hat sich daher nicht bloß, wie die Naturwissenschaft, mit dem Sein und Geschehen jener Handlungen zu befassen, sondern sie auch nach dem Zweck zu bemessen, ihre Zweckmäßigkeit zu prüfen, Forderungen aufzustellen, mit andern Worten ein volkswirtschaftliches „Seinsoll" auszusprechen. Hierauf verzichten, hieße in der Tat dasselbe, wie den Zweckgedanken aufgeben, welcher der Volkswirtschaft Leben und Einheit gibt. Zu beachten ist, daß der Nationalökonom stets nur unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten ein Seinsoll ausspricht; das Formalobjekt der Nationalökonomie ist aber lediglich das volkswirtschaftlich Zweckmäßige. „Freilich vergißt der Nationalökonom dabei nicht, daß der materielle Wohlstand nicht auf Kosten der höheren Güter geistig-sittlicher Wohlfahrt gefördert werden darf, weil die materielle Wohlfahrt nur einen Teil, und zwar nicht den höchsten Bestandteil der menschlichen Gesamtwohlfahrt ausmacht. Die Nationalökonomie bleibt aber dabei selbständige Wissenschaft und wird auch dadurch nicht zur Ethik, daß sie die Geltung der moralischen als der höchsten Normen alles menschlichen Handelns für das volkswirtschaftliche

Gebiet, und zugleich deren hohen Wert, deren immense Bedeutung für den Wohlstand der Völker innerhalb der eigenen Wissenschaft offen und rückhaltlos anerkennt" (S. 23). Wenn also der Nationalökonom z. B. die höchsten ethischen Prinzipien der Gerechtigkeit und Liebe in ihrer volkswirtschaftlichen Zweckmäßigkeit für seine Probleme betont, so begeht er keinen Einfall in fremdes Gebiet, sondern handelt als vorurteilsfreier Gelehrter, der die Resultate anderer Wissenschaften unter dem Gesichtspunkte des eigenen Formalprinzips verwertet. Nur eine solche Auffassung stellt die Volkswirtschaft inmitten der einheitlichen Menschheitskultur, die es auf der ganzen Linie zu fördern gilt.

Diese wahrhaft großzügigen, für das Gesamtwohl der Menschheit entscheidenden Gedanken durchziehen die ganze Darstellung und verbinden das reiche, mit außerordentlichem Fleiß gesammelte Material zu einem einheitlichen Werke, das in dem vorliegenden Bande um ein gutes Stück weitergeführt ist. Die Nationalökonomie, die hie und da in einer fast unübersehbaren Detailforschung aufzugehen droht, je mehr sie das volkswirtschaftliche Prinzip außer Betracht läßt, erscheint hier vereinheitlicht; sie erscheint weiter in eine höhere geistige Sphäre gehoben und idealisiert in dem Sinne, als alles höheren, idealen, allerdings durchaus objektiven Zwecken dienstbar wird. Die Lektüre dieser Nationalökonomie gewährt darum einen hohen geistigen Genuß und leitet an zu ernstem volkswirtschaftlichem Denken und Urteilen. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, in nicht allzu ferner Frist das schöne Werk zu vollenden.

Heinrich Koch S. J.

Hildesheims kostbarste Kunstschätze. Eine Auswahl religiöser Kunstwerke in Sankt Bernwards Stadt. 35 Lichtdrucktafeln. Text von Dr **Adolf Bertram**, Bischof von Hildesheim. Folio. (20) M.-Gladbach 1913, Kühlen. Elegant geb. *M* 18.—

Abgesehen von manchen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften und von verschiedenen kleineren Schriften hat der hochwürdigste Herr schon 1896 bei Lax in Hildesheim einen Band in Folio mit dem Titel: „Die Bischöfe von Hildesheim. Ein Beitrag zur Kenntnis der Denkmäler und Geschichte des Bistums Hildesheim" veröffentlicht. Die 340 Seiten des auf gründliches Quellenstudium gestützten Textes hat er mit guten Bildnissen von 18 Bischöfen und 173 Abbildungen von Kirchen, kirchlichen Kunstwerken und Grabdenkmälern seiner Stadt und Diözese ausgestattet. Norddeutschland besitzt für wenige Orte oder Gegenden eine so eingehende Behandlung, welche ebensowohl die geschichtlichen Ereignisse als die Kunstwerke unter Verwendung unserer heute so reichen Hilfsmittel der Forschung und Illustration erläutert. Die günstige Aufnahme des Werkes ermöglichte schon 1899 den Beginn einer neuen, noch eingehenderen „Geschichte des Bistums Hildesheim" (vgl. diese Zeitschrift LVII [1899] 95 f, und Katholik LXXIX 2 [1899], 270 f), deren erster Band XIII und 523 Seiten mit 5 Tafeln und 133 Abbildungen enthält und in sehr anerkennenden Rezensionen empfohlen wurde. Durch diese beiden großen Werke und jene kleineren Monographien, sowie durch Besprechung mit

den verschiedensten Fachleuten, denen er die Schätze des Domes und der übrigen Kirchen seiner Stadt jahrzehntelang immer wiederum zeigte und erklärte, kennt niemand die Kunstwerke Hildesheims besser als der Verfasser. Seine neue Veröffentlichung mit Lichtdrucken der leistungsfähigen Anstalt Kühlens in Gladbach beruht also auf den besten Vorbedingungen, verdient eine wohlwollende Aufnahme in den weitesten Kreisen und eignet sich als schönes Festgeschenk. Ihr Text läßt sich nicht auf weitläufige Erörterungen ein, welche man in jenen obengenannten großen Büchern findet, sondern gibt mit sicherer Hand, kurz und klar eine Beschreibung und Kritik der auf den 35 Tafeln abgebildeten Gegenstände. Mit Recht wird die Echtheit der „rohen Emailkassette" des Domschatzes aus stilistischen Gründen in Zweifel gezogen, um so mehr, da um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Hannover manche falsche, angeblich frühmittelalterliche Antiquitäten verkauft wurden. Hildesheims Kunstschätze gehören besonders für die erste Hälfte des Mittelalters zu den wichtigsten und stellen sich denjenigen von Aachen, Köln, Trier (mit Limburg) würdig an die Seite. Dankenswert wäre es gewesen, Abbildungen der nach Trier verschlagenen Werke und einiger anderswohin verstreuten in das Buch aufzunehmen. Es hätte aber den Preis erhöht und so dem Absatz vielleicht geschadet. Möchte es dem hochwürdigsten Herrn vergönnt sein, den zweiten Band seiner „Geschichte des Bistums Hildesheim", dessen Vollendung wichtigere Berufsgeschäfte leider hinausgeschoben haben, noch fertig zu stellen und zu veröffentlichen. **Stephan Beissel** S. J.

Die altsyrischen Evangelien in ihrem Verhältnis zu Tatians Diatessaron untersucht. Von Dr ***Heinrich Joseph Vogels.*** [Biblische Studien. Herausgegeben von Dr O. Bardenhewer. XVI. Band, 5. Heft.] 8⁰ (XII u. 158) Freiburg 1911, Herder. *M* 5.—

Vogels setzt in dieser Studie seine Arbeiten über den Evangelientext, besonders die über das Diatessaron fort. Nachdem in einer früheren Schrift (Die Harmonistik im Evangelientext des Codex Cantabrigiensis) die Einwirkung der Harmonie Tatians auf den Codex Bezae festgestellt worden, gilt die neue Untersuchung den altsyrischen Evangelien. Die sich noch immer widersprechenden Anschauungen über die Entstehungsverhältnisse der altsyrischen Evangelien, wie sie in den beiden als Codex Curetonianus und Sinaiticus bekannten Handschriften überliefert sind, verlangten eine gründliche Prüfung und forderten nach der von v. Soden ausgegebenen Losung „Diatessaron" zu einer Vergleichung heraus. Vogels erbringt durch methodische Untersuchung, bei der ein geradezu überwältigendes Material aufgeboten wird, den Nachweis, daß kein anderer als Tatian der syrischen Kirche das Evangelium geschenkt hat, und dieses Evangelium ist das Diatessaron. Curetonianus und Sinaiticus sind nachtatianisch. Die harmonisierenden Tendenzen zeigen sich in den beiden Handschriften in der Ausgleichung sachlicher Schwierigkeiten, in Übergängen, in sog. Parallelvarianten und einer großen Menge anderer harmonistischer Lesarten. Die häufige Verwandtschaft

solcher Stellen mit Codex Bezae zeigt, daß der Übersetzer der syrischen „getrennten" Evangelien das Diatessaron stets zur Hand hatte und manchmal für ganze Verse, ja noch längere Stücke nicht den Evangelien-, sondern den Diatessarontext bietet. Bei diesem Sachverhalt ist der Schluß unvermeidlich: das Diatessaron ist älter als die uns überlieferten getrennten syrischen Evangelien. Die Möglichkeit, daß harmonistische Lesarten erst später in den älteren Text der Getrennten eingedrungen wären, könnte etwa bei der einen oder andern Stelle in Erwägung gezogen werden, bei der ungeheuern Masse von Belegen ist sie völlig und bedingungslos ausgeschlossen. Dieses Ergebnis darf fürderhin als unerschütterlich betrachtet werden. Bei der Gegenüberstellung der beiden Handschriften, die eine und dieselbe Übersetzung darstellen, zeigt sich, daß Codex Curetonianus ein beträchtliches Mehr von harmonistischen Lesarten bewahrt hat, also dem Diatessaron noch näher steht als Sinaiticus, der sich freier hält und deshalb für die jüngere Gestalt der „Getrennten" zu gelten hat. Vogels kommt damit im wesentlichen zu denselben Ergebnissen wie Hermann v. Soden. An Einwendungen verschiedener Art hat es freilich nicht gefehlt. Manches wird in der Tat von dem Material als wenig oder gar nicht beweiskräftig auszuscheiden sein; Vogels selbst hat die geringe Tragfähigkeit vieler Stellen von vornherein anerkannt. Einiges mag dem Zufall zuzuschreiben sein, anderes dem verschiedenen syrischen Sprachgeist oder einer freier gerichteten Art des Übersetzers, der sich nicht so genau an das griechische Original binden wollte. Allein auch nach Abzug all dieser Beispiele bleibt noch eine solche Masse, daß meines Erachtens die Hauptsätze Vogels als erwiesen gelten müssen. Die Übereinstimmungen mit Codex Cantabrigiensis lassen eine andere Erklärung kaum mehr zu. Vielleicht hätte Vogels seine Beweisführung überzeugender gestaltet, wenn er wenigstens für einige größere Perikopen den ganzen Text gegeben hätte. Die Vergleichung wäre leichter gewesen und die Einwirkung deutlicher zum Ausdruck gekommen, weil die Art der Beeinflussung sofort hätte erkannt werden können. Es genügt, die Probe bei einigen Perikopen zu machen. Daß mit diesen Feststellungen das Problem des Evangelientextes vollständig gelöst sei und „die eigentümlichen und inhaltvollen Lesarten" der altsyrischen Übersetzung (Smith Lewis) beseitigt seien, hat Vogels nicht behauptet. Ob Vogels darin so weit geht, wie Hermann v. Soden andeutet, läßt sich nicht ausmachen.

In einem Punkt stimmen beide Kritiker überein, in der Annahme eines sehr weitreichenden Einflusses des Diatessaron. Dagegen wird ein begründeter Zweifel nicht mehr aufkommen können. Eine weitere Frage ist aber, ob mit dem Wort Diatessaron das Rätsel der Evangelienüberlieferung restlos gelöst ist. Können wir bei Tatian stehen bleiben, oder müssen wir nicht noch einen Schritt weiter zurück? Vogels hat hier offenbar eine Schwierigkeit empfunden, denn er läßt das Diatessaron nicht erst um 170 oder 160, sondern schon um 150 geschrieben sein. Dieser Ansatz verrät die richtige Einsicht, daß die harmonistische Arbeit nicht erst nach der Mitte des 2. Jahrhunderts begonnen haben kann, sondern vorher eingesetzt hat. Schon Irenäus scheint zu dieser Annahme zu drängen, selbst wenn sein Evangelientext durch die lateinische Übersetzung modifiziert sein sollte. Justin nötigt unbedingt zu weiterem Zurückgehen. Dann kann man aber

selbst mit der Ansetzung Vogels' kaum auskommen, mit andern Worten, dann ist nicht mehr Tatian, sondern eine vor ihm liegende Harmonie die letzte Quelle der gesamten Harmonistik. Darauf weisen manche Beobachtungen, die sich am Texte Justins aufdrängen und die schon früher zur Annahme einer Harmonie geführt haben. Freilich scheint es sich bei Justin nicht um ein Diatessaron, sondern um ein Diatrion der Synoptiker zu handeln. Das so seltene Vorkommen des vierten Evangeliums bei Justin ist geeignet, diese Vermutung zu stützen. Zunächst legte sich wohl bei den so nahe verwandten Synoptikern der Versuch einer Zusammenarbeitung nahe. Man möchte versucht sein, in dem Diatessaron Tatians noch die Nachwirkung der zwei Stufen zu finden, in denen sich die Harmonisierung der vier Evangelien vollzogen hat. Naturgemäß treten die harmonistischen Lesarten im Johannesevangelium viel seltener auf als in den drei andern. Allein daß sie nicht einmal ein Zehntel oder kaum ein Zwölftel ausmachen, ist doch zu auffällig. Bei einer Nebeneinanderstellung der beiden Leidenskapitel, wo Johannes manches mit den Synoptikern gemeinsam hat, tritt die Ungleichheit noch sehr stark zu Tage. Im Cantabrigiensis liegen die Dinge nicht wesentlich anders. Diese Probleme gehen allerdings über die Aufgabe hinaus, die sich Vogels gestellt hatte. Die durch diese sorgfältigen und mühsamen Untersuchungen gewonnenen Resultate bedeuten einen guten Schritt nach vorwärts, sie lassen hoffen, daß dem Verfasser auf dem schwierigeren Gebiete der Erforschung der altlateinischen Übersetzungen ähnliche Erfolge beschieden sein werden.

August Merk S. J.

Wie ist Luther gestorben? Eine kritische Untersuchung. Von **Bruno Grabinski.** 8° (IV u. 148) Paderborn 1913, Junfermann. *M* 2.—

Angesichts der Zähigkeit, mit der gewisse Kreise — darunter auch gelehrte — noch an allerlei Papstfabeln, Klosterfabeln und Jesuitenfabeln festkleben, scheint man sich diesseits stellenweise die Frage gestellt zu haben, ob es nicht nach dem Recht der Wiedervergeltung erlaubt und taktisch klug wäre, ähnliche Anekdoten und Schauergeschichten von Luther und andern Kirchenverbesserern aus der Rumpelkammer alter Drucke hervorzuholen und als argumenta ad hominem nutzbar zu machen. Die Versuchung war in der Tat zu verlockend, als daß ihr nicht ein oder der andere Husar des Kulturkampfes hätte erliegen sollen. Selbst der sonst allen konfessionellen Schärfen abholde Tübinger Professor Funk konnte nicht umhin, seinen Kollegen Mirbt in Göttingen auf die Retorsionsgefahr hinzuweisen, indem er dessen hartnäckige Verwertung des ungarischen Fluchformulars in einem historischen Quellenwerk seinerseits mit der Bemerkung begleitete: „Er [Mirbt] hat keinen Grund zu einer Beschwerde, wenn etwa katholischerseits die Fabel von Luthers Selbstmord mit einer ähnlichen zweideutigen Bemerkung wiederholt wird" (Theologische Quartalschrift 1903, S. 122).

Glücklicherweise konnten sich die katholischen Historiker für eine derartige Methode nicht erwärmen. Dies Zeugnis hat ihnen Professor Kolde schon 1890 ausgestellt. Nachdem dann ein Forscher wie N. Paulus und zuletzt H. Grisar

die alte Sage von Luthers Tod durch Erhängen nochmals untersucht und abgewiesen haben, wird sie wohl keine Rolle mehr spielen. Offen bleibt aber immer noch die andere Frage: Wie viel von den Erzählungen über Luthers Tod, welche sich als Berichte von Augenzeugen ausgeben oder aus seiner nächsten Umgebung herrühren, kann auf unbedingte Glaubwürdigkeit Anspruch machen, und was ist auf Rechnung bewußter oder unbewußter Ausschmückung und Schönfärberei zu setzen? An diese heikle Frage hat Grabinski sich gewagt.

Im ersten Teil seiner Schrift (S. 1—45) legt er die zahlreichen Berichte, welche als erste und authentische Aussagen gelten können, im Wortlaut vor. Es sind ihrer sechzehn, kurze und lange, alle, mit einer Ausnahme, von Anhängern und Verehrern Luthers verfaßt oder diktiert. Die „kritische Untersuchung" beginnt S. 46 und nimmt den übrigen größeren Teil der Arbeit ein. Sie ist in vier Abteilungen gegliedert: 1. „Zur Kritik der protestantischen Quellen", 2. „Die katholischen Quellen über Luthers Tod", 3. „Unglaubwürdigkeit der protestantischen Quellen", 4. „Zur Kritik der protestantischen Gegenschriften". Hierauf wird die Frage: Wie ist Luther gestorben? endgültig zu lösen versucht: „Danach steht fest, daß Luther **nicht** so gestorben sein kann, wie es die protestantischen Quellen berichten. Dagegen muß aber angenommen werden, daß er ... an einem **Schlagfluß plötzlich** gestorben ist. ... Er wurde früh morgens **tot im Bette gefunden**" (S. 146).

Die Form der Schrift ist nicht eigentlich populär, wendet sich aber auch nicht in erster Linie an Fachgelehrte, sondern an alle wissenschaftlich Gebildeten. Auf Beigabe eines ausreichenden kritischen Apparates zu den Quellentexten ist verzichtet. Die angeschlossene Untersuchung ist sorgfältig und scharfsinnig, hätte aber durch knappere Fassung noch gewinnen können. Die Kritik der „Gegenschriften" (gemeint sind die gegen die Fabel vom Selbstmord gerichteten Broschüren) gehört nur teilweise zum Thema. Wie steht es nun mit dem Resultat?

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß Grabinski im wesentlichen mit dem übereinstimmt, was in **dieser** Zeitschrift (LIV [1898] 473 ff) als wahrscheinlichste Lösung gegeben und ausführlich begründet wurde. Wir können uns darum kurz fassen, zumal da neuestens auch Dr **Paulus** in seiner Besprechung Grabinskis (Literarische Beilage der Kölnischen Volkszeitung 1913, Nr 21) derselben Auffassung sehr nahe gekommen ist.

Daß der Tod **plötzlich**, ohne vorausgehende schwere Erkrankung eintrat, nachdem Luther noch am gemeinschaftlichen Abendessen mit Appetit teilgenommen und heiter und guter Dinge gewesen war, steht unbestritten fest. Daß er in der Nacht vom 17. zum 18. Februar 1546 einem **Schlaganfall** (apoplexia) erlag, wird auch kaum noch geleugnet. Auch für die letzte Annahme, daß er schon tot war, als man gegen Morgen nach ihm sah, lassen sich triftige Wahrscheinlichkeitsgründe geltend machen; aber mehr als große Wahrscheinlichkeit wird ein vorsichtiger Beurteiler diesem Satz noch nicht zuerkennen. Bei der Stellungnahme für oder gegen dürfte einstweilen das subjektive Element, Stimmung, Gunst oder Ungunst kaum ganz aus dem Spiel bleiben. Auf kleine Widersprüche in

nebensächlichen Dingen darf man bei der Zahl der Berichte jedenfalls nicht zu viel Gewicht legen. Auch ein gewisser Grad von Idealisierung und Schönfärberei wäre noch kein ausreichender Grund, um den ganzen Inhalt eines Berichtes zu verwerfen. Das Bedenkliche liegt im vorliegenden Fall darin, daß nach dem Bericht ein Schlaganfall ganz auszuschließen und ein sanftes langsames Absterben bei klarem Bewußtsein und unter längeren lauten Gebetsprüchen anzunehmen wäre. Wir haben also zu wählen, ob wir dem Arzt und dem Apotheker oder den Theologen Jonas, Cölius und Aurifaber glauben wollen. Diese haben es übrigens nur ihrem Meister zur Last zu legen, wenn man sie einer über bloße Schönfärberei hinausgehenden Notlüge für fähig hält. Das Eingeständnis, daß der Reformator unversehens vom Schlag ereilt worden sei, hätte nach damaliger, auch von Luther begünstigter Volksmeinung den Eindruck eines Gottesgerichts erweckt und seiner Sache geschadet. Daher mochten jene Theologen nach Luthers Theorie es recht und ratsam finden, die Reihenfolge der Ereignisse umzustellen, d. h. Worte, die Luther abends vor dem Schlafengehen sprach, dem Sterbenden in den Mund zu legen. Das Thema wird vermutlich noch mehr als einen Liebhaber der historischen Kritik beschäftigen. **Matthias Reichmann** S. J.

Geschichte der alten und neuen Literaturen. Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1812 von Friedrich v. Schlegel. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Dritter Abdruck. Herausgegeben von **Marie Speyer.** Mit einem ergänzenden Schlußkapitel von Wilhelm Kosch. Zwei Teile. 8⁰ (XX u. 268 u. 324) Regensburg 1911, Habbel. Geb. (in einen Band) *M* 4.—

Literaturkunde mit Proben aus den Meisterwerken der alten und neuen Literatur. Zunächst zum Unterrichte in höheren weiblichen Bildungsanstalten. Von Dr **Alexander Schöppner.** Siebte, durchgesehene und ergänzte Auflage. Besorgt von Dr P. Expeditus Schmidt O. F. M. 8⁰ (X u. 478) München 1911, Lindauer. *M* 3.60; geb. *M* 4.—

Kurze Geschichte der Weltliteratur. Von Dr **Karl Holtermann.** Mit 82 Bildern. gr. 8⁰ (XVI u. 480) Freiburg 1912, Herder. *M* 5.20; geb. *M* 6.20

Keines von diesen drei Werken will eine Darstellung aller Literaturen alter und neuer Zeit bieten. Wie die Absicht, in mäßigen Grenzen zu bleiben, zu einer Auswahl unter den Dichtern jedes einzelnen Volkes zwang, so erschien es mit Recht überflüssig, die kleineren, weit abgelegenen Literaturen zu erwähnen, die in die deutsche Bildungswelt kaum je hineinragen. Damit war denn auch ein Standpunkt gewonnen, von dem sich das ungeheure Gebiet so überschauen ließ, daß wenigstens in beschränktem Sinn eine Geschichte der Weltliteratur entstand, und nicht eine bloße Reihenfolge von hauptsächlich durch den Buchdrucker vereinigten Geschichten je einer Nationalliteratur.

Am folgerichtigsten — obgleich in mancher Hinsicht nicht entschieden genug — hat diesem Gedanken schon in der Anordnung des Stoffes Friedrich v. Schlegel Rechnung getragen. „Da aber meine Absicht", sagt er I 16, „vorzüglich darauf ausgeht, ein welthistorisches Gemälde der europäischen Geistesbildung aufzustellen, und da die Literatur vorzüglich nach ihrem Einfluß auf das Leben betrachtet werden soll, so wird es für diesen Zweck am angemessensten sein, was von der orientalischen Denkart und Geistesbildung erwähnt werden muß, um die europäische zu verstehen und zu erklären, da einzuschalten, wo es in Europa Einfluß gewonnen hat und wirksam geworden ist." Für Schlegel ist die Literatur, wie er im Vorwort zur ersten Auflage erklärt, der „Inbegriff des intellektuellen Lebens einer Nation". Die philosophische Richtung seines Geistes, der allgemeine Zug seiner Zeit und nicht zuletzt die Sorge seiner edlen Frau wirkten zusammen, daß er trotz seiner Lässigkeit die zahllosen Bruchstücke seines gewaltigen Wissens immer wieder zu ordnen versuchte, bis sie ihm wohlgefügte Steine im Geistesbau der vom klassischen und päpstlichen Rom beherrschten europäischen Kultureinheit wurden. Er hatte sich „oft und lange" (S. XII) mit den für seinen Plan wichtigsten Schriftstellern beschäftigt, und so durfte er hoffen, nach einer Arbeit, von der er versichern konnte (I 15), daß sie beinahe das Geschäft seines Lebens gewesen war, „wohl endlich zu einer vollkommeneren und wohlgeordneten Übersicht des Ganzen" gelangt zu sein. In der Tat sind seine tiefen Gedanken, die Weite der von ihm eröffneten Fernsichten, die funkelnde Pracht seiner zusammenfassenden Charakteristiken bis heute von keiner Darstellung der Weltliteratur übertroffen worden.

Freilich fällt es uns Späteren nicht schwer, auf manches hinzuweisen, was bei dem damaligen Stande des Wissens noch nicht sichtbar war, oder was Schlegels wenig regelmäßiger Fleiß aufzuspüren versäumte. Zum Beispiel müßten heute natürlich die Anfänge des psychologischen Romans in Frankreich oder des Dramas in England genauer dargestellt werden, Schriftsteller wie Rabelais, Montaigne, Quevedo ließen sich nicht mit zwei Worten abtun, Montemayor, Castiglione, Marlowe dürften nicht fehlen usw. Es wäre eine sehr nützliche, aber vielleicht zu schwere Arbeit gewesen, wenn die Herausgeberin dem Buche denselben Dienst erwiesen hätte, den Ludwig Geiger für die späteren Auflagen von Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien" auf sich genommen hat. Dort ist bekanntlich der ursprüngliche Text unverändert gelassen, aber eine Unmasse von Anmerkungen legt dem Leser die abweichenden oder ergänzenden Ergebnisse der neueren Forschungen vor Augen. Einige Versuche in dieser Richtung hat ja die Herausgeberin gemacht, allein so wenig lohnt sich kaum.

Das Schlußkapitel, in dem Kosch die literarischen Strömungen des 19. Jahrhunderts zu beschreiben unternimmt, kann nicht als eine Fortführung Schlegels bis auf die Gegenwart angesehen werden. Dafür sind auf den 35 Seiten die Worte nicht sparsam und sicher genug gewählt. Es hätte übrigens eine ganz unverhältnismäßige Mühe gekostet, auf so engem Raum die Entwicklungslinien der nach Umfang und Inhalt ungeheuer gewachsenen Weltliteratur des 19. Jahrhunderts klar sichtbar werden zu lassen. Die Bedeutung des Kapitels, der besser auch die Überschrift Ausdruck gegeben hätte, liegt vielmehr in dem Streben, die

überallhin sich verbreitenden Wellenschläge der Romantik aufzuzeichnen und dadurch hoffentlich wirksam dazu anzuregen, im Geiste Schlegels auch die Literatur zu betrachten, deren Geschichte er noch nicht hat schreiben können.

Schöppner und Holtermann gehen nicht so sehr auf Zusammenfassung aus als auf Mitteilung der wichtigsten Einzelheiten. Daher ist es begreiflich, daß sie den Stoff in erster Linie nicht nach Zeiten, sondern nach Sprachen gegliedert haben. Holtermann will „die wichtigsten Kulturvölker" (S. v) berücksichtigen. Er versteht darunter außer den Orientalen, die er ganz kurz behandelt, die Griechen und Römer, die Germanen und Romanen, die Polen und Russen. Nun könnte man ja schon streiten, ob die aufgenommenen Portugiesen ein wichtigeres Kulturvolk seien als die nicht aufgenommenen Magyaren. Auf keinen Fall aber durften, während der babylonisch-assyrischen Literatur ebensoviel Raum gegönnt wurde wie der chinesischen und indischen zusammen, die Ägypter, Araber und Japaner vollständig übergangen werden. Auch hätte die griechische und lateinische Literatur der altchristlichen Zeit eine ihrem weit reichenden Einfluß entsprechende Würdigung verdient. Überhaupt wäre es wohl richtiger gewesen, nicht die Wichtigkeit des Volkes, sondern die Bedeutung des Werkes über die Aufnahme entscheiden zu lassen. Beispielsweise entstammen die südslawischen Helden- und Frauenlieder oder das finnische Nationalepos Kalewala verhältnismäßig kleinen Volksstämmen, aber für die Weltliteratur sind sie, auch wenn man den eingangs erwähnten deutschen Bildungsstandpunkt einnimmt, von unvergänglichem Werte. Schöppner hat daher mit der Erklärung (S. iii), er wolle „die hervorragendsten Erscheinungen der Gesamtliteratur" darstellen, seiner Auswahl einen zweckmäßigeren Gedanken zugrunde gelegt als Holtermann. Nur hätte gerade in der neuen Auflage, deren Herausgeber die gesteigerten Anforderungen der Gegenwart eigens hervorhebt, von den Babyloniern und Japanern gesprochen werden müssen und auch von so weithin sichtbaren Marksteinen der literarischen Entwicklung wie etwa Fernando de Rojas, Macchiavelli, Amyot, Skarga, Schewtschenko usw.

Ist also zu bedauern, daß sowohl bei Schöppner wie bei Holtermann Dinge von unbestrittener Bedeutung fehlen, so gibt das Gebotene doch im ganzen ein zutreffendes Bild des zur Darstellung gewählten Gebietes. Die großen europäischen Literaturen und namentlich die neueste Zeit behandelt Holtermann ausführlicher als Schöppner. Dafür bringt Schöppner, wenigstens bei den Orientalen, Griechen, Römern und bei den bedeutendsten germanischen und romanischen Völkern, eine hübsche Anzahl Proben, wogegen Holtermann die berühmtesten Dichter in guten Abbildungen vorführt. Da sich beide Bücher zunächst an die studierende Jugend wenden, so wurde mit Recht Sorge getragen, nicht bloß ästhetische Werturteile zu fällen, sondern bei den hervorragendsten Schriftstellern auch den Lebensgang und den Inhalt der wichtigsten Werke kurz zu erzählen.

Daß die Verfasser hierbei das jeweilige Verhältnis zu Religion und Sittlichkeit von ihrer Betrachtung nicht ausschließen konnten, versteht sich schon vom bloß literarischen Standpunkt, geschweige denn aus viel höheren Gründen, von selbst. Warum sollte es für eine Dichtung mehr charakteristisch sein, welchen Stoff sie behandelt, als welche Lebensanschauung sich in ihr ausspricht? Weshalb

soll also offen gesagt werden, ein Lyriker besinge vorzugsweise die Natur, aber nur versteckt oder gar nicht, er fasse die Natur pantheistisch auf? Nach dieser Richtung hin hätten sich beide Verfasser manchmal einer größeren Deutlichkeit befleißigen müssen, z. B. Holtermann bei K. F. Meyer, Spitteler, Ebner-Eschenbach, Rosegger, Fogazzaro — Schöppner bei Liliencron und den französischen Symbolisten. Obwohl sich diese Beispiele vermehren ließen, und obwohl Holtermann, wie ihm bereits von verschiedenen Seiten vorgehalten worden ist, unter den neuesten katholischen Dichtern Deutschlands leider eine strengere Auslese getroffen hat als unter den nicht katholischen, ist doch ausdrücklich festzustellen, daß beide Bücher nicht nur katholisch sein wollen, sondern katholisch sind.

Schöppner hat sich jahrzehntelang bewährt, und wir dürfen uns freuen, daß wir nun ein zweites brauchbares Buch von ähnlicher Art besitzen. Bei der Schwierigkeit solcher Arbeiten sind Lücken und einzelne nicht sorgsam genug abgewogene Urteile von vornherein zu erwarten. Der Hinweis darauf soll vor allem, wie die Herausgeber selber es wünschen, das Bemühen bekunden, an der Vervollkommnung künftiger Auflagen nach Kräften mitzuwirken. Inwieweit die Bücher in ihrer jetzigen Gestalt, inwieweit besonders die beigefügten Literaturnachweise der Jugend förderlich sind, muß wegen der großen Verschiedenheit der in Betracht kommenden Verhältnisse einer näheren Prüfung seitens der verantwortlichen Stellen überlassen bleiben. Wo Bedenken nicht obwalten und Norrenberg oder gar das gewaltige Werk von P. Baumgartner zu umfangreich erscheint, wird je nach Wahl sowohl Schöppner wie Holtermann eine willkommene Ergänzung zu Schlegel bieten. Auf Schlegel sollten urteilsfähige Literaturfreunde in keinem Falle verzichten. **Jakob Overmans** S. J.

Bücherschau.

Handbuch der Apologetik als der wissenschaftlichen Begründung einer gläubigen Weltanschauung. Von Professor Dr Philipp Kneib. [Wissenschaftliche Handbibliothek.] 8° (XIV u. 850) Paderborn 1912, Schöningh. *M* 9.—; geb. *M* 10.20

Kneib bezeichnet sein Handbuch der Apologetik als wissenschaftliche Begründung einer gläubigen Weltanschauung. Dem entsprechend behandelt er auch die Grundwahrheiten der natürlichen Religion: Dasein und Persönlichkeit Gottes, Geistigkeit, Freiheit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Unter den Gottesbeweisen werden der Kontingenzbeweis, der theologische und sittliche besonders eingehend behandelt. Ebenso ist die Unsterblichkeit der Seele ausführlich begründet. In den Abschnitten über die alttestamentliche und christliche Offenbarung ist die Ordnung oft ziemlich lose; ein mehr systematischer Aufbau, in dem die einzelnen Fragen auch gleichmäßiger behandelt werden, wäre an manchen Stellen vielleicht am Platze. So dürfte der Abschnitt über die alttestamentliche Offenbarung doch wohl kaum die geeignete Stelle zur Behandlung der Inspiration sein. Die apologetische Begründung der Kirche ist, wenn auch die wichtigsten Fragen wenigstens kurz berührt werden, doch entschieden zu kurz. Vielleicht aber war es dem Verfasser mehr noch als um

systematische Begründung der religiösen Wahrheiten, um die Verteidigung derselben zu tun. Wenigstens wird der Widerlegung der gegnerischen Einwände eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und zwar mit Recht. Unter dieser Rücksicht ist das Buch sehr zeitgemäß. Dasselbe gilt von den Abschnitten: die Bestreitung der geistigen Gesundheit Jesu, die Leugnung der geschichtlichen Existenz Jesu, die Kirche und die Wissenschaft, die Kirche und die freie Forschung, die Kirche und die Sittlichkeit, die Kirche und die Kultur. Alle diese Abschnitte bieten treffliches Material zur Verteidigung der Kirche. So bleibt das Buch trotz einiger Unebenheiten im einzelnen, zu denen wir auch die vielen Nachträge am Schlusse des Buches rechnen, eine beachtenswerte Leistung und glückliche Bereicherung der apologetischen Literatur. Bei seiner klaren und einfachen Darstellung wird es namentlich auch den gebildeten Laien gute Dienste leisten und in ihnen die Überzeugung befestigen, daß der Glaube, den sie bekennen, auf solidem Grunde ruht und durch die Angriffe der Gegner nicht erschüttert werden kann.

Der Agennesiebegriff in der griechischen Theologie des 4. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der trinitarischen Terminologie. Von Dr Paul Stiegele. [Freiburger Theologische Studien. 12. Heft.] gr. 8° (XIV u. 144) Freiburg 1913, Herder. *M* 3.—

Es war die Frucht einer langen, keineswegs stetig oder geradlinig verlaufenen Entwicklung, daß der hl. Johannes Damaszenus mit voller Klarheit schreiben konnte: „Man muß nämlich wissen, daß das ἀγένητον, mit einem ν geschrieben, das Unerschaffene, nämlich das Nichtgewordene bedeutet, das ἀγέννητον aber, mit zwei ν geschrieben, das Nichtgezeugte bezeichnet" (S. 136). Dem Vater allein eignet darum die Agennesie; aber Agenesie, die der göttlichen Natur als solcher zukommt, hat mit ihm zugleich nicht bloß der Sohn, sondern auch der Heilige Geist. Der Sohn ist das γέννημα ἀγένητον. Wie die äußeren orthographischen Formen von Agenetos und Agennetos, so liefen früher auch die entsprechenden inneren Bedeutungen: werden und gezeugt werden, geworden und gezeugt, ungeworden und ungezeugt, ohne feste und allgemein anerkannte Grenzen durcheinander. So war es schon in der altgriechischen Zeit, und so blieb es noch lange bei den Christen. Stiegele untersucht, um für das 4. Jahrhundert das erwünschte Verständnis zu gewinnen, die Verwendung der Termini auch in den ersten Jahrhunderten. Sachlich wurde schon damals die Unerzeugtheit dem Vater allein, die Ungewordenheit aber der Gottheit überhaupt, dem Vater, gelegentlich auch dem Sohne zugeschrieben. In der Abwehr des Manichäismus, der ein gutes und ein böses Ungewordenes lehrte, kommt durchweg nur das Ungewordene in Frage. Den entscheidenden Kampf um die Ausdrücke und ihren Sinn brachte der Arianismus. Indem die Arianer Agenesie und Agennesie gleichsetzten, sprachen sie dem Sohne mit der zweiten, was richtig war, zugleich auch die erste ab, worin eben ihre Häresie bestand. Die Eunomianer betonten noch, die Unerzeugt-Ungewordenheit sei die eigentliche Wesensbestimmung des Vaters, womit der Sohn als geworden und geschaffen hingestellt war. Hier galt es nun zu trennen und zu unterscheiden. Immer bestimmter wird, was die Kirche von jeher glaubte, auch sprachlich festgelegt. Epiphanius von Salamis, der Geschichtschreiber der Häresien, kann dann als Schnitter einer reif gewordenen Ernte auf die zweifache Schreibweise von Agen(n)etos, die der zweifachen Bedeutung entspricht, hinweisen. Unbedenklicher als seine Vorgänger kann er bei so klarer Auffassung dem Sohne die Agenesie zuschreiben; Didymus der Blinde ist so folgerichtig, sie auch vom Heiligen Geiste auszusagen. Stiegele prüft von Schriftsteller zu Schriftsteller sorgfältig nach, in welchem Sinne jeder den Terminus brauche, wohl wissend, welch schwanken Boden hier die äußere Textgestalt bietet. Es ist ungemein erfreulich zu sehen, wie die Geistesarbeit der alten kirchlichen Schriftsteller nach und nach Klarheit und Festigkeit schafft. Die Theologen werden

dem Verfasser für seine fleißige Untersuchung, die einen willkommenen Führer durch ein schwieriges Gebiet gestellt hat, Dank wissen; man möchte sie aber auch allen denen in die Hand wünschen, die nicht glauben wollen, daß in der Wissenschaft, auch der theologischen, der Streit um ein Wort tief einschneidende Bedeutung haben kann. Es ist am Ende der Kämpfe, rein äußerlich betrachtet, ein einziges ν, das in dem vorliegenden Falle zwischen Glauben und Irrglauben scheidet.

Weidenauer Studien. Herausgegeben in Verbindung mit der Leo-Gesellschaft von den Professoren des fürstbischöflichen Priesterseminars in Weidenau (Österreichisch-Schlesien). IV. Band. 8° (370) Wien 1911, Opitz Nachfolger. *M* 6.—

Das Erscheinen dieser „Studien" ist nicht an feste Termine gebunden, sie kommen in freier Folge. Seit 1906 ist es der vierte Band, der zur Anzeige gebracht werden kann (vgl. diese Zeitschrift LXXVII 569 f), nachdem die Lehranstalt 1899 eröffnet worden ist. Jedenfalls beweisen die vier Bände, daß man ernsten Willens ist, das Theologiestudium in Weidenau auf akademischer Höhe zu halten, so daß es mit den geistigen Strömungen und wissenschaftlichen Erscheinungen der Gegenwart die nötige Fühlung bewahrt, ohne dabei mit der gesunden Überlieferung der Vergangenheit den Zusammenhang zu verlieren. Es entspricht so recht den Interessen, welche heute für den Theologen den Tag beherrschen, daß die sechs großen Aufsätze des vorliegenden Bandes zu gleichen Teilen auf die Gebiete der Bibelforschung und der Sakramentenlehre entfallen. Miketta schützt den Berg der Zehngebote gegen die Hypothese Gunkels, der in ihm einen feuerspeienden Vulkan erblicken will, Violet verteidigt gegen den Würzburger Scholz den historischen Charakter des Buches Judith, Jos. Fischer gibt den ersten Teil einer sorgfältigen und weitausgreifenden Untersuchung über die Zugehörigkeit der Gottesmutter Maria zum Stamme Davids. Die der Sakramentenlehre zugehörigen Untersuchungen von Arndt und Rett, die sich ganz oder teilweise um die Lehre des Tridentinums bewegen, lassen es bedauern, daß für sie noch nicht die Neuausgabe der Akten und Diarien des Konzils herangezogen werden konnte. Mag dies auch vielleicht am Resultate wenig ändern, so wäre es doch für den Theologen befriedigender gewesen. Als theologische Schuldisputationen sind auch diese beiden Abhandlungen gut gewählt und bringen Belehrung. Voll von Interesse ist aber die Erläuterung der Sakramentenlehre des Wilhelm von Auvergne (Bischofs von Paris und Lehrers der Sorbonne, † 1249) durch Dr Ziesché, der diesen gediegenen Lehrer der scholastischen Frühzeit einem wahrhaft lieb zu machen weiß.

Hermeneutica biblica. Quam concinnavit Ernestus C. Gřivnacký O. S. B. gr. 8° (108) Brunae 1911, Typogr. Benedictinorum Rajhr. *K* 2.30

Der Verfasser stellt an die Spitze seines Traktates die der Fundamentaltheologie entnommenen Prinzipien des katholischen Bibelstudiums; den Entscheidungen der päpstlichen Bibelkommission bringt er gebührende Beachtung entgegen. Daß die hermeneutischen Regeln an praktischen Beispielen aus der alt- und neutestamentlichen Exegese kurz erläutert werden, darf als Hauptvorzug der Behandlung bezeichnet werden; dem Vorwort zufolge geschah dies bei den Vorlesungen des Verfassers in noch ausgedehnterem Maße. Die Beispiele sind im allgemeinen gut gewählt; doch wäre bei umstrittenen Fragen (Stammbaum Christi Lk 3, 23; Teilnahme des Judas an der Eucharistie) eine Andeutung der Kontroverse am Platz gewesen. Für künftige Auflagen dürfte ein tieferes Eingehen auf aktuelle Fragen empfehlenswert sein. Von den zwei Teilen, Heuristik und Proforistik, nimmt sich der zweite, auf sechs Seiten behandelte wie ein Anhang zum Hauptinhalt des Traktates aus.

Jésus-Christ, sa Vie et son Œuvre. Par M. Lepin. 12° (270) Paris 1912, Beauchesne. *Fr.* 2.50

Der Verfasser, durch seine vielfachen Arbeiten über die Evangelien in der wissenschaftlichen Welt geschätzt, wollte eine gedrängte Darstellung des Lebens Jesu für

weitere Kreise geben. In leichtverständlicher und doch gründlicher Weise beweist er in der Einleitung den historischen Wert der Evangelien. Obwohl die Schrift allen wissenschaftlichen Charakter abgestreift hat, behält der Verfasser doch die Kontroversen der letzten Jahre fortwährend fest im Auge. Die gegnerischen Einwürfe werden zwar nicht als solche angeführt, aber sachlich widerlegt, indem gerade jene Momente besonders betont sind, von denen ihre Lösung abhängt. Mit einer gewissen Vorliebe hebt der Verfasser die pädagogische Weisheit hervor, mit der Jesus erst allmählich und verhältnismäßig spät seine Messiaswürde und Gottheit offenbarte. Zuerst reinigte er die Messiasidee seiner Jünger von den gröbsten Schlacken, dann erst offenbarte er sich als Messias, immer sorgfältig bemüht, ihre Gedanken an eine weltliche Königsmacht auszumerzen. Ihr noch nicht gefestigter Messiasglaube kam in den Stürmen des Leidens ins Wanken und gewann erst in der Überzeugung von der Auferstehung seine weltbesiegende todverachtende Festigkeit. Die junge Kirche wuchs ganz und gar aus dem Auferstehungsglauben heraus, und auf diese weltgeschichtliche Tatsache gründet der Verfasser einen Auferstehungsbeweis von ungemeiner Überzeugungskraft.

Psalmi et cantica Breviarii explicata in ordinem ad recitationem breviarii. Auctore Ach. Vander Heeren. 8° (LXXXII u. 376) Brugis 1913, Beyart. *Fr.* 6.—

Das Buch will kein einläßliger Kommentar sein, sondern dem Priester, der das Offizium täglich zu beten hat, lediglich ein leichtes Hilfsmittel zum Verständnis der nicht immer klaren, ja infolge von Textverderbnis sogar nicht selten recht dunkeln Psalmen und biblischen Cantica bieten. Eine allgemeine Einleitung handelt von der Zahl der Psalmen und deren Gliederung in fünf Bücher, dem Psalmentext und seiner Geschichte, dem Lehrgehalt der Psalmen, den verschiedenen Arten der Psalmen, ihrem dreifachen Sinn, ihrer Bedeutung im Offizium und ihrer Anwendung auf den psallierenden Kleriker, den Schwierigkeiten, die sich dem Verständnis der Psalmen entgegenstellen (verderbte Lesarten, Hebraismen, Gräzismen, unklassische lateinische Wendungen und Ausdrücke ꝛc.), den Hilfsmitteln zur besseren Erfassung des Psalmensinnes und zur Behebung der Schwierigkeiten, dem poetischen Charakter der Psalmen, dem Unterschied zwischen Psalmen und Cantica, doch ohne gelehrten Ballast in leicht verständlicher Weise und nur insoweit, als der Priester, um das Offizium mit größerer Andacht und Freude beten zu können, über alles das unterrichtet sein sollte. Die Erklärung der einzelnen Psalmen und Cantica erfolgt in Form einer Paraphrase, bei der außer dem Wortlaut der einzelnen Verse auch deren Zusammenhang mit den übrigen berücksichtigt ist und die sich bei völlig unverständlichen und verderbten Stellen der Vulgata auf dem hebräischen Urtext aufbaut, aber auch sonst diesen zum besseren und volleren Verständnis des lateinischen Textes ausgiebig herangezogen hat. Voraus geht der Paraphrase eine kurze Einführung in den Psalm bzw. das Canticum, welche namentlich seine Gliederung und den Gedankengang darlegt. Es folgt ihr jedesmal eine Anwendung, welche die Beziehung des Psalmes zum Feste oder zum Tage, an dem er gebetet wird, und seine Bedeutung für den betenden Priester hervorhebt. Das Buch macht es selbst dem vielbeschäftigten Seelsorger, dem zu Studium wenig Zeit zu Gebote steht, in der Tat leicht, mit dem hohen und tiefen Gehalt der Psalmen und Cantica, die er täglich zu beten hat, vertraut zu werden.

Rituale Romanum. Editio typica. (XII u. 334 u. 236*) 18,3 × 12 cm, Stärke 15 mm. Regensburg 1913, Pustet. *M* 4.—, auf indischem Papier *M* 4.60; geb. *M* 5.60 bis *M* 10.—

Eine wichtige liturgische Neuheit, wichtig, weil von der heiligen Ritenkongregation als editio typica erklärt, mit der alle künftigen Ausgaben übereinstimmen müssen; wichtig besonders wegen der zahlreichen, zum Teil sehr bedeutsamen und

interessanten Änderungen. So sind z. B. mehrere bisher strittige Fragen bei der Austeilung der heiligen Kommunion jetzt entschieden: das Gebet O sacrum convivium ist obligatorisch, Alleluia wird auch in der Oktav von Fronleichnam hinzugefügt, zum Segen nach der Austeilung erhebt der Priester Augen und Hände usw. Bei der Krankenkommunion wird gesagt Misereatur tui. — Was der Priester bei der Generalabsolution im Notfall zu beten hat, ist durch Fettdruck sofort sichtbar. Sehr schön und ganz neu ist die Erwähnung der Gottesmutter in den Sterbegebeten, gleich im Proficiscere und Commendo te, dann in einer eigenen Oration Clementissima Virgo. Im Totenoffizium sind die vielen neuen Bestimmungen über Anfang und Schluß des Offiziums u. dgl. an Ort und Stelle gegeben; neu und überraschend ist die Einfügung der Oration pro patre et matre, sogar auch im Plural. Der Anhang bietet ebenfalls manches Neue: in der Litanei vom heiligsten Namen Jesu ist die Bitte per ss. Eucharistiae institutionem tuam eingesetzt, also damit als allgemein geltend erklärt. Zur Lauretanischen Litanei sind für die verschiedenen Zeiten die entsprechenden Orationen angegeben. Auch die Litanei vom hl. Joseph ist aufgenommen. Mehrere neue Benediktionen sind hinzugefügt. Das handliche, kleine Buch hat den vorzüglichen, klaren, fehlerlosen Druck der Pustetschen Liturgica: Der Priester wird es ebenso gern wie bequem bei sich tragen.

Religion et Magie. Par Frédéric Bouvier. [Extrait des „Recherches de Science religieuse“ 1912 No 5 et 1913 No 1.] gr. 8° (64) Paris 1913, Bureaux des „Recherches de Science religieuse“ (rue de Babylone 50).

Bei den Tonangebern der modernen, evolutionistisch gefärbten Religonswissenschaft ist es hergebracht, Magie und Religion als bluts- und wesensverwandt nicht nur unzertrennlich nebeneinander bestehen, sondern auch unmerklich und stetig ineinander übergehen zu lassen. Ja, es gibt Religionswissenschaftler, nach welchen die Religion überhaupt erst aus einer Periode herrschenden Aberglaubens und magischer Hantierungen sich herausentwickelt hätte, während andere einen Urzustand annehmen, in welchem Religion und Magie in gegenseitiger Durchdringung über der Menschheit gebrütet und derselben keine Möglichkeit gestattet haben, sie voneinander zu unterscheiden. Dagegen sucht der Verfasser vor allem die Begriffe klarzustellen. Er unterscheidet Magie im weiteren Sinne (die „weiße“, „natürliche“, „profane“) von der eigentlichen Schwarzkunst, Zauberei, „Sakralmagie“ und bemüht sich, durch Vergleichung dieser eigentlichen Magie mit der Religion, welche das Hinausgreifen über die Schranken des Irdischen und sinnlich Wahrnehmbaren mit ihr gemein hat, eine scharf umrissene Wesensbestimmung zu gewinnen. Magie ist eine gewissen Individuen, Gegenständen, Riten eigene Macht, vermöge deren man sie befähigt glaubt, durch Mittel, die zu dem angestrebten Zweck in nicht erkennbarem Verhältnis stehen, geheimnisvolle, außergewöhnliche, zwingende und unfehlbar eintretende Wirkungen hervorzubringen. Auf Grund dieses Begriffes prüft der Verfasser die verschiedenen Theorien über den Ursprung der Religion und weist ihre Haltlosigkeit nach. Soweit Psychologie, Ethnologie und Geschichte, ernsthaft und wissenschaftlich genommen, über den frühesten Zustand der Menschheit eine Vorstellung wecken, ist dies ein Zustand, in welchem die Religion, d. h. die persönliche Unterwürfigkeit unter ein persönliches höchstes Gottwesen, die Menschheit beherrscht und der Magie ihre Schranken weist. Die schöne Untersuchung, als deren Ergebnis sich dies abhebt, liegt leider nur als Sonderabdruck vor aus den Recherches de Science religieuse, sie zeigt aber eine so sichere Beherrschung der Sache, zugleich mit großer Umsicht und Behutsamkeit ein so klares, scharfes und überlegenes Denken, daß es berechtigt schien, auch so auf diese und andere Arbeiten Bouviers in der gleichen Zeitschrift die Aufmerksamkeit zu lenken in Anbetracht der Gefahren einer neuen Modewissenschaft, die namentlich Anfänger und Dilettanten zu blenden pflegt und schon viele in Verwirrung gebracht, wenn nicht in Zerrüttung gestürzt hat.

Philosophie des Möglichen. Grundzüge einer Erkenntniskritik. Von Dr Johannes M. Verweyen. gr. 8° (240) Leipzig 1913, Hirzel. *M* 6.—

Wenn man von der scholastischen Philosophie des Möglichen herkommt, kann man von diesem Buche nicht eben befriedigt sein. Dort klimmt die Geistesarbeit kühn zu fast unerreichbaren Höhen auf; hier geht die Darstellung mehr behaglich in die Breite, um die vielseitige Verwendung des Möglichkeitsbegriffes aufzuzeigen. Gewiß wird dabei manches Hübsche gesagt darüber, wie fruchtbar der Gedanke an das Mögliche in Wissenschaft und Kunst, ja sogar im Leben ist, so daß wir zum Schlusse noch von Jatho lernen: „Bilde dein Leben aus dem Mittelpunkte deiner Persönlichkeit heraus, aus den Möglichkeiten wahrhaftigen Handelns und Schaffens, die in dir liegen." Aber die Tiefe vermißt man. Was eigentlich das Mögliche sei und worauf es im letzten Grunde beruhe, scheint von dem Buche nicht als Problem empfunden zu werden. Zu diesem Mangel kommt jedoch, daß die neue „Philosophie des Möglichen" in Kernpunkten auch unannehmbar ist. Wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, lagen die Anregungen zu seinen Gedanken in der Willensfreiheit, in der ja die Möglichkeit des „Auch-anders" beschlossen läge, und in seinen religionsphilosophischen Interessen. Nun ist Verweyen aber Leugner des freien Willens; er glaubt daher nicht, daß dem Willen auch etwas anderes als das jeweils Gewollte möglich wäre. Sein oft widerlegtes Argument lautet: Die Willensfreiheit würde gegen den Satz vom zureichenden Grunde verstoßen. Konsequent ist nach der Leugnung der Freiheit, daß alle Kontingenz in der Welt geleugnet wird; denn diese führt logisch auf den freien Gott zurück. Verweyen meint, objektiv „anders-möglich" sei nichts; nur das Wirkliche sei objektiv möglich. Das ist sicherlich übertrieben, selbst bei der realen Möglichkeit, aber vor allem bei der logischen. Auch daß Verweyen dem Kontingenzbeweis für das Dasein Gottes vorwirft, er setze mit aristotelischem Realismus sofort die logische Möglichkeit der realen gleich, ist unrichtig. Dem Kontingenzbeweis genügt auch schon das logische „Anders-sein-können", das ja wie das reale die Frage veranlaßt: Warum ist die Welt nicht anders? Warum sind die realen Möglichkeiten so und nicht anders? Der Verfasser lehnt natürlich auch das Wunder ab, indem er teils annimmt, daß die Berichte nicht zuverlässig seien, teils sich darauf vertröstet, daß mit der Zeit eine natürliche, „immanente" Erklärung glücken werde. Eines jedoch empfindet man bei diesem Gegner angenehm. Über eine Menge von Mißverständnissen und landläufigen Fehlschlüssen ist er infolge seiner katholischen Vergangenheit hinweg, und man steht bei ihm, ohne viel Zeit an die Widerlegung von Nebensächlichem setzen zu müssen, alsbald vor den großen Gegensätzen zwischen Glauben und Unglauben. Recht oft weiß er seinen monistischen Gesinnungsfreunden wegen Überschätzung ihrer Gründe oder falscher Auffassungen des gläubigen Standpunktes eine Rüge zu erteilen. Um so bedauerlicher bleibt der Unglaube in den Kernpunkten.

Die Kultur der Babylonier und Assyrier. Von Dr P. S. Landersdorfer O. S. B. Mit 31 Abbildungen und 1 Karte. [Sammlung Kösel.] 8° (VIII u. 238) Kempten u. München 1913, Kösel. *M* 1.—

Wenn der Verfasser in der Vorbemerkung meint, es ständen die Dinge heute so, daß eine gewisse, wenn auch noch so bescheidene Kenntnis des babylonischen Altertums für jeden Gebildeten wenn nicht geradezu notwendig, so doch sehr erwünscht sei, so hat er angesichts der Wellen, welche die neuesten assyrisch-babylonischen Forschungen über den engen Kreis der Fachgelehrten in der breiten Öffentlichkeit geschlagen haben, sicher recht. Man darf ihm darum auch nur dankbar sein, daß er, der als Fachmann allerdings dazu wie berufen war, zur Orientierung für ein größeres Publikum in zusammenfassender, übersichtlicher Form die bisher erzielten Ergebnisse in der vorliegenden Nummer der Sammlung Kösel niedergelegt hat. P. Landersdorfer nennt S. 84, was er bietet, eine nackte, dürre Skizze, doch ist das

allzu bescheiden. Farbenprächtige Schilderungen gibt er allerdings nicht; sie würden auch weder dem Stande der Forschung noch dem Zwecke des Werkchens entsprechen. Allein anschauliche Bilder, die zudem den Vorzug haben, auf soliden Studien sich aufzubauen und deshalb zuverlässig zu sein, sind es, was er über die Wiederentdeckung der alten babylonischen Kulturwelt, die politische Geschichte Babylons und Assyriens, die babylonische Kultur im allgemeinen, die Landwirtschaft, Handel und Verkehr in Babylon, babylonische Staatsform, Staatsverwaltung, Rechtsleben und Kriegswesen, die gesellschaftlichen und religiösen Zustände, Wissenschaft, Bildung, Schrift, Literatur und Kunst der Babylonier zu erzählen weiß. Wer sich über die Kultur Babylons und Assurs orientieren und sich zum Verständnis der an die Entdeckungen im Zweiströmeland sich anknüpfenden, zum Teil hochbedeutsamen Fragen den Weg bahnen will, möge deshalb ruhig zum vorliegenden Büchlein greifen. Er wird finden, was er sucht und wessen er bedarf.

Altorientalische Kultur im Bilde. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Dr Joh. Hunger und Dr Hans Lamer. [Wissenschaft und Bildung, 103.] Mit 193 Abbildungen auf 96 Tafeln. 8° (64) Leipzig 1912, Quelle & Meyer. *M* 1.—; geb. *M* 1.25

Das Büchlein hat sich sein Feld recht weit gesteckt; denn es hat zum Gegenstande nicht bloß die ägyptische, sondern auch die babylonisch-assyrische Kultur, sowie diejenige Persiens und des westlichen Vorderasiens; freilich so, daß auf die beiden ersten das Hauptgewicht gelegt ist, die letzten aber nur kurz und mehr wie als Anhang behandelt sind. Die Gesichtspunkte, unter denen die Kulturen zur Darstellung gelangen, sind Religion, Staat und Privatleben, die sich natürlich wieder in mehrere Unterabteilungen gliedern. Die zur Anwendung gebrachte Methode ist die des Anschauungsunterrichtes. Das Hauptmittel der Darstellung sind die zahlreichen vortrefflichen Abbildungen, Wiedergaben altägyptischer, babylonisch-assyrischer, persischer, hethitischer und phönizischer Monumente. Der Text besteht außer in kurzen, die einzelnen Abschnitte einleitenden Skizzen hauptsächlich in einer eingehenden Erklärung und Würdigung der abgebildeten Gegenstände und des etwa darauf befindlichen Bildwerkes. Das lehrreiche Werkchen ist durch seine Abbildungen für die babylonisch-assyrische Kultur eine brauchbare Ergänzung zu P. Landersdorfers Büchlein: Die Kultur der Babylonier und Assyrier.

Die Klostergrundherrschaft Heisterbach. Studien zur Geschichte ihrer Wirtschaft, Verwaltung und Verfassung. Von Dr Heinrich Pauen. Mit 3 Karten. [Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens. Herausgegeben von P. Ildefons Herwegen O. S. B. 4. Heft.] gr. 8° (XII u. 220) Münster 1913, Aschendorff. *M* 6.—; geb. *M* 7.75

Das reichhaltige Urkundenbuch der Abtei Heisterbach, das 1908 in dieser Zeitschrift (LXXV 575 f) seine Würdigung gefunden hat, erfährt mit vorliegender Arbeit eine erwünschte Auswertung und zugleich Ergänzung. Der Verfasser benützt das dort gebotene Material, um am Beispiele Heisterbachs die charakteristische Wirtschaftsweise und Rechtsstellung eines westdeutschen Zisterzienserklosters zu veranschaulichen. Bei dem einheitlichen Zug in der wirtschaftlichen Tätigkeit der Zisterzienser mußte es sich von selbst ergeben, daß solche Darlegungen nicht nur für das wirtschaftlich weniger bedeutende und später gegründete Heisterbach, sondern auch für die älteren rheinischen Klöster Altenberg, Kamp, Eberbach, Himmerode wie für das jüngere Marienstatt ihre Geltung hätten, aber auch planmäßig wurden diese Klöster mit in den Bereich der Darstellung gezogen und die über dieselben vorhandene Literatur nach Tunlichkeit verwertet. Daß Moslers Urkundenbuch für Altenberg (vgl. diese Zeitschrift LXXXV oben S. 206 f) nicht mehr hat zu Hilfe genommen werden können, ist in Anbetracht seiner vielen brauchbaren Angaben freilich zu beklagen, doch wird an den Umrissen des Gesamtbildes dadurch nichts

geändert. Welch überaus wichtige Rolle in wirtschaftlicher Beziehung die Zisterzienserklöster in Deutschland wie im ganzen Norden und Osten gespielt haben, ist oft hervorgehoben worden, und ganz vorzüglich gilt dies von den ersten zwei Jahrhunderten des Bestehens, wo der frische klösterliche Reformeifer der Mönche nach außen den schwierigsten Kulturaufgaben sich gegenübergestellt sah. Untersuchungen wie die vorliegende, auch wo sie auf die rein wirtschaftliche und äußere Seite der Tätigkeit und auf ein bestimmtes Territorium sich beschränken, sind daher nicht nur für die Lokal- und Provinzialgeschichte höchst dankenswert, sondern beanspruchen für die Profan- und die Kirchengeschichte allgemein und gleichmäßig ihre Bedeutung. Das ursprüngliche Zisterzienserideal für Bewirtschaftung des in Ordensbesitz übergegangenen Bodens sieht der Verfasser im unabhängigen, von der Umwelt abgeschiedenen Eigenbetrieb. Die Mönche sollten ihren Boden selbst bestellen, das zum Leben Notwendige selbst beschaffen, und alle Klosterbewohner sollten nach Kräften dazu mithelfen. Wie ernst man es in den schwierigen Anfangszeiten mit der Verwirklichung genommen haben mag, auf die Dauer konnte es nirgends völlig durchgeführt werden, und die Entwicklung bewegte sich in gerade entgegengesetzter Richtung. Immer mehr der Mönche wurden zu Priestern geweiht, immer mehr entzog der Priester- und Gelehrtenberuf die einzelnen der körperlichen Arbeit; mit der Zeit wurden der Konversbrüder weniger, sie blieben fast ganz aus, die fremden Arbeitskräfte mehrten sich. Die Umwandlung, wenn nicht ausschließlich verschuldet, doch sehr gefördert durch die Ungunst der Zeitumstände, vollzog sich in dem Maße, als die Aufgaben dieser Klöster für Hebung der Landeskultur ihre glänzende Lösung gefunden hatten. Es wird richtig sein, wie der Verfasser es schildert, daß am Ende der langen Entwicklung in manchen dieser Klöster die wenigen Mönche nur noch wie eine Art von Stiftsherren beisammen lebten, von fremden Dienern und Arbeitern umgeben, daß sie als Pfarrherren oder als Rektoren von Frauenklöstern die pastorale Tätigkeit gegen das klösterliche Stilleben eingetauscht hatten, und daß die Klöster selbst unter Steuern und Kriegskontributionen und dazu noch unter unerschwinglicher Schuldenlast seufzten. Man hat ihnen nicht die Frist vergönnt, unter günstigeren Zeitverhältnissen die innere Lebenskraft noch einmal zu erproben. Die Stätten, aus denen einst der Quell des Wohlstandes über unser Land geströmt, sind heute ausgetilgt oder liegen öde als Ruinen. Aber ihre Bedeutung sollte nicht verkannt, ihre Verdienste sollten nicht vergessen werden. Der Verfasser hat es sich nicht entgehen lassen, dieselben hervorzuheben. Ausschließlich am wirtschaftlichen Gebiete sich haltend, rühmt er bei Heisterbach die Tätigkeit für Garten-, Obst- und Weinbau, die Wasserkünste und trefflich ausgebildete Fischzucht, die Fremden- und Armenfürsorge und die großartige caritative Betätigung in Zeiten öffentlicher Not. Es war schon viel, daß diese Klöster mit ihren über das Land hingestreuten Höfen dem kleinen Landbauer Musterwirtschaften vor Augen stellten, wo es immer zu lernen und nachzueifern gab. Aber musterhaft bewirtschaftete Ländereien gab das Kloster gegen mäßigen Zins den kleinen Leuten auch in Erbpacht, dem Bürger, der in den aufblühenden Städten in den wirtschaftlichen Wettkampf einzutreten suchte, lieh es gegen Zahlung einer billigen Rente das unentbehrliche Kapital, Adel und Ritter in ihren Geldverlegenheiten fanden mit Ehren immer jemand, der Güter oder bingliche Rechte um gute Zahlung von ihnen übernahm. Diese für das Volks- und Wirtschaftsleben so wohltätigen Anstalten waren aber in erster Linie Gotteshäuser. Ihre herrlichen Kirchen, ihr Reliquienschatz, ihr erhebender Gottesdienst führte Tausende andächtiger Beter auf die Wallfahrt. Hier war der Ort, wo man Sammlung und Zurückgezogenheit finden konnte, wo immer Trost und Rat zu hoffen war. Christliche Kunst, christliche Wissenschaft fanden von hier aus Nahrung, Anregung, Förderung und mehr als alles andere die fromme Erbauung des Volkes. Einer der liebenswürdigsten, meistgelesenen und meistverwerteten Volks- und Erbauungsschriftsteller des Mittelalters ist auch heute noch Cäsarius von Heisterbach.

Die Ursulinen von St Salvator. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet. Von P. Salesius Elsner O. F. M. gr. 8° (164) Trier (1913), Paulinus-Druckerei. *M* 2.—; geb. *M* 2.50

Als Jubiläumsschrift zum 25. Jahrestag der Wiedereröffnung der höheren Mädchenschule der aus der Verbannung heimgekehrten Ursulinen zu Düsseldorf (an der Ritterstraße) hat der Verfasser ein „Buch der Denkwürdigkeiten" herausgegeben, das Anspruch auf Beachtung hat. Es sind die dokumentarisch bezeugten Erinnerungen zweier unabhängig voneinander entstandenen Klostergemeinden, die, nachdem jede schon Jahrhunderte gesehen und eine eigentümlich bewegte Geschichte durchlebt hatte, vor nunmehr 30 Jahren unter dem Segen der Kirche in Freude, Liebe und Frieden zu einer einzigen geistlichen Familie sich vereinigt haben. Denkwürdigkeiten sind es zugleich von zwei bedeutenden deutschen Frauen, der frommen Stifterin des Salvatorhauses in Münstereifel 1594, Margarete Lynnerin (gest. 1622), und der zweiten Stifterin dieses Hauses, Ursula Scheeben (seit 1854), welche jene Einigung glücklich zu stande brachte und nach einem Ordensleben von fast 70 Jahren und einer Amtsführung als Oberin weit über ein halbes Jahrhundert als 91jährige noch immer geistesmächtige Greisin 28. März 1909 zu Roermond verstorben ist. Dort hatte sie, sobald der Verlauf des Kulturkampfes das Wirken der Ordensfrauen in Preußen bedrohte, mit ebensoviel Umsicht als Entschlossenheit ein Anwesen eingerichtet, das 1876 die Schwestern der Mülheimer Filiale, 1879 die vertriebenen Münstereifler, 1880 auch noch die nach Maastricht verschlagenen Düsseldorfer Ursulinen aufnehmen konnte. Bereits hatten die Schwestern begonnen, weiter über Holland hin ihre Wirksamkeit auszudehnen, als die preußischen Rheinlande sich ihnen wieder öffneten. Auf die Neubegründung von Düsseldorf 1888, wo bald die Verzweigung in eine Doppelanstalt notwendig wurde, folgten Mülheim und Brühl. Heute leitet die Genossenschaft der „Ursulinen von St Salvator" vier staatlich anerkannte Lyzeen und zwei blühende Pensionate. Der Charakter der Festschrift kommt zur Geltung durch die zahlreichen und schönen Abbildungen wie durch die ausgiebigen und genauen Verzeichnisse der Mitglieder und Vorsteherinnen. Der Wert derselben ist jedoch kein bloß vorübergehender. Dem Geschichtschreiber des rheinischen Ordenswesens wie dem Forscher über die Entwicklung der weiblichen Bildungsanstalten in Deutschland kann sie als Quelle dienen. Auch sonst bietet die Schrift manche Originalnotiz, welche der Historiker sich gern zu nutze machen wird.

Die katholische Kirche Schlesiens im Befreiungskriege 1813. Nach den amtlichen Quellen dargestellt. Von Dr Felix Haase. gr. 8° (IV u. 60) Breslau 1913, Goerlich & Coch. *M* 1.—

Ist es heute von Interesse zu überschauen, in welcher Weise durch die kriegerischen Ereignisse und die patriotische Erhebung der Befreiungskämpfe vor 100 Jahren die einzelnen Länder Deutschlands berührt worden sind, so ist auch eine Zusammenstellung darüber berechtigt, inwiefern in den einzelnen Landesteilen eine kirchliche Gemeinschaft und speziell deren Geistlichkeit betroffen wurde. Die vorwiegend aus amtlichem Material geschöpfte Übersicht für Schlesien ergibt, daß viele der katholischen Geistlichen unter den Truppendurchzügen und Plünderungen aufs schwerste gelitten haben, daß anderseits in der Fürsorge für Verwundete, Kranke und Gefangene der schlesische Klerus seines Berufes eingedenk blieb. In der Behandlung der Verwundeten haben insbesondere die „Barmherzigen Brüder" Großes geleistet. Eine Anzahl katholischer Gotteshäuser wurde von der kirchlichen Behörde selbst als Lazarettlokale zur Verfügung gestellt, in den katholischen Kirchen wurden für die Kranken und Verwundeten Kollekten abgehalten, die zusammen mit hochherzigen Spenden einzelner Geistlichen trotz der schweren Not der Zeit Ansehnliches ergaben. Die Gebete und Andachten während der Kriegszeit, die Totenfeiern und Dankgottesdienste nach erkämpftem Siege sind ein schönes Zeugnis für die obwaltende

gläubigfromme Gesinnung. Zeitgeschichtlich von Bedeutung ist die Art, wie die weltliche Behörde auf solche Dinge bestimmend einzuwirken liebte. Unter verwandtem Gesichtspunkte haben auch die mitgeteilten Predigten ihren Wert, die mehr als patriotische Gelegenheitsreden aufzufassen sind und nicht eigentlich die Verkündigung des Wortes Gottes zum Ziele haben. Aus allem ergibt sich, daß bei der schlesischen Bevölkerung die Kriegsbegeisterung keine sehr große war, daß aber die katholische Geistlichkeit und namentlich die geistliche Obrigkeit alles aufbot, den Wünschen der weltlichen Instanzen sich entgegenkommend und willfährig zu erweisen, was auch von Zivil- und Militärbehörden ausdrücklich anerkannt wurde.

Das Elsaß und die Erneuerung des katholischen Lebens in Deutschland von 1814 bis 1848. Von Dr Alexander Schnütgen. [Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte, VI.] 8° (VI u. 164) Straßburg 1913, Herder. *M* 4.20

Der Titel verspricht anderes, als man in der Schrift verwirklicht findet, doch werden über die Person und die vielseitige Tätigkeit des nachmaligen Straßburger Bischofs Andreas Raeß manche interessante, zum Teil bisher unbekannte Mitteilungen zusammengetragen. Natürlich verweilt die Darstellung auch beim Mainzer Seminar und der Wirksamkeit von Colmar, Liebermann und Humann. Der Verbreitung des Werkes der Glaubensverbreitung durch den Einfluß und die Bemühungen des Straßburger Bischofs wird gedacht, der von Straßburg aus nach verschiedenen Teilen Deutschlands verpflanzten wohltätig wirkenden Vinzentinerinnen, endlich auch der auf elsässischem Boden für die badischen Katholiken veranstalteten Volksmissionen. Bei vorsichtiger sachlicher Berichterstattung würde der Verfasser als fleißiger Sammler sich den Dank verdient haben; leider ließ er auf einem von ihm nicht genügend beherrschten Boden und auch auf dem Gebiete des Persönlichen sich mehrfach zu Aufstellungen verleiten, die man nicht gutheißen kann. Namentlich ist die Behandlung, wie sie der ehrwürdigen Persönlichkeit des um die Kirche wahrhaft hochverdienten Bischofs Raeß zuteil wird, ernstlich zu bedauern. Die Schrift wird durch manche ihrer Angaben im einzelnen dienen können, als Ganzes haftet ihr etwas Unausgeglichenes, fast Widerspruchsvolles an.

Köln um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts (1770—1830), geschildert von Zeitgenossen. Herausgegeben von Dr Josef Bayer. gr. 8° (208) Köln 1912, Kommissionsverlag Bachem. *M* 4.— ; geb. *M* 5.—

Kölner Originale und Straßenfiguren. Herausgegeben von Dr Josef Bayer. Mit sieben Abbildungen. 8° (100) Köln 1912, Selbstverlag. *M* 1.20

Alt-Köln-Kalender 1913. Herausgegeben vom Verein Alt-Köln unter Redaktion von Dr Josef Bayer. 8° (80) Köln, Bachem. *M* 1.—

Alt-Köln. Zeitschrift zur Erhaltung kölnischer Eigenart und Pflege kölnischer Geschichte. Organ des Vereins Alt-Köln. Jahrgang I—VI (jährlich 6 Nummern à 8 Seiten; seit 1913 jährlich 4 Nummern à 16 Seiten). Jeder Jahrgang *M* 1.50

Gegenüber den verflachenden und entnervenden Einwirkungen des jetzigen Großstadtlebens etwas von der alten Kölnischen Eigenart, den gesunden frischen Sinn, den herzhaften Humor und damit die pietätvolle Pflege einer reichen Vergangenheit zu bewahren, ist das Ziel, das eine Anzahl alteingesessener Kölner seit Jahren mit vereinten Kräften anstreben und dem auch die hier angezeigten Veröffentlichungen sämtlich ihr Entstehen verdanken. Daß wenigstens im Kern der Bevölkerung etwas vom alten Geist sich erhalte, der einst dem städtischen Leben den Charakter aufgeprägt, und man darf sagen, dem alten Köln seine einzige Beliebtheit in Deutschland gegeben, liegt nicht nur im Interesse der Stadt allein, es ist auch das vaterländische Interesse im Spiel und es berührt die Stellung der katholischen Kirche Deutschlands. Aus solcher Erwägung heraus sind schon 1908 die muntern Kölnischen

Erzählungen von Schneider-Clauß in dieser Zeitschrift (LXXIV 584) willkommen geheißen worden und wird auch den jetzt vorliegenden Schriftwerken volle Würdigung zuteil. Über den Alt-Köln-Kalender und das im 6. Jahrgang stehende Vereinsorgan Alt-Köln kann das Urteil nur dahin gehen, daß sie ihren löblichen Zwecken vollkommen und in der glücklichsten Weise entsprechen und daß wer immer von kölnischem Wesen eine Faser in sich trägt, seine helle Freude daran haben muß. Die „Kölner Originale und Straßenfiguren" knüpfen schon etwas enger an lokale und persönliche Erinnerungen einer bestimmten Zeitperiode an und wenden sich an Leser, die von längerer Zeit her in Köln heimisch sind. Indessen finden sich unter diesen Originalen manche, deren Name auch außerhalb Kölns seinen Klang hat und über deren Lebenslauf näheres zu vernehmen sich verlohnt. Die reiche Sammlung possierlicher Straßenfiguren aber reflektiert in manchem die dem Kölner eigene Gemütlichkeit, Kölner Geist und Witz, und bringt einen charakteristischen Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Städtelebens im 19. Jahrhundert. In der etwas umfangreicheren Schrift „Köln um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts" hat Dr Bayer die Urteile zusammengestellt, welche Reisende und Verfasser von Reisehandbüchern in der Übergangszeit von 1770 bis 1830 über Köln haben ausgehen lassen. Es sind 24 Berichterstatter, verschiedenen Nationen und Lebensstellungen angehörend, die zu Wort kommen. Für den Zeitraum indes, auf welchen diese Urteile Anwendung finden, wären drei Perioden scharf auseinanderzuhalten: das letzte Vierteljahrhundert des Kurfürstenstaates, das anderthalb Jahrzehnt der Franzosenherrschaft, das Wiederaufleben in der Folge der Freiheitskriege. Auch hinsichtlich der Personen, von welchen die Urteile ausgesprochen werden, wäre mehrfache Scheidung am Platze. Da sind solche, die zu ganz bestimmten Zwecken die Stadt besuchen und von ihrem besondern Interessegebiet uns Bericht erstatten, wie der Schwede Björnståhl hinsichtlich der Bibliotheken, W. v. Goethe über das Kunstleben, und solche ernstgehaltene Berichte von Sachverständigen sind offenbar von Wert. Andere sind darauf aus, die Sehenswürdigkeiten aufzuzählen und über die hauptsächlichsten Einrichtungen einen raschen Überblick zu vermitteln, wieder andern scheint es nur darum zu tun, ihre eigenen Eindrücke und Erlebnisse bei vorübergehendem Aufenthalt schriftstellerisch zu verwerten. Nahezu alle diese kurzer Hand formulierten Schilderungen und Urteile fremder Besucher entstammen nicht bloß dem Zeitalter der Aufklärung, sondern sind vom Geist der Aufklärerei auch mehr oder minder durchtränkt. Für sie ist Köln von vornherein die Heimstätte der Ignoranz und Bigotterie, des schwarzgallichten Fanatismus, des Aberglaubens und der Intoleranz, die Kölner sind „ein düsteres, schwerfälliges Völkchen". In der unzutreffendsten oder wenigstens der einseitigsten Weise werden da über Bevölkerung wie Verhältnisse die Farben aufgetragen. Überdies macht in den Angaben und Urteilen eine große Abhängigkeit von den bereits gedruckt vorliegenden älteren Reisebeschreibungen sich bemerkbar; selbst da, wo in einzelnen Punkten der Vorgänger eine Richtigstellung hinnehmen muß, bleibt noch genug der Abhängigkeit übrig. Oft wird von den aufgeklärten Philistern mit vielen Worten getadelt, was einer alten Stadt natürlich anstand: enge, krumme Straßen, übergebaute Stockwerke, hohe Giebel, zahlreiche und große Gärten innerhalb der Stadtmauern. Wirkliche Mängel aber wie die schlechte Pflasterung der Straßen und ihre unzureichende Beleuchtung oder die Zahl und Zudringlichkeit der Bettler, die kleinen Eifersüchteleien innerhalb der Handwerkerinnungen werden verallgemeinert oder ins Ungemessene übertrieben, das wirklich Gute und Ruhmwürdige verschwiegen oder geschmälert. Gewiß ist, daß auch in jener angeblich so dunkeln und rauhen Zeit Menschen jeder Art und zumal höher Gebildete gerne und mit Freuden in Köln ihr Leben zubrachten, selbst dann, wenn sie mit dem religiösen Bekenntnis der Bevölkerung nicht übereinstimmten. Trotzdem bleibt die Zusammenstellung so vieler Zeugnisse von der Hand fremder Besucher aus einem Zeitraum von 60 Jahren ebenso anziehend wie nützlich. Ohne Zweifel wird so auf viele Punkte die Aufmerksamkeit hingelenkt,

die für die Beurteilung der städtischen Verhältnisse von Wichtigkeit sind. Gerne hätte man zum Ausgleich auch einige Urteile von solchen verglichen, die dem Geiste der Aufklärerei noch nicht gänzlich verfallen waren. So bietet z. B. das Itinéraire ou Voyages de Mr l'Abbé de Féller II, Liège 1820, 274—280 als Ergebnis eines zweimaligen Kölner Aufenthaltes 1775 und 1785 manche selbständige Bemerkung, insbesondere eine sehr sympathische Beurteilung des Volkes am Niederrhein. Aus den Zeugnissen, wie sie hier gesammelt vorliegen, läßt sich wohl manches richtig erkennen, um so mehr, da sie vielfach sich gegenseitig berichtigen oder ergänzen; ein zuverlässiges Bild läßt sich daraus nicht gewinnen. Für den Lokalforscher aber, der es unternehmen würde, die Kulturgeschichte Kölns in jener denkwürdigen Übergangszeit wissenschaftlich treu zu schildern, könnte die gemachte Zusammenstellung sich von vielfältigem Nutzen erweisen.

Erlebnisse eines Elsässischen Jesuiten während der Revolution. Herausgegeben von Dr J. Gaß. 8° (72) Straßburg 1913, Le Roux & Cie.

Der zu Schlettstadt 1804 verstorbene Priester Dominikus Roos, der seit 1755 dem Jesuitenorden angehört hatte, hinterließ nebst andern handschriftlichen Werken Aufzeichnungen über sein Leben. Soweit dieselben die Zeit seiner Angehörigkeit zum Orden betrafen, hat der frühere Schlettstadter Archivar Gény sie 1896 dem zweiten Bande der von ihm herausgegebenen „Jahrbücher der Jesuiten zu Schlettstadt und Rufach" als Anhang beigefügt (vgl. diese Zeitschrift LI 564 f), seine Erinnerungen an die Drangsale der Revolutionszeit und seine Internierung im Straßburger Priesterseminar, in Besançon und Auxerre erfahren hier eine besondere Herausgabe. In der Tat bieten sie manches Merkwürdige für die innere Geschichte des Elsaß jener Zeit, machen bekannt mit einer großen Anzahl der verschiedenartigsten elsässischen Priester und Ordensleute und gewähren den wohltuenden Eindruck, daß neben dem wahnwitzigen und verbrecherischen Gebaren der Umsturzmänner doch noch recht viel Menschenfreundlichkeit, Edelsinn und Frömmigkeit im guten Volke zu finden waren. An ehemaligen Jesuiten traf Roos unter der großen Anzahl der Internierten nur noch drei Patres. Ein ehemaliger Laienbruder, der nunmehr in Straßburg verheiratet war, und ein ehemaliger Scholastiker, der nach der Unterdrückung des Ordens sich dem ärztlichen Berufe zugewendet hatte, erwiesen den früheren Mitbrüdern in ihrer Notlage die größte Liebe. Die Leidensgeschichte des Schlettstadter Jesuiten und seiner zahlreichen Gefährten werden Priester mit vielem Interesse lesen, um noch viel mehr alle Liebhaber der elsässischen Heimatsgeschichte. Weiteren Wert hat die Ausgabe dieser Aufzeichnungen durch die Angaben über so viele Angehörige der verschiedensten religiösen Orden und hierarchischen Stellungen, über die sonst schwer etwas zu finden ist. Durch Beifügung der genaueren Personalien und eines Personenregisters hat der Herausgeber diesen Wert noch wesentlich erhöht. Weniger vorteilhaft erscheint, daß die „Biographische Skizze", statt als naturgemäße Einführung zu dienen, nur als Anhang angefügt worden ist.

Le **P. De Smet (1801—1873).** Par le R. P. Laveille S. J. Introduction par G. Kurth. Avec un portrait et une Carte de Voyages du P. De Smet. 8° (XIV u. 562) Liège-Lille 1913, Dessain. *Fr.* 2.50

Die Zeiten, da für den deutschen Jungen der Höhepunkt geistigen Genusses die Indianergeschichte war und der Wigwam der Rothaut das Eldorado seiner Träume, sind heute nicht mehr. Aber Indianergeschichten, wie dieses Buch sie erzählt, werden auch heute noch bei alt und jung die Geister fesseln und die Herzen rühren. P. De Smet ist der große Indianerfreund des 19. Jahrhunderts, man hat ihn Las Casas an die Seite gestellt und die von ihm geschaffenen Indianermissionen den einstigen Reduktionen von Paraguay. In der Geschichte seines Lebens, von dem fast 50 Jahre mit der Sorge um die Rettung der Indianer hingegangen sind, spiegelt sich noch einmal das treue Bild dieser untergehenden Rasse. Die

Treuherzigkeit der unverdorbenen Naturkinder, ihre Kühnheit im Kampfe, ihre Fassung im Unglück, etwas Großes und Edles, was aus all ihren Schwächen noch hervorschaut, läßt ihre Empfänglichkeit für die christliche Religion und die ererbte Ehrfurcht für den Schwarzrock nicht minder eindrucksvoll erscheinen als wie die treulose und herzlose Gewaltpolitik, der sie unterliegen. Das Leben des gefeierten Missionärs hat sich jedoch nicht ausschließlich und nicht einmal zum größeren Teil in den Lagerstätten der Rothäute abgespielt. Abgesehen von 20 wechselreichen Jugendjahren im alten Flandern hatte er seit der Priesterweihe die meiste Zeit hindurch seinen Sitz in St Louis, von wo aus er auf Monate und selbst auf Jahre hinaus die Indianerstämme besuchte, vor allem aber für Missionäre sorgte und die Gründung der Missionen leitete, zu deren Unterhalt er die Mittel schaffen mußte. Nicht weniger als 19 mal hat er im Dienste der Mission den Atlantischen Ozean durchquert. De Smet war ein Missionär vom alten Gepräge, für sich völlig bedürfnislos, vor keiner Strapaze noch Gefahr zurückscheuend, kernig und echt im Wesen, weit und groß im Blick. Bewunderung verdient, was er mit seinen geringen Mitteln gegenüber den größten Schwierigkeiten als Organisator zu stande gebracht hat. Wunderbar erscheint die Macht, die er über die Indianer ausübte. Er durfte es wagen, auch den wildesten Feinden der Weißen wehrlos gegenüberzutreten. Den eigenartigen Einfluß, den die Person des „großen Schwarzrocks" auf die roten Kinder der Steppe übte, wußte die Regierung der Vereinigten Staaten zu schätzen und zu benützen. Wiederholt ist zur Zeit blutiger Indianeraufstände De Smet unter eigener Lebensgefahr als Vermittler des Friedens mitten unter die feindlichen Stämme gegangen; sein Friedenswort hat tausend Greuel und Grausamkeiten verhütet, Tausende von blühenden Leben gerettet und viele Millionen Dollars den Vereinigten Staaten gespart. Entsprechend der Höhe seiner Aufgabe und der Größe des gewirkten Segens blieb dem Apostel auch die Kreuzesschule nicht vorenthalten; von innen neben schweren Körperleiden Verkennung, ungerechtes Vorurteil, Durchkreuzung der Absichten, Scheitern schöner Pläne und Stunden der Entmutigung, von außen Mühsal und Entbehrung, Cholera und Hungersnot, die rohen Ausschreitungen der fanatischen Knownothings und die Schrecken des Sezessionskrieges, schließlich die treulose Indianerpolitik der Regierung unter der Präsidentschaft Grants. Das Schlimmste von allem aber war die Zeit des kalifornischen Goldfiebers, das Ströme von Abenteurern, vielfach den Auswurf der Menschheit, verderbenbringend über jene friedlichen Gefilde herfallen ließ, wo die eben zum Christentum bekehrten Indianer ihre Zuflucht gefunden hatten. So bietet das Werk vieles Ergreifende und vieles Lehrreiche, läßt im alten Flandern heimisch werden und in der Neuen Welt, macht mit den Anlagen und Bräuchen der Indianer bekannt wie mit den Erfahrungen der Missionäre. Im Mittelpunkt bleibt stets die biedere, kräftige Gestalt des seeleneifrigen Missionärs mit seinem reichen Herzen, seinem unverwüstlichen Humor, seiner unbegrenzten Opferwilligkeit. Die Biographie als solche ist vortrefflich, mit Sorgfalt aufgebaut und mit Geschmack geschrieben. Das sehr umfangreiche Material ist gut verarbeitet und geschickt erläutert.

Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 8° M.-Gladbach 1913, Volksvereinsverlag. Das Heft à 60 *Pf*.

1. Heft: **Franz von Assisi.** Von Emil Dimmler. (74)
2. Heft: **Melchior von Diepenbrock.** Von Dr Kosch. (40)
3. Heft: **Ludwig Windthorst.** Von A. Reumont. (116)
4. Heft: **Peter Reichensperger.** Von Dr Franz Schmidt. (62)

Der hochzielende Gesamttitel im Verein mit dem ungemein billigen Preise, die religiösen Kennzeichen in dem farbigen Rahmen, der jugendfrisch den Umschlag der Hefte umkränzt, könnten etwas anderes erwarten lassen, als tatsächlich hier geboten wird. Es handelt sich keineswegs um volkstümliche Flugschriften, die agitatorisch

zu wirken bestimmt wären, noch um religiöse Lektüre, die der Nahrung des Frommsinns dienen soll, sondern alle vier Hefte, die bis jetzt vorliegen, sind in höherem, akademischem Tone gehalten und wenden sich an vollgereifte Leser der gebildeten Kreise. Es sind kurz gedrängte Biographien, die billig beschafft und rasch gelesen werden können und dabei über hervorragende Persönlichkeiten der Vergangenheit wünschenswerte Kenntnisse vermitteln. Soweit aus den bisherigen Ankündigungen sich schließen läßt, scheint die Auswahl vorwiegend auf bekannte deutsche Männer der näheren Vergangenheit gerichtet zu sein, wenn auch das Heft über Franz von Assisi beweist, daß dies nicht als unverbrüchliches Gesetz betrachtet werde. Bis jetzt sind es nur Zelebritäten des katholischen Bekenntnisses, die in den Ankündigungen genannt werden, d. h. praktische gläubige Katholiken, deren Leben und Wirken ihrer Kirche zur Ehre gereicht haben. Wenn es bei dieser Auswahl bliebe, würde es der Sammlung eine besondere Bedeutung geben. Die oben angezeigten vier Hefte bekunden selbständige Arbeit und bieten guten Gehalt; zur freundlichen Ausstattung kommt bei jedem Hefte ein Sach- und Namenregister, bei einigen auch ein Literaturverzeichnis.

1. Das erste Heft ist eine geistvoll durchdachte und künstlerisch schön abgerundete Darstellung, mehr psychologische Studie und geschichtsphilosophische Betrachtung als trockene Forscherarbeit oder episch ruhige Abspiegelung des Tatsächlichen. Es bekundet ein nicht gewöhnliches schriftstellerisches Gestaltungsvermögen auf seiten des Verfassers, setzt aber, um in allem richtig gewürdigt zu werden, Eigenschaften bei den Lesern voraus, die sich nicht immer finden.

2. Die Stärke des Heftes besteht in der literarischen Würdigung von Diepenbrocks Dichtungen und Schriften, für die man dem erprobten Literarhistoriker nur dankbar sein kann. Wie sich leicht begreift, haftet auch sonst bei der kurzen Skizzierung dessen, was den Lebenslauf und die Tätigkeit des Kirchenfürsten ausgefüllt hat, der Blick des Literaten vorzüglich auf den mehr poetischen oder romantischen Momenten, was der Lesung anziehende Leichtigkeit verleiht. Zu loben ist es, daß der Verfasser dem Mißbrauch, der mit einzelnen Äußerungen aus Diepenbrocks früherer Zeit oft schon getrieben wurde, mit Entschiedenheit entgegentritt.

3. Sowohl was Personen als was Verhältnisse angeht, erweist sich der Verfasser fast überall vortrefflich orientiert. Mit der Beherrschung seines sehr bedeutenden Stoffes verbindet er das Urteil des lebenskundigen und politisch reich erfahrenen Mannes. Auch an Arbeit und Sorgfalt ist nicht gespart; das Buch ist sehr inhaltreich und könnte in gewissem Sinn trotz seiner Kürze vollständig genannt werden. Das Zusammendrängen eines so weitschichtigen Materials und die Beschränkung auf die großen Hauptlinien, so wertvoll für den Kenner, hat freilich für die Mehrzahl der nicht eingeweihten Leser auch Schattenseiten. Wenn gegen Ende die gediegene, durchaus schätzenswerte geschichtliche Darstellung ausmündet in einen Exkurs über Mißverständnisse und unerquickliche Gegensätze, die gegenwärtig die eigenen Reihen beunruhigen, so würde man solches lieber den Leit- und Streitartikeln der Zeitungen zugewiesen gesehen haben. Auch eine gut geschriebene Biographie ist ein Kunstwerk, das die richtige Abrundung verlangt, und sie erzeugt eine Feierstimmung, die nicht durch fremden Ton gestört sein will.

4. Erfreulich ist das Heft schon deshalb, weil nun doch über einen so bedeutenden und verdienten katholischen Vorkämpfer eine eigene, sein ganzes Lebenswerk umfassende Schrift uns geschenkt ist. Neben dem mutigen Feststehen zum katholischen Bekenntnis wird bei Peter Reichensperger mit Recht die unverbrüchlich loyale Haltung gegenüber der staatlichen Autorität betont und die treu monarchische Gesinnung bei allem Eintreten für bürgerliche Freiheit und konstitutionelle Rechte. Von dem, was bei seiner Laufbahn in Betracht kommen könnte, hebt der Verfasser besonders die reiche schriftstellerische Tätigkeit auf staatswissenschaftlichem Gebiet und P. Reichenspergers Rolle als parlamentarischer Führer hervor. Soweit es die

katholische Fraktion der preußischen Kammer der Abgeordneten angeht, dürfte vielleicht manches von dem auf Peter Reichensperger übertragen worden sein, was in Wirklichkeit seinem Bruder August zukommt. Auch sonst trifft für diese Periode nicht gerade alles auf den Nagel zu. Dabei bleibt jedoch bestehen, daß auch Peter Reichensperger als Redner wie als Mann der parlamentarischen Schulung von Anfang an zu den Koryphäen der katholischen Fraktion gezählt wurde und in ehrenvollster Weise an allen ihren Bemühungen beteiligt war.

Geschichtsl. Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte. Von Dr Simon Peter Widmann. Zweite Auflage. 8° (396) Paderborn 1913, Schöningh. 8° (396) *M* 3.20

Die Schrift verfolgt die Aufgabe, Ausdrücke und Redewendungen, die, unabhängig von der Sprachentwicklung im eigentlichen Sinne, sich bei uns festgesetzt haben und fast zur Scheidemünze unseres täglichen mündlichen Verkehrs gehören, auf ihre Wurzeln oder doch auf ihren Eintritt in den Sprachgebrauch zurückzuführen. Dies ruft bei den einen historische Erinnerungen wach, bei den andern weist es hin auf ursprüngliche wissenschaftliche Bezeichnungen oder Formen des Geschäftslebens und der Amtsstube. Wohl bei der Mehrzahl wird man jedoch zurückgeleitet auf ursprüngliche Mißverständnisse, Verwechslungen, Umdeutungen, Lesefehler oder Volksphantasien. Die Aufhellung solcher einstigen Mißverständnisse ist dem Verfasser die Hauptsache und verleiht seinen Ausführungen hauptsächlich die Würze. Je nach der Herkunft der betreffenden Ausdrücke oder Namen hat der Verfasser das Ganze in sechs Abschnitte geteilt, innerhalb deren er dann die Früchte einer ausgebreiteten und vielseitigen Belesenheit dicht aneinander schichtet. Manches ist recht anregend und belehrend. Dank dem beigegebenen reichhaltigen Register kann die Schrift als Nachschlagewerk dienen, das über unverstandene oder nur halb erfaßte Worte und Namen in unserer Umgangssprache Auskunft gibt. Wenn die Schrift, die bei ihrem ersten Hervortreten 1891 in dieser Zeitschrift (XL 478) zur empfehlenden Anzeige gebracht wurde, jetzt ein zweites Mal in vermehrter und vervollkommneter Gestalt erscheinen kann, so ist dies ein Zeichen, daß sie ihren Weg gefunden und ihre Brauchbarkeit bewährt hat.

Semaine Sociale de France. Cours de Doctrine et de Pratique Sociales. IX[e] Session. Limoges 1912. Compte rendu in-extenso. 8° (562) Lyon et Paris 1913, Vitte, Cabalda. *Fr.* 6.—

Die Veranstalter der über die Grenzen Frankreichs hinaus in der ganzen katholischen Welt geachteten Semaines Sociales haben ihrer Gewohnheit gemäß auch diesmal einen ausführlichen Bericht über die im vorigen Jahre zu Limoges gehaltenen Vorträge veröffentlicht, der insbesondere durch die tiefgründigen Darlegungen über die Beziehungen zwischen Familie und Wirtschaft, durch die Abhandlungen über den Kredit, durch Mitteilungen über die Grundsätze und das Wirken sozial hervorragender Personen usw. überall lebhaftem Interesse und dankbarer Anerkennung begegnen wird. Die Semaines Sociales Frankreichs sind in etwa den früheren praktisch-sozialen Kursen des Volksvereins zu vergleichen. Nur daß man in Frankreich neben den praktischen auch den prinzipiellen Fragen einen sehr großen Spielraum gewährt. Man wird sich dessen um so mehr freuen, weil gerade der Katholizismus über die für die soziale Reform und den Umbau der ganzen Wirtschaftsverfassung entscheidenden Grundsätze verfügt. Ja man darf geradezu als leitenden, alles beherrschenden Gedanken der Semaines Sociales das Bestreben bezeichnen, aus den Lehren der katholischen Kirche die Ordnung der menschlichen Gesellschaft abzuleiten und demgemäß einer Sozialordnung zum Siege zu verhelfen, die ganz von christlichem Geiste erfüllt ist. Niemand wird darum auch das schöne Buch aus der Hand legen, ohne erhöhte Begeisterung für die katholische Kirche, deren erhabene Mission hier mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit klargestellt und erwiesen wird.

Die Berufsvormundschaft und ihre Probleme. Von Berufsvormund Riestroj. 8° (213) Berlin 1913, Ziemsen. *M* 3.—

Eine der brennendsten Fragen auf dem Gebiete moderner Jugendfürsorge wird hier allseitig erörtert. Nach einer Darstellung des augenblicklichen Standes der Berufsvormundschaft — der amtlichen sowohl wie der privaten — tritt der Verfasser in eine gründliche Erörterung der verschiedenen noch offenen Fragen ein, die durch das rasche Vorschreiten der Berufsvormundschaft auf eine baldige Lösung drängen. Die wichtigsten Gebiete der Fürsorge werden dabei in ihren Beziehungen zur Berufsvormundschaft behandelt. Es berührt besonders angenehm, überall den nüchtern und klar schauenden Praktiker anzutreffen, der sich voll bewußt ist, daß auch die Berufsvormundschaft nicht das Heilmittel aller Heilmittel ist, sondern nur eines unter vielen, wenn auch ein wichtiges. Darum gelingt es auch dem Verfasser, sich einen weiten Gesichtskreis zu wahren und bei aller Liebe zum eigenen Beruf doch für Schwächen der Berufsvormundschaft, namentlich jener von Amts wegen, wie für Vorzüge und Berechtigung der freien Liebestätigkeit ein offenes Auge zu behalten. Ebenso zu begrüßen ist das warme Verständnis für die Wichtigkeit der religiös-sittlichen Erziehung auf dem Boden einer bestimmten Konfession. Indes begegnet doch der vom Verfasser aufgenommene Vorschlag Prof. Dr Klumkers, den auch Pfarrer Eloidt-Dortmund auf dem Caritastage zu Dresden befürwortete, zur Sicherung der konfessionellen Erziehung die Berufsvormundschaft einem Kollegium mit Vertretern der einzelnen Konfessionen zu übertragen, noch berechtigten Bedenken. Die Kontrolle allein genügt nicht, es müssen auch die Garantien gegeben sein, daß ihren Beschwerden oder Wünschen stattgegeben wird. Indes ist auch durch den Kammergerichtsbeschluß vom 27. Dezember 1912 nach der Drucklegung der vorliegenden Abhandlung diese ebenso wichtige wie schwer lösbare Frage in ein neues Stadium eingetreten. Bestrebt, stets die goldene Mittellinie zu finden, decken sich die großen Richtlinien des Verfassers mit jenen, die sich die katholische Caritas vorgezeichnet hat. Allen Arbeitern auf diesem weiten Feld kann die Schrift darum nur empfohlen werden. Die Berufsvormundschaft ist da — ihre Probleme werden nur durch die verständnisvolle Mitarbeit aller Beteiligten eine befriedigende Lösung finden. Zur Einführung in diese Arbeit ist hier ein brauchbares Werkzeug gegeben.

Les Vies Sociales. Par Georges Maze-Sencier. 8° (XIV u. 422) Paris 1913, Rivière & Cie. *Fr.* 3.50

Ein Mann mit einem Herzen voll warmen, tiefen Empfindens für die große Menge, ihr Entbehren und Bedürfen ruft hier alle Gebildeten auf, ihrem Leben auch sozialen Inhalt zu geben, es auch in den Dienst der minder mit Erdengut gesegneten Volkskreise zu stellen. Drei Wege weist er für dies Beginnen. Vertiefung und Ausbau der Sozialwissenschaften, Einführung des Volkes in soziales Denken wird zuerst hervorgehoben. Daran reiht sich die Schilderung des weiten Feldes unmittelbarer sozialer Hilfsarbeit und schließlich der Hinweis auf die Macht des persönlichen Beispiels. Alle diese Lehren werden in der Form zahlreicher knapper Einzelbilder aus dem sozialen Wirken des katholischen Frankreichs geboten. Von der Zentrale der rührigen Action populaire zu Reims bis herab zur Lehrwerkstätte in der Pariser Vorstadt folgen sie in reicher, bunter Fülle. Das gibt dem Buche seinen eigenen Reiz, dem Landfremden einen willkommenen Einblick in die Kleinarbeit der sozialtätigen Katholiken Frankreichs.

Zur Entstehung des Deutsch-Tiroler Bauernstandes im Mittelalter. Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Deutsch-Tirols seit den ältesten Zeiten bis zum Eingreifen der landesfürstlichen Gewalt. Von Alois Deutschmann. 8° (168) Innsbruck 1913, Tyrolia. *K* 2.50

Eine hochinteressante, wissenschaftlich wertvolle, wirtschaftsgeschichtliche Studie bietet uns hier ein Tiroler Priester. Wir sehen, wie das Volk Tirols sich bildet,

aus verschiedenen Völkerschaftselementen sich zusammensetzt, lernen anderseits die Geschichte der Besiedelung, die Entwicklung der Grundbesitzverhältnisse kennen, wobei für die Zeit vom 10. bis 14. Jahrhundert die Traditionsbücher des Hochstifts Brixen zur besondern Geltung kommen. Wer das Tiroler Volk aus persönlicher Berührung oder aus den lebensvollen Schilderungen Schrott-Fiechtls kennen, schätzen und lieben gelernt hat, wird dem Verfasser doppelt dankbar dafür sein, daß er uns mit seinen quellenmäßig gründlichen Untersuchungen bis zu den Anfängen dieses sympathischen Völkleins geführt hat. Im harten Kampfe mit wilder Bergnatur ist da ein Volk erwachsen, ausgezeichnet durch treuen Sinn, unverdrossene Arbeitsfreudigkeit und tiefste Religiosität.

La Typographie et ses produits. Tome II. Publié par l'Office du Travail et Inspection de l'Industrie du Royaume de Belgique. [Monographies industrielles. Groupe XV.] gr. 8⁰ (256) Bruxelles 1913, Lebègue & Co.

In dem früher angezeigten I. Bande dieser lehrreichen Monographie (vgl. diese Zeitschrift LXXXI [1911] 340 f) handelte es sich vorab um die dem Buchdruck dienlichen Stoffe und Industriezweige (Papier, Schwärze, Metallettern, Klischees usw.), während der vorliegende II. Band dem eigentlichen Druck- und Buchgewerbe gewidmet ist. Die volle Beherrschung der technischen Seite verhindert nicht eine wirklich gemeinverständliche Darlegung, die überdies durch einen großen Reichtum von Abbildungen, teils praktischen teils industriegeschichtlichen Wertes, erläutert und durch statistisches Material unterstützt wird. Mit den verschiedenen Schriftarten und den Formen der jetzt im Gebrauch beliebten Lettern wird der Anfang gemacht und dann zur Arbeit des Setzens, Korrigierens, Einstellens und Verteilens der Übergang gemacht. Die Vielgestaltigkeit der Pressen, ihre Funktionen und ihre Bedienung geben den Inhalt des Hauptabschnittes ab. Für die Behandlung muß aber die Mannigfaltigkeit der Druckerzeugnisse wohl unterschieden werden. Da gibt es travaux courants (Plakate, Anzeigen, Geschäfts- und Verwaltungsformulare), travaux de labeur (Bücher und Broschüren), travaux de publication (Zeitungen, Zeitschriften, Periodisches), travaux speciaux (Fahrkarten, Geographiekarten, Musikalien, Obligationen, Devotionalien u. dgl.). Der Zurichtung der Druckerzeugnisse wird ein besonderer Abschnitt gewidmet, der das Falten, Nähen, Broschieren, Binden im einzelnen beschreibt. Eine geschäftliche Übersicht zum Schlusse stellt fest, daß seit 1896 die Zahl der Buchdruckereien in Belgien sich verdoppelt habe, wobei jedoch, so lange zur Begründung eines solchen Geschäftes keinerlei Befähigungsnachweis verlangt wird, Übelstände sich herauszustellen beginnen. Eine beigegebene Statistik gewährt Überblick über Ausfuhr und Einfuhr von Druckwaren. Bei der belgischen Ausfuhr steht Deutschland gerade um das Hundertfache hinter Frankreich zurück.

Alte und moderne Bildungsideale. Eine Antwort auf akute Gegenwartsfragen. Von Joseph Gotthardt. Zwei Bände. I. Band: Antike Bildungsideale und Christentum. II. Band: Das individuelle und das soziale Erziehungsideal der Gegenwart. 8⁰ (XXIV, XXVII u. 884) Arnsberg i. W. 1913, Stahl. *M* 10.—

Die Schrift erscheint für unsere Tage bedeutend genug, um genauer auf ihren Inhalt hinzuweisen. Der Verfasser versucht nämlich als erster (S. 879) das christliche Bildungsideal in ausführliche Parallele zu stellen zu den alten und modernen Erziehungsproblemen und Bildungssystemen. Dabei ist er mit Lipps der richtigen Ansicht, daß auf die so viel erörterten Fragen der Erziehung und des Unterrichtes eine Antwort nicht gefunden werden kann, wenn wir nicht zuerst die unsere Zeit beherrschende Weltanschauung zu entwickeln und das aus ihr sich ergebende Bildungsideal aufzustellen vermögen. Das Bildungsideal ist eben in seiner Abhängigkeit von der Weltanschauung klarzulegen. Im ersten Bande werden die Bildungsideale der alten und mittleren Zeiten geschichtlich erörtert. Das Erziehungsziel der Antike,

tüchtige Staatsbürger oder Philosophen heranzubilden, ist zu kümmerlich, um des Menschen Geist und Herz zu befriedigen. Christus zeigt das höchste Bildungsideal, er, der unerreichte Menschenkenner und Menschenfreund. Christi Lehre bringt Freiheit, lehrt den Adel der Arbeit, heiligt die Familie. Dem alten Germanentum und dem Mittelalter hat Christi Lehre mit Erfolg ein Ideal gezeichnet; in seinen besten Vertretern ist das Mittelalter dem christlichen Bildungsideal sogar sehr nahe gekommen, wenn es auch an mancherlei Widerständen nicht gefehlt hat. Im 18. Jahrhundert setzen ein krasser Materialismus und ein einseitiger Idealismus ein, die bei ihrer dem Christentum feindseligen Stellung auf große Lebensfragen keine Antwort geben können. Das 19. Jahrhundert führt einen gewaltigen Kampf gegen Christus, doch vermag das christliche Bildungsideal seine alte Kraft noch zu behaupten. Der zweite Band will auf akute Gegenwartsfragen eine Antwort geben. Wie für die Vergangenheit wird auch für das 20. Jahrhundert die Parole nur lauten können: Zurück zur christlichen Schule, hin zum christlichen Bildungsideal! Dem Religionsunterricht muß somit eine beherrschende Stellung eingeräumt werden, wenn auch der altklassische, neusprachliche und naturwissenschaftliche Unterricht ihren vollen Wert als Bildungsmittel besitzen. Diese verschiedenen Unterrichtsdisziplinen müssen, alle vom christlichen Geiste beherrscht, harmonisch zusammenarbeiten. Nur dann wird unsere Schule wieder die ideale Bildungsstätte, die in der Vergangenheit so viel hehre Arbeit geleistet hat. — Das individuelle Bildungsideal muß sich jedoch mit dem sozialen vereinigen, muß dazu beitragen, daß die einzelnen Individuen wie ganze Völker zum Glück und zur geistigen Vollendung gelangen. Doch der Auswirkung dieses sozialen Bildungsideals stellen sich gerade heute in den dem Christentume abgewandten Lebensauffassungen riesige Schwierigkeiten entgegen, in den religiös-sozialen Grundirrtümern, dem Agnostizismus, in der gewaltig verbreiteten naturalistisch-intellektualistischen Lebensauffassung. Mit elementarer Gewalt muß sich die Überzeugung Bahn brechen, daß von ihnen allen keine Rettung zu erwarten ist, daß nur das Christentum mit seinem Verständnisse für die Antike, mit seiner objektiven Wertung gediegener wissenschaftlicher Arbeit, mit seiner tiefen Erfassung der Bedürfnisse der menschlichen Seele, seiner eindringlichen Predigt von der sozialen Gerechtigkeit und dem sittigenden Charakter der Arbeit die Gegenwart retten und so das soziale Bildungsideal erreichen helfen kann.

Dies der Inhalt im allgemeinen Gedankengange. Im Gegensatze zu Willmanns Didaktik liegt der Schwerpunkt der Arbeit nicht in historischen oder methodischen Untersuchungen, sondern in der starken Betonung der Grundprinzipien der Welt- und Lebensanschauung. Bei den heutigen heftigen Kämpfen um Erziehung, Unterricht und Bildung ist das Werk freudig zu begrüßen, da es mit besonderer Ausführlichkeit gerade aktuelle Fragen der Gegenwart behandelt. Ein gewaltiger Stoff ist mit Fleiß und Geschick zusammengetragen, die Darstellung ist schwungvoll, von hohem Idealismus getragen. Es weht etwas vom Geiste der Sieghaftigkeit des Christentums selbst in der Schrift. Als besonders gelungen darf man bezeichnen die Abschnitte über Christi Geist und Lehre, die begeisterten Erörterungen der starken Seiten des Mittelalters und der Scholastik, die Darstellung der Gründe für unsere Hoffnungsfreudigkeit in der Gegenwart. Es muß aber trotzdem gesagt werden, daß es nicht immer leicht ist, sich durch die Schrift durchzuarbeiten. Die Komposition dürfte doch entschieden straffer sein. Zwar soll das ganze 33 Seiten umfassende, sehr ins einzelne gehende Inhaltsverzeichnis den Gang der Darstellung feststellen und das Studium erleichtern. Doch hat der Verfasser sich verleiten lassen, von seinem eigentlichen Thema stellenweise gar zu weit abzugehen. Es sollte die Frage beantwortet werden: Welche Vorteile hat das Christentum gegenüber andern Erziehungssystemen und warum geben wir ihm auch in der Gegenwart den Vorzug? Die allgemeinen Kulturerörterungen, die apologetischen Auseinandersetzungen über Christi Geist und Lehre, die sehr umfangreiche Widerlegung der Grundirrtümer unserer

Zeit wirken hemmend. Die Bekämpfung gegnerischer Ansichten ist dabei stellenweise allzu summarisch gehalten. Doch auch da, wo der Verfasser abschweift, bringt er ein so reichhaltiges Material in meistens so lichtvoller, wirksamer Form, daß das Werk beim Selbststudium, namentlich aber bei Ausarbeitung von apologetischen Vorträgen oder bei Vorträgen über Erziehungsfragen wertvolle Dienste leisten kann.

Die religiöse Unterweisung der Jugend. Katechetik von Dr Hubert Schmitz. 8° (232) Köln 1913, Bachem. *M* 3.20

An Handbüchern der Katechetik ist zwar seit geraumer Frist kein Mangel mehr; gleichwohl begrüßen wir mit Freuden diese Neuerscheinung. Sie steht wie kaum eine andere voll und ganz auf der Höhe der Zeit und ist durchweg aufs Praktische gerichtet, ohne einer hinreichenden theoretischen Begründung zu entbehren. Die gewöhnlichen pädagogischen Vorbegriffe und Regeln als bekannt voraussetzend, orientiert sie den angehenden Katecheten über das gesamte Gebiet der katechetischen Tätigkeit, nicht nur über den Katechismusunterricht, sondern auch über den biblischen, kirchengeschichtlichen und liturgischen. Überall zeigt sie ihm klar und deutlich die Wege, seine schwierige Aufgabe möglichst vollkommen zu lösen. Bei jedem Punkte, den der Verfasser bespricht, merkt man, daß er die neue katechetische Bewegung mit großer Aufmerksamkeit verfolgt hat und mit sicherem Blick das Gute und Gesunde vom minder Guten zu unterscheiden wußte. Seine Grundsätze und Weisungen halten sich fern von jeder Einseitigkeit und Übertreibung. Die konzentrischen Kreise und ihre Beschränkung, analytisches und synthetisches Verfahren, die Münchener Methode und die freiere Textentwicklung, das ausmalende Vorerzählen der biblischen Geschichten auf der Unterstufe, der engere Anschluß an das Buch auf der Mittel- und Oberstufe, die psychologische Vertiefung usw., alles das kommt zu seinem Recht. Das Buch kann rückhaltlos empfohlen werden, besonders für Lehrer- und Priesterseminare.

Centula — St.-Riquier. — Eine Untersuchung zur Geschichte der kirchlichen Baukunst in der Karolingerzeit. Von Wilhelm Effmann. [Forschungen und Funde. Herausgegeben von Prof. Dr Franz Jostes. Band II, 5. Heft.] Mit 30 Abbildungen. 8° (VIII u. 176) Münster 1912, Aschendorff. *M* 6.—

Die karolingische Baukunst ist eine wichtige Stufe in der Entwicklung des abendländischen Kirchenbaues. Es beginnt in ihr die Abkehr von dem fast zur Schablone gewordenen altchristlichen Bauschema. Neue Kräfte treten auf den Plan, die zwar mit den Mitteln der überlieferten altchristlichen Architektur schaffen, aber, weil nicht im Banne von Tradition und Herkommen stehend, die alten Formen mit Freiheit handhaben und zur Verwirklichung neuartiger, durch neue Zwecke veranlaßter Raumbildungen benutzen. So wird die karolingische Architektur das Mittelglied zwischen der altchristlichen und romanischen. Was bei ersterer in seinen Anfängen erscheint, findet in der letzteren seine Weiterentwicklung und seine Vollendung. Schon vor etwas mehr denn einem Jahrzehnt hat W. Effmann durch seine Arbeit über die Kirchenbauten zu Werden (Die karolingisch-ottonischen Bauten zu Werden. Straßburg 1899) einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der karolingischen Baukunst geliefert, deren Kenntnis nach dem vorhin Gesagten für das Verständnis von Werden und Sein des romanischen Stiles von größter Bedeutung ist. Die vorliegende Schrift des gleichen Forschers bildet einen weiteren wertvollen Baustein. Die Kirche, um die es sich in ihr handelt, ist die Kirche des Klosters Centula, jetzt St.-Riquier bei Abbeville in der Picardie. Von Abt Angilbert, dem Freunde Karls d. Gr., gegründet und um 790 begonnen, wurde sie 798 vollendet und am 1. Januar 799 mit großem Prunke unter Teilnahme von zehn Bischöfen und zwei päpstlichen Legaten eingeweiht. Die Kirche wurde, nachdem sie schon vorher verschiedene Änderungen erlitten, vielleicht schon im 13., jedenfalls aber im 15. Jahrhundert durch eine neue ersetzt. Indessen hat sich eine Abbildung

des in mancher Beziehung hervorragenden Baues erhalten, die um das Ende des 11. Jahrhunderts entstanden sein wird; freilich nicht im Original, das 1719 zu Grunde ging, sondern nur in zwei, im einzelnen leider nach damaligem Geschmack verschönten, in den Hauptpunkten jedoch genügend zuverlässigen Stichen des 17. Jahrhunderts. Weiteres Material zur Kenntnis der Schöpfung Angilberts bieten eine größere Zahl direkter und indirekter Angaben über den Bau und seine Beschaffenheit in dem sog. Libellus Angilberti, der Chronik Hariulfs und des Abtes Anscher Vita S. Angilberti. Von den mannigfachen Ergebnissen der scharfsinnigen, aber zugleich vorsichtig besonnenen Untersuchungen Effmanns sind zwei von besonderer Wichtigkeit für die Geschichte der karolingischen Architektur. Die Kirche hatte keine Westapsis, wie irrtümlich angenommen worden war, sondern ähnlich wie die um einige Dezennien jüngeren Kirchenbauten zu Werden und St Gallen ein sog. Westwerk, das dem Erlöser geweiht war, als Pfarrkirche diente und ein das Vestibulum der Hauptkirche bildendes kryptaartiges Untergeschoß hatte. Zweitens war sie eine kreuzförmige Basilika im Sinne der späteren Kreuzkirchen, d. i. ausgestattet mit einem zwischen Vierung und Apsis eingeschobenen Chorjoch, der erste sicher nachweisbare Kirchenbau dieser Art. Effmann hat auch eine Rekonstruktion der Schöpfung Angilberts versucht, die nicht bloß interessant ist, sondern auch, was bei solchen Rekonstruktionen seltener zutrifft, den Vorzug haben dürfte, der Wirklichkeit so nahe wie möglich zu kommen.

Führer durch Assisi. Von A. v. Meyer. Mit 1 Titelbild und 12 Abbildungen im Text. 12° (212) Regensburg 1913, Pustet. Kart. *M* 2.—

Assisi ist vor allem ehrwürdig durch seine zahlreichen Erinnerungen an den hl. Franziskus, der hier das Licht erblickte, sein für die Kirche Gottes und das Heil der Seelen so hochbedeutendes Werk begann, wirkte und von der Welt Abschied nahm. Aber es bietet auch noch manches andere, was das Interesse des Pilgers, der die Stadt aufsucht, zu fesseln im stande ist, Überbleibsel aus altumbrischer Zeit, hervorragende Reste römischer Architektur, bemerkenswerte romanische Bauwerke, bedeutende Schöpfungen der Renaissance und ganz besonders eine Fülle von Schätzen der Kunst des 13., 14. und 15. Jahrhunderts. Und zu allem dem kommt ein Landschaftsbild, wie es sonst in Italien nicht viele seinesgleichen hat. Wer wissen will, was alles Assisi für den Fremden hat, möge zu A. von Meyers „Führer" greifen; er wird in ihm in der Tat einen brauchbaren Führer zu den Erinnerungen und zu den Herrlichkeiten der Stadt und Umgebung finden. Für den gewöhnlichen Reisenden, dem nur ein kurzer Aufenthalt vergönnt ist, enthält das Büchlein fast zu viel. Es wäre zweckmäßig gewesen, für solche das Wichtigste durch den Druck oder sonstwie hervorzuheben. Auch ein Plan und ein Inhaltsverzeichnis wären willkommene Beigaben gewesen. Im Literaturverzeichnis am Schluß, das übrigens füglich wegbleiben könnte, fehlen Ort und Zeit der Erscheinung der aufgeführten Werke, bei zweien ist sogar nur der Name des Verfassers genannt. Die Angabe, daß schon Plinius das sog. Tempelchen des Clytumnus beschreibe (S. 192), ist irrig. Schon jetzt sehr brauchbar, läßt sich das Büchlein durch weitere Bearbeitung leicht zu einem erstklassigen Führer von Assisi ausgestalten.

Unser Dommuseum. Von Dr W. Neumann. Mit 19 Abbildungen. gr. 8° (46) Riga 1913, Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. *M* 1.30

Führer durch die Sammlungen der Gesellschaft im Dommuseum. Sechste Auflage. Mit 12 Tafeln. kl. 8° (64) Riga 1913, Gesellschaft für Geschichte usw. *M* 1.10

Als vor 78 Jahren eine Anzahl Männer zu Riga einen Verein bildeten, um die Liebe zur Heimat und das Verständnis für deren Geschichte zu fördern, faßten sie auch den Entschluß, Sammlungen anzulegen, welche jenem Zweck dienen sollten.

Vieles haben sie erworben und in ihrem beim Dome errichteten Museum ausgestellt. Eine Reihe Zimmer zeigt den wechselnden Geschmack der Bewohner Rigas durch mehrere Jahrhunderte, eine große Porträtsammlung, die Abbilder der hervorragendsten Leute der Ostseeprovinzen, eine prähistorische Sammlung birgt Ergebnisse der Ausgrabungen und ist auch für weitere Kreise von Bedeutung. Solche Lokalmuseen haben neben den großen internationalen hohe Bedeutung und sollten keiner größeren Stadt fehlen.

Bibliotheca Ascetica. 24⁰ Regensburg 1913, Pustet. Alle Bände auf echt indischem Papier in Rot- und Schwarzdruck mit Bilderschmuck. Das Bändchen *M* 1.50; geb. in Leinwand mit Rotschnitt *M* 2.—, in Leder mit Goldschnitt *M* 3.—

V: **Certamen spirituale.** Auctore V. P. Laurentio Scupoli. Cum 2 appendicibus de Tentationibus et Examine conscientiae auctore P. Alf. Rodriguez S. J. (XII u. 448)

VI: **De magno orationis medio.** Auctore S. Alfonso de Ligorio. Cum 2 appendicibus de Oratione auctore P. Alf. Rodriguez S. J. et S. Athanasii ad Marcellinum epistola in interpretationem Psalmorum. (XVI u. 424)

VII: **De sacrificio Missae.** Auctore Joanne Card. Bona. Cum 3 appendicibus continentibus P. Gasparis Druzbicki S. J. tractatum de effectibus, fructu et applicatione SSmi Missae Sacrificii, opusculum Jacobi Merlo Horstii: Aphorismi eucharistici, necnon Preces pro Praeparatione et Gratiarum actione ex Missali Romano. (XII u. 452)

Von dem überaus rührigen liturgischen Berater des Pustetschen Verlages, Franz Brehm, liegen drei weitere Bändchen der Bibliotheca ascetica vor (vgl. diese Zeitschrift LXXXII 114). Feinsinnig und geschickt hat der Herausgeber seine Themata gewählt. Legten die vier ersten Bändchen De imitatione Christi, Exercitia spiritualia Sancti P. Ignatii, Vita D. N. Iesu Christi, Memoriale vitae sacerdotalis dem Priester Stoffe von allgemeiner Bedeutung und allumfassender Tragweite vor, so gehen die neuen Bändchen mehr auf seine besondern Bedürfnisse ein. Sich selbst kennen lernen, die Selbstkenntnis zur Selbstheiligung gebrauchen, um auf diese Weise leichter und fruchtreicher das Amt des Mittlers zwischen Gott und der sündigen Welt im Gebete und am Opferaltare üben zu können, das ist, kurz gesagt, deren herrlicher Inhalt. Die einzelnen Themata: Der geistliche Kampf, Das Gebet, Das heilige Meßopfer finden eine ausführliche, durch und durch praktische Behandlung und bieten für die tägliche Betrachtung reichen und anregenden Stoff. Jedes Bändchen ist nach Inhalt und Form ein kleines Meisterwerk, und dazu besitzen sie wegen des bequemen Formates den Vorzug, daß sie überallhin, auch auf Reisen, als liebe und herzerhebende Gefährten mitgenommen werden können.

Aszetische Schriften. 1. Les principes de la vie spirituelle. Par Jos. Schrijvers C. SS. R. kl. 8⁰ (590) Bruxelles 1913, Dewit. *Fr.* 3.50 — Der alles bestimmende Gedanke dieser neuen Anleitung zur Vollkommenheit ist die Idee: „Grund, Entwicklung und Ziel des geistlichen Lebens ist die göttliche Liebe." Bei der Entwicklung derselben ist, den heutigen Verhältnissen entsprechend, dargelegt, wie das Streben nach Vollkommenheit beeinflußt wird durch den Willen des Menschen, seinen Verstand, seine Sinne, den Leib mit seinen Schwächen, und Krankheiten, Psychasthenie, Hysterie und Neurasthenie. Anderseits ist die Wichtigkeit der übernatürlichen Tugenden, der Gaben und Gnaden des Heiligen Geistes betont, das Gebet in seinen verschiedenen Stufen bis zur Ekstase behandelt. Eine Abhandlung über die Seelenleitung bildet den Schluß. Die besten Werke sind benutzt, besonders jene des hl. Alfons von Liguori.

2. La Victime. Par Ed. Gibelin. kl. 8° (VI u. 330) Paris 1912, Lethielleux. *Fr.* 3.50 — Das Opfer begründet die Kraft und Größe wie eines Volkes so auch eines jeden Menschen. Weichlichkeit und Genußsucht aber sind der Weg des Niederganges. Darum stellt der Verfasser Jesu Opfer in seinem Leiden ergreifend und eindrucksvoll hin. Sein Buch wird jeden Leser aufrichten und kräftigen, Priestern gibt es überdies den besten Stoff für Fastenpredigten.

3. Willkommen! Kommunion: Vorbereitung und Danksagung. Von Mutter M. Loyola. Nach der englischen Ausgabe des P. Thurston S. J. übersetzt von Maria Bansla. 12° (VIII u. 270) Regensburg 1913, Pustet. *M* 2.10; geb. *M* 2.80 bis *M* 4.60 — In 37 Abschnitten ist gezeigt, wie und warum man sich vorbereitet, um dem Herrn in der heiligen Kommunion ein herzliches „Willkommen" zu bieten, und wie man sich bei und nach dem heiligen Gastmahl mit ihm unterreden kann. Wir erhalten also ein durch die neue Auffassung recht ansprechendes Kommunionbuch in freundlicher und herzlicher Form, aber weit entfernt von süßlicher Sentimentalität.

Marienverehrung. 1. Die Mutter der schönen Liebe. Gedanken über Unsere Liebe Frau. Von Dr Ottokar Prohászka, Bischof von Stuhlweißenburg. 16° (VIII u. 176) Kempten 1913, Kösel. Geb. *M* 1.15 u. *M* 3.—. In 34 kurzen Abschnitten spricht der hochwürdigste Herr mit Geist und tiefer Liebe seine Gedanken aus über die eigenartige Würde und unerreichbare Heiligkeit der allerseligsten Jungfrau und Mutter Gottes bei den einzelnen Ereignissen ihres wechselvollen, allen Christen zum Vorbild dienenden Lebens. Die von Baronin Rosa von der Wense gegebene Übersetzung paßt gut zu dem Charakter des Buches.

2. Maria die Liebe und Wonne des Menschengeschlechtes. Von P. Philibert Seeböck O. F. M. 12° (188) Innsbruck 1913, Rauch. *M* 1.45. Der unermüdliche tätige Verfasser gibt 72 Beispiele frommer Marienverehrung an Christen aller Stände und Länder, von denen manche heilig gesprochen sind. Er hat dieselben „den Marianischen Kongregationen besonders gewidmet".

3. Marias Wunder und Gnadenerweise in Lourdes und Campocavallo. Von einem Priester der Erzdiözese Köln. 12° (222) Trier 1913, Paulinus-Druckerei. Geb. 80 *Pf.* — Das Büchlein erzählt von Lourdes und Campocavallo bei Loreto, wo ein Bild der Schmerzensmutter im Jahre 1892 Tränen vergossen und wiederholt die Augen bewegt habe. Sein zweiter Teil enthält verschiedene Gebete zu Jesus und Maria.

4. Maigarten. Betrachtungen über das Leben der Gottesmutter für den Maimonat. Von E. Thill S. J. 8° (54) Frankfurt a. M. 1913, Carolus-Druckerei. — „Ein solides und zugleich billiges Maibüchlein", praktisch und inhaltsreich, das mit seinen 14 Lesungen besonders brauchbar für solche Gemeinden ist, in denen im Maimonat nur vierzehnmal eine marianische Andacht gehalten wird. Die schönen Betrachtungen werden aber auch samt allen Verehrern der Gottesmutter willkommen sein.

Der Roman. Theorie und Technik des Romans und der erzählenden Dichtung nebst einer geschichtlichen Einleitung. Von Heinrich Keiter und Tony Kellen. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8° (XVI u. 528) Essen-Ruhr 1912, Fredebeul & Koenen. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Seit Kellen im Jahre 1904 Keiters lang vergessene „Theorie des Romans" zum erstenmal wieder herausgegeben hat, sind sich die weiteren Auflagen in vierjährigen Abständen und immer größerem Umfange gefolgt. Der Hauptgrund für diese starke Verbreitung liegt zweifellos in einer nicht durchweg erfreulichen Tatsache, die Kellen selber im Vorwort zur dritten Auflage andeutet. Der „behandelte Gegenstand" ist „von allgemeinem Interesse" für „das Publikum, das so viele Romane verschlingt", und für die Schriftsteller, „die die große Menge des Lesefutters erzeugen, das nun

einmal die heutige Presse braucht". Innerhalb der so abgesteckten Grenzen hat das Buch keine geringen Verdienste. Es hat Schreibern und Lesern einen faßlichen, durch viele Beispiele erläuterten Unterricht über das Wesen und die Technik der Prosadichtung gegeben, und dadurch gewiß den literarischen Geschmack gehoben. Diesen Dienst, der noch auf unabsehbare Zeiten hinaus nicht zu entbehren ist, wird das Buch auch in seiner neuen Gestalt leisten, obschon Auerbach, Freytag und Spielhagen die Vorzugsstellung, die ihnen Keiter vor 40 Jahren mit Recht einräumte, jetzt mit demselben hätten verlieren müssen. Dagegen kann man nicht ohne starke Einschränkung gelten lassen, was der Bearbeiter darüber hinaus beabsichtigt. „Ich halte es überhaupt für eine Aufgabe dieses Werkes", sagt er im Vorwort zur vierten Auflage, „auch weiterhin die Ergebnisse der jetzt so regen Forschung in einer knappen und übersichtlichen Form den Kreisen der Literaturfreunde zu vermitteln, und gleichzeitig denjenigen, die sich mit Einzeluntersuchungen befassen, einen Überblick über das bisher Geleistete darzubieten und ihnen in der einen oder andern Form Anregungen zu geben." „Anregungen in der einen oder andern Form" und manchen brauchbaren Nachweis wird freilich nicht bloß der Literaturfreund, sondern sogar der Kenner finden, aber von einem „Überblick über das bisher Geleistete" — und noch dazu „in einer knappen und übersichtlichen Form" hätte Kellen nicht sprechen sollen. Sein Buch ist in allen Teilen eine brauchbare, wenn auch weitläufige Notizensammlung; aber die angestrebte Verschmelzung dieser Notizen „zu einem organischen Ganzen" ist noch lange nicht erreicht. Dazu müßte vor allem eine Einteilung gefunden werden, die den Bearbeiter nicht zu dem Geständnis nötigte, daß die Ausführungen in den beiden Hauptabschnitten, d. h. in zwei Dritteln des Buches, „manchmal ineinanderfließen" (S. 102). Klare Gliederung lassen auch die einleitenden geschichtlichen Kapitel vermissen. Möge die von Kellen angekündigte Gesamtgeschichte des Romans, die bisher noch keinem gelungen ist, nicht schon an dieser Klippe scheitern! Ferner wäre an vielen Stellen die Begründung der vorgetragenen Ansichten ernstlicher zu versuchen gewesen. Warum sind beispielsweise (S. 60) dem Epos viele Helden, dem Roman ein einziger Held natürlich? Warum (S. 153) darf die Liebe nicht die einzige Idee eines Liebesromans sein? Warum ist Häßliches oder Krankhaftes bis zu dem S. 90 und 173 angegebenen Grade verwerflich? Auf keine dieser Fragen wird eine bis ins Wesen der Sache vordringende Antwort gegeben. Erst recht ermangeln Kellens Darlegungen da der Schärfe, wo außer ästhetischer Durchbildung noch eingehende ethische und theologische Kenntnisse erforderlich sind, wie bei Behandlung des Weltanschauungsgehaltes (S. 120), der sittlichen Vollkommenheit (S. 168), der Größe im Bösen, (S. 172), der objektiven Reinheit Homers (S. 391). Über alle diese Dinge bietet die katholische Fachliteratur vorzügliche Darlegungen. Kellen wird sie für eine neue Auflage gewiß um so lieber verwerten, als ihm an der Wahrung des katholischen Standpunktes und an der allseitigen weiteren Vervollkommnung seines Buches sichtlich viel gelegen ist.

Die Zelle der Gerechtigkeit. Drei Novellen. Von Franziska Bram (L. v. Enbeers). 12° Köln 1912, Bachem. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Auf heimlichen Stegen und andere Geschichten und Skizzen. Von M. Homscheid. 12° (264) Paderborn 1911, Junfermann. *M* 2.25; geb. *M* 3.—

Folge mir nach! Legendenerzählungen. Von M. Homscheid. 12° (158) Essen 1913, Fredebeul & Koenen. Geb. *M* 1.50

Mit Gott und gutem Wind! Erzählungen. Von Jassy Torrund. kl. 8° (262) Essen 1913, Fredebeul & Koenen. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Diese Frauenbücher sind Sammlungen von kurzen Geschichten, die wieder einmal offenbaren, wie sehr der christliche Gehalt eine Dichtung auch künstlerisch hebt. Man fühlt sich beim Lesen dieser Stücke im Einklang mit den göttlichen Gedanken, die alles Weltgeschehen durchziehen und zuletzt alle irdischen Gegensätze in ewigem

Frieden versöhnen. Das ist die Stimmung, in der die Seele jeder Schönheit offen steht und ob der Freude am Ganzen über etwaige Mängel am leichtesten hinwegsieht. Man kann das schon bei so einfachen, in allzu gleichmäßig gehobener Sprache erzählten Geschichten erfahren, wie sie Antonie Jüngst unter dem Titel „Wegwartblüten" vereinigt hat (Münster, Alphonsusbuchhandlung. Geb. *M* 4.—). Und auch die „Friedenfinder" von E. M. Hamann (Saarlouis, Hausen & Cie. Geb. *M* 1.60), die nach den Worten der Verfasserin „sämtlich auf einen gleichen Zweck hin geschrieben sind", liest man eben um dieses edeln, geistvoll und gütig verfolgten Zweckes willen mit Vergnügen. In beiden Büchern finden sich wahrhaft erschütternde Seiten.

Wenn aber dazu, wie bei Jaffy Torrund und Franziska Bram, ein strengeres künstlerisches Wollen tritt, eine auf breiterem Grunde weiter ausholende Charakteristik und eine anerkennenswerte Sorge um feinere Abgrenzung seelischer Unterschiede, dann lassen sich die zuweilen aufsteigenden ästhetischen Bedenken doppelt gern beschwichtigen. Die drei Erzählungen von Franziska Bram sind düsterer als die sieben von Jaffy Torrund, aber sie sind durchaus nicht von jener niederdrückenden Schwere, mit der so viele außerhalb des Christentums stehende Dichter die Schäden der heutigen Familie behandeln. Gerade Unterhaltungsschriftsteller sollten bedenken, daß ihre Leser von der Not des Lebens ausruhen wollen, also nach Freude und Erhebung dürsten.

Deshalb sind auch die „Geschichten und Skizzen" von Maria Homscheid mit ihrer träumenden Romantik durchaus nicht unzeitgemäß. Wie hat man in literarischen Kreisen den Freiherrn Hans v. Hammerstein beglückwünscht, als er in seinem Märchen „Die blaue Blume" (Regensburg, Habbel. Geb. *M* 2.—) einen Schimmer der Herrlichkeiten Eichendorffs wieder aufleuchten ließ! Maria Homscheid kennt wie er den immer jungen Zauber dieser alten Kunst. Selbst wenn sie von harter Arbeit auf dem Acker oder in der Grube erzählt, umschwebt ein verklärender Glanz die borstigen Gesichter und die schwieligen Hände. Dieses Duftige und Leuchtende ist wohl auch das Beste an ihren „Legendenerzählungen" aus der Zeit Christi. Leider treten stellenweise belehrende Mitteilungen störend aus dem dichterischen Rahmen heraus, gerade wie bei Frau Reynès-Monlaur, deren überaus erfolgreiche Christuserzählung Le rayon schon 1904 deutsch erschienen ist (vgl. diese Zeitschrift LXVIII 240) und nun in neuer Übersetzung unter dem Titel „Die Pharisäer" (Trier, Petrusverlag. *M* 2.80) abermals um Leser wirbt. Es ist ja begreiflich, daß Frauen, da ihnen sonst archäologische Studien ferner liegen, unversehens mehr von ihren Vorarbeiten in die Erzählung einfließen lassen, als das Gesetz der künstlerischen Anschaulichkeit gestattet. Im ganzen aber bieten alle hier genannten Bücher eine gute, auch an dichterischen Reizen nicht arme Unterhaltung.

Miszellen.

William James als Religionsphilosoph. Émile Boutroux, Professor der Geschichte der Philosophie an der Sorbonne, zeichnet in einer kleinen Schrift mit sichtlicher Liebe und Hingabe das Lebenswerk des amerikanischen Philosophen William James [1]. Er war geboren am 11. Januar 1842 zu Newyork als der

[1] Emile Boutroux, William James. Autorisierte deutsche Ausgabe von Bruno Jordan. Leipzig 1912, Veit & Cie. *M* 3.—

Sohn eines amerikanischen Predigers und Schriftstellers. Von diesem ererbte er eine geheime Vorliebe für Swedenborg. Die Studienlaufbahn war eine recht unregelmäßige. Nach kurzem Aufenthalt an der Genfer Universität widmete sich James in Newport, Rhode Island, der Malerei, ging dann aber zu den Naturwissenschaften über und promovierte 1869 als Dr med. an der Harvard-Universität. 1872 begann er die akademische Laufbahn. Physiologie, Psychologie, Religionsphilosophie, Erkenntnistheorie, Metaphysik bezeichnen die Stufen, die er lehrend und schreibend emporstieg. Sie lassen sich an der zeitlichen Abfolge seiner Werke leicht erkennen.

William James will überall der Erfahrung folgen; er möchte die Erfahrung in ihrem ganzen Umfang erfassen, um in ihr der Wirklichkeit nahe zu kommen. Er selbst nennt seine Gedankengänge Radical empirism. Zuerst begegnet ihm die äußere, sinnliche, die physiologische Erfahrung, die dem Mediziner ja so nahe liegt. Aber bald vermutet er, daß selbst der Reflex sich nicht restlos mechanisch erklären lasse. Da tritt ihm in der Vorstellung (idea) und ihrem unleugbaren Wirken die eigentlich psychische Erfahrung entgegen. Ihr wendet er sich zu; er wird Psychologe und schreibt 1890 seine zwei Bände Principles of Psychology. Aber auch die experimentelle Psychologie stellte ihn in ihren Erfahrungen und Experimenten vor Fragen, über die sie ihm keinen Aufschluß gab: die Fragen nach der Beziehung des Bewußtseins zum Gehirn, nach der Beziehung des Bewußseins zu den Gegenständen, die Beziehung der Bewußtseinszustände zu einem erkennenden Subjekt. James mußte Philosoph und Metaphysiker werden. Er ward es in seinem Sinne. Er schaute sich nach einer neuen Art der Erfahrung um. Sollte es nicht neben der äußeren (der physiologischen) und der inneren (psychologischen) noch eine dritte Art der Erfahrung geben, an die man sich um Aufschluß wenden könnte?

James glaubte in den innersten Erlebnissen hervorragender religiöser Persönlichkeiten — er nennt diese religiöse Genies — eine solche höhere Erfahrung zu finden. Die Vorgänge, die bei ihnen auftreten, weisen auf eine Form des individuellen Lebens hin, wo das Ich sich bis in seinen tiefsten Grund verändert fühlt. Die Seele teilt sich, entgegengesetzte Individualitäten bekämpfen sich, urplötzlich oder allmählich tritt an Stelle einer gegebenen Individualität eine unvergleichlich höhere (Bekehrung), unerschütterliche Freude tritt ein, Heilung der moralischen und physischen Krankheiten durch die Aufgabe seiner selbst und Hingabe an die allmächtige, ewige Güte. Eine dauernde übermenschliche Vollendung wird sichtbar, ein mystisches geistiges Leben setzt ein, währenddessen der Mensch, indem er ganz in sich ruht, das Bewußtsein hat, das Leben selbst mit Gott zu leben. Aus den verschiedensten Religionen entnimmt James seine Beispiele. Diese hervorstechenden Züge religiöser Genies setzt James in eine gewisse Parallele zu krankhaften seelischen Erscheinungen, wie sie auf dem Boden der Hysterie als Spaltung der Persönlichkeit (Doppelpersönlichkeit) oder Änderung der Persönlichkeit (wechselnde Persönlichkeit) aber auch bei Vergiftung des Zentralnervensystems im Alkohol- und Opiumrausche oder in der Narkose auftreten. Wie hier die Möglichkeit bestehe, mit andern Arten des Bewußtseins in Verbindung zu treten,

die Grenzen des Ichs auszuweiten und andere Ichs auf sich einwirken zu lassen, so geschehe es im Leben religiöser Genies. Der gleiche Boden, aus dem die pathologischen Tatsachen entsproßten, fördere, freilich aus anderem Samen, die religiösen Erscheinungen zu Tage. In jedem Menschen soll diese Anlage ruhen. Hier ruft James die Theorie von Frederic Williams Myers, vom unterschwelligen Ich, subliminal self, mit andern Worten, vom sog. „Unterbewußtsein" zu Hilfe und macht sie sich zu eigen. „In dieser offenen und gastfreundlichen Region können sich verschiedene Bewußtseinsformen durchdringen, niedere Bewußtseinsarten können sich mit höheren vereinen, ja mit dem göttlichen Bewußtsein selbst" (Boutroux-Jordan S. 80). So stehen äußere sinnliche, innere psychologische und religiöse Erfahrung in inniger Beziehung zueinander.

Die Frage nach dem Werte der Erfahrung führte James zur Erkenntnistheorie. Er wurde Verteidiger des Pragmatismus, der die Wahrheit der Ideen bemißt an ihren Leistungen fürs Leben. Was James freilich alles unter seinen Pragmatismus einreiht, darüber erhält man in der kleinen Studie Boutroux' keinen klaren Aufschluß. Der Mangel an Klarheit führt sich indessen vielleicht mehr auf James selbst zurück.

Auch der höchsten Metaphysik wandte sich schließlich James zu, und in seinem Werk Pluralism entschied er sich im Gegensatz zum Monismus für ein pluralistisches Universum, d. h. für eine Welt, welche aus vielen Dingen besteht. „Der Pluralismus der Dinge dem Wesen nach ist also wahrscheinlicher als ihre völlige Zurückführung auf die Einheit. Gott selbst muß als eine Person begriffen werden, die keineswegs die Persönlichkeit anderer Wesen ausschließt." Gegen den krassen Materialismus macht er ebenfalls Front. Er sagt, der so oft angerufene Satz, das Denken sei eine Funktion des Gehirns, brauche durchaus nicht zu bedeuten, das Gehirn produziere das Denken. Nichts hindere uns anzunehmen, „daß das Gehirn, anstatt das Denken zu erzeugen, einfach der Kanal ist, durch den es sich aus einer geistigen Welt in unsere materielle Welt hinüberpflanzt", und daß die geistige Individualität bestehen bleibe, auch wenn das Gehirn aufgelöst werde.

Boutroux hat es leider unterlassen, an James' Philosophie Kritik zu üben. Alles klingt wie ein Loblied auf seinen Helden. Und doch erkennen wir selbst in dieser Darstellung, welche die Schatten nicht zeichnet, ja zuweilen sogar aus dem Lob heraus, das Boutroux spendet, die Schwächen der Philosophie von James.

James hat wenig Vertrauen auf die Pfade des rein logisch schließenden Verstandes, und damit versperrt er die für jede gesunde Philosophie unentbehrlichsten Wege. Er redet nicht die nüchterne Sprache der ruhig abwägenden Vernunft. „Die Spontaneität seiner Gedankenentwicklung war packend", schreibt Boutroux (S. 50 f). „Alles, was er sagte, floß gleichsam über an Empfindungen und Eingebungen. Niemals drückte er sich in einer allgemein zugestandenen, abstrakten unpersönlichen Form aus. Alle Ideen, die seinem Kopf entsprangen, waren lebendig und getränkt vom Inhalt seiner Persönlichkeit." Das ist wohl kaum der Weg, auf dem man zu Schlüssen kommt, die man vor seinem Verstande schlechthin rechtfertigen und mit denen man andere dauernd überzeugen

kann. Wie oft phantasiereiche Vergleiche und Gefühlsmomente die klaffenden Lücken ausfüllen, die keine Logik zu überbrücken vermag, dessen mag sich James wohl kaum bewußt geworden sein. Die logische Schulung ging ihm ab. Er beruft sich ständig auf die Erfahrung, aber es fehlt jede genaue Scheidung zwischen wirklicher Wahrnehmung, Phantasievorstellungen und sich eventuell daranschließenden Überlegungen. Es fehlt an einer genaueren Prüfung der Erfahrung auf ihre Zuverlässigkeit und vor allem auf ihre Tragweite. So kommt es, daß James in seinen Varieties of Religious Experience unterschiedslos den „mystischen Erfahrungen" von Mormonen, methodistischen Revivals und pathologischen Exaltationszuständen Bedeutung für höhere Erkenntnis beilegt. Auf solchen Schutt metaphysische Anschauungen zu bauen und mit solch bedenklichen Vordersätzen die Fragen über Unsterblichkeit und Gottes Persönlichkeit lösen zu wollen, kann nicht als gesunde Philosophie gelten.

Kein Wunder, daß James weder über Gott noch über die Seele und deren endliches Schicksal etwas Sicheres, Beruhigendes und Befriedigendes zu sagen weiß. Gott ist ihm nicht allmächtig und daher kann er für ihn auch nicht unendlich sein. Ja es scheint, daß James in Gott nicht einmal den Urheber der Welt sieht; denn sein Gott findet die Übel in der Welt vor und muß mit ihnen rechnen und kämpfen, gerade wie der Mensch.

Dazu kommt, daß dieser Gott für den amerikanischen Philosophen nur eine vorläufige Annahme ist, um besser auszukommen, und daß eine solche Annahme absolut keinen Beweis für die wirkliche Existenz bildet, wie James auf Grund seines Pragmatismus nicht genug betonen kann. So kann man denn seines Eintretens für einen persönlichen Gott nicht froh werden. Er meint den Monismus zu überwinden, und statt dessen lauert im Grunde seines Systems nur eine neue Form von Vielgötterei und Pantheismus.

James konstruiert sich eine geistige und religiöse Welt; er schafft sich vage religiöse Hoffnungen. Beweise bringt er keine und anerkennt er keine. Als Psychologe will er nur durch Hinweis auf die Enge des Horizontes des normalen Bewußtseins und auf die sog. mystischen Erfahrungen, die er kritiklos hinnimmt, sich das Recht erobern, an die Wahrscheinlichkeit der geistigen Welt zu glauben, die er sich selbst konstruiert hat. Und so steht letztlich für den denkenden Verstand am Ende der gesamten Philosophie die Verzweiflung an aller Wahrheit. Die schönsten Konstruktionen der Phantasie können kein Ersatz sein für die verlorene Wahrheit.

Im Hibbert Journal, Oktober 1911, läßt James Bissett Pratt uns einen Blick tun in die persönlichen, religiösen Anschauungen des amerikanischen Religionspsychologen. Aus seinen Antworten auf verschiedene Fragepunkte seien nur folgende hervorgehoben:

„Der Hauptgrund für meine Gastfreundschaft gegenüber den religiösen Zeugnissen anderer ist meine Überzeugung, daß das ‚normale' oder gesunde Bewußtsein ein so kleiner Teil der aktuellen Erfahrung ist." „Ich glaube an Gott, nicht weil ich seine Gegenwart erfahren habe, sondern weil ich es so nötig habe, daß es wahr sein muß." Bei anderer Gelegenheit bemerkt er, daß in ihm so etwas wohne, das

dem mystischen Bewußtsein entspreche. „Es ist", so äußerte er Pratt gegenüber, „sehr vag und läßt sich unmöglich beschreiben oder in Worte kleiden. Darin gleicht es in etwa einer andern Erfahrung, die ich beständig habe — einer Melodie, die immer im Hintergrunde meines Geistes singt, die ich aber nicht identifizieren noch pfeifen noch auch loswerden kann. Etwas Ähnliches wie das ist mein Gefühl für Gott oder ein Jenseits. Besonders zuzeiten einer moralischen Krisis kommt es über mich als das Gefühl eines unbekannten Etwas, das mir Rückhalt gibt (backing me up). Es ist allerdings unbestimmt und eher schwach. Und doch, ich weiß es, daß, wenn es aufhören würde, in meinem Leben eine große Stille (hush), eine große Leere entstände."

Auf diesen mystischen „Keim" kommt James in einem Briefe an Prof. Leuba zurück. James schreibt:

„Meine persönliche Lage ist einfach. Ich habe kein lebendiges Gefühl vom Verkehr mit einem Gotte. Ich beneide jene, die es haben; denn ich weiß, daß die Zugabe eines solchen Gefühls mir eine große Hilfe wäre. Das Göttliche ist für mein tätiges Leben beschränkt auf unpersönliche abstrakte Begriffe, welche als Ideale mich interessieren und bestimmen. ... Obwohl ich nun so leer an Gottesbewußtsein im unmittelbaren und strengen Sinne des Wortes bin, so ist doch etwas in mir, das mitklingt (makes response), wenn ich Äußerungen anderer aus jenem Quartiere höre. Ich erkenne die tiefere Stimme. Etwas sagt mir: ‚Da liegt Wahrheit'. Und ich bin sicher, es sind nicht alte theistische Vorurteile der Kindheit. In meinem Falle waren diese christlich, aber ich bin so aus dem Christentum herausgewachsen, daß ich bei jeder mystischen Äußerung von jeder Verwicklung mit solchen Vorurteilen absehen und dieselbe überwinden muß, ehe ich auf sie hören kann. Nennen Sie das, wenn es Ihnen beliebt, meinen mystischen Keim. Es ist ein Keim, der sehr gemeiniglich sich findet. Er schafft Reih und Glied der Gläubigen. ... Dogmatischer Atheismus oder Naturalismus ist eine konsequente Position. Wäre in uns gar kein mystischer Keim, so glaube ich, würden wir wahrscheinlich alle heutzutage dort sein."

James ist gescheitert an seiner Überschätzung der Erfahrung und seiner Unterschätzung des besonnenen logischen Denkens, ein Opfer eines Antiintellektualismus, wie so viele andere, die in Kants Fußstapfen traten.

Ein Haeckelscher Pseudo-Bärenembryo. In Haeckels „Anthropogenie" (II[5] [1903] 700) prangt in Seiten- und Vorderansicht ein angeblicher Embryo des braunen Bären, Ursus arctos *L.* (s. Fig. 2a u. 2b). Zur großen Verwunderung nicht nur des Laien, sondern auch des Fachanatomen zeigt die gesamte Rückenfläche des etwa 4,5 cm langen Gebildes ein deutliches Stachelkleid, von dem beim erwachsenen Bären bekanntlich keine Spur mehr vorhanden ist. In liebenswürdiger Weise überließ Haeckel das seltene Objekt seinem Jenaer Kollegen Professor Dr F. Maurer zu wissenschaftlicher Verwertung. Die Frucht der gründlichen Untersuchung des als Haut- und Haarspezialisten bekannten Forschers erschien 1904 dem siebzigjährigen Haeckel zu Ehren in der „Festschrift Ernst Haeckel" (Jenaische Denkschriften XI. gr. 4° Jena, Fischer). Ganze 30 Seiten (S. 507 bis 538) mit 4 Textfiguren und einer Tafel beansprucht hier „Das Integument eines Embryo von Ursus arctos. Ein Beitrag zur Frage der Haare und Hautdrüsen bei Säugetieren".

Bezüglich der mysteriösen Stachelanlagen gelangt der Verfasser zu folgendem Urteil:

„Es ist also festzustellen, daß in der Ontogenese hier dem Haarkleid die Anlage eines Stachelkleides vorausgeht. Ein naheliegender Schluß wäre nun, daß infolgedessen das Stachelkleid etwas Primitiveres als das Haarkleid sei" (S. 523). Auf Grund anderweitiger Befunde lehnt Maurer indes letztere Ansicht ab, und man merkt die ganze Schwierigkeit der Erklärung, wenn er ausführt (S. 528): „Ich bin der Ansicht, daß man den so auffallenden Befund bei dem Embryo von Ursus arctos nur mit der größten Vorsicht aufzufassen hat. Man findet eben bei einer Säugetierform oft scheinbar sehr primitive Verhältnisse neben sehr fortgeschrittenen, und so erscheint hier eine Umkehrung bei Ursus, insofern ein sehr fortgeschrittener Befund in den embryonalen Stacheln zuerst auftritt und einem einfacheren, dem Haarkleid, Platz macht, das einen primitiveren Zustand darstellt. Auch dafür sollte es aber wohl eine Erklärung geben, wenn man für sich das Recht beansprucht, die klar zu Tage liegenden Tatsachen dem Verständnis näher zu bringen. Diese führe ich aber nur als Privatmeinung an und gestehe jedem das Recht zu, sie zu verwerfen: Der Bär hatte wie wohl alle Säugetiere zuerst ein Haarkleid. Aus diesem bildete sich ein Stachelkleid am Rücken aus, wie dies auch bei andern Säugetieren sich findet. Doch ist dasselbe niemals soweit entwickelt gewesen, daß es das Haarkleid auf dem Rücken ganz verdrängte.... Indem nun die Stacheln beim Bären wieder geschwunden sind (die Ursache dafür ist unbekannt, wir können hier nur die Tatsache hinnehmen), sind die dazwischen noch bestehenden Haare wieder zu mächtiger Entfaltung gelangt, und nur embryonal in früher Periode kommt noch das Stachelkleid zur Anlage."

Und auf S. 529: „Eine Frage kann ich leider aus dem vorliegenden einen Objekte nicht entscheiden. Das betrifft das Schicksal der Stachelanlagen. Werden sie beim Embryo schon nach kurzem Bestand abgeworfen, etwa wie das Wollhaar des Menschen beim Embryo ausfällt und im Fruchtwasser zu Grunde geht? Oder bilden die Stacheln weiterwachsend sich zu Haaren um, und ein jedes wird zum Stammhaare einer späteren Haargruppe? Diese Möglichkeit ist ... nicht ganz von der Hand zu weisen ..."

Auffallend ist, daß weder Haeckel noch Maurer der leiseste Verdacht an der Bärennatur ihres Embryo aufstieg. Um so auffallender, als Maurer selbst (S. 521) den vollständig negativen Stachelbefund des holländischen Anatomen De Meijere an einem 22 cm langen Bärenembryo zugeben muß.

Desto skeptischere Aufnahme fand der Haeckel-Maurersche Stachelbär in ernstlich prüfenden Fachkreisen. Der tüchtige Anatom Keibel zu Freiburg i. Br. erkannte gleich den wahren Sachverhalt, und Professor F. Hochstetter in Wien hat das Verdienst, den jüngeren Karl Toldt zur Klärung der Frage angeregt zu haben. In seinen „Studien über das Haarkleid von Vulpes vulpes *L.*" (Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums XXII, 1907/08, 195—269) entlarvte letzterer den sog. Bärenembryo als einen ganz gewöhnlichen — Igel, Erinaceus europaeus *L.* Bei diesem sind allerdings Stacheln weiter nichts Überraschendes, und die gewagten phylogenetischen Schlüsse Maurers verlieren ihre Prämissen.

Man täte indes Maurer Unrecht, wollte man ihm Unkenntnis von Igelembryonen vorwerfen. Nein — und damit wird die Verwechslung erst recht unbegreiflich —, Maurer selbst hebt die „auffallende Ähnlichkeit" seines Bärenembryo mit einem Igelfötus hervor (S. 522) und bemüht sich redlich, Unterschiede herauszufinden. Sie alle sind indes nach Toldt „durchwegs geringfügig" und finden ihre Erklärung in individuellen Abweichungen oder Konservierungseinflüssen. Besonderes Gewicht legt Maurer auf das Vorhandensein von Haaranlagen zwischen den Stachelgebilden seines Embryo, eine Erscheinung, die bei Igelembryonen nicht vorkomme. Doch hat Toldt an seinem reichen Igelmaterial auch „vielfach verschiedene kleine Anlagen von Haargebilden" zwischen den Stacheln beobachtet. Überdies liegt es nahe, die ersten Anlagen von Haar und Stachel bei ihrer wesentlichen Gleichheit zu verwechseln.



Fig. 1a. Fig. 2a. Fig. 3a.

Fig. 1b. Fig. 2b. Fig. 3b.

Fig. 1a. Embryo von Ursus americanus *Pall.* (Schwarzbär). Nach K. Toldt jun., 1907.

Fig. 1b. Embryo von Ursus arctos (Brauner Bär). Nach Blumenbach um 1800.

Fig. 2a und 2b. „Totalansicht eines Embryo von Ursus arctos von 4,5 cm Länge. Nach E. Haeckel." Nach Maurer, 1904.

Fig. 3a und 3b. Embryo von Erinaceus europaeus (Igel). Sammlung des Zoologischen Museums in Utrecht.

(Nach „Anatomischer Anzeiger" 1909, Jena, Gustav Fischer.)

Nach beistehender Figurenzusammenstellung, die wir Dr Curt Elzes abschließendem Artikel im „Anatomischen Anzeiger" (XXXIV [1909] 568—572) entnehmen, kann sich jeder leicht von der Übereinstimmung des Haeckel-Maurerschen Bärenembryo (Fig. 2) mit einem unzweifelhaften Igelfötus (Fig. 3) und von seiner gänzlichen Verschiedenheit gegenüber den Bärenembryonen der Fig. 1 überzeugen. Allerdings rührt Fig. 1a nicht vom braunen, sondern vom amerikanischen schwarzen Bären her, der indes Ursus arctos nahe genug steht, um für ihn hier eintreten zu dürfen. Dies wird auch durch Fig. 1b bekräftigt, die einen echten Embryo von Ursus arctos zeigt, wie ihn schon Blumenbach vor über hundert Jahren abbildete („Abbildungen naturhistorischer Gegenstände", Göttingen 1797—1810, Taf. 32).

Auf den ersten Blick könnte freilich Fig. 2 von Fig. 3 hinlänglich verschieden scheinen. Die ganze Gestalt des Haeckel-Maurerschen Embryo ist gedrungener, plumper. Elze erklärt dies sehr einfach dadurch, daß das Objekt bei der

Konservierung von vorn nach hinten stark zusammengedrückt wurde, wobei Kopf und Hinterende sich näherten.

Alles in allem gleicht der angebliche Bärenembryo „auf das genaueste dem gleich großen Embryo des Igels, so daß seine Zugehörigkeit zu dieser Tierart außer Zweifel steht" (Elze a. a. O. 572).

Trotzdem findet man noch 1910 in der deutschen Ausgabe (von H. N. Maier und Sukatschoff) von Schimkewitsch' „Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere" auf S. 74 den Haeckel-Maurerschen Stachelfötus als Bärenembryo abgebildet mit der wissenschaftlichen Erläuterung, daß „der Embryo des Bären am Rücken mit schuppenförmigen Papillen bedeckt ist, von denen jede einen provisorischen Stachel trägt".

Wir wollen bei der großen Seltenheit von echten Bärenembryonen den Jenaer Gelehrten die tragikomische Verwechslung gewiß nicht zu hart anrechnen, aber einen interessanten Beitrag zu Haeckelschen Embryonenfragen bietet sie doch. (Vgl. Wasmann, Alte und neue Forschungen Haeckels über das Menschenproblem, in dieser Zeitschrift LXXVI [1909], 2.—4. Heft).

Leider erfahren wir nur, daß Haeckel seinen Pseudo-Bären „der Güte des Herrn v. Schmerzing (in Arva-Varallia, Ungarn)" verdankt. Wenn der Geber vielleicht in neckischer Bosheit dem Alten von Jena einen rechten Bären aufbinden wollte, hätte er sich jedenfalls kaum einen gründlicheren Erfolg wünschen können.



